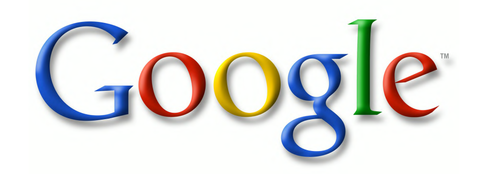


A. F. C. Vilmar,

Literaturgeschichte.

Erster Band.

Geschichte

der

deutschen

National-Literatur.

Von

A. F. C. Vilmar.

Erster Band.

Siebente vermehrte Auflage.

Marburg.
Elwert's academische Buchhandlung.
1857.

Vorwort zur vierten Auflage.

Die wolwollende Theilname, welche diesen „Vorlesungen“ wie das Buch in den ersten beiden Ausgaben seiner Entstehung gemäß sich nannte, seit sechs Jahren geschenkt worden ist, und die sich selbst in den herben Stürmen der beiden letzten Jahre nicht vermindert hat, legt mir eine Verpflichtung der Dankbarkeit auf, welche ich nicht beßer zu erfüllen glaube, als dadurch, daß ich wie bisher so auch in dieser vierten Auflage mich aller Aenderungen und Umarbeitungen enthalten habe. Was in der dritten und in dieser vierten Ausgabe hinzugekommen, also nicht gesprochen sondern bloß geschrieben ist, beschränkt sich auf einige Erweiterungen der Geschichte unserer neuesten Poesie, da über manche Erscheinungen derselben jetzt ein etwas mehr begründetes und dem Abschluße sich wenigstens mehr annäherndes Urteil möglich ist, als vor sechs Jahren. Weitere Aenderungen und Umarbeitungen würden nichts anderes, als undankbare Willkür sein. Galt es mir doch bei dem mündlichen Vortrage dieser Geschichte unserer Litteratur nur darum, die Sachen selbst in ihrer Warheit und Einfachheit zu den Gemütern Unbefangener reden zu laßen, und die Freude welche ich

an ihnen hatte, in gleichem Maße in andere Seelen überzutragen; hat man doch damals im vertrauteren Kreiße die Wiederklänge der alten Sagen und Lieder gern aufgenommen, hat man die Freude des Sprechenden geteilt; hat man dann auch im weiteren, im weitesten Kreiße in dieser unbefangenen und wenn man so will, jugendlichen Freude gerade das Eigentümliche des Buches gefunden — wie dürfte ich mich versucht fühlen, diesen Charakter der, wenn auch mitunter vielleicht allzu schlichten Einfachheit zu verwischen und die Freude zu stören? Die Gelehrsamkeit, die Wißenschaft, die Kritik waren und sind anderwärts auf diesem Gebiete hinreichend vertreten, dem Leben war und ist noch immer verhältnismäßig wenig dargeboten worden. Dem Leben aber hat diese Geschichte der deutschen Literatur dienen wollen, dem ganzen und vollen Leben meines Volkes, in der Kraft seiner Thaten, wie in der Macht seiner Lieder, in dem Stolze seiner angebornen Weltherschaft, wie in der selbstverschuldeten Demütigung unter Fremde, in dem lachenden Glanze seiner Frölichkeit wie in dem tiefen Ernst seiner christlichen Frömmigkeit. Daß für dieses ganze und volle Leben unseres Volkes, für das Erleben, nicht bloß für das Wißen seiner Geschichte noch Sinn und Empfänglichkeit in reichem Maße verbreitet ist, das hat die freundliche Aufnahme dieses Buches auch in den letzten, schweren Zeiten bewiesen, in welchen die Merzal sich von der Vergangenheit und den warhaftigen Erlebnissen des deutschen Volkes gänzlich ab und den nur allzu unbestimten Gedanken einer zweifelhaften Zukunft mit Leidenschaft zuzuwenden schien. Gewis, unsere Aufgabe ist noch nicht erfüllt, und eine

reiche Zukunft liegt noch vor uns; aber der Zeiger, welcher still und unverrückt auf die Stunde der Zukunft hinweist, ist kein anderer, als der Sinn für das Leben der Vergangenheit, der Sinn für die Treue, die Liebe und die Freude unserer Väter; der Beruf des deutschen Volkes in der Zukunft wird kein anderer sein als der er seit fast zwei Jartausenden gewesen ist: ein Hüter zu sein unter den Völkern für Zucht und für Sitte, für Gerechtigkeit und für Hingebung, für Dichtung und Wißenschaft in ihrer stillen Innerlichkeit und für den Glauben der christlichen Kirche in seiner weltüberwindenden Herrlichkeit.

Diesem Leben und diesem Berufe des deutschen Volkes möge denn auch dieses kleine Buch in dem engen Kreiße seines Daseins seine schwachen Dienste ferner leisten.

Kassel am Jahrestage der Schlacht
von Belle Alliance 1850.

A. Vilmar.

Zur fünften Auflage.

Auch dieser fünften Ausgabe habe ich in der Geschichte der älteren Literatur Zusätze von Belang zu geben nicht für erforderlich gehalten, um so weniger, als seit nunmehr etwa zehn Jahren diese Geschichte der älteren Zeit in der Wißenschaft mit Ausnahme des Dramas keine erheblichen Erweiterungen erfahren hat. In

der Geschichte der neueren Literatur sind zwar einige Ausführungen vorgenommen worden, wie sie fortschreitende Erfahrung unseres dichterischen Lebens mit sich brachte, indes mit der Vorsicht, welche durch den geschichtlichen Charakter des Buches und durch das ursprüngliche, ohne merklichen Nachteil nicht zu verwischende Colorit desselben gefordert wird.

Kassel 19. Januar 1852.

A. Vilmar.

Zur siebenten Auflage.

Die gegenwärtige Auflage hat, wie die nächstvorhergehende sechste, nur in den Anmerkungen einige, durch die literarischen Erscheinungen der letzten vier Jahre hervorgerufene Erweiterungen erfahren; von den poetischen Tageserzeugnissen mußte die Darstellung, wie bisher, sich entfernt halten, da dieselbe weder auf ein Registrieren des Vorhandenen, noch auf ein Besprechen des augenblicklich Interessanten angelegt war, und ohne sich selbst zu zerstören, nicht darauf sich richten kann.

Marburg 4. November 1856.

A. Vilmar.

Inhalt.

Einleitung.

Die Geschichte der deutschen Literatur, welche auf diesen Blättern dargestellt werden soll, kann nicht alles das umfaßen, was man in seinem weitesten Umfange deutsche Literatur zu nennen pflegt; sie kann und wird nicht die gesamten literärischen Geistesproducte unseres Volkes, durch welche dasselbe sich bei allen, jedem andern Volke in gleicher oder ähnlicher Weise angehörigen Wißenschaften betheiligt hat, auch nur in den flüchtigsten Strichen und leichtesten Skizzen zu schildern sich unterfangen. Es ist nur das Gebiet der Geschichte der deutschen **National**-Literatur, dessen allgemeine Beschreibung diese Vorträge sich zur Aufgabe gesetzt haben; nur diejenigen literärischen Kunstwerke unseres Volkes, welche in Stoff und Form dessen eigentümliche Anschauung, Gesinnung und Sitte, dessen eigensten Geist und eigenstes Leben wiedergeben und abspiegeln, nur diese, als der Inhalt der deutschen National-Literatur (oder der deutschen Literatur im engeren Sinne), werden in ihrem Entstehn, ihrem Wesen, ihrer Folge nach — und ihrer Wirkung auf einander Gegenstand meiner Schilderung sein können. Und da die Poesie die älteste und eigentümlichste Sprache wie aller Völker, so auch des deutschen Volkes ist, da in ihr der Charakter des Volkes an Leib, Seel und Geist am vollständigsten und sichersten sich ausprägt, so wird die Geschichte der poetischen National-Literatur unseres Volkes der vorzüglichste Gegenstand meiner Aufgabe sein.

Aber auch selbst diese unsere National-Literatur werde ich weniger in ausgeführten Schilderungen als in leicht entworfenen, oft kaum angedeuteten Skizzen vor den Augen der Zuschauer vorüberführen können. Doch würde ich theils den billigen Erwartungen meiner Leser, theils der Würde des Gegenstandes welcher uns beschäftigt, wenig entsprechen, wollte ich nicht wenigstens so viel versuchen, diese Skizzen zu einem wenn auch nur im Allgemeinen richtigen und deutlichen Bilde von dem Zusammenhange, in welchem die einzelnen literarischen Erscheinungen mit einander stehen, von der innern Notwendigkeit, mit welcher die eine derselben durch die andere hervorgerufen und bedingt wurde, zu verbinden. Ich muß deshalb bitten, mich nicht allein zu den alten, sondern sogar zu den ältesten Zeiten unserer Geschichte zurück zu begleiten, weil nur auf diesem Wege jener innere und notwendige Zusammenhang der literarischen Erscheinungen deutlich werden, und nur durch Zurückgehen auf das Alte das Neue zum Verständnis und zu einer reifen und durchdringenden Beurteilung gelangen kann.

Zur Gewährung dieser meiner Bitte, mich in so entlegene, und der gewöhnlichen Ansicht zufolge so unangebaute und wilde Gegenden zu begleiten, trägt vielleicht schon die Erwähnung des Umstandes bei, den ich an die Spitze meiner Schilderungen stellen muß: daß unsere Literatur eine Erscheinung aufzuweisen hat, welche die Literatur keines Volkes der Erde mit ihr theilt: sie ist zweimal zur höchsten Blüte ihrer Vollendung emporgewachsen, sie hat zweimal in dem Glanze einer heitern, frischen, kräftigen Jugend gestralt — mit einem Worte: sie hat, nicht wie die Literatur der übrigen Nationen nur eine, sie hat zwei klassische Perioden gehabt; zweimal ist es uns vergönnt gewesen, auf der Höhe der Zeiten zu stehen und in dem vollen Bewustsein reicher Lebenskräfte unser gesamtes inneres und äußeres Leben in dichterischen Kunstwerken mit einfacher Treue und großartiger Warhaftigkeit abzuspiegeln; zweimal hat der edelste und reinste Lebensinhalt unserer Nation sich in gleich edle und reine, in naturgemäße und darum vollendete Formen gegoßen, und die eine dieser Glanzperioden, welche an Frische und Fülle der Formen, an Gediegenheit und

Reichtum des Stoffes der andern, von uns erlebten, nicht das geringste nachgibt, ja dieselbe in mehrfacher Hinsicht weit überbietet, liegt eben in jenen scheinbar so weit entlegenen, so unbekannten und vermeintlich öden Regionen. Vielleicht dürfte der gerechte Stolz auf diesen Nationalvorzug, welchen in seinem vollen Umfange nicht einmal die Griechen mit uns theilen, eine genaue Erwägung desselben, mithin ein etwas eindringenderes Eingehen auf jenen ersten Glanzpunkt unserer literärischen Existenz nicht allein rechtfertigen, sondern sogar gebieterisch fordern. Wessen Selbstgefühl hätte es nicht verletzt, wenn uns, wie gar oft von Unkundigen geschehen, bei aller Anerkennung unserer Klopstock, Lessing, Schiller und Goethe, vorgehalten worden ist, daß wir doch nur durch die Voltaire, Corneille und Racine, durch die Shakespeare, die Tasso und Ariost das geworden seien, was wir wirklich sind, und daß wir, nachdem alle anderen Nationen längst ihr Blütenalter gefeiert, erst spät und gar langsam, als die allerletzten, gleichsam als träge Nachzügler, und nur angefeuert durch den Stachel der Treiber, uns auch auf die Höhe unseres literarischen Selbstbewustseins erhoben hätten? Wenn es sich aber ausweist, daß längst vor dem Blütenalter unserer westlichen und südlichen Nachbarn die Zeit unserer ersten schönsten und frischesten Jugend gelegen hat, daß längst, nicht allein vor Tasso und Ariost, sondern auch vor Dante und Petrarca wir unsern Walther von der Vogelweide, unsern Wolfram von Eschenbach, unsere Gudrun und unser Lied von der Nibelungen Not gehabt haben, Dichter und Dichtungen, mit denen sich die Fremden kaum, und was das Epos betrifft, gar nicht meßen können, da nur die Griechen eine Ilias und nur wir ein Lied von den Nibelungen besitzen — daß wir also nicht die letzten, sondern die ersten, oder vielmehr die ersten und die letzten sind, verjüngt wie die Adler und dem Phönix gleich aus der Asche zu neuem Leben erstehend — dann werden wir zwar nicht auf undeutsche Weise prahlen mit unsern Leistungen, wol aber mit hoher und inniger, und darum desto stillerer Freude unserer bevorzugten Stellung unter den Nationen der Erde und der reichen Gaben inne werden, die uns geworden sind, wie es denn überall

der höchste Preis des Lebens ist, mit dem sichersten Selbstgefühle und dem edelsten Stolze die einfachste Bescheidenheit und die stilleste Demut zu verbinden.

Die Bedingungen, unter welchen diese imponierende Erscheinung einer zweimaligen klassischen Blüte unserer Literatur möglich und wirklich wurde, liegen in der innersten Natur und dem eigentümlichen welthistorischen Berufe unseres Volkes. Den Griechen war es vergönnt, sich rein aus sich selbst, aus der ursprünglichen Triebkraft ihres nationalen Geistes allein zu entwickeln, ohne durch fremde Einflüße bald gehindert, bald gefördert zu werden: überall sind sie sie selbst, ihrer eigentümlichen Stoffe und der naturgemäßesten Formen, der festen und sichersten Maße gewis; versagt war ihnen die Fähigkeit, sich fremden Elementen zu öffnen, sich ihnen liebend hinzugeben, um wiederum sie liebend zu durchdringen: die Fähigkeit, an einer fremden, stärkern Volkspersönlichkeit, an einem höheren, kräftigeren Geiste sich aufzuerbauen, zu erfrischen, zu verjüngen, und die erlöschende Flamme des eigenen Nationallebens durch neuen von außen zugeführten Brennstoff zu erneuerter Glut anzufachen. Ihr Leben war eine heitere, unbesorgte Jugend, ein lachender, in wunderbarer Blütenpracht glänzender Frühling, welchem nicht die heiße Arbeit des Sommers, der kühle Schauer des Herbstes, das eisige Erstarren des Winters, aber auch kein zweiter Frühling mit neuem Grün und frischen Blüten gefolgt ist. Als das Leben fremder Nationen auf das griechische Leben eindrang, erlag dieses wehrlos und kampflos dem doch nur physisch überlegenen Gegner, und selbst das Christentum hat die griechische Nationalität nicht zu beleben vermocht, oder richtiger, sie nicht erhalten und neu beleben wollen. Ganz anders ist dieß alles bei uns. Vom Anfange an zum umfaßendsten geistigen Weltverkehr, über ein Jartausend lang auch zur äußern Weltherschaft berufen, haben wir nie das Zusammenstoßen mit fremden Nationalitäten, nie den Kampf mit fremden Geistern gefürchtet; ja, wie Kampf und Krieg, wie Streiten und Stürmen die beste Freude unserer Altväter war, und sie keine höhere Lust kannten, als wenn Schild an Schild rannte und das scharfe Schwert in kräftigem Hiebe auf dem Eisenhelm erklang, so

ist es unsere höchste Lust gewesen und ist es noch, die Geister — um mit Luthers Worten zu reden — auf einander platzen zu laßen. In diesem Kampfe haben wir bald gesiegt und den starken Fuß auf des Feindes Nacken gesetzt, bald haben wir Schrammen und Narben, die wir nie verbergen, davon getragen, ja wir sind in die Gefangenschaft des Gegners geraten und haben in schmählicher Botmäßigkeit Sklavenketten geschleppt; bald endlich haben wir wie Offerus der heidnische Riese uns der weltbezwingenden Macht und Herrlichkeit unseres Gegners freiwillig ergeben, und sind Christusträger geworden, wie Offerus zum Christophorus wurde. Berufen zum Träger des Evangeliums, hat das deutsche Volk niemals in einseitiger Abgeschloßenheit, hochmütiger Selbstbespiegelung und eigensinnigem Nationaldünkel sich gefallen können, vielmehr willig und offen sich hingegeben und jedem fremden Eindrucke sich bloßgestellt, willig das Fremde anerkannt und aufgenommen, zuweilen bis zum Selbstvergeßen des eigenen Wertes: fähig, alle eigenen Ansprüche an das Object fahren zu laßen, und sich ganz in dasselbe zu versenken, ist das deutsche Volk durch diese erste und gröste Dichterfähigkeit das eigentliche Dichtervolk unter den Nationen der Erde.

Jener Kampf, jenes gewaltige Ringen mit fremden Geistern, diese Fähigkeit, sich aufzuschließen und hinzugeben, Fremdes zu empfangen, dasselbe in fortwährendem kräftigem Aneignungsprocesse dem eigenen Selbst zu assimilieren, und dann wieder in freier Schöpfung als volles Eigentum zu reproducieren, dieß ist es, durch welches unsere Literatur gekennzeichnet, durch welches ihre Geschichte bedingt und die Perioden derselben bestimt werden. So oft einer jener Kämpfe siegreich ausgekämpft, ein solcher Aneignungsproceß vollendet war, trat die neue Schöpfung in reicher Fülle und reinen Formen an den Tag, erreichte unser geistiges, zumal dichterisches Nationalleben seinen Höhepunkt und seine klassische Vollendung. Zweimal ist auf diese Weise unser Selbst von fremden Elementen innig durchdrungen worden, um wiederum sie innig zu durchdringen: das erstemal von dem Geiste des Christenthums, dessen volle und ganze Aneignung die erste klassische Periode im 13. Jarhundert schuf; das zweitemal von dem Geiste des griechisch-römischen

Altertums und dem unserer Nachbarvölker, am Ende des vorigen Jarhunderts.

Im Anfange, als zuerst unser Volk in die Geschichte der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechtes eintritt, sehen wir dasselbe in allen seinen Stämmen in heftiger Gährung begriffen; in wilder Wanderlust und roher Kampfesgier drängte Volk an Volk, Stamm an Stamm vorwärts nach dem Süden und dem Westen, also daß die Völkerbande sich zu lösen und unsere Volksstämme in zügelloser Kriegeswut sich selbst zu verzehren droheten; da wurde von dem Süden und dem Westen, wohin die ungezählten Scharen drängten, mit mächtiger Stimme der Friede Gottes des Herrn tief in den Norden und Osten hinein und über die wogenden Völkerscharen hinaus gerufen; und es ward still in den Wäldern und auf den Heiden, und die Scharen lauschten ehrerbietig dem Worte des Gottesfriedens; das Kreuz wurde aufgepflanzt an den Scheidewegen der Völkerstraßen und die wandernden Heere standen und baueten Hütten und Burgen und Städte um die Kreuze. Der Gesang von den Göttern, von Wuotan, von Donar und Ziu verstummte, aber der Heldengesang, der Gesang von den alten Stammeshäuptern, von den Königen und Volksherzogen dauerte fort, und vermischte sich nun mit den Stimmen der Gläubigen, welche Gott den Herrn lobten und den Gekreuzigten priesen. Die alte Wildheit wich christlicher Sitte und christlicher Milde, und nur die Tapferkeit und die Treue, die Freigebigkeit und die Dankbarkeit, die Keuschheit und die Familienliebe, die ältesten und echtesten Züge des deutschen Charakters, sie blieben nicht allein ungeschmälert und ungebrochen, sondern sie wuchsen an dem Stamm des Kreuzes, diesem „lebendigen Holze“, wie der alte katholische Kirchengesang wenigstens in dieser Beziehung höchst treffend sagt, aus dem sie neue Nahrung sogen, nur kräftiger und herrlicher heran. Es war das Christentum nichts was dem Deutschen fremd und widerwärtig gewesen wäre, vielmehr bekam der deutsche Charakter durch das Christentum nur die Vollendung seiner selbst; er fand sich in der Kirche Christi selbst, nur gehoben, verklärt und geheiligt wieder, und wenn von einem Kampfe des deutschen Gemütes und

Lebens mit dem Christentum bei der Einführung desselben die Rede ist, so kann davon nur als von einem Kampfe der Liebe die Rede sein: die apostolische Darstellung von der Gemeinde als der Braut des Herrn hat in der Gemeinde der Deutschen ihr vollestes und warhaftigstes Gegenbild gefunden. Daher denn auch, als die Vermählung des deutschen Geistes mit dem christlichen Geiste vollzogen war, dieser Charakter der Liebe, der Zartheit, der Innigkeit, welcher die Poesieen unserer ersten klassischen Periode in so hohem Grade auszeichnet, daß unsere nur allzu liebeleere Zeit eben um dieser Eigenschaft willen der Fähigkeit fast entbehrt, sich ganz einzutauchen in das Verständnis jener Dichtungen, die nur begriffen werden können von einem gleichgesinnten Herzen, von einem Herzen, welches zugleich ganz deutsch und ganz christlich ist.

Unter wesentlich verschiedenen Bedingungen bereitete sich die zweite klassische Periode unserer Literatur seit der Mitte des 15. Jarhunderts vor und trat dieselbe im Laufe des achtzehnten Jarhunderts ein. Es war dieß nicht wie vorher, ein Kampf der Liebe, sondern ein Krieg auf Tod und Leben, in welchem früher, im 16. und weit mehr im 17. Jarhundert unser eigenstes deutsches Bewußtsein, unser Nationalleben, unsere Eigentümlichkeit und Selbständigkeit als Deutsche, später im 18. Jarhundert das christliche Bewußtsein und die Geltung und Würde der christlichen Kirche von allen Seiten angegriffen, bekämpft und zeitweise besiegt, ja sogar scheinbar zerstört und vernichtet wurde. Erst nach langem Ringen und heißem Kampfe gelang es, uns unserer selbst wieder bewußt, der feindseligen Elemente Herr und der reichen Beute aus dem langen gefahrbringenden und verwüstenden Kriege der Geister froh zu werden. Darum trägt unsere zweite klassische Periode etwas vorzugsweise kriegsfertiges und kampfgerüstetes an sich; die hingebende Liebe der ersten Zeit ist dahin, die Traulichkeit und Heimlichkeit der Minnesänger und den herzbewegenden Gesang unseres Epos von der Treue des Dieners gegen den Herrn bis in den Tod suchen wir umsonst; die Kritik ist die stete Begleiterin, ja sie ist die Mutter und Ernährerin des grösten Teiles unserer modernen klassischen Literatur; Weltverstand und Weltgewandheit

haben wir eingetauscht für die jugendliche oft rührende Befangenheit und Naivetät jener älteren Zeiten; war ehedem der Blick beschränkt auf Haus und Hof und die dunklen Wälder und grünen Bergeshalden, welche die friedliche Stätte der Heimat umkränzten, so schweift er jetzt sonnenhell und frei weit hinaus über die Grenzen des väterlichen Gaues, über die Marken des Vaterlandes in die entlegensten Regionen der Erde, um sich an Indiens und Chinas Wundern, an der wüsten Oede des Polarmeeres wie an den glühenden Steppen Africas mit gleicher Lust zu weiden.

Nächst der Angabe dieser allgemeinsten Gesichtspunkte, welche für die Geschichte der deutschen National-Literatur ein für allemal festgehalten werden müßen, und sowol in der gegenwärtigen zwangloseren Darstellung derselben, wie in der strengsten wißenschaftlichen Faßung der deutschen Literärgeschichte ihre unveränderte Geltung behalten, habe ich den Plan, welchen ich meinen Erörterungen zum Grunde lege, oder mit andern Worten die Perioden anzugeben, in welche die Geschichte der deutschen National-Literatur zerfällt; zugleich versuche ich es, die charakteristischen Merkmale dieser Perioden in wenigen Worten zu zeichnen.

Die Geschichte der deutschen National-Literatur zerfällt in drei große Abteilungen: die älteste Zeit, die alte Zeit und die neue Zeit; — dem Ausdrucke Mittelalter weiche ich absichtlich aus, da die älteste Zeit in unserer National-Literatur einen großen Teil des in der Weltgeschichte sogenannten Mittelalters begreift, und die alte Zeit, wie sich alsbald ausweisen wird, nicht zugleich mit dem Ende des Mittelalters auch ihr Ende erreicht.

Die älteste Zeit begreift die Anfänge unseres literärischen Lebens — will man ja einen bestimten Anfangspunkt haben, von der Mitte des 4. Jarhunderts n. Chr. an — bis gegen die Mitte des 12. Jarhunderts oder in runder Zahl bis zum Jahre 1150. In diese Zeit fällt das Ringen des deutschen Geistes mit dem christlichen Geiste, der Kampf des alten nationalen Heidentums mit dem Christentum.

Die alte Zeit reicht von der Mitte des 12. Jarhunderts oder von 1150 bis zu dem Jahre 1624. Ihr Charakter in seiner

höchsten Spitze und reinsten Blüte gefaßt, ist die innige Verschmelzung des Deutsch-Nationalen mit dem Christentume zu einer harmonischen Einheit bei der strengsten Selbständigkeit der deutschen Literatur gegen fremde Volkselemente; sie zerfällt aber selbst wieder in vier deutlich von einander geschiedene Perioden:

1) die Vorbereitungszeit des Zustandes, welcher eben geschildert wurde, etwa vierzig Jahre begreifend, von 1150—1190;
2) die erste klassische Periode unserer Literatur selbst, in welcher jene innige Harmonie des Deutschen und des Christlichen zur vollen Entfaltung und glänzenden Erscheinung kommt, die Zeit unseres nationalen Epos und des Minnegesangs, von 1190—1300;
3) die Zeit des Sinkens der Poesie von der erstiegenen Höhe in anfangs langsamem, dann schnellerem und immer schnellerem Falle; vom Jahre 1300 bis zu dem Beginne des 16. Jarhunderts oder bis zum Jahre 1517, dem Anfangspunkte der Reformation, eine Epoche, welche ich nur wähle, um an ein bereits bekanntes Jahr mich anzulehnen, während eben so gut die Jahre 1494, 1512, 1522 oder 1534 genannt werden könnten; — endlich
4) die Periode des Ringens einer neu hereinbrechenden Zeit mit der alten, die Periode der Vorzeichen einer eindringenden und das Vaterländische vernichtenden fremdländischen Cultur; von 1517—1624.

Es schließt somit, wie bereits angemerkt worden ist, diese alte Zeit unserer Literatur nicht zugleich mit dem Mittelalter ab, und fängt mithin die neue Zeit in der Literaturgeschichte nicht zugleich mit der neuen Zeit in der politischen oder Weltgeschichte an; während des 16. Jarhunderts ist in der Literatur nur die Sprache neu, Stoffe und Formen der Poesie bleiben bis 1624 die alten, seit vierhundert Jahren herschenden. Die nähere Rechtfertigung und die Nachweisungen dieses Verhältnisses im Einzelnen muß ich der Darstellung dieser und der jetzt zu erwähnenden nächstfolgenden Periode vorbehalten.

Die neue Zeit unserer Literatur beginnt mit dem Jahre 1624; ihr Charakter in seiner Vollendung gefaßt muß bezeichnet werden als das Durchdrungenwerden des Vaterländischen von den Lebenselementen fremder Völker, die innige organische Verschmelzung des Deutsch-christlichen mit dem Fremdländischen zu einem in sich harmonischen Ganzen.

Auch diese Hauptabteilung unserer Literaturgeschichte zerfällt in mehrere sehr bestimt geschiedene Perioden:

1) die Zeit der Herschaft des Fremdländischen über das Einheimische, das Zeitalter der gelehrten Poesie; von 1624 bis um das Jahr 1720, von Martin Opitz bis zu dem ersten Auftreten von J. J. Bodmer;
2) die Zeit der Vorbereitung einer neuen Selbständigkeit, von 1720 bis gegen 1760;
3) die zweite klassische Periode unserer Literatur, die mit Klopstock beginnt und füglich mit dem 22. Merz 1832 geschloßen werden kann.

Eine vierte Periode unserer neuen Zeit von 1832 bis zu dem heutigen Tage würde das Zeitalter der Epigonen zu nennen sein; doch muß diese, als bei weitem noch nicht abgeschloßen, aus dem Kreiße unserer Erörterungen, in sofern dieselben auf den Namen historischer Schilderungen Anspruch machen wollen, ausgeschloßen bleiben.

Aelteste Zeit.

Einsam, und von den übrigen späteren literärischen Erzeugnissen durch wenigstens drei Jarhunderte getrennt, steht das älteste Denkmal unserer Literatur da, einer Riesenburg ähnlich, an welcher das Zwerggeschlecht späterer Jarhunderte mit ehrerbietiger Scheu vorübergeht: die Uebersetzung der Bibel durch den gothischen Bischof Ulfilas. Dieses große und denkwürdige Nationalwerk kann zwar hier, wo es sich zunächst nur um literarische Kunstwerke, um eine Geschichte der deutschen Poesie, nicht um eine Geschichte der deutschen Sprache handelt, nicht mehr als eine vorübergehende Erwähnung finden; aber eine völlige Uebergehung desselben wäre eine Schmach für den deutschen Literator, seien ihm auch Grenzen und Zwecke gesteckt, welche es wolle. An diesem Werke hat sich in unsern Tagen eine ganz neue Wißenschaft, die jüngste, aber eine der vollendetsten: die deutsche Sprachwißenschaft, die historische Grammatik aufgebaut, und das Verständnis nicht allein der althochdeutschen, sondern auch der mittelhochdeutschen Dichterwerke wird nicht zum geringsten Theile bedingt durch das Verständnis der gothischen Sprache.

Ulfila, ein Bischof der Westgothen, gestorben im Jahre 388, siebenzig Jahre alt, wie wir erst vor wenig Jahren durch einen jener wunderbar glücklichen literarischen Funde, an denen unsere Zeit reich ist [1], erfahren haben, ein eifrig treuer Lehrer seines Volkes und von seinen Zöglingen und Schülern noch im Grabe hochverehrt und gepriesen, krönte sein Werk der christlichen Unterweisung seiner Gothen, welches er drei und dreißig Jahr lang getrieben hat,

dadurch daß er ihnen die heilige Schrift — die Ueberlieferung sagt, allein mit Ausnahme der vier Bücher der Könige, um durch die darin enthaltenen Kriegsgeschichten den kriegerischen Sinn seines Volkes nicht zu entflammen — in ihre Landessprache übersetzte, wozu er, wie wenigstens nicht ganz unwahrscheinlich ist, ein eigenes Alphabet zum Theil altgermanisch, zum Theil dem griechischen Alphabet entlehnt, erfand. Jarhunderte lang wurde dieses Werk unter den, nach und nach weiter, nach Italien und dann nach Spanien vorrückenden Westgothen in hohem Ansehen erhalten, und die Sprache desselben im 9. Jarhundert noch verstanden. Seitdem verscholl es gänzlich, und nur die Nachrichten griechischer Kirchenschriftsteller bezeugten, daß einst ein Ulfila gelebt habe und eine von seiner Hand verfaßte Uebersetzung der Bibel vorhanden gewesen sei. Sechshundert Jahre waren verfloßen, da verbreitete sich zuerst, am Schluße des 16. Jarhunderts, durch einen im Dienste des hessischen Landgrafen Wilhelm IV. stehenden Geometer — Arnold Mercator ist sein Name, sein Vaterland Belgien — die dunkle Kunde von einem in der Abtei Werden vorhandenen Pergamentbuche, in welchem eine uralte deutsche Uebersetzung der vier Evangelien enthalten sei. In der Folge gelangte diese nach und nach bekannter gewordene und bewunderte Handschrift nach Prag, und nach der Eroberung dieser Stadt durch den Grafen Königsmark im Jahre 1648 nach Schweden, wo sie und zwar in Upsala unter dem Namen des silbernen Codex (das Pergament ist mit Purpur gefärbt, die Buchstaben in Silber eingezeichnet, das ganze Buch durch die Freigebigkeit eines schwedischen Marschalls Lagardie in massives Silber eingebunden) noch jetzt als einer der kostbarsten Schätze unserer Literatur aufbewahrt wird. Zweihundert und fünfzig Jahre später, im Jahre 1818, wurden unter den Schätzen des lombardischen Klosters Bobbio durch den nachmaligen Cardinal Mai und den Grafen Castiglioni auch die Briefe des Apostels Paulus in der Uebersetzung des Ulfila entdeckt. Von der Uebersetzung des alten Testaments sind nur wenige Zeilen erhalten worden.

Die Sprache, welche aus diesen ehrwürdigsten Resten unseres deutschen Altertums uns entgegentönt, ist die Mutter unserer jetzigen,

sogenannten hochdeutschen Sprache, ihrer späten Tochter aber an Reinheit und Wollaut der Vocale, an Strenge des grammatischen Baues, an Reichtum und Fülle der Formen, an Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen, an Genauigkeit des Ausdruckes, und im Allgemeinen besonders an Würde und Ernst bei weitem überlegen, wenn sie auch nicht die Beweglichkeit und Geläufigkeit im Satzbau besitzt, deren die Enkelin sich rühmt. — Es war einer Auferstehung von den Todten vergleichbar, als diese Werke nach einem mehr als tausendjährigen Schlummer wieder erwachten, mit neuen wunderbaren Zungen zu den späten Enkeln redeten, diesen erst das eigentlichste und innerste Verständnis ihrer eigenen Sprache eröffneten, und überall ein neues reges Leben, ja zuletzt, wie schon erwähnt, eine ganz neue Wißenschaft erweckten. Und in der That hat die gothische Sprache, diese vollendetste Sprache unserer Altväter, — scheinbar rätselhaft und doch alsbald überraschend verständlich, fremd und doch zugleich heimisch und vertraut, scheinbar schroff, streng und abstoßend, und dennoch an das innerste reinste Gefühl sich anschmiegend — etwas ungemein Anregendes und fast möchte man sagen, Herzbewegendes: eine Wirkung, die sie noch an keinem verfehlt hat, der sich mit nur einiger Hingebung ihr widmen wollte, seitdem dieselbe, früher mehrfach aber minder glücklich bearbeitet, an Jacob Grimm den Interpreten gefunden hat, den sie allein verdiente.

Diese Andeutung über die älteste Beschaffenheit unserer Sprache, wie sich dieselbe an der gothischen Mundart am bestimtesten offenbart, ist zugleich geeignet das erste und zugleich das helleste Licht auf die Anfänge unserer Poesie zu werfen, zu deren Schilderung wir jetzt übergehen.

Es gab eine Zeit, welche in eitler Selbstbespiegelung so ganz verloren war, daß sie außer sich selbst nichts für lobenswert, schön und vollkommen anerkennen wollte: eine Zeit, welcher alle früheren Bestrebungen und Leistungen nur als unvollkommene und rohe

Anfänge, als abenteuerliche Sprünge oder geradezu als Narrheiten erschienen. Ob diese Zeit ganz und gar vorüber ist, wollen wir hier nicht untersuchen; genug, sie war vorhanden, und gefiel sich darin, das Mittelalter, vorzugsweise das germanische, als dicke Finsterniß und wüste Barbarei, vollends aber unsere Väter, welche noch vor dieser finsteren Zeit gelebt hatten — die alten Deutschen, um die Zeit von Christi Geburt oder überhaupt während der Kämpfe mit dem römischen Weltreiche und während der Völkerwanderung — als eichelfreßende Halbmenschen zu schildern. Daß die Sprache dieser Halbthiere auch nur ein rauhes Schnarren und Krächzen, ohne gehörige Articulation, ihre Poesie ein wildes Gepolter von Halbwörtern und ihr Gesang ein rohes Gebrüll gewesen, glaubte man um so zuversichtlicher voraussetzen zu dürfen, als in den Schriften der Römer und selbst einzelner Deutschen über die Rauhigkeit und Unfügsamkeit der alten deutschen Sprache so wie über den barbarischen Gesang der Deutschen zu wiederholten Malen Klage geführt wird. Erzält doch der römische Kaiser Julian der Apostat, er habe die Deutschen am Rhein ihre Volkslieder singen hören, und es sei ihm dieß gerade vorgekommen, wie das Gekrächze schreiender Raubvögel. Sind auch diese Ansichten, welche hauptsächlich von Johann Christoph Adelung, dem Verfaßer des vielgebrauchten deutschen Wörterbuchs, vertreten und durch seine Auktorität verbreitet wurden, gegenwärtig in vielen Stücken gemildert, so ist doch ein gewisses Mistrauen gegen jene ältere und älteste Zeit und diejenigen welche mit Liebe und Begeisterung von derselben reden, unleugbar bis auf den heutigen Tag vorhanden; man glaubt, die Verteidiger der alten deutschen Zeit und der alten deutschen Poesie insbesondere malten diese Dinge aus vorgefaßter Zuneigung allzusehr in das Schöne, und meint, wolle man streng bei der Warheit bleiben, so sei so viel unbestreitbar, daß jene alte Zeit bei aller Tüchtigkeit, jene alte Poesie bei all ihrer Kräftigkeit, doch an Ungeschlachtheit, an Mangel an Haltung, Form und Maß leide, und daß wir erst im Fortschritte der Cultur zu sicherer Bewegung, reinen Formen und festen Maßen gelangt seien. — Und doch ist diese Ansicht von der ursprünglichen Roheit unseres Volkes und der

Poesie desselben insbesondere und von der erst im Verlauf der Zeiten gewonnenen Bildung nicht etwa nur zu mildern, im Einzelnen zu modificieren und zu beschränken, um richtig zu sein, sondern sie ist in ihren wesentlichen Bestandteilen, sie ist im Ganzen und im Princip unrichtig. Das sicherste, seiner selbst gewissere Selbstbewußtsein liegt bei allen Völkern, selbst die roheren nicht ausgeschloßen, geschweige denn bei Völkern edlen Stammes welche zu einer welthistorischen Bedeutung bestimmt sind, eben im Anfang des Lebens derselben, mithin auch die edelsten, lebendigsten, dauerndsten und gefügigsten Stoffe, die naturgemäßesten, reinsten und edelsten Formen und die festesten, undurchbrechlichsten Maße dieser gediegenen Stoffe. Die Gefahr der Barbarei, des Verfalles des geistigen und insbesondere des poetischen Lebens eines Volkes liegt erst im Verlaufe seines Lebens, wenn es die uranfänglichen Stoffe verbraucht und die Formen, die der Genius seiner edlen Natur ihm mitgegeben, abgenutzt hat, wenn es anfängt seiner selbst müde zu werden und unsicher nach Neuem zu tasten, wenn es sich in sich selbst zusammenzieht und verschließt, und neuen lebendigen Stoffen, die ihm von außen zugeführt werden, den Zugang versperrt, wenn es sich in sich selbst spaltet und uneins wird durch Ueberverfeinerung und Raffinement des geistigen Genußes, welcher die einen übersättigt und die andern darben läßt.

So liegen denn auch die frischesten und lebendigsten, die ewig jungen und niemals alternden, die unerfundenen und unerfindbaren poetischen Stoffe, welche anderthalb Jartausende überdauert, in verschiedenen Formen sich ausgeprägt, und uns den Ruhm des zweiten Dichtervolkes der Erde neben den Griechen für alle Zeit und Zukunft gegeben und gesichert haben, Stoffe welche noch heute lebendig sind und uns noch heute erfreuen, eben in dem tiefen, grünen Waldesdunkel jener ersten Zeiten unserer Geschichte; so liegen auch die ebenmäßigsten und schönsten, gewis die ergreifendsten Formen dieser Stoffe in der Zeit, in welcher noch das Schwert der freien Deutschen auf den hallenden Schild schlug und mit seinem weithin schallenden Schlage den frölichen Kriegsgesang begleitete, der zum Kampf gegen den welschen Unterdrücker rief.

Aus der fernsten, grauesten Zeit ist uns die Sage von Liedern übrig geblieben, durch welche unsere Altvordern die Stammväter ihres Geschlechtes, ihre Volkskönige und Siegeshelden feierten. Tacitus erzält uns, daß die Deutschen den Gott Tuisco, den Erdgeborenen, und dessen Sohn Mannus in alten (damals schon alten) Liedern gefeiert haben; daß sie den Kriegs- oder Siegesgott, den er mit dem Namen Herkules bezeichnet, der aber wahrscheinlich der Gott Sachsnot oder auch Ziu, der Kriegsgott selbst, ist, in Schlachtgesängen aurufend verherrlichten; er berichtet endlich nicht ohne eigene fast könnte man sagen gerührte Teilnahme, daß auch Armin, der Befreier des nördlichen Deutschlands, noch nach fast hundert Jahren durch Lieder, die die Schlacht im Teutoburger Walde erzälten, besungen worden sei. Diese Lieder sind untergegangen, untergegangen vermutlich zugleich mit den Volksstämmen, welchen sie zunächst angehörten: als die Cherusker sich unter den Wogen des aufgeregten germanischen Völkermeeres verloren, verlor sich auch das Lied von Armin dem Cheruskerfürsten und es erlosch sein Gedächtnis unter seinem Volke, so daß es ihm ein Römer bewahren muste. Untergegangen sind auch die alten Heldenlieder von den Königen der Gothen, Berig und Filumer, welche unter diesem Volke als alte Lieder bis in das sechste Jarhundert gesungen wurden, und aus welchen die Geschichte der Gothen das geschöpft hat, was sie über die älteren Verhältnisse derselben weiß.

Dagegen sind zwei alte — nicht Lieder, aber Liederstoffe aus diesem Zeitraume uns erhalten, welche weit über den Anfang unserer beglaubigten Volksgeschichte hinaus und jedenfalls tief in die heidnische Zeit, jedenfalls über das fünfte, wo nicht über das vierte Jarhundert nach Christus zurück reichen; zwei Liederstoffe, welche noch an dem heutigen Tage nicht allein bekannt, sondern zum Theil sogar poetisch lebendig sind. Es ist dies die Heldensage, oder wenn man will, der Mythus von Sigfrid dem Drachentödter, der noch heute als der hörnerne Sigfrid bekannt ist, und die Thiersage von Reinhart dem Fuchs und Isengrim dem Wolfe, die in unveränderter Lebendigkeit durch alle Jarhunderte bestanden, und noch den grösten Dichter unserer Zeit zu einer ansprechenden

Nachdichtung des alten Stoffes begeistert hat. Die Sage von Sigfrid, dem leuchtenden Helden, der noch ein Knabe, sein gewaltiges Schwert Balmung sich selbst schmiedete bei dem verräterischen Zauberschmied in der einsamen Schmiede des tiefen Urwaldes, welcher den goldhütenden Drachen Fafnir schlug, die Walküre Brunhild, die Kampfesjungfrau, aus der Flammenburg erlöste und durch Verrat mitten in der stralendsten Herrlichkeit seines Heldenlebens untergieng, weist uns in eine Zeit zurück, in welcher nicht allein das Heidentum der alten Germanen noch in ungeschwächter Naturkraft und Naturlebendigkeit bestand, sondern auch die alten Völkerverhältnisse in der alten Ruhe verharrten und noch nicht den Anstoß erhalten hatten, der sich nachher in der sogenannten Völkerwanderung offenbarte. Unter den Einflüßen der letzteren vielmehr ist erst die Sage aus Deutschland nach dem stammverwandten Norden, nach Norwegen und Island gebracht worden, wo sie in ihrer ältern mythischen Gestalt Bewahrung und Aufzeichnung gefunden hat, während sie sich in ihrer Heimat selbst unter der Einwirkung des Christentums mehrfach modificierte und namentlich ihres ältern heidnisch-mythischen Charakters gröstenteils entkleidete. In dieser Umbildung macht sie den ersten Theil unseres Nibelungenliedes aus, bei dessen Analyse wir näher werden auf dieselbe einzugehen haben.

Die Sage von den Thieren, Reinhart dem Fuchs und Isengrim dem Wolfe gibt sich schon im allgemeinen durch ihren Inhalt als eine solche kund, die nur in den ältesten Zuständen des Volkes, wo noch ein unverkümmertes Naturleben und ein unbefangener, naher und beinahe kindlicher Verkehr zwischen den Menschen und den Thieren bestand, ihre Entstehung finden konnte; daß aber diese Sage wirklich in jene frühheste Zeit zurückreiche und daß namentlich die Franken im fünften Jarhundert sie müßen beseßen und mit über den Rhein nach Frankreich genommen haben, beweist fast schlagend der Eigenname, den der Fuchs in der Sage trägt: Reginhart (heutzutage Reinhart und in niederdeutscher Verkleinerungsform Reineke, d. i. Reinhartchen), d. h. der kluge Rathgeber, der Schlaue; dieser deutsche Name hat den alten

französischen Namen dieses Thieres: goupil völlig verdrängt und sich selbst als renard an dessen Stelle gesetzt, eine Uebersiedelung, die wie manche ähnliche nur in den Zeiten möglich gewesen ist, in welchen die Sprache der Franken in Gallien herschende Sprache wurde und die Bedeutung des Namens noch vollkommen lebendig war, welches letztere nachweislich bereits im 8. Jarhundert, in Deutschland wenigstens, nicht mehr Statt fand. — Auch den Inhalt und die Bedeutung dieser Sage werde ich alsdann darzustellen haben, wenn ich an den Punct werde gelangt sein, wo dieselbe in Deutschland festen literarischen Boden gewann und zu dem Thierepos sich gestaltete.

Mit der Völkerwanderung und seit derselben treten nun immer mehr und mehr gefeierte Helden auf den Schauplatz der Sage und des Gesanges. Zunächst die Ostgothenkönige aus dem Geschlecht der Amaler, Ermanarich und dessen Neffe, Theodorich der Große, wie er in der Geschichte, Dietrich von Bern, wie er in der Sage heißt, neben Sigfrid der gefeiertste Held unserer Nation, sodann das Geschlecht der Wölfinge, Dietrichs Mannen, unter ihnen vor allen hervorragend der greise Diener und Waffenmeister Dietrichs, der alte Hildebrand und dessen Sohn Hadubrand; — ferner die Burgundenkönige Gunther, Gieselher und Gernot, nebst ihrer Schwester Kriemhild, der Jungfrau voll Anmut und Schüchternheit, dem Weibe voll inniger, unbeschreiblicher Gattenliebe, der Wittwe voll entsetzlicher blutiger Rachsucht, und in ihrem Gefolge der furchtbare, und mitten in dem Entsetzen, welches er um sich verbreitet, dennoch herrliche Held, der grimme Hagen von Tronei mit dem grauen Haar und den grausigen Gesichtszügen; — neben Dietrich als gastfreundlicher Wirt und gegenüber den Burgunden als vernichtender Feind, der Hunnenkönig Attila, in der Sage Etzel geheißen; in seinem Gefolge der Markgraf Rüdiger von Bechlarn, die tiefste Schöpfung des deutschen Gemütes, der den doppelten Todeskampf erst der Seele dann des Leibes gekämpft hat; endlich noch Walther von Wasichenstein oder von Aquitanien, der mit seiner Verlobten Hildegunde von Attila entfloh, und auf seiner

Flucht mit den Burgundenkönigen am Wasichenstein (den Vogesen) einen weithin gefeierten grimmigen Kampf bestand. Dazu kommen noch aus dem Norden von Deutschland der Friesen- oder Hegelingenkönig Hettel mit seiner Tochter Gudrun, der treuen Braut, und der Stormarn- oder Dänenkönig Horant der süße Sänger mit seinem Oheim Wate dem Helden mit ellenbreitem Barte, der in der Schlacht wie ein Eber wütet mit rollenden Augen und knirschenden Zähnen; ihnen gegenüber, die Normannenkönige Ludwig und Hartmut, und endlich der Jütenkönig Beovulf, dessen Sage die Angeln auf ihrer Fart nach Britanien bereits im 5. Jarhundert mit in ihr neues Vaterland nahmen, wo sie im Anfange des 8. Jarhunderts Aufzeichnung fand.

Von allen diesen Helden und ihren Thaten und Schicksalen giengen, wie wir aus zalreichen Zeugnissen wißen, bereits während des 6. 7. und 8. Jarhunderts kräftige, klangreiche Lieder von Mund zu Mund; in den Sälen der Könige und in der Halle wo die Helden saßen, wurden sie, jedem bekannt, von kundigen Sängern angestimmt und von der Schaar der versammelten Gäste nach der Weise des deutschen Heldenliedes begleitet. — Viele derselben wurden in den Klöstern niedergeschrieben, theils zur Ausfüllung der Muße, theils um deutsche Grammatik daran zu üben. So besaß im Jahre 821 das Kloster Reichenau im Bodensee allein zwölf solcher Gedichte; wie viele mögen außerdem aufgeschrieben, wieviel mehrere unaufgeschrieben im Munde des Volkes umgegangen sein! Eben diese Lieder und außer ihnen gewis die von Sigfrid und von manchen andern ältern Helden sind es, welche nach der Erzälung Eginhards Karl der Große hat sammeln laßen. Wir suchen nach dieser Sammlung, so wie nach den Sammlungen jener Klöster nun schon Jarhunderte; oft hat eine Hoffnung aufgeleuchtet, sie noch irgendwo zu entdecken, ja noch vor zehn Jahren regte sich dieselbe von neuem; jedoch bis dahin ist sie immer von neuem getäuscht worden.

Was wir aus dieser Zeit von diesen Liedern übrig haben (denn wir besitzen sie noch sämmtlich, nur nicht in der alten Faßung aus dem 8. oder 9., sondern in der neuen Gestaltung

des 13. Jarhunderts), beschränkt sich auf drei Stücke, von denen nur eins in der ursprünglichen althochdeutschen Sprache, eins nur in lateinischer Uebersetzung, eins in angelsächsischer Sprache vorhanden ist. Keins von ihnen ist durch Karls des Großen Sorgfalt uns gerettet worden, vielmehr erhielt uns das wichtigste der sorglose und darum desto glücklichere Zufall. Es ist dieß das in althochdeutscher, jedoch hin und wieder zum Niederdeutschen neigender Sprache abgefaßte, zu dem Sagenkreiße von Dietrich von Bern gehörige Lied von Hildebrand und seinem Sohne Hadubrand. Die Begebenheit, welche dieses Lied erzält, setzt alle die Ereignisse, welche das Nibelungenlied erzält, voraus: Dietrich ist mit Hildebrand dreißig Jahre außer seiner Heimat gewesen, bei dem König der Hunnen; jetzt ist er, nach dem großen Kampfe in welchem sämmtliche Burgunden und zuletzt auch Sigfrids Witwe, Attilas Gattin, die lieblich furchtbare Kriemhild, gefallen sind, und nach der Besiegung seiner einheimischen Feinde, als deren Haupt hier Otacher (der wolbekannte Odoaker) erscheint, in sein Reich zurückgekehrt. Mit ihm kehrt auch der alte Hildebrand zurück in die Heimat, welcher einst bei seinem Auszug ein junges Weib und einen unerwachsenen Sohn zu Hause zurückgelassen hatte. Dieß ist Hadubrand, der, nunmehr selbst ein kampfgeübter Held, mit seiner Gefolgsmannschaft dem mit seinen Mannen herankommenden Vater, den er nicht kennt, feindlich entgegen tritt. Hildebrand kennt den Sohn wol, und sucht ihn vom Kampfe abzuhalten; er erzält ihm seine Geschichte; aber der Sohn bleibt dabei: todt ist mein Vater Hildebrand, Heribrands Sohn; das haben mir Seefahrer erzält, die über den Wendelsee (das mittelländische Meer) gekommen sind. Hildebrand windet sich die goldnen Armringe — den schönsten und begehrtesten Schmuck des deutschen Kriegers — vom Arme, und reicht sie dem Sohne, um seine Huld zu gewinnen; aber der junge Kämpfer antwortet trotzig: mit dem Ger (der Lanze) soll man die Gabe empfangen, Schwertspitze gegen Schwertspitze; du bist ein alter schlauer Hunne, der mich berücken will, um mich desto gewisser zu tödten. Weh, ruft nun Hildebrand, waltender Gott, jetzt kommt das Wehgeschick. Sechzig Sommer und Winter

bin ich außer Landes gewallet, und nun soll mich mein trautes Kind mit dem Schwerte hauen oder ich zum Mörder an ihm werden? Doch der wäre der Feigste unter den Männern des Ostlandes (den Ostgothen), der dich nun vom Kampfe abhielte, da dich so sehr darnach gelüstet. Da warfen Vater und Sohn zuerst die Eschenlanzen gegen einander, und ließen sie einschneiden mit scharfen Schnitten, daß sie in den Schilden standen; dann schritten gegeneinander die Schildzerspalter und hieben grimmig auf die weißen Schilde, bis die Lindenborde klein wurden von den Schwertschlägen — und hiermit bricht das Gedicht, welches leider nur Fragment ist, ab. Doch ist uns der Inhalt des Fehlenden keineswegs verloren gegangen, wenn gleich der Verlust der alten Form allerdings unersetzlich ist. Der echt epische Stoff dieses Heldenliedes überdauerte alle Stürme der Zeit: das Lied von Hildebrand und Hadubrand wurde fort und fort gesungen, und siebenhundert Jahre später, am Ende des 15. Jarhunderts noch hat es die letzte, freilich gegen das Original weit schwächere aber nicht mislungene Darstellung erhalten; unter dem Titel: der Vater mit dem Sohn ist es von einem Volksdichter, Kaspar von der Roen, neu gesungen und uns erhalten worden, jetzt auch in mehrere Elementarbücher, z. B. in die bekannte Auswahl deutscher Gedichte von Philipp Wackernagel übergegangen. — Der Ausgang war, daß der Vater den Sohn besiegt, und nun beide zu der einsamen Gattin und Mutter zurückkehren.

Die Erhaltung dieses merkwürdigen, nächst Ulfilas eines der merkwürdigsten Reste unserer ältesten Literatur verdanken wir der Muße, um nicht zu sagen der Langeweile, zweier Mönche des Klosters Fulda, im Anfange des 9. Jarhunderts. Aus ihrem frühern Welt- und vermutlich Kriegerleben war ihnen dieß Lied im Gedächtnis geblieben, und in einer müßigen Stunde verwandten sie die erste und letzte weiß gelaßene Seite eines geistlichen Buches, welches zu nichts weniger bestimt war, als diese profanen halbheidnischen Erzälungen aufzunehmen, zu der Aufzeichnung dieses Liedes, so daß augenscheinlich abwechselnd der eine dictiert, der andere geschrieben hat. Seit dem dreißigjährigen Kriege ist dieser merk-

würdige Pergamentband einer der vornehmsten Schätze der Landesbibliothek des Museums zu Kassel[1].

Das zweite uns aus dieser Zeit erhaltene Gedicht ist, wie gesagt, nur in lateinischer und zwar späterer, aus dem Anfange des 10. Jarhunderts herrührender Uebersetzung des deutschen Originals übrig geblieben; es behandelt mit einer noch unter dem fremden Gewande erkennbaren ausgezeichneten Kernigkeit und Frische die Geschichte von Walther von Aquitanien, wie er den furchtbaren Kampf mit dem Burgundenkönige Gunthari und dessen Mannen an einem Engpasse der Vogesen, durch welchen die alte Völkerstraße führte, siegreich bestand[2]. Es werden zwölf Kämpfer gegen den Helden aufgestellt, ihm die Schätze, die er aus dem Hunnenlande davon führt, und seine Verlobte, die mit ihm aus der Geiselschaft bei Attila entflohene Hildegund zu rauben; jeder einzelne Kampf dieser zwölfe ist mit eigentümlichen Zügen und Farben ausgestattet: jedesmal andere Motive, andere Waffen, und am Ende zwar jedesmal Walthers Sieg, aber jedesmal ein Sieg anderer Art, so daß die lebhafteste Theilname bis auf den letzten und gefährlichsten Kampf gespannt bleibt: den, welchen Walther mit dem damas auch noch jugendlichen Hagen von Tronei bestehen muß, mit dem er einst an Etzels Hofe in Brudertreue zusammen gestanden hatte. Züge der rauhen Kampfluft, ja des Blutdurstes fehlen nicht: so, daß der Kampf nur damit endigt, daß König Gunthar den Fuß, Walther die Hand, Hagen ein Auge und einen Theil der Zähne verliert, diese grausamen Verstümmelungen aber nach Vollendung des Kampfes und geschloßenem Frieden nur Anlaß zu heiteren Scherzreden unter den Verstümmelten geben. Walther kehrt in seine Heimat zurück, zu Alphari seinem Vater nach Lengers, es wird feierliche Vermälung mit Hildegund gehalten und nach des Vaters Tode regiert Walther dreißig Jahre als ein gerechter König. Manche dieser Kämpfe können hinsichtlich des Stoffes der Schilderung getrost neben die homerischen Kämpfe vor Troja gestellt werden; — der Abschluß des Gedichtes, wie Walther dreißig Jahre zu Lengers des Rechtes pflegt, nachdem er Ruhe von seinen Farten und Kämpfen erlangt hat, ist ein eigentümlich deutscher,

großartiger Zug, der das sichere Bewußtsein des Zieles, der endlichen Bestimmung unter all den wilden Kämpfen und Farten in die Ferne und Fremde festhält; ein Bewustsein, welches die antike Poesie selbst in ihren besten Schöpfungen, sogar in der Odyssee, nicht kennt.

Auf das dritte der uns aus dieser Zeit erhaltenen Heldengedichte, den angelsächsischen Beovulf, welcher durch seine Sprache uns ferner und einer Geschichte der englischen Literatur in so fern näher liegt, als der unsrigen, mag es genügen von dem Gesichtspunkte aus hingewiesen zu haben, daß in demselben die ungemeine Kraft der alten deutschen Poesie in ihren Schilderungen der Natur, und noch mehr der Kämpfe und Schlachten in ihrer eigentümlichen, ungebrochenen und unvermittelten Aeußerung zur Anschauung kommt. Das Gedicht schildert die Heldenthaten Beovulfs, des Jütenkönigs, namentlich den mörderischen Kampf mit dem Seeungeheuer Grendel und dessen Mutter, so wie seinen letzten Kampf mit einem Drachen, durch welchen er selbst den Tod findet. Außerdem sind mehrere Episoden eingewebt, von denen eine ein historisch nachweisbares Factum schildert. Das merkwürdige, für die ältere Geschichte unserer Poesie und Sitte höchst wichtige Gedicht ist seit einiger Zeit auch denen zugänglich gemacht worden, welche mit dem Original[4] sich nicht bekannt machen können: theils durch einen Auszug den Prof. Leo zu Halle geliefert hat, theils durch eine Uebersetzung des Prof. Ettmüller zu Zürich, welche freilich beinahe abermals eine Uebersetzung erforderte.

Wenden wir uns lieber zu einer allgemeineren Betrachtung über die Heldenpoesie dieses ältesten Zeitabschnittes, auf welche wir ohnehin, wollten wir namentlich auf eine Analyse von Beovulf eingehen, notwendig würden geführt werden.

Lange Zeit ist gefabelt worden von deutschen Barden, einer eignen Sängerkaste, welche, in ausschließlichem traditionellem Besitze der Dichtkunst, sowol die Stoffe als die Formen unserer ältesten Poesie nicht allein bewahrt, sondern sogar geschaffen, eben jene alten Lieder gemacht und dann kunstreich an den Höfen oder in ihren Bardenschulen vorgetragen hätten. Nur die völlig ungenügende

und fast kindische Kenntnis von der Geschichte unseres Volkes, so weit dieselbe nicht die allgemeinsten Thatsachen betraf, wie sie im vorigen Jarhundert herschte, hat diese Barden geschaffen; durch Klopstocks Auctorität namentlich, welchem die gleichzeitige Begeisterung für Ossian zu Hülfe kam, wurde diese fast lächerlich verkehrte Ansicht verbreitet, und längere Zeit durch das unter uns erschallende sogenannte Bardengebrüll Kretschmanns und Anderer erhalten. Es hat im deutschen Volke niemals eine Sängerkaste, es hat im deutschen Volke niemals Barden gegeben; mit dem Namen ist ihm die Sache völlig fremd, beides gehört dem keltischen Volksstamme an.

Ueberhaupt ist unsere alte nationale Dichtkunst niemals ausschließlich, ja kaum vorzugsweise im Besitze Einzelner, am wenigsten einzelner Stände gewesen, sie gehörte vielmehr dem ganzen Volke, dem einen Individuum nicht mehr und nicht weniger, als dem andern an. Die dichterischen Stoffe bewegten, als etwas von allen in gleicher Weise Erlebtes, Angeschautes, Gefühltes, alle in gleicher Weise, und wenn ein einzelner Dichter hervortrat, so sprach er nicht, wie heut zu Tage etwas vorzugsweise Subjectives — die Wirkung welche der Gegenstand überhaupt — oder gar Individuelles — die Wirkung die der Gegenstand auf die Person des Dichters äußert — aus, welches erst seinen Einfluß und seine Wirkung auf die Gemüter seiner Zuhörer versuchen, oft gleichsam erzwingen muß, sondern er war nur das begünstigte Organ, durch welches das gemeinschaftliche poetische Vermögen des Volkes sich kund that, er sprach das aus, was jeder Zuhörer sofort als sein Eigentum wieder erkannte, und was demnach nicht sowol des Eindruckes als der freudigen, bewegten Zustimmung bei allen Zuhörern und Theilnehmern des Gesanges von vorn herein gewis war. Ein Hinwirken auf den Effect, worin ein großer Theil unserer modernen Poesie geradezu seine Stärke sucht, ist der alten Poesie völlig fremd. Die Sagen, deren ich vorhin Erwähnung that, waren nicht etwas Ersonnenes, von einzelnen Erfundenes, überhaupt nichts Ersinnbares und Erfindbares, sondern theils wirkliche Erlebnisse des ganzen Volkes, wie eben jenes Lied von

Hildebrand und Hadubrand ganz offenbar eine geschichtliche Thatsache darstellt, welche durch die Einkleidung vielleicht nicht einmal in Nebenumständen, ja sogar nicht einmal in den Wechselreden des Vaters und des Sohnes alteriert worden ist — theils diejenige Gestalt gewisser Erlebnisse, welche diese letzteren in dem damals noch in sich einigen, ungeschiedenen Gesammtbewußtsein, in der Gesammtphantasie des Volkes angenommen hatten, angenommen hatten zu einer Zeit und festhielten in einer Zeit, in der es noch keine Gelehrte und Ungelehrte, keine Gebildete und Ungebildete, keine überverfeinerte haute volée und keine in Schmutz und Gemeinheit versinkende rohe Masse gab, in einer Zeit, in welcher der König mit dem geringsten Manne seines Volkes nicht allein eben denselben Dialect sprach, sondern auch durch die in allen wesentlichen Dingen vollkommen gleiche Lebensanschauung und Sitte mit ihm auf das Innigste verbunden war.

Ich sagte vorher: es seien Dichter aufgetreten; auch dieß ist schon nicht richtig; es gab keine Dichter, es gab nur Sänger, es gab keine Dichtkunst, es gab nur einen, Herz und Mund aller Volksgenoßen in gleicher Weise erfüllenden und bewegenden Gesang. Das Wort dichten ist ein fremdes, aus dem lateinischen dictare entlehntes Wort, und bezeichnete in seinem frühesten Gebrauche eben den Gegensatz von dem, was ich bisher zu schildern versuchte; nicht den lebendigen, ungeschriebenen Volksgesang, sondern das stille Sinnen und Schreiben des Einzelnen, das bewußte kunstmäßige Erzälen, oder wie es später deutsch bezeichnet wurde, das Sagen, welches bis in die neuere Zeit hinein immer einen Gegensatz zum Singen gebildet hat, wie denn die ehedem so häufige Redensart singen und sagen noch heute nicht ganz unbekannt, wenn gleich nicht mehr verstanden ist. An jenem Gesange nun, dessen Inhalt allen zum voraus bekannt war, nahmen alle Theil, so wie er angestimmt wurde; die Harfe gieng an den Königshöfen von Hand zu Hand, und wenn nicht in den ganzen Gesang doch in die bedeutendsten Stellen und Einschnitte stimmten alle ein. Dieses Zusammensingen, dessen bereits Tacitus erwähnt, ist ein charakteristisches Merkmal unserer Nationalität

überhaupt und der Darstellung und Gestaltung unseres Heldenliedes, unseres Epos insbesondere. Bei den Griechen galt es für barbarisch, in der Schlacht und überhaupt zusammen, in größere Massen vereinigt, zu singen; an den Höfen der griechischen Könige fanden sich Aöden, Sänger, welche allein sangen, während alle Uebrigen nur zuhörten. Offenbar ist hier die kunstreiche Darstellung des Vortragenden, die Form, die Hauptsache, in welche das Mitsingen der Zuhörenden störend eingegriffen haben würde; der Deutsche dagegen nimmt unmittelbaren persönlichen, vollen, ja leidenschaftlichen Anteil an der Sache, die ihn anzieht. ergreift, ja ganz und gar hinnimmt. Daher kommt es daß der durchgreifende, die Geschichte unserer ganzen Poesie beherschende und die Ursprünge aller Dichtung mit dem hellesten Lichte beleuchtende Unterschied zwischen Volks- und Kunstpoesie, auf welchen ich späterhin zurückkommen muß, nur aus unserer Poesie, nicht aus der griechischen geschöpft werden kann. Die Griechen haben niemals ein reines Volksepos, wie wir, beseßen, sondern schon in den homerischen Gedichten ist die Kunstpoesie mit der Volkspoesie verschmolzen, ja die erstere oft vorwiegend, und es fehlt ihnen deshalb die Naturfrische, die eindringende und überwältigende Kraft, vor allem die Seelenbewegung und innere Erregtheit, welche unsere Epopöen auszeichnet; wir dagegen haben es niemals zu so ganz reinen, durchsichtigen, an den Stoff sich innig anschmiegenden, und eben so von demselben ganz erfüllten wie denselben vollständig umschließenden, für alle Zeiten und Völker mustergiltigen, man möchte fast sagen ewigen poetischen Formen zu bringen gewußt, wie die Griechen; das vorwiegende Interesse des Stoffes, welcher von der Form nicht überall vollständig umschloßen und bewältigt werden kann, ist eine bis auf den heutigen Tag nicht völlig beseitigte, auch niemals zu beseitigende, uralte Eigenheit unserer Poesie, welche vorerst weder gelobt noch getadelt, sondern als eine vorhandene Thatsache anerkannt und begriffen sein will. Daher aber ist es weiter zu erklären, daß wir zumal für unsere alte und älteste, besonders wieder epische Poesie keine Theilname fordern und hegen können, wenn wir nicht für den Stoff derselben, für die

vaterländischen Helden, für das deutsche Sein und Handeln, für die deutsche Gesinnung vorher persönliche Theilname erweckt haben oder empfinden, wogegen z. B. Homer diese vorausgehende persönliche Theilname für die Helden vor und in Troja nicht voraussetzt, sondern durch die Vollendung seines Kunstwerkes künstlerische Theilname sofort selbst erweckt. — Ich werde bei einer künftigen Gelegenheit bitten müssen, sich dieses Umstandes erinnern zu wollen.

Daß auf diese Weise das Pathos in unserem Gesange vorwalte, wird durch den Umstand noch weiter bestätigt, daß viele unserer alten Sänger geradezu auch Heldeu genannt werden und Helden sind: Der Dänenkönig Hrodgar im Beovulfsliede ergreift selbst die Harfe und singt die Thaten der Väter; der Stormarnkönig Horant in dem Liede von Gudrun erhebt weithin schallenden Gesang in der Burg, in die er als Krieger und Held eingezogen ist, und bekannter schon ist der Spielmann Volker aus dem Nibelungenliede, mit dem es an freudiger Tapferkeit kaum Einer, an lieblichem Gesang und Saitenspiel niemand aufnehmen konnte. So waren diese Sänger bei dem, was sie sangen, unmittelbar persönlich beteiligt, sie sangen Thaten, Farten und Kämpfe, in denen sie sich selbst, ihre eignen Kriegsthaten, die Not ihrer Kämpfe und die Freude ihrer eigenen Siege wiederfanden und mitfühlten. Daß es außerdem nicht auch Sänger von Gewerbe gegeben habe, Sänger, denen ein besonders großer Reichtum an Sagen, zumal verschiedener deutscher Stämme zugleich, bekannt waren, welche darum auch von Königshof zu Königshof zogen, gern gehört und reichlich beschenkt wurden, soll damit nicht behauptet werden; im Gegenteil, wir kennen sogar noch den Namen eines dieser alten Sänger, den blinden Friesen Bernlef in der Umgebung des Bischofs Ludger von Münster um das Jahr 800, und auch sonst fehlt es nicht an Nachrichten dieser Art; es fand vielmehr beides Statt, freier Gesang und besonderer Beruf dazu: nur daß wir immer festhalten, diese herumziehenden Sänger haben ihre Lieder nicht gemacht, am wenigsten die Stoffe derselben erfunden, sondern überall aus der lebendigen Tradition

des Volkes geschöpft, eben nur vorgesungen was die Andern sofort nachsingen konnten und nachsangen.

Mit dieser Vorneigung für den Stoff, für das Bedeutende des Inhalts steht dann auch die älteste Form unserer Poesie in der engsten und notwendigsten Verbindung. Noch bis jetzt ruht unser Versbau durchaus auf dem Accent, auf der Hervorhebung des Bedeutenden (jetzt nur noch der Haupt- oder Stammsilbe im Worte), und keineswegs auf dem Maße, der Quantität, wie bei den Griechen und durch sie später auch bei den Römern. Dieser durchgreifende Grundsatz für die äußere Form unserer Poesie aber war in der ältesten Zeit noch viel weiter ausgebildet und durchgeführt als heut zu Tage. Der Vers wurde in der ältesten Zeit construiert durch die bedeutsamsten Wörter desselben, und diese hervorragendsten Wörter, die Träger des Verses, die man eben darum auch Liedstäbe nannte, correspondierten einander durch gleiche Anfangsbuchstaben. Man nennt diese Versform welche von dem Reime noch nichts weiß, den Stabreim (von den drei Liedstäben auf denen die Zeile ruhet) oder die Alliteration. Diese Eigenheit, Zusammengehöriges durch gleiche Anfangsbuchstaben zu verbinden, ist unserer Sprache noch jetzt in zalreichen sprichwörtlichen Redensarten geblieben, wenn gleich der Gebrauch der Alliteration in der Poesie schon seit eintausend Jahren untergegangen und bei dem Zustande unserer Sprache auch niemals wieder zu erwecken ist. Solche noch heute übliche alliterierende Redensarten sind: Wohl und Wehe, Haut und Haar, Land und Leute, Kind und Kegel, Schutz und Schirm, Stock und Stein, und unzälige andere. Aus solchen Alliterationsformeln, die nach naturgemäßen, aber eben darum strengen Regeln geordnet waren, bestand in den ältesten Zeiten unser Vers, waren unsere sämtlichen Heldenlieder der ältesten Zeit zusammengesetzt, wie eben das schon erwähnte Hildebrandslied und Beovulf. Diese durch den Anlaut hervorgehobenen Wörter wurden bei dem Vortrage des Liedes musikalisch unterstützt, und die Umgebung stimmte, wenn nicht in den ganzen Gesang, wenigstens in diese Wörter mit ein, und begleitete sie nach Umständen durch Anschlagen der

Schwerter an die Schilde, vielleicht auch durch das dumpfe Hineinrufen in die gewölbten Schilde, dessen Tacitus Erwähnung thut. Der Gebrauch dieser Versform setzt eine Fülle von stehenden, aus der Natur der Sache geschöpften, nicht dem Dichter, sondern dem ganzen Volke angehörigen Formeln und Redensarten voraus, gibt dem Gedichte den Charakter einfacher Erhabenheit, und macht jetzt auf uns den Eindruck einer großartigen Naturerscheinung, gleichsam eines tiefen, dunkeln Waldes von mächtigen, riesigen Bäumen, durch deren Wipfel in gewaltigen Stößen der Abendwind ziehet. In unserer jetzigen Sprache hält es schwer, von dem imponierenden Eindrucke dieses alten Versmaßes selbst nur einen ungefähren Begriff zu geben, da wir die Stärke der Organe gar nicht mehr besitzen, einzelne Buchstaben so hervorstechend hörbar auszusprechen, woher es denn kommt, daß manche Versuche der Neueren, zu der Alliteration zurückzukehren, die sie als ein mächtiges poetisches Reizmittel wol begriffen, eher einen entgegengesetzten Eindruck machen, als den der Erhabenheit; ich will hier nur an Rückerts: **R**oland der **R**ies am **R**athhaus zu Bremen erinnern. Beßer traf einst Fouque in seiner besten Zeit den rechten Ton, und einige Zeilen aus seinem Thiodulf vergegenwärtigen in der That die einfache, zum Herzen sprechende und gewissermaßen sogar die ergreifende Tonart, welche die alte Alliterationspoesie anzuschlagen vermag:

Weit im **W**einberg
Wohnen zwei Schwestern.
Kühn zwei **K**lingen
Zwischen **K**lippen starren.
Wenn die Schwestern **w**ohnen
Wirtlich an einem Heerd,
Wenn die **K**lingen **k**irren
Kräftig in einer Hand u. s. w.

Im Allgemeinen aber drängt sich die unabweisliche Richtigkeit der Betrachtung auf, daß das Bestreben, Naturlaute auch dann noch, nachdem der Naturgeist entwichen ist, der sie schuf, festhalten, oder gar dergleichen willkürlich erfinden und machen zu wollen, zu

leeren Förmlichkeiten und Kunststücken führen muß, von welchem Tadel auch die besten Versuche derjenigen neuen Dichter, welche die Alliterationspoesie wieder zu beleben strebten, nicht frei zu sprechen sind*).

Aus der alten Sprache selbst laßen sich ohne ein genaueres Eingehen auf dieselben keine hinreichend einleuchtenden Belege geben; ich begnüge mich an einem Beispiele zu zeigen, welche erstaunlich reichen poetischen Mittel die alte Sprache für diese Versform verwenden konnte; für den Begriff Mann hatte einer unserer alten Dialekte acht verschiedene Ausdrücke, von denen jeder seiner

*) Selbst die gelungenen Naturschilderungen des Dichters Karl Lappe geben hierzu einen schlagenden Beleg, wiewol sie im Ganzen geeignet sind, dem, der die Alliteration gar nicht kennt, eine Ahnung von dem zu geben, was die echte Naturpoesie in dieser Schilderung zu leisten vermochte. Ich berufe mich auf das ziemlich bekannte Stück, die Frostnacht:

Friede dir, freudiger Frost der Nacht!
Blinkende blanke Blume des Schnees!
Nordliche, nehmt nordischer Töne
Kräftigen Klang, kühn wie der Skalde!
Ströme nur, Sturm, streng und kalt,
Mit herbem Hauche das Haar mir streifend.
Mag auch des Maien weiche Milde,
Die lispelnden Lüfte, lind und schlaff,
Versteckte Veilchen, Vergißmeinnichte,
Röthelnder Rosen gefeierter Ruhm,
All der Auen athmender Duft
Der Sinne Sehnen sättigen immer?
Höheres heischet des Herzens Gelüst,
Will auch der Wonnen Wechsel sehn!
Statt der sanften südlichen Zier
Strebt er den stärkenden Stahl zu trinken
Der köstlichen klaren Kälte Becher.

Das ganz unrichtige Verhältnis der Vershebungen und Senkungen in diesem Stücke ist es besonders, welches die Vergleichung desselben mit der alten Alliterationspoesie zu einer äußerst unvollkommnen macht.

Abstammung und seinem Gebrauche nach mit gleich anlautenden Wörtern zusammen kam, so daß die alltäglichsten prosaischen Redensarten lebendige dichterische Farbe bekamen: **weros wârum wiggeô an wahtû** heißt: die Männer waren auf der Wacht der Rosse, hüteten die Pferde; **rincôs thes rîkien sâtun an rûnun** — die Männer des Mächtigen (des Herrn, Königs) saßen zu Rate; **segg was in selda undar gisîdun**, der Mann war in der Heimat unter dem Heergefolge (Gesinde); **degano dechisto was er Deotrihhe**, der Männer liebster war er dem Dietrich. Eben so reich, wie an Substantiven, war nun die Sprache auch an Adjektiven, welche in ähnlicher Weise zu den durch Anlaut verwandten Substantiven gesetzt wurden, wie diese in den eben gegebenen Beispielen zu einander. So hießen die Helden schnell, bald (ursprünglich rasch, kühn), strenge (starksehnig), reich (ursprünglich auch mächtig bedeutend), dann **hugiderbi** (sinnfest), **ellanruof** (kraftberühmt), und es kommt hierbei noch besonders in Anschlag, daß diese Bezeichnungen das äußerliche Verhalten der Helden mit anschaulicher Schärfe hervorheben. Wir, in unserer neuern Sprache, haben das Plastische ganz aufgegeben, welches diese ältern Epitheta darboten, und uns bloß auf das Innerliche geworfen, weil uns jenes nicht mehr auszureichen schien und wir stets nach neuen stärkeren Reizmitteln griffen; einer der besten Trümpfe, den wir für die Beschreibung der Helden jetzt auszuspielen haben, ist tapfer, was ursprünglich schwer, schwerfällig, lästig, heut zu Tage aber gar nichts plastisch Darstellbares bedeutet, oder mutig, welches in der alten Heldensprache aufgeregt, zornig heißt. Vollends lächerlich aber würde es einem Alten erschienen sein, einen Helden groß zu nennen: dieß bedeutet das Maßlose, Zallose, Formlose, so daß ich wol von einer großen See, von großem Hunger, großer Not oder auch von einem großen Kameel aber nicht von einem großen Helden reden durfte. Stünde heute einer unserer alten Sänger wieder auf, er würde uns in lauter Uebertreibungen und ungeschickten Hyperbeln reden hören. Nur mit Mühe, und nicht zulänglich, können wir aus unserer freilich gewandteren, aber auch hastig eilenden und darum abgestumpften Sprache zurückkehren zu

der sichern Betonung, der gemeßenen, festen Bezeichnung, zu dem langsamen aber majestätischen Fortschritt, zu der stillen Ruhe der Sprache unserer Väter. Nehmen wir nun noch Schlachtbeschreibungen hinzu, wie die daß der schlanke Wolf aus dem Walde dem Heere folgt und sein grimmiges Abendlied singt, hoffend auf Speise, daß der thaubefiederte Rabe, der schwarze Vogel, unter den Heerlanzen singt, der Leichen wartend, und über der Walstatt schreiet, des Fraßes froh — daß das Schwert wie eine Schlange auf den Feind losstürzt, und des Beiles bittrer Biß schwertgrimmige Lebenswunden schlägt dem Kampfbleichen; daß von den Todesschlägen der Kriegsstrom und die Kampfestropfen dunkelrot herabfließen auf die lichte Waffe, daß sie blutgezeichnet wird von dem Lebensquell — so werden wir dieser alten Zeit eine poetische Kraft und einen Glanz der Darstellung zugestehen müßen, an welchem unsere Zeit zwar wol lernen, sich erfrischen und poetisch erbauen kann, den wir aber wiederzuerlangen nicht hoffen dürfen.

Dieser poetischen Welt nun, wie wir sie bisher übersichtlich betrachtet haben, trat das Christentum als Widersacher gegenüber, und zwar wurde der Kampf, welchen das Christentum gegen diese altnationalen Lebenselemente aufnahm, desto schärfer, einschneidender und entschiedener, je mehr dasselbe im Bewustsein des deutschen Volkes wuchs und Raum gewann. Karl der Große hatte jene Lieder, die von den alten Helden sangen, noch sorgfältig gesammelt; sein Sohn Ludwig der Fromme wollte sie nicht einmal lesen und hat sie, wenn auch nicht absichtlich doch gleichgiltig dem Untergange preis gegeben. Allerdings mußten Gesänge von dem erdgebornen Stammvater Tuisco, wenn deren damals noch vorhanden waren, Lieder von Sigfrids Vater und dessen Schwester Signe, wie sie in Wölfe verwandelt herumgeschweift und thierischen Trieben preis gegeben waren, und ähnliche, dem christlichen Sinne anstößig sein, und die Fortdauer derselben als ein Hindernis der Verbreitung des Christentums betrachtet werden. Mehr noch war dieß der Fall mit den zalreichen Zaubersprüchen, in denen die heidnischen Götter, Wuotan, Donar, Ziu, Balder, Sachsnot und andere erwähnt wurden. Wiederholt wurden deshalb von den

geistlichen Behörden, wiederholt von Synoden alle weltlichen Lieder verboten, und ohne allen Zweifel haben eben diese Verbote das zu Tage liegende Resultat erzeugt, daß alle diejenigen Lieder, welche einen speziell mythologischen Inhalt hatten, also gerade die, welche uns über das innere Geistesleben unserer heidnischen Väter den bestimtesten Aufschluß geben könnten, der Vergeßenheit und Vernichtung preis gegeben wurden. Nur zwei derselben, zwei Zaubersprüche haben sich ein volles Jartausend zu verbergen gewust, bis sie im Jahre 1841 unerwartet in Merseburg wieder zum Vorschein gekommen sind [5]. Da nun alle diese Lieder, Heldengesänge wie Zaubersprüche, ohne Ausnahme in das Gewand der Alliteration gekleidet waren, so wurde nach und nach selbst diese Form, die eigentümlichste und großartigste, die der dichtende Geist unseres Volkes geschaffen hat, als etwas heidnisches angesehen, mit mistrauischem und feindseligem Blicke verfolgt, und immer weiter zurückgedrängt, bis sie endlich, im früher christlich gewordenen Süden unseres Vaterlandes etwas früher, im nördlichen Deutschland etwas später, jedenfalls aber gegen das Ende des 9. Jarhunderts völlig erlosch. Mit ihr ist der gröste Theil der frischesten und tiefsten poetischen Auffassung der Natur wie des Lebens, welche dem deutschen Geiste überhaupt verliehen war, unwiderbringlich verloren gegangen. Doch darf hierbei nicht außer Acht gelaßen werden, einmal, daß das freilich auch vom Christentum angeregte, im Ganzen aber doch schon auf einer natürlichen Entwickelung beruhende Streben der Dichter, nicht mehr ausschließlich die Gedanken des Volkes, sondern auch oder zunächst ihre eigenen auszudrücken, wie dieses Bestreben in der Mitte des 9. Jarhunderts sehr deutlich hervortritt, den Untergang der Alliterationspoesie herbeiführte — sodann aber, was hiermit genau zusammenhängt, daß ein gesundes Volk keine Form seines Lebens über ihre naturgemäße Dauer hinaus bewahrt, sondern dieselbe abstößt, sobald sie zu erstarren und zur dürren Schale zu werden drohet. Wir sind berechtigt, vorauszusetzen, daß es mit der Alliteration sich eben so verhalten habe; jene naturgemäßen feststehenden Bilder, welche die Alliteration schuf, konnten im längeren Zeitenlauf zu starren, ihres Inhalts entkleideten Formeln, die ganze

Versform zu einem dichterischen, oder vielmehr undichterischen handwerksmäßigen Kunstgriff, aus der höchsten weil naturgemäßen Kunst eine schulmäßige Künstelei werden, ein Schicksal, welchem die Alliteration im Norden, in Norwegen und Island, wirklich erlegen ist. Es hat somit das Christentum unserm nationalen Leben einen Dienst erwiesen, indem es den gesetzmäßigen Prozeß des Abwerfens des Veralteten beschleunigen und uns in Zeiten vor der Gefahr der Erstarrung bewahren half.

An andern Liedern verblichen und erloschen einzelne aus dem alten Mythus herstammende oder an denselben erinnernde Züge, wie aus Sigfrids früherer Geschichte, oder wurden absichtlich ausgemerzt; noch andere wurden durch christliche Zusätze gemildert oder wenigstens für den christlichen Sinn etwas annehmlicher gemacht, da man sich doch nicht wohl entschließen konnte, die lieben alten Lieder von den herrlichen Helden der Vorzeit so mit einem Schlage zu vernichten — man suchte zu retten was zu retten war, und vertrug sich so gut es gehen wollte. So hat das Gedicht von Beovulf in der Gestalt in welcher es uns überliefert ist, eine ganze Reihe sehr leicht auszuscheidender christlicher Zusätze erhalten, oft ganz dicht neben solchen Stellen, welche augenscheinlich heidnischen Charakter tragen oder wenigstens getragen haben; so auch das Lied von Walther von Aquitanien, welches freilich in seiner lateinischen Bearbeitung bereits durch die Hände von Mönchen des Klosters St. Gallen gegangen war; Walther spricht z. B. bei dem Beginne des Kampfes eine heftige Trotzrede (gelpf), wie die Helden vor dem Kampfe solche Ruhmreden zu führen pflegten: diese haben die Mönche zwar stehen gelaßen, alsbald nach dem Aussprechen derselben aber laßen sie den Helden Venie fallen (mit ausgebreiteten Armen, also in Kreuzesform sich niederwerfen) und Gott um Vergebung dieser Trotzrede anrufen. — Alle Heldenlieder aber insgesamt zogen sich mehr und mehr aus der Welt der neuen christlichen Cultur, aus den gebildeten Ständen, wie wir heute sagen würden, zurück, und wurden nur scheu, wie es scheint, und insgeheim von dem die Erinnerung an das alte vaterländische Götter- und Heldentum mit Liebe pflegenden niederen Volke fort gesungen. Sie verschwinden

im Laufe des 9. Jarhunderts völlig aus der Literaturgeschichte, und sind scheinbar erloschen, bis sie drei Jarhunderte später wiedergeboren, alt und doch jung, kräftig und doch milde, in neuer jugendlicher Schönheit wieder erstehen.

An die Stelle dieser altnationalen, ganz oder halb heidnischen Heldenlieder trat mit dem 9. Jarhundert die geistliche Poesie. Diese Darstellung christlicher Stoffe schloß sich im Anfang der Form der bisherigen weltlichen volksmäßigen Dichtung an, nicht allein die Alliteration, sondern auch die alten epischen Formeln und Wendungen, die kräftige und oft erhabene Art der Schilderung wurde beibehalten. Von dieser Art ist das vielfältig abgedruckte und in allen altdeutschen Sammelwerken und Elementarbüchern zu lesende sogenannte Weßobrunner Gebet, welches anhebt: „Das erfuhr ich unter den Menschen als der Weisheiten gröste: da die Erde nicht war, noch der Himmel oben, nicht Berg noch Baum nicht war, die Sonne nicht schien noch der Mond leuchtete, noch der Meersee, da nichts noch war von Ende und Grenze, da war der eine allmächtige Gott". Von derselben Art ist ein alliterierendes Gedicht vom Ende der Welt und vom jüngsten Gericht, welches wenn schon christlich, doch sogar eben für das Weltende den heidnischen, bis jetzt noch nicht vollständig erläuterten Namen Muspilli braucht, und nach diesem Ausdrucke auch benannt zu werden pflegt[6]; ein Gedicht, welches leider nur Fragment, an Erhabenheit der Schilderung nur der heiligen Schrift selbst nachsteht, und nur mit einem, sofort zu nennenden, deutschen Gedichte wetteifert.

Dieses Gedicht ist die, in den dreißiger Jahren des neunten Jarhunderts auf Veranlaßung Ludwig des Frommen verfaßte sogenannte altsächsische Evangelienharmonie, welche gerade eintausend Jahr nach ihrer Abfaßung zum ersten Male gedruckt, und von ihrem Herausgeber Professor Schmeller in München, mit dem Namen Heliand (Heiland) bezeichnet worden ist. Dieses von einem, vielleicht sogar nach altepischer Weise, worauf mehrere Spuren zu weisen scheinen, von mehreren Sachsen kurz nach der Bekehrung dieses Volkes zum Christentum verfaßte Gedicht erzält das Leben Jesu Christi nach den vereinten Berichten der vier

Evangelien, und ist bei weitem das Trefflichste, Vollendetste und Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und aller Zeiten hervorgebracht, ja abgesehen von dem christlichen Inhalt, eins der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menschengeist geschaffen hat, und welches sich in einzelnen Theilen, Schilderungen und Zügen vollkommen mit den homerischen Gesängen meßen kann. Es ist das einzige wirkliche christliche Epos. Ohne Aufbietung künstlicher Mittel, ohne hinzugethane Bilder und aufgetragene Farben — die sich mit keiner echten Dichtung, am wenigsten mit dem Epos vertragen — ohne gewaltsame Herbeiziehung einer wolgemeinten aber ihres Eindrucks gänzlich verfehlenden christlichen Mythologie, durch welche Klopstock seinen Messias verunstaltet hat, redet hier die einfache Thatsache, die nur dadurch zur Dichtung wird, daß der alte Sachsensänger das Evangelium in der unter seinem Volke hergebrachten epischen Sprache, in den überlieferten alliterierenden Formeln, erzält. Es ist Christus in Deutschland, Christus unter den Sachsen, der uns hier entgegentritt. So erscheint denn Er, der warhaftig ein König aller Könige und ein Herr aller Herren ist, auch in der höchsten Glorie, welche der Deutsche kannte: als ein gewaltiger Völkerfürst, der umgeben von seinen Getreuen, im Gefolge unzälbarer Scharen daher zieht, um die reichen Gaben des ewigen Lebens auszutheilen. Als der Könige reichster, aller Könige kräftigster, der des Himmels waltet, der Mächtige mit seiner Menge vorbeizieht vor der Jerichoburg, da fragen die Blinden: welcher reiche Mann unter der Volksschar der Fürst sei, der hehrste am Haupte (an der Spitze) der Volksfart. Und es antwortet ein Held, daß da Jesus Christ von Galilealand der Heilender Bester der hehrste wäre, und daherführe mit seinem Volke. Wie der Herr die Bergpredigt beginnt, wird hier ganz in den großartigen Formen, in welchen die Beratung der deutschen Könige mit ihren Fürsten und Herzogen im Angesichte des Heeres und Volkes vor sich gieng, und zwar etwa also erzält: „Näher um den waltenden Herrn, um das Friedekind Gottes, stehen die weisen Mannen, die er, der Gottes Sohn, sich selbst erkor, weiter hinab lagern die Scharen der Völker. Es warten die Getreuen auf das

Wort ihres Königs: sinnend verharren sie in ehrerbietigem erwartungsvollem Schweigen, was der Völker Oberherr den versammelten Volksstämmen verkündigen wird. Und der Landeshirte sitzt gegenüber den Männern, Gottes eigenes Kind, um das Lob Gottes zu lehren in weisen Worten die Leute dieses Weltreiches. Er saß da und schwieg, und sah sie an lange und war ihnen hold in seinem Herzen, der heilige Volksherr, mild in seinem Gemüte; da that er seinen Mund auf, der allwaltende Fürst gegen die die er zur Sprache (Volksversammlung) erkoren, und lehrte, welche unter allen Völkern der Welt Gott die wertesten seien: selig seien die, die in dieser Welt arm seien durch Demut, denn Gott werde ihnen in der Himmelsau, auf der grünen Gottes Wange, das unvergängliche Leben geben". — Es ist dieß Gedicht das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christentum, und für die innere Geschichte der christlichen Religion, insbesondere für die Geschichte der Einführung des Christentums in Deutschland von höchster und zwar um so höherer Bedeutung als diese Schilderung voll Wärme, Leben und Warhaftigkeit, voll Treue und Einfachheit, von dem sächsischen Volke ausgegangen ist, welches man bis daher, herkömmlichen Ansichten zufolge, weil es mit dem Schwerte bekehrt war, für widrig gestimmt gegen das Christentum gehalten hat, und als man überhaupt nicht anzunehmen geneigt ist, es könne eine durch große Weltbewegungen, durch Krieg und Blutvergießen vermittelte Bekehrung eine wahre sein. Eine genaue Erwägung der innern Volksgeschichte lehrt dießmal, lehrt vielleicht noch anderwärts, das Gegenteil. Wird doch nicht selten bei manchen Gemütern gerade durch die schärfste Zucht, wenn erst der wilde Troz gewaltsam gebrochen ist, die treueste, innigste Liebe erzeugt.

Hiermit aber nehmen wir auch von der Volkspoesie und dem altertümlichen großartigen epischen Charakter dieses ältesten Zeitraumes unserer Literärgeschichte Abschied. Dreißig Jahre nach der Abfaßung des Heliand in Sachsen wurde auch in Oberdeutschland, zu Weißenburg im Elsaß, von dem Benedictinermönche Otfrid eine Evangelienharmonie gedichtet — und dießmal ist das Wort dichten an seinem Orte, denn Otfrid braucht es selbst, um seine

Poesie damit zu bezeichnen — aber die alten epischen Formeln, die alte Alliteration ist erloschen; der Dichter tritt hervor mit seiner Subjectivität: hörten wir dort das ganze Sachsenvolk mit einer Stimme mächtigen Gesang erheben von der Herrlichkeit Christi, des alleinigen Völkerhirten — hier hören wir den einzelnen Mönch, der fast in jedem Abschnitt mit seinem Ich hervortritt, nicht sowol singen, als vielmehr erzälen, zwar oft sehr gut, sehr angemeßen, sehr herzlich, hier und da auch mit erhobener Stimme und erhobenem Gemüte erzälen, aber doch immer erzälen, schildern, ausmalen, in das Milde, oft in das Weiche und zuweilen in das Breite ziehen, was dort in kurzen kräftigen schlagenden Worten ausgedrückt war. Das Gedicht ist als Sprachquelle unschätzbar, und wo möglich noch wertvoller durch die ungemeine Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher es in metrischer Hinsicht ausgearbeitet ist, so daß wir die Grundregeln unserer deutschen Verslehre, wenn sie wißenschaftlich sein soll, bis auf diesen Tag nur aus diesem Werke Otfrids schöpfen können. An die Stelle der Alliteration setzt Otfrid das musikalische Princip, welches seitdem das herschende geblieben ist: den Reim; sein Werk ist das erste und zugleich das maßgebende Reimwerk aller folgenden Jarhunderte.

Diese Evangelienharmonie Otfrids ist nicht so lange unbekannt geblieben, wie die altsächsische Evangelienharmonie — wie es oft geht: das poetisch weit geringere Werk blieb in Ansehen, das unvergleichbar höher stehende volle neunhundert Jahre gänzlich unbekannt; ja vielleicht ist sie niemals aus dem Gesichtskreiße der gelehrten, wenigstens der geistlichen Welt verschwunden. In der Reformationszeit wurde es als einer der alten Zeugen der Warheit hervorgesucht, und von dem bekannten Theologen Matthias Flacius aus Illyrien auf Veranstaltung eines Herrn v. Riedesel zum erstenmal gedruckt; in der neuesten Zeit (1831) von Graff unter dem Titel Krist wieder herausgegeben.

Noch verdient Erwähnung ein Zeitlied, nämlich ein gleichzeitiger Gesang auf den Sieg des fränkischen Königs Ludwig III. über die Normannen in der Schlacht bei Saucourt im Jahr 881, gewöhnlich unter dem Namen des Ludwigsliedes bekannt [7]. Dieses zu der

Zeit als man noch wenig von der ältesten deutschen Poesie wuste, vielbesprochene und hochberümte Lied hat allerdings noch einige volksmäßige Färbung und gröstenteils eine bedeutende Lebendigkeit, doch reicht es weit nicht aus, um mit der alten, nunmehr untergegangenen epischen Poesie verglichen zu werden. Auch in ihm herscht das nunmehr schon zur allgemeinen Geltung durchgedrungene neue metrische Princip, der Reim.

Die übrigen, meist geistlichen poetischen Stücke dieses Zeitraums, welche noch dazu durchgängig von geringem Umfange sind, gestatte ich mir mit Stillschweigen zu übergehen; ich erlaube mir jedoch sogar, die prosaische Literatur dieses Zeitraumes gleichfalls unter dieses Stillschweigen zu befaßen [8]. Ich darf dasselbe damit rechtfertigen, daß ich erwähne, es seien diese prosaischen Denkmäler insgesamt keine Kunstwerke des frei schaffenden dichterischen Geistes, sondern wißenschaftliche Arbeiten fleißiger und gelehrter Mönche, meistens aus dem Benedictinerstifte St. Gallen; es sind Uebersetzungen und Bearbeitungen theils ganzer biblischer Bücher oder einzelner Theile derselben, theils geistlicher Regeln und theologischer Abhandlungen; theils endlich einiger Stücke von Aristoteles, von Boethius und von Marcianus Capella; als Sprachquellen von hohem, zum Teil sehr hohem Werte, als Glieder der deutschen Literaturgeschichte ohne hervorstechende Bedeutung; möge die einzige, später an ähnlicher Stelle zu wiederholende Bemerkung gestattet sein: wo die Poesie erlischt, stellt sich die Prosa, und zwar mit um so ausschließlicherer Herschaft ein, je ausschließlicher eben diese Herschaft bisher von der Poesie war geübt worden. Diese Bemerkung schildert hinreichend den Zustand unserer Literatur von dem Ende des 9. bis zur Mitte des 12. Jarhunderts hinab.

Anhangsweise und als Curiosität möge noch, nachdem von vielen literärischen Erzeugnissen die Rede gewesen ist, welche unbekannt sind aber doch existieren, eine Notiz über ein Product folgen, welches bekannt ist und doch nicht existiert. Wir besitzen aus dem 8. und 9. Jarhundert eine ganze Reihe christlicher Glaubensformeln, Teufelsentsagungen — unter diesen die, welche die bekehrten Sachsen nachsprechen und durch die sie dem Wuotan, Donar und Sachsnot

absagen mußten — Gebete und ähnliche kleinere Stücke; heidnische Formeln der Art haben sich endlich, wie bereits bemerkt, nun auch gefunden. Unter diesen Stücken pflegte lange Zeit als Vornehmstes zu figurieren ein sächsisches Gebet und Gelübde, an Wodan gerichtet, welches anfieng: Hilli krote Wodane, und sodann eine Unterwerfungsformel der Sachsen an Karl den Großen. Mehreren meiner Leser sind beide Stücke vielleicht aus den Elementarbüchern ihrer Jugend, z. B. aus Bredows Weltgeschichte erinnerlich. Diese Stücke hat allerdings ein Sachse verfaßt, nur aber ein Sachse nicht des achten sondern des achtzehnten Jarhunderts: ein wolbestallter Ratsschreiber zu Goslar. Nur die unglaublich geringe Kenntnis, die von diesen Dingen noch vor funfzig Jahren herschte, konnte sich durch einen so plumpen Betrug wie dieser war, teuschen laßen. Sollten in der Erinnerung einiger meiner freundlichen Leser die erwähnten Zeilen als Probe des Altdeutschen noch fest stehen, so bitte ich, dieselben von nun an streichen zu wollen.

Vom zehnten Jarhundert an tritt nun eine Zeit der Ruhe, ich möchte fast sagen eine Zeit des Schlafes unserer Poesie ein, während dessen die Nation die empfangenen mächtigen, umschaffenden Eindrücke die das Christentum ihr gegeben, sich in geistiger Stille anzueignen, in sich zu verarbeiten, in eigenes Blut und Leben zu verwandeln hatte. Man könnte sagen, die Poesie sei dritthalb Jarhunderte lang im Sinken, im Erlöschen, im Verschwinden gewesen; aber so wenig die Kraft und Thätigkeit unserer Seele im Schlafe völlig erlischt und verschwindet, so wenig läßt sich dies von dem deutschen Volke während der poetisch allerdings fast ganz stummen und öden Jarhunderte, des 10., 11. und der ersten Hälfte des 12. Jarhunderts behaupten. Im Traume gleichsam wurden bewahrt, gleichsam in der lallenden, nur dem eigenen inneren Sinne verständlichen Sprache des Traumes wurden fortgesungen die alten Heldenlieder von Sigfrid und Dietrich, von Kriemhild und Hagen, von Walther und Ezel; Träumen gleich sind auch die Zeitlieder von

der Schlacht bei der Eresburg (912), von Adelbert von Babenberg, von Kuonrad dem Kurzen, von dem Wisuntsagen des Baiernherzogs Erbo, und von den Ungarkriegen Kaiser Heinrichs III., von denen alte Zeugnisse uns melden; sie sind Träume gewesen, die beim Erwachen verschwanden, denn übrig geblieben ist uns fast nichts von alle dem was damals neu entstand, und wären sie auch vorhanden, sie würden nur Zeugnis geben von dem Schlummer, höchstens von dem Halbwachen unseres poetischen Geistes, wie diejenigen spärlichen Reste, die aus den bezeichneten Jarhunderten bewahrt wurden, in der That davon Zeugnis geben. Ungenauigkeit der Sprache, Nachlässigkeit und Verwilderung des Versbaues, im Ganzen auch eine nur sehr dürftige Darstellung sind ihre bezeichnenden Merkmale.

Ich maße mir nicht an, hiermit die Ursachen des scheinbaren Erlöschens unserer Poesie während eines dritthalbhundertjährigen Zeitraums aufgedeckt zu haben; es genügt mir, die Thatsachen aufzustellen, an einer andern Thatsache beispielsweise zu erläutern und nur einfach daran zu erinnern, daß das Steigen und das Fallen, die höchste Anspannung und Lebhaftigkeit und die tiefste Ruhe in der dichterischen Thätigkeit eines ganzen Volkes zunächst eben so als naturgemäße Zustände aufgefaßt sein wollen, wie Bewegung und Ruhe, Einatmen und Ausatmen, Wachen und Schlafen des einzelnen Individuums; beides wesentlich durch einander bedingt, beides gleich notwendig, beides gleich unerklärlich. Den Misverstand fürchte ich jedoch nicht, als habe ich von einem Schlummer der Nation überhaupt während dieses Zeitraums gesprochen; ich habe die sächsischen und fränkischen Heinriche, ich habe die Ottonen nicht vergeßen; — es kann nur von einem Schlummer des poetischen Vermögens der Nation die Rede sein, der Nation, die im Wirken nach Außen, in ihrer politischen Größe gerade während dieser Zeit eine ihrer Glanzperioden erlebte. Eben diese politische Größe aber ist vielleicht mit gutem Grunde unter den Veranlaßungen aufzuzälen, welche dazu beitrugen, die poetische Kraft bei dem deutschen Volke während jener Zeit in den Hintergrund treten zu laßen; eine politische Strebsamkeit, welche zunächst nur

auf praktische Erfolge ausgeht, wie bei dem sächsischen Heinrich und dem zweiten fränkischen (Heinrich III.) ist der Entwickelung der Poesie nicht günstig; daß die kirchliche Größe, wie sie in dem frommen Babenberger, Heinrich II. auftritt, dazumal die Nationalpoesie nicht begünstigte, sahen wir schon vorher; sie begünstigte die Gelehrsamkeit, die lateinische Sprache als die Sprache der Kirche und kirchlichen Literatur, die schon von den Ottonen her in allgemeinem Ansehen und fast ausschließlicher Gunst der Culturwelt damaliger Zeit gestanden hatte. Verfertigte doch die Gandersheimer Nonne Hruodswintha, oder wie der Name gemeinhin ausgesprochen wird, Roswitha, lateinische Komödien nach Terenz, blühete doch die Geschichtschreibung in lateinischer Sprache, getragen durch einen Witekind von Corvei, einen Dietmar von Merseburg, einen Lambert von Aschaffenburg! So arbeiteten politische und gelehrte Bestrebungen einander in die Hände, um das Erwachen des poetischen Genius des Volkes zu verhindern.

Dieses Erwachen erfolgte erst, als auch in die deutsche Welt die Funken fielen, die vom Orient ausgegangen, den ganzen Occident zu einer Flamme großartiger Begeisterung entzündeten; es erfolgte erst, als diejenigen Elemente wieder als weltbewegende hervortraten, die im 8. und 9. Jarhundert als Keime in das deutsche Volk gelegt worden, und nunmehr bereits seit fast drei Jarhunderten in der Stille gewachsen waren, um als endlich der warme Geistesregen eintrat, dessen sie geharret hatten, mit einem Male kräftig und üppig emporzuschießen zu reichlichster Entfaltung und herrlichster Blüte. Die Kreuzzüge, die man als die Manifestation der Verschmelzung des occidentalischen Krieger- und Heldencharakters mit dem christlichen Geiste, der vollbrachten Durchdringung und Heiligung des erstern von Seiten des letztern anzusehen hat, sie sind es, die auf den innern Sinn der deutschen Nation, deren eigenste Lebensaufgabe eben diese Verschmelzung war, allen gegebenen Bedingungen zufolge, die mächtigste Einwirkung

äußern mußten; was im 8. bis 9. Jarhundert in Deutschland innerlich vorbereitet war, das wurde in den Kreuzzügen äußerlich dargestellt und vollendet. Der deutsche Held war innerlich zum christlichen Helden gereift, und als nun im rechten Augenblicke, eben da die Reife vollendet war, sich sofort auch ein Kampfesfeld für dieses christliche Heldentum zeigte, da wachten mit einem Male die Geister der Sänger des alten Heldentums auf, die in den Enkeln vergeistigt und verklärt sich wiederfanden; die alte Poesie sproßte neugeboren aller Orten mit überraschender Schnelligkeit zu einem frischen, grünen, weithin sich erstreckenden Dichterwalde auf. Es ist der Lebensfrühling der deutschen Poesie, es ist die Zeit der Vollendung des nationalen Epos und die Zeit des Minnegesanges, die erste klassische Periode unserer Literatur, in welche wir nunmehr eintreten.



Alte Zeit.

Bevor ich jedoch meine Leser in die weiten Hallen dieses wunderbaren Gebäudes voll Erhabenheit und voll Lieblichkeit geleite, in welchem der Stil des strengsten Ernstes mit den Gebilden der heitersten Frölichkeit, die naivste Naturwarheit mit den Schöpfungen der vollendetsten Kunst, die einfachste Darstellung des wirklichen, nüchternen Lebens mit den genialsten Phantasieen abwechselt, in ein Gebäude, welches sich warhaftig und naturgetreu in den nicht minder wunderbaren Bauwerken verkörpert hat, die theils zu gleicher Zeit mit unserer Poesie, theils wenig später entstanden, — bevor ich sie in dieses Gebäude selbst geleite, muß ich bitten auch dem Vorhofe desselben noch auf einige Augenblicke ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Es geht der höchsten Blüte unserer mittelhochdeutschen Poesie, wie ich bereits in der Einleitung zu bemerken Gelegenheit fand, eine Vorbereitungszeit vorher, welche ungefähr mit den fünfziger Jahren des 12. Jarhunderts beginnt, und mit dem Dichter Heinrich von Veldekin, dessen Blüte zwischen die Jahre 1184 und 1188 fällt, in die klassische Periode übergeht. Der bestimmteste wenigstens äußerlich sofort erkennbare Unterschied dieser älteren Periode von der spätern besteht in der durch die Verschiedenheit der Heimat der Dichter bedingten Sprache, so wie in dem abweichenden, noch hier und da sehr merklich an die vorher erwähnte Verwilderung der Metrik erinnernden Versbau. Die Heimat derjenigen Dichter, welche hierher gehören, war der Mittel- und Niederrhein, ihr

Dialect daher der noch heute in diesen Gegenden, wenigstens am Niederrhein herschende, aus hoch- und niederdeutschen Elementen gemischte, welcher eine saubere und strenge Auffaßung und Darlegung der ursprünglichen Vocalverhältnisse nicht gewährt, sogar in den Consonanten neben den hochdeutschen Formen nicht wenig niederdeutsche darbietet, weshalb auch J. Grimm neuerdings diese Sprache als mittelniederdeutsch (von der mittelniederländischen Sprache, der Mutter des heutigen Neuniederländischen oder s. g. Holländischen wol zu unterscheiden) von der mittelhochdeutschen Sprache, mit der er sie ehedem, bloß als Abweichung sie auffaßend, verbunden hatte, mit Recht geschieden hat. Begreiflich ist bei dieser Sprache eine so strenge, wolklingende Reinheit der Reime, wie sie die nachher zur ausschließlichen Herschaft gekommene mittelhochdeutsche Sprache, ein in sich selbst feststehender, organisch ausgebildeter und zur vollständigen Entfaltung gekommener Dialect darbietet, nicht zu finden, auch nicht eine so strenge Meßung der Verse, wie dieselbe eben erst von Heinrich v. Veldekin, dem Vater der mittelhochdeutschen Poesie, eingeführt, wenn auch nicht vollendet wurde. Weder die richtige Zahl der Hebungen im Verse, noch das genaue Verhältnis derselben zu den Senkungen, wie schon Otfrid dreihundert Jahre früher noch diese Regeln mit feinem und sicherm Sprachgefühl angewendet hatte, war wiedergefunden; die Herstellung des harmonischen Wolklangs, der saubern Reime, des engen Anschlußes des Verstones an Ton und Gang der Erzälung blieb den Nachfolgern überlaßen, welche ihre Regeln nicht etwa aus Studien der alten otfriedischen Poesie, sondern aus ihrem vollen und reinen Sprachgefühl von neuem schöpften. Diese Verbeßerung der Sprache und des Versbaues insbesondere nannte man **rîme rihten** (die Reime einrichten) — ein uralter volksmäßiger Ausdruck, welcher von den mittelhochdeutschen Dichtern geradezu als das Verdienst Heinrichs v. Veldekin und als das unterscheidende Merkmal ihrer Poesie von der früher minder vollkommenen angegeben wird. Durchgängig herscht in der Vorbereitungsperiode die Form der Kunstpoesie, die sogenannten kurzen Reimpaare.

Was die Stoffe der Poesie dieser Vorbereitungsperiode anbetrifft, so sind es fast durchgängig dieselben, welche auch in der folgenden Blütezeit der Poesie behandelt wurden. Fast durchgängig; denn von einer Vorbereitung des großen Volksepos, dem Mittelpunkte der nun folgenden klassischen Zeit, finden sich in der Vorbereitungsperiode verhältnismäßig nur geringere Spuren, und diese, was auffallend ist, nicht in den hergebrachten Formen der Volkspoesie. Dagegen sind einige andere Elemente dieser Entwickelungszeit in der klassischen Periode nicht zu weiterer Entfaltung gediehen, wieder andere zwar fortgebildet, aber nicht der ursprünglichen Anlage gemäß fortgebildet worden. In dieser Hinsicht haben nämlich einzelne Zweige und Erscheinungen der sich erst entwickelnden Poesie einen Vorzug vor Produkten der spätern, im Uebrigen unvergleichbar vollendeteren Zeit: die Anlage ist oft einfacher, großartiger, natur- und volksgemäßer, die Zeichnung markiger, die Farbe frischer. Da jedoch dieß alles bei dem Zwecke, den wir hier zu verfolgen haben, weniger in Anschlag kommt, und namentlich ein hier unzuläßiges Eingehen in das Detail erforderlich sein würde, um die innern Unterschiede dieser Vorbereitungszeit von der folgenden Blütenperiode gehörig darzustellen, so habe ich mich mit dieser allgemeinen Skizze der erwähnten, etwa vierzigjährigen Periode begnügen zu müßen geglaubt, und werde die, ohnehin ganz zwanglos den Erscheinungen der folgenden Periode anzureihenden Produkte dieser Zeit, die einzelnen Werke, erst an ihrer gehörigen Stelle in der jetzt zu beginnenden Abteilung einschalten. Es wird hinreichen, wenn ich die hauptsächlichsten jetzt nur namhaft mache, um auf diese Namen später leichter mich berufen zu können.

So ist aus der einheimischen, jedoch nur der späteren Heldensage vorhanden das Gedicht vom König Rother; aus der Thiersage die uns bekannte älteste Darstellung des Reinhart Fuchs; aus der ritterlichen Poesie das schöne Fragment vom Grafen Rudolf, aus den fremden Sagenstoffen das Rolandslied des Pfaffen Konrad, und eine Bearbeitung des Tristan von Eilhart von Oberg; aus den Bearbeitungen antiker Werke und Sagen: das Leben Alexanders des Großen von dem Pfaffen Lamprecht;

aus den geschichtlichen Epopöen: das Lied vom heiligen Anno, Erzbischof von Cöln und die Kaiserchronik; ferner einer Anzahl von Legenden und die Anfänge der Minnepoesie in Dietmar von Aist u. a.

Treten wir also nunmehr, nachdem wir dem Vorhofe eine vorläufige flüchtige Betrachtung gewidmet haben, in jene ehrwürdigen Hallen unserer alten Dichtkunst selbst ein, wie dieselben zwischen den Jahren 1190—1300 in wunderbarer Pracht und auf unvergängliche Dauer sind errichtet worden.

Uns zuvörderst äußerlich zu orientiren, wird die Bemerkung hinreichen, daß die Heimat dieser unserer ersten klassischen Dichtung das südliche Deutschland war: Schwaben, die Heimat der Hohenstaufen, als Mittelpunkt, sodann der Oberrhein, die Schweiz, Baiern, Oestreich und Franken. Man nannte deshalb in älterer Zeit nach Bodmers Vorgange diese unsere Blütezeit auch den schwäbischen Zeitpunkt, die Sprache, in welcher diese Gedichte verfaßt sind, die schwäbische Mundart. Statt dieser letztern Bezeichnung ist seit J. Grimm die Bezeichnung mittelhochdeutsch für die Sprache dieser unserer Dichterzeit in Gang und jetzt zu ausschließlicher Geltung gekommen. Diese Sprache ist die aus der gothischen und sodann aus der althochdeutschen regelmäßig und organisch fortgebildete oberdeutsche Sprache, ihrer Mutter und Ahnfrau zwar an Fülle der Endungen und Gravität des Ausdrucks nicht gleich, unserer heutigen Sprache aber, die unter niederdeutschen Einflüßen wieder aus ihr entstanden ist, an Reichtum der Bezeichnungen, Feinheit des Ausdrucks, Bestimtheit der Laute, Reinheit und Wolklang der Reime weit überlegen.

Vergegenwärtigen wir uns vermittelst weniger kunstlosen Umriße die Zustände der damaligen Welt — der Welt wie sie von der Mitte des 12. bis zu der Mitte des 13. Jarhunderts in Hinsicht auf Politik, Glauben, Sitte, geselliges Leben, Kunst und Wißenschaft war — so tritt uns zunächst die schon erwähnte und auf das Wachstum und die Blüte unserer Poesie höchst einflußreiche Bedeutung der christlichen Kirche entgegen. Es war der Geist

des Christentums in den Völkern des Occidents, und vor allem in dem deutschen Volke, zum eigentlichen Volksgeiste geworden, der zwar in höchster Potenz die höheren Stände, den Adel und die Geistlichkeit inspirierte, der aber auch die Massen — nicht als Lehre, sondern als Thatsache, nicht als Wißenschaft, sondern als Lebenselement völlig durchdrungen hatte: es war das Christentum zumal bei den Deutschen nicht etwa ein bloßes Wißen und Begreifen, sondern ein volles Haben und Genießen, es war eine Freude an der christlichen Kirche und an deren innerer und äußerer Herrlichkeit, und eine Befriedigung durch die Gaben derselben so allgemein, wie sie seitdem nicht wieder gewesen ist, und so stark, daß selbst die Kämpfe der Kaiser und der Päbste länger als zwei Jarhunderte diesem höchsten geistigen Wolgefühl nichts anhaben konnten. Wo eine solche in sich einige, unangefochtene geistige Befriedigung herscht, wie sie die christliche Kirche dem damaligen Menschengeschlechte und vor allem dem deutschen Volke gewärte, da wird auch die Poesie (die in geistiger Unruhe und Unbefriedigtheit, im Hader und Zweifel niemals gedeihet, vielmehr ihren gewissen Untergang findet) ihren Culminationspunkt erreichen, freilich aber auch von denen, welchen die liebevolle Fähigkeit fehlt, sich in jene befriedigten Zustände, in jenen ungestörten geistigen Genuß, in jene unbefangene Sicherheit des Wißens und Glaubens zurückzuversetzen, kaum richtig gewürdigt, ja kaum verstanden werden. Höchst charakteristisch ist es darum auch, daß schon von den alten Dichtern, auf das Eindringlichste aber und Eifrigste und gleichsam in die Wette von den Dichtern eben dieser unserer Blütezeit der Zweifel als der unglücklichste und zerrüttendste, als ein wahrhaft seelenmordender Zustand geschildert wird. Schon der Charakter der alten, noch heidnischen Deutschen war stark, fest und treu, in sich selbst zusammengefaßt, mit sich selbst einig und seiner selbst gewis — was der Deutsche war, war er ganz, mit Leib und Seele. Diesem Charakter kam das Christentum, welches eben den Menschen ganz haben will, mit Leib, Seel und Geist — und dieser Charakter kam dem Christentum entgegen; er fand in demselben die Ruhe, das Vollgefühl des Lebens und die zweifellose Sicherheit, die ihm Bedürfnis war und

durch welche er die Fähigkeit erhielt, sich in seinen tiefsten Lebensregungen, in seinem wahrsten Sein, zu offenbaren.

In diese Zeit des höchsten geistigen Wolgefühls fällt das Ereignis, welches geeignet war, dasselbe zum klarsten Bewustsein und zur äußern That zu bringen — die Kreuzzüge. Der Deutsche fühlte sich bereits als christlichen Helden, und jetzt konnte er das christliche Heldentum auch bewähren durch glänzende Thaten. Es blieb nicht bloß ein Heldentum des innern Sinnes, des Gefühles, welches leicht in sich selbst hätte versinken, welches nach dem treffenden und noch heute üblichen Ausdrucke der ritterlichen Poesie jener Zeit sich hätte verliegen können, — alle Nerven mußten sich anspannen, alle Geister lebendig werden, und so erst wurde die deutsche Nation von Außen wie von Innen, so erst wurde sie ganz das, was sie sein sollte, und erhielt damit erst die volle Befähigung und die höchste Weihe, diesem durch die That offenbarten tiefen und sichern Lebensbewustsein auch den vollen poetischen Ausdruck zu geben. — Indes die Kreuzzüge haben noch eine andere, für die reiche Entwicklung der damaligen Poesie wenn auch nicht in gleichem Grade wie die eben erörterte, unmittelbar, jedenfalls mittelbar, wichtige Bedeutung. Nenne man die Kreuzzüge immerhin ein phantastisches Unternehmen — ein Urteil, welches sich notdürftig vor dem Richterstul der weltlichen Geschichte, auf keinen Fall vor dem höhern Tribunal der christlichen Culturgeschichte rechtfertigen läßt — nenne man sie aber immerhin so, eben dieß Phantastische war ein nicht geringes Erregungsmittel der höchsten poetischen Fähigkeiten jener Zeit. Ein halbes Jartausend hatte die deutsche Nation in stiller Beschränkung auf sich selbst gelebt, höchstens den eigenen Herd verteidigt gegen die Angriffe räuberischer Ungarnhorden — ein halbes Jartausend hatten lange Reihen von Generationen still und zufrieden in den engen Ringmauern und schmalen Gaßen ihrer Städte, in den einfachen Burgen, in den stillen Dörfern und auf den einsamen Gehöften am Waldessaum und auf der grünen Haide gewohnt — was draußen war, war fremd und unbekannt, nicht gesucht und nicht begehrt. Jetzt mit

einemmale wurde eine fremde, glänzende Welt, wurde die niegesehene Pracht des Orients vor ihnen aufgethan; eine zauberische Ferne voll lebhafter glühender Farben that sich vor den erstaunten Blicken auf; die Kreuzheere der Franzosen zogen die wiedereröffneten Völkerstraßen entlang auf ihren reichgeschmückten Rossen, in glänzenden Kriegsgewändern voll Eroberungsdrang, Siegeshoffnung, Kriegerlust und Sangesjubel vor den erstaunten Augen der zuschauenden Deutschen vorüber — mit einem Worte, es erwachte in dem ganzen Volke das unbeschreibliche, aus süßer Heimatliebe und unwiderstehlichem Drange in die Ferne, aus bitterm Abschiedsschmerz und fröhlicher Reiselust gemischte Gefühl, welches noch heute das Erbteil des deutschen Jünglings ist, wenn er den ersten Schritt aus dem Vaterhause in die unbekannte Fremde thut. Diesen Seelenzustand repräsentieren unsere Gedichte dieses Zeitraums sämtlich; einige, wie der unsterbliche Parcival Wolframs von Eschenbach sind sogar zum grösten Teile auf denselben gegründet, und bleiben dem in ihren ergreifendsten Momenten unverständlich, welcher diesen Zustand nicht in sich erfahren hat oder nicht in sich wiederzuerzeugen vermag.

Nehmen wir zu allem diesem noch hinzu die politische Größe des damaligen deutschen Reiches — sehen wir in dem deutschen Kaiser das weltliche Haupt der Christenheit, in den deutschen Heeren, dem Adel mit seinen Gefolgschaften den Kern der europäischen Tapferkeit, in dem deutschen Volke unter seinem Kaiser die weltgebietende Nation: wenden wir unsern Blick auf die Personen, welche damals auf dem deutschen Kaiserthrone saßen, auf die lebensfreudigen und lebensmutigen, begeisterten und von den höchsten Ideen erfüllten Hohenstaufen, so werden wir gestehen müßen, daß kein Zeitraum reicher an den fruchtbarsten, bewegendsten ja entflammendsten poetischen Elementen gewesen sei, als eben diese Zeit, die wir betrachten. War doch der mächtige Friedrich, der erste Hohenstaufe, selbst eine poetische Figur ersten Ranges, von dem Augenblicke an, wo er den Herscherstab mit kräftiger Hand ergriff, bis die Fluten des Selef ihn verschlangen, — also, daß das deutsche Volk seinen deutschen Kaiser mit dem flammenroten Barte noch heute nicht vergeßen hat, und von seinem Wiedererwachen in

der Tiefe des Kiffhäuserberges das Wiedererwachen der höchsten Herrlichkeit der deutschen Nation erwartet. Endlich aber werden wir in Anschlag zu bringen nicht vergeßen, daß damals wie die äußere Einheit der Nation auch die innere Einheit noch fort bestand; nicht allein das Bewustsein der Volksgröße, das allgemeine lebhafte stolze Nationalgefühl durchdrang damals alle Stände, alle Geschlechter und Individuen, sondern bei aller allmälig sich ausbildenden Scheidung der Volksklassen, der Edlen und Unedlen, der Freien und Hörigen, der Geistlichen und Laien und bei der beginnenden Ausbildung verschiedener geistiger Bedürfnisse dieser Theile der Gesellschaft waren die besten poetischen Momente ein Gemeingut aller dieser Theile: ein Gemeingut die Erinnerung an die sagenberümten Helden der Vorzeit, die Kenntnis der alten Lieder und die Freude an denselben; ein Gemeingut war die Sprache, die nicht wie heut zu Tage in unbehülfliche Volksdialekte und überverfeinerte Conversationssprache zerfiel; ein Gemeingut die Sitte und Lebensgewohnheit in ihren edelsten, von den Vätern ererbten und treu bewahrten Zügen. Erinnern wir uns nun, daß nur dann die rechte Lebendigkeit, die rechte Freude, der höchste Genuß vorhanden ist, wenn unser Leben, unsere Freude, unser Genuß, unser Streben überhaupt von einer großen Anzal Mitgenießender und Mitstrebender getheilt wird, so werden wir die poetische Höhe jener Zeit begreifen können, in welcher ein angeschlagener Liederton alsbald fortklang von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt, von Fürstenhof zu Fürstenhof, und tausend einstimmende Töne aus der Nähe und Ferne, aus der Höhe und aus der Tiefe des Volkes ihm freudig antworteten.

Doch sind wir genötigt, in dieser Periode uns bestimtere Kreiße für die poetischen Productionen zu ziehen, als dieß in der frühern erforderlich schien, wo wir uns mit einigen Andeutungen begnügen konnten, da es dort nur zwei rein und deutlich auseinanderfallende Sphären der Poesie gab, die alte Heldenpoesie und die geistliche Dichtung. Aus der letztern, die ursprünglich auch nur volksmäßig war, entwickelte sich die Kunstpoesie allmälig und später; hier dagegen finden wir vom Anfange an die deutlich

geschiedenen Kreiße der Volkspoesie und der Kunstpoesie, Gegensätze, auf welche wir jetzt einzugehen haben, welche wie ich mir schon früher zu bemerken erlaubte, die Anfänge und die Entwicklung aller Poesie beleuchten, in ihrer reinen Gestalt aber nur aus der deutschen Poesie gelernt werden können.

Die Volkspoesie oder Naturpoesie — Begriffe, die wir hier wenigstens vorerst ohne merklichen Fehler als gleichbedeutend faßen können — entwickelt sich aus dem dichterischen Vermögen, welches nicht einem Einzelnen, sondern einem ganzen Volke als köstliche Naturgabe verliehen ist, unbewust und mit innerer Notwendigkeit, ganz der Sprache selbst gleich, die, wie wir bereits in der deutschen Alliterationspoesie zu bemerken Gelegenheit hatten, bis auf einen gewissen Grad mit der Poesie geradehin zusammenfällt. Die Volkspoesie setzt mithin einen Stoff voraus, welcher nicht erfunden noch ersonnen, auch gar nicht erfindbar und ersinnbar, welcher vielmehr gegeben, mit den tiefsten Lebenskeimen des Volkes innig verwachsen, welcher erlebt, von dem ganzen Volke erlebt und erfahren ist. Dieser Stoff, welcher eben nichts anderes ist, als das volle, reiche, tiefempfundene Leben des Volkes selbst, wird in voller Warheit, und da alles Wahre einfach ist, in der grösten Einfachheit dargestellt. Wie in dem naturgemäßen, gesunden, in ruhigem, festem und gleichmäßigem Gange dahinschreitenden Leben selbst, folgt in dieser Darstellung raschen und sichern Schrittes Thatsache auf Thatsache, ohne müßiges Stillstehen, ohne nachsinnendes und verweilendes Rückblicken. Niemals und nirgends bedarf diese Darstellung fremder Hülfe, um sich selbst klar und verständlich zu sein: des ausgeführten Gleichnisses und der bildlichen Darstellung bedarf sie nicht, die ausmalende Schilderung verschmäht sie; künstliche Wendungen, ausländische Stoffe und Formen, Pointen und Absichtlichkeiten, überhaupt alles das, was man Schmuck und Effect nennt, stößt sie mit Widerwillen von sich. Es ist die Freude und das Leid eines Volkes welche sich selbst singen, dort in kräftigem lautem, hallendem Jubel, hier in tiefen, rührenden Klagetönen; in beiden Fällen scheinbar abgebrochen, pausierend, von Moment zu Moment rasch überspringend und die Mittelglieder

der Handlung als Nebensachen übergehend; eben wie Leid und Freude unsere Pulse stoßweise bewegen, und wie in der Erinnerung an erlebtes Leiden und genoßene Herzensfreude nur die bewegtesten Augenblicke, gleich sonnenbeglänzten Berggipfeln aus der Ferne zu uns herüberglänzen, während die Thäler mit dem Schatten der Vergeßenheit bedeckt sind. Wie das Leben unergründlich ist, so ist auch die Poesie des reinen und wahren Lebens selbst unergründlich, wie die Natur ewig frisch und ewig jung ist, so auch ihre Poesie; die Naturpoesie ist, um mich der einfachen Worte des Meisters zu bedienen, der uns nächst Herder zuerst das Wesen der Poesie und überall zuerst das Wesen der deutschen Volkspoesie aufgeschloßen hat, J. Grimms, die Naturpoesie ist ein lebendiges Buch, wahrer Geschichte voll, das man auf jedem Blatte mag anfangen zu lesen und zu verstehen, nimmer aber ausliest noch durchversteht*.

Die Kunstpoesie ist dagegen das Resultat der Betrachtung, des Sinnens, der Arbeit des einzelnen Dichters; nicht das Leben selbst, sondern der Widerschein des Lebens in dem Seelenspiegel des Individuums; nicht das Erlebnis und die Erfahrung eines ganzen Volkes, sondern des Einzelnen, der mit diesen seinen Erlebnissen seinen Zeitgenoßen oft weit voraus eilt; ja am öftersten nicht einmal das wirkliche Erlebnis des Dichters, sondern nur das durch die Gabe der poetischen Divination von ihm Erratene, das prophetisch Erschaute und Vorweggenommene. Ihr Inhalt ist nicht die Thatsache des Lebens selbst, sondern das Verhältnis, in welches sich der Dichter zu dem Leben gesetzt hat; darum tritt seine Individualität, sei sie nun groß oder klein, gemein oder edel, überall in den Vordergrund, darum ist das Ausführen der erwählten Stoffe, das Geschäft, dieselben annehmlich zu machen, das Malen und Schildern, darum sind die Bilder und Gleichnisse dem Kunstdichter unentbehrlich; darum sind endlich fremde Stoffe für den Kunstdichter oft die willkommensten, weil er an ihnen seine poetische Kraft üben und in ihrer vollen Wirkung, in ihrem Glanze und in ihrem überraschenden Eindrucke zeigen kann.

Zu einer vollständigen Entfaltung des poetischen Vermögens einer Nation ist die Entfaltung der Natur- oder Volks- und die

der Kunstpoesie in gleichem Grade erforderlich; ein Volk ohne Volkspoesie wäre kein rechtes Volk reinen Stammes, wäre ein Mischvolk und ein Volk von Nachahmern; ein Volk ohne Kunstpoesie könnte nur ein solches sein, welches in seiner Entwickelung gewaltsam wäre gehemmt worden: jenes wäre, um mich eines nahe liegenden Gleichnisses zu bedienen, ein Mensch, welcher als Greis geboren worden, dieses ein früh verblichener Jüngling. — Wird die Volkspoesie sich selbst überlaßen, d. h. wenden sich die Besten der Nation, mit einseitiger Begünstigung der Kunstpoesie, von ihr ab, so geht sie in Rohheit und Verwilderung unter; die Kunstpoesie bildet, so oft sie in den verschiedensten Gestalten unter den verschiedensten Völkern aufgetreten ist, ihren Charakter nur weiter aus: alles Ersonnene, auch das Reinste und Beste, nutzt sich ab, und muß durch neue Kunstschöpfungen, welche die vorigen überbieten, ersetzt werden; es folgt Ueberverfeinerung, Künstelei, Erstarrung, und zuletzt ein unschöner Tod der poetischen Kunst.

Unsere zweite klassische Periode, die heutige Welt, hat keine blühende Volkspoesie, nur eine Kunstpoesie; dieser ersten dagegen war es gegeben, beide Dichtungsgattungen in schönster Vollendung neben einander blühen zu sehen.

Die erste dieser Dichtungsgattungen, die Volkspoesie, wird in der Zeit, welche uns gegenwärtig beschäftigt, im 12. und 13. Jarhundert vertreten durch fahrende Sänger, welche, einen reichen Schatz alter Sagen und Lieder in sich bewahrend, von Burg zu Burg, von Gau zu Gau wanderten, und bei Volksversammlungen und Volksfesten, in den Höfen und Sälen der Herrenhäuser, auf den Märkten und Straßen der Städte ihre kräftigen und kunstlosen Gesänge von der Herrlichkeit der alten Volkskönige und ihrer Getreuen ertönen ließen, sie weckten und nährten die alte Gesangsfreude und Liederlust in einem Volke, welches bei allem Reichtum und Genuße der Gegenwart das Gefühl für die große Vergangenheit, die Freude an den alten geliebten Königen und Herren und ihren Heldenthaten noch fest und treu in sich bewahrte, welches die Größe und den Glanz seiner Zeit, der Gegenwart, erst an dem Glanz und der Größe der vergangenen alten Zeit empfand,

und die Freude, die es an der schönen, hellen, freudereichen Wirklichkeit hatten, unbefangen und mit ganzem Herzen in die Zeiten der alten Sagen übertrug. Aus Büchern, aus mühsam zusammengebrachter Forschung, die, etwa lange Zeit verborgen gelegen, jetzt wieder an das Licht getreten wäre, hatten die singenden Wanderer, hatte das zuhörende Volk nichts; alles war lebendige, mündliche Tradition: „Uns ist in alten Mären Wunders viel gesagt von ruhmeswerten Helden, von großer Kühnheit; von Freuden und von Festen, von Weinen und von Klagen, von kühner Recken Streiten möget ihr nun Wunder hören sagen", dieser Anfang unseres Nibelungenliedes ist der Grundton unserer gesamten Volkspoesie, welche durch alle ihre Lieder gleichmäßig hindurchklingt. Was die äußere Form der Volkspoesie betrifft, so hat dieselbe durchgängig zum Gesang bestimte Strophen (zu deutsch Gesetze genannt), theils die sogenannte Nibelungenstrophe, welche aus vier Langzeilen von je sechs (oder, was die letzte derselben angeht, sieben) Hebungen mit männlichem (stumpfem) Endreim besteht; theils den sogenannten Berner Ton (den Namen führt sie davon, daß mehrere der abgesonderten Sagen von Dietrich von Bern in derselben gesungen sind), eine Strophe von dreizehn Zeilen.

Die Kunstpoesie wird vorzüglich vertreten durch den Adel: Kaiser und Könige, Herzoge und Fürsten, Grafen und Ritter waren die Sänger der Kunst; wir haben Lieder übrig von zwei Gliedern der gesangesfrohen und gesangeskundigen Hohenstaufen, von Heinrich VI., dem Sohne des großen Barbarossa, und von König Konrad dem Jungen, dessen Haupt in Neapel unter dem Beile gefallen ist; wir haben Lieder von König Wenceslaus von Böhmen, von Herzog Heinrich von Breslau, von Markgraf Otto von Brandenburg, und die unsterblichen Dichter Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Ulrich von Liechtenstein, gehören sämtlich zum Stande der Edlen, der Ritter und Herren. Der nächste Hörerkreiß dieser Sänger waren ihre Standesgenoßen selbst; an den Höfen der Fürsten in den glänzenden Versammlungen stattlicher Ritter, holder Frauen und anmutiger edler Jungfrauen ließen die edlen Sänger ihre Zither

erklingen: ihr Gebiet war der Schmuck der Rede, die glänzende, zierliche Darstellung, der kunstreiche Vortrag neuer Erzälungen, der Gesang von des eigenen Herzens Liebesfreuden und Liebesleiden; feßelt im Volksgesange die kunstlose Einfachheit, das treue Beharren bei den altüberlieferten Stoffen und Formen, so zieht hier die glänzende Mannigfaltigkeit, die neue Erfindung, der kunstreich verarbeitete fremde Stoff mit immer neuen Reizen an. Das Bestreben dieser Dichter war es, ihre Stoffe mit allem Schmuck und allen Zierden, mit allen den lebhaften, bunten oft glühenden Farben auszustatten, in welchen das heitere, fröliche, reiche Leben der damaligen Ritterwelt strahlte, nachdem die bunte Pracht des französischen und spanischen Südens und die reiche Wunderwelt des Orients in Folge der Kreuzzüge sich auch für Deutschland aufgeschloßen und den deutschen Herrenstand mit in ihre zauberischen Kreiße verflochten hatte. Diese Kunstpoesie pflegt darum auch die ritterliche oder **höfische** Poesie genannt zu werden, und steht schon früh zu der Volkspoesie in einem leicht begreiflichen Gegensatz, welcher später fortgebildet, nicht versöhnt, der einen wie der andern Dichtungsgattung verderblich wurde, wie dieß die Schilderung der Dichtkunst der nächsten Periode im einzelnen nachweisen wird.

Die Form der Kunstpoesie im Aeußern unterscheidet sich bestimt genug von der Form der Volkspoesie; für die kunstmäßige Erzälung hat sie die kurzen Reimpaare, paarweise gereimte aber durch den Sinn getrennte Zeilen von je vier, oder bei klingendem (weiblichem) Schluße drei Hebungen; für die Lyrik den dreitheiligen Strophenbau.

Kehren wir nunmehr zurück zu der Volkspoesie, mit deren Darstellung wir die Beschreibung der einzelnen Erscheinungen dieser großen Dichterzeit zu beginnen haben, so ist aus dem was ich bisher anzuführen mir erlaubte, leicht zu erraten, daß der hauptsächliche, wenn nicht einzige Gegenstand der Volkspoesie das Epos ist, das Heldengedicht, diese Quelle, dieses Fundament aller Poesie, diese gröste, vollendetste Poesie selbst. — Der näheren Bestimmung dessen, was Epos überhaupt und was dasselbe bei uns insbesondere ist, darf ich nach den vorangegangenen

Erörterungen, welche die Nachsicht meiner Leser mir gestattete, und die vielleicht schon zu umständlich ausgefallen sind, nur wenige Worte widmen.

Wie die Natur- und Volkspoesie überhaupt, so schließt auch das Epos, oder der Gesang von den Thaten, wie man das griechische Wort am einfachsten verdeutschen würde, jedes Hervortreten der Subjectivität des Erzälers — also alles was Betrachtung, Reflexion, was Urteil genannt werden mag — und vollends die Einmischung der Individualität des Dichters aus: in der rechten epischen Poesie kommt das Ich auch nicht ein einzigesmal vor, wenn es nicht in der Einführungsformel erscheint: „Ich hörte singen und sagen", wodurch aber gerade die Ausschließung des Ich bezeichnet wird. Daß Willkürlichkeiten gänzlich ausgeschloßen bleiben, versteht sich von selbst — ist doch der epische Sänger nur der Hüter eines Schatzes, der dem gesamten Volke angehört, nicht der Besitzer; darum ist es, wie bei den ächten Märchenerzälern unserer Tage, das stete, oft ängstliche Bestreben des epischen Dichters, den Stoff der Sage, die er vorträgt, genau so wiederzugeben, wie er ihn überliefert erhalten hat. Noch mehr versteht es sich von selbst, daß alle Absichtlichkeit, alles Hinarbeiten auf den Zweck, sei derselbe welcher er wolle, auf das Strengste ausgeschloßen bleibe. Der Volkssänger will nicht rühren, nicht erschüttern, nicht überraschen, er will nicht belehren, ja nicht einmal etwas neues singen, was noch niemand gehört hat, sondern eben das will er singen, was alle schon oft, schon seit ihrer Kindheit zu vielen Malen gehört haben: die Lust zu singen, was man gesehen hat, die Lust zu hören, was man erlebt hat, ist die Quelle des Epos, und in der Erzälung selbst findet es seinen Zweck, sein Ziel, seine Ruhe, der Hörer seine Befriedigung. Ja daß es eben alte Geschichten sind, Ereignisse, über welche die versöhnende, mildernde Zeit ihre Schwingen gebreitet hat, und die in mehrhundertjähriger Tradition ihre Weihe empfangen haben, das gibt dem Epos einen großen Theil seiner Kraft und seines Zaubers. Diese allbekannten Thatsachen werden erzält, aber es werden eben auch nur Thatsachen erzält; die Handlung allein in ihrer reinen, herzbewegenden

Gestalt herscht im Epos, und herscht um so ausschließlicher, je mehr das Epos ungetrübte Natur- und Volkspoesie ist, schließt um so gewisser alle Schilderung aus, je näher es dem Quell des wirklichen Lebens steht, aus dem es gefloßen ist.

Die Thatsachen nun, welche allein das Epos erfüllen, welche in so eminentem Sinne Gesamtgut des Volkes sein sollen, müßen sich auf die ältesten Verhältnisse, auf die Ursprünge des Volks, als das wirklich und fast einzig Gemeinsame der Nation beziehen. Es müßen im Epos also Zeiten und Handlungen dargestellt werden, in welchen noch Alle die, in denen ein Blut fließt, auch einen Sinn und einen Willen haben, in welchen alle, welche durch gleiche Abstammung, Sprache und Sitte zusammengehören, auch noch zusammen handeln und leiden. Nur die Großthaten dieser älteren und ältesten Zeit sind Stoffe zu warhaften Epopöen, nicht die Großthaten jeder spätern, wenn auch noch so ausgezeichneten Zeit, in welchen sich schon einzelne Kreiße im Volke selbst gebildet und ausgeschieden, Stämme und Stammesinteressen abgeschloßen, oder gar Stände mit abgesonderten Lebenselementen und einseitig verfolgten Cultur- und Socialzwecken gebildet haben. Oder warum hätten nur die Helden vor Troja eine Epopöe, warum nicht Marathon, Salamis und Thermopylä? Warum nicht Alexander der Große und Cäsar? Ja warum ist selbst Karl der Große nicht Gegenstand des lebendigen, durch Jarhunderte fortgetragenen Volksepos geworden, wie der doch nur dreihundert Jahre ältere gothische Theodorich? Warum endlich haben die Römer überhaupt niemals ein Volksepos beseßen? — Gewis, es gehört Einheit des Blutes, und die allein auf der Stammesverwandtschaft gegründete Einheit des Lebens und Willens dazu, um ein Epos zu schaffen, und wenn diese Grundbedingungen nicht vorhanden, oder im Laufe der Jarhunderte verloren sind, so reicht keine menschliche Macht, so reicht der begabteste, erhabenste Dichtergenius nicht aus, das zu schaffen, was überhaupt nicht gemacht worden ist noch gemacht werden kann, sondern sich selbst macht: ein Volksepos wie die Ilias oder der Nibelungen Not.

Jenes Bewustsein einer großen, breiten, gemeinsamen Basis

der Existenz im Volke bezieht sich nun zunächst auf die gemeinsamen Ahnen und Helden des Stammes; sein Gegenstand ist die Sage, die Sage schlechthin oder die Heldensage; die Sage von den alten geliebten Königen und Herren, und von den Thaten, die sie mit ihren Getreuen gethan haben. Hier kann die Form vollständig vom Stoffe durchdrungen werden, und die erstere den letzteren vollständig überkleiden, daher finden sich in diesem Kreiße die vollständigsten Epopöen.

Es kann sich dieses Bewustsein aber auch beziehen auf den ursprünglichen, tiefen und geheimnisvollen Zusammenhang des Menschen mit den Naturwesen und Naturkräften, welche als lebendige Wesen, als Personen gefaßt werden, im Kampfe mit einander und in ihrer Herschaft über die Menschenwelt; wie wenn die verfinsterte Sonne als von riesigen Wölfen verfolgt und verschlungen, der Winter als ein Todfeind des Sommers, der Sommer als sein Bezwinger und frölicher Sieger aufgefaßt wird; der Gegenstand dieser Seite des ältesten Volksbewustseins ist der Mythus, auch Göttersage und Natursage genannt. Der Mythus von den alten Naturgöttern und ihren Kämpfen pflegt sich bei dem Anfangs ungemein starken, fast leidenschaftlichen und heftigen, nach und nach aber erlöschenden Naturbewustsein der geborenen Dichtervölker mehr und mehr in menschliche Gestalt umzukleiden, und entweder mit der Heldensage zu vermischen, wie in der Ilias, oder ganz in dieselbe überzufließen, daß zuletzt nur noch der reine, aber herrliche menschliche Held übrig bleibt, wie bei den Deutschen. Nur vereinzelt und gleichsam zerbröckelt erhält sich der Mythus auch noch auf den späteren Stufen des Volkslebens, und führt heut zu Tage den Namen Märchen, ist aber auch in dieser Gestalt seiner epischen Natur noch treu, und verfehlt die epische Wirkung auch bei den spätesten Geschlechtern nicht, wenn nur die Darstellung in ihrer ursprünglichen epischen Einfachheit, Reinheit und Keuschheit belaßen wird.

Es kann aber endlich auch das älteste Gesamtbewustsein des Volkes sich beziehen auf den ursprünglichen Zusammenhang mit der Thierwelt, indem die Thiere eben so wie die Naturkräfte

und Elemente als Personen aufgefaßt werden, wie ich früher schon andeutete und worauf ich nachher zurückkommen muß. Dieß ist der Ursprung der Thiersage; die Heldensage und die Göttersage theilen wir mit einem andern Volke, aber auch nur mit einem, den Griechen; die Thiersage ist unser ausschließliches Eigentum. Aus ihr entwickelt sich, wie aus dem Mythus das Märchen, bei ihrem Erlöschen und ihrer Auflösung unter dem Einfluße der Kunstpoesie die Fabel.

Gehen wir nunmehr auf das vollendetste Epos, das auf der Heldensage beruhende, näher ein, so werden wir, zunächst belehrt durch den ungemeinen Reichtum unserer Heldendichtung, nicht umhin können, die einzelnen Epen nach ihrem poetischen Werte, mit welchem ihre geschichtliche Entwickelung gleichen Schritt hält, in mehrere Rangstufen abzuteilen.

Die vollendetsten und lebendigsten Heldengedichte feiern nicht einen Helden und seine Thaten ausschließlich, sondern sie stellen uns eine Welt von Helden und Heldenthaten vor Augen; so, daß es in diesen Epen ersten Ranges nicht gestattet ist, nach einer Hauptperson zu fragen. Schon an der homerischen Ilias kann dieß gelernt werden, wiewol diese in ihrer jetzigen Gestalt vermöge der Verschmelzung des Kunstmäßigen mit dem Naturwüchsigen den Achilles als Haupthelden wenigstens ankündigt; indes wessen Theilnahme erwachte nicht für Hektor eben so wohl wie für den griechischen Helden? und hat nicht Diomedes sein eigenes Lied in der Ilias? — Deutlicher noch tritt dies in den deutschen, in der ursprünglichen Volksmäßigkeit mehr bewahrten, Heldengedichten hervor: wer ist der Hauptheld in dem Liede von der Nibelungen Not? Sigfrid? er fällt ehe noch das Lied zur Hälfte vollendet ist; oder Dietrich? er tritt erst nach der Mitte des Gedichtes auf, und erlangt erst am Ende volle Bedeutung; oder Kriemhild? oder Hagen? oder Rüdiger? Keine von diesen gewaltigen Heldengestalten nimmt unsere Teilnahme dergestallt in Anspruch, daß die übrigen Personen durch sie in den Schatten gestellt oder zu bloßen Nebenfiguren würden; vielmehr hat jede Person ihr Recht und ihre Stelle, und das Interesse ist, wie in dem unverkünstelten und nicht

unnatürlich in die Höhe geschrobenen wirklichen Leben selbst an verschiedene Personen gleichmäßig verteilt. — Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Geschichte der Entstehung dieser großen Volksepen selbst. Im Anfange hat es eine größere, warscheinlich eine sehr große Anzal, vielleicht verhältnismäßig nur kurzer Lieder gegeben, durch welche einzelne Helden, ja nur einzelne Thaten derselben gefeiert wurden. Nach und nach floßen diese Einzelgesänge in dem Munde der sagenkundigsten Sänger, zuletzt in der Kunde und dem Bewustsein des ganzen Volkes eben unter solchen dem Gedeihen der Dichtung günstigen Umständen, wie die Zeit von der wir reden, sie in sich trug — zu einem einzigen klaren, breiten, tiefen und gewaltigen Strome zusammen, der nun majestätisch dahin rauscht durch die Jarhunderte, ja durch die Jartausende, und die nie versiegende Erquickung und der ewige Stolz des Volkes ist, dem er angehört. — Solcher mächtigen Liederströme haben wir zwei: den einen, durch Felsen dahinbrausend, schäumend und tosend in Strudeln und tiefen Abstürzen: der Nibelungen Not; den andern in klarer Tiefe und in ruhiger Milde, aber doch mit starker Flut, einherströmend durch heitere Gefilde: das Lied von Gudrun.

Noch darf ich mir gestatten, auf einen Umstand aufmerksam zu machen, welcher in den drei grösten Heldengedichten, die die Welt besitzt: in der Ilias der Griechen, in der Nibelungen Not und in Gudrun der Deutschen — gleichmäßig hervortritt, und deshalb notwendig mehr als bloßer Zufall sein muß: nicht allein ist keine einzelne eigentliche Hauptperson vorhanden, sondern die mehreren Hauptpersonen, welche man annehmen muß, treten äußerlich gegen Andere zurück: ihr Heldencharakter wird durch die ihm beigegebene Eigenschaft der Unterordnung unter Andere, durch das Dienen, den Gehorsam, gemildert, und dadurch erst der rechte Heldencharakter. Achilles ist nicht Heerführer der Griechen, sondern Agamemnon; Hektor ist nur der erste unter denen welche dem Vater, dem greisen Troerkönige Priamus dienen; Dietrich ist Schutzverwandter von Etzel, Rüdiger Etzels, Hagen nebst Volker Gunthers, des Burgundenkönigs, Dienstmann; ja selbst Sigfrid, der doch seinem

Ursprunge nach der Göttersage angehört, erscheint im Nibelungen Lied, wenn auch nur auf gewisse Zeit, als Dienender.

Den zweiten Rang unter den epischen Gedichten nehmen diejenigen Gesänge ein, welche Einzelsagen darstellen, einzelne Helden schildern oder einzelne Thaten der Helden erzälen. Diese haben sich neben jenen größeren Heldengedichten selbständig erhalten — sind nicht mit eingemündet in jenen großen Liederstrom — oder wurden als besondere Ausführungen der Großthaten der Helden neben der Hauptsage neu aus derselben hervorgebildet. Sämtlich aus lebendiger, frischer Volkstradition hervorgehend, gewähren sie ein hohes, wenn gleich in engere Grenzen eingeschloßenes poetisches Interesse, als die großen Epopöen. Von dieser Gattung ist die homerische Odyssee; — in der Geschichte unseres Epos tritt uns eine lange Reihe solcher Einzelsagen, mehr oder minder ausgebildet, entgegen. So ist eben das in der Darstellung des ersten Zeitraums erwähnte Hildebrandslied eins dieser Lieder, welches sich in ungeschwächter Kraft neben dem Nibelungenliede selbständig zu erhalten gewußt hat; dahin gehört Walther vom Wasichensteine; dahin die nachher zu erwähnenden Lieder von Ecken Ausfart, vom Riesen Sigenot, von Dietrichs Flucht zu den Hunnen, von Alpharts Tod, von der Rabenschlacht; dahin auch die Sage vom Herzog Ernst und andere. Diese Sagen, welche zu der Zeit, als die großen Epen entstanden, sämtlich bekannt waren, und im Verlaufe der Erzälung derselben oft ausdrücklich vorausgesetzt werden, leisten dem Eindrucke, den die großen Gedichte machen, troz dem oder vielmehr eben weil sie nicht in dieselben aufgenommen wurden, einen sehr wesentlichen Dienst. Es bildet sich auf diese Weise ein tiefer, unergründlicher epischer Hintergrund, gleichsam ein dichter Wald von Sagen, in dessen dunkles Grün, in dessen moosiges Dickicht man hineinsieht, ohne das Ende abzusehen; Klänge werden angeschlagen, ohne daß sie ausklingen, die man aber ausklingen zu hören eben durch den leisen Anschlag gereizt wird; man bemerkt, daß man mit dem, was man eben hört, so groß es auch ist, doch noch nicht alles gehört hat, daß vielmehr der Born der Sagendichtung noch unerschöpfliche Reichtümer birgt.

Daß dieß sich im Homer so verhalte und die homerischen Epen durch diesen weiten epischen Hintergrund einen nicht geringen Theil ihrer Reize erhalten, ist bekannt, aber auch in der deutschen Heldenpoesie verhält es sich eben so, wie fast jedes Blatt im Nibelungenliede bezeugt, und nur Unkundige und oberflächlich Lesende konnten dieß, noch in neuerer Zeit sogar, in Abrede stellen.

In den dritten Rang stellen wir diejenigen Lieder, welche nachdem die älteren und echten Heldengesänge schon viele Generationen hindurch im Volke gelebt haben, nachdem sie gleichsam ausgesungen und durchgesungen sind, als Ausbildungen, Erweiterungen und Ergänzungen des von alter Zeit her Vorhandenen aus der damaligen dichterischen Triebkraft des Volksgeistes, aus dem noch übrigen poetischen Reichtume des Volkes erzeugt werden. Schon diese ihre Entstehungsart läßt uns vermuten, daß sie, wenn gleich noch mit Kraft und Frische ausgestattet, doch die einfache, naturgemäße Gestaltung der alten Heldengedichte, ihre ruhige Größe und feste Sicherheit nicht besitzen werden, und diese Vermutung wird durch die Betrachtung der vorhandenen Lieder dieser Art vollkommen bestätigt; es gehört hierher vor allen das Lied vom Rosengarten zu Worms, sodann einige, die Sage von Dietrich von Bern ausbildende und erweiternde Gedichte.

Endlich geschieht es denn, daß die alte Volkssage auch kunstmäßig fortgebildet wird; daß der einzelne Dichter, nicht mehr mitschwimmend mit den frölich dahinrauschenden Fluten der Volkssage und Liedesüberlieferung, sich vielmehr an den Rand des Ufers dieses wogenden Stromes stellt, und sinnend das Vorüberfluten der Sagenwogen und Gesangeswellen sich betrachtet. Eine solche kunstmäßige Auffaßung des echten Sagenliedes ist an das Lied von der Nibelungen Not geknüpft: die Trauer über die Gefallenen, über den Untergang der Heldengeschlechter hat das Herz des sinnenden Dichters bewegt, und seiner Trauer hat er Worte gegeben in dem Gedichte, welches die Klage genannt wird. Aehnlicher Natur, jedoch mehr auf das Erzälen und Sammeln ausgehend, ist das Gedicht von Biterolf und Dietlieb.

Zuletzt folgen denn die Nachahmungen, mit denen wir nun ganz und gar in die Kunstpoesie hinüberschreiten — Gedichte, in denen Stoffe, die nicht der lebendigen Volkstradition eigen sind, durch den bildenden Genius des einzelnen Dichters schmuckvoll und kunstreich dargestellt werden. Es ist dieß der Punkt, wo wir das Ineinanderfließen der Natur- und Kunstpoesie, das Verflechten der Lebensadern der einen in die der anderen beobachten, den Gegensatz dessen was die Naturkraft, der dichterische Trieb des ganzen Volkes, und was das Nachsinnen des dichtenden Individuums schafft, begreifen, und an welchem wir des wunderbaren Geheimnisses, in welches alle Ursprünge der Poesie gehüllt sind, zwar nicht mächtig aber doch einigermaßen inne werden können. Solche Nachahmungen hat die spätere griechische Poesie nicht wenige aufzuweisen; eine der bekanntesten ist jedoch das Product der römischen Poesie, die Aeneide Virgils; in unserer Literatur gehört hierher die reich ausgestattete Gattung, welche wir Kunstepos oder Erzälungen höfischer Dichter nennen.

Ehe ich nun meine Leser bitte, mich zu den einzelnen Schöpfungen unseres Volksepos zu begleiten, habe ich noch einen allgemeinen Charakter ihres Inhalts anzugeben, der sie alle gleichmäßig auszeichnet — den rothen Faden nachzuweisen, welcher durch sie alle hindurchläuft und sie als deutsche Lieder stempelt, als Lieder, in denen das innerste, reinste, edelste Herzblut des deutschen Volkes strömt. Es ist die Treue des deutschen Volkes, die sich in diesen Liedern ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Mit unauslöschlicher Anhänglichkeit ist das Stammeshaupt seinen Gliedern, mit gleich unauslöschlicher Anhänglichkeit sind die Stammesglieder dem Stammesoberhaupt zugethan. Milde — wolwollende reichliche Freigebigkeit, so lange er irgend etwas zu geben hat — ist des Königs, Dankbarkeit, die nur mit dem Leben erlischt, des Mannen Eigenschaft. Für den lieben König und Herren wird alles gethan, wird treulich gekämpft, wird willig geblutet, wird freudig in den Tod gegangen, für ihn wird mehr gethan als gestorben: für ihn werden starken Herzens auch die Kinder geopfert. Und umgekehrt: von dem treuen Dienstmanne laßen die Könige nicht

bis in den Tod, bis zu ihrem und des ganzen Stammes furchtbarem Untergange. Hagen erschlägt den Sigfrid aus Mannentreue gegen seine Königin Brunhild; Hagen widerrät den Zug in das Hunnenland, da aber die Könige, seine Herren, die Fart dennoch beschloßen haben, so gehet er fest und mutig mit, als der Nibelunge „helflicher Trost", wiewol er sicher voraus weiß, daß diese Fart sein Tod, der Tod seiner Herren und der Untergang des Burgundengeschlechts sein wird. Und im Kampfe stehet er bei seinen lieben Herren bis an das Ende. Als dagegen die Feinde von den Burgundenkönigen nur ihn allein wollen ausgeliefert haben, und für die Auslieferung Hagens den Königen freien Abzug versprechen — da ringt sich ein Schrei des Entsetzens aus den Herzen der Könige hervor: fahr hin o Vaterland, fahr hin o Gattin, fahr hin blühende Braut, fahr hin o junges Leben, fahr hin du edler Stamm der Burgunden, deſſen allerletzte wir sind — Hagen wird nicht ausgeliefert. — Rüdiger von Bechlaren, Kriemhilden und Etzels Mann, kämpft mit Gernot, dem Burgunden, dem liebsten seiner Freunde, den grimmen Todeskampf, denn Gernot ist seiner Herrin — zwar Bruder, aber Feind. Sie überleben einander nicht; zugleich fallen die Freund-Feinde, aber die Treue ist gehalten bis in den Tod. — Und als in dem Liede vom Wolfdieterich Berchtung, Wolfdieterichs alter Waffenmeister und Dienstmann, der mit sechzehn Söhnen im Kampfe für seinen Herren steht, fünf seiner Söhne nach einander im mörderischen Kampfe fallen sieht, da schauet er jedesmal, so oft einer derselben auf der Walstatt niedersinkt, mit lachendem Antlitze sich um nach seinem Herren, damit dieser nicht merken soll, daß einer seiner Lieben und Getreuen gefallen ist. Die übrigen elf werden gefangen genommen, und nun zieht Wolfdietrich, dem weh ist nach seinen Dienstmannen, einsam und arm lange Jahre durch alle Welt unter unzäligen Gefahren und Kämpfen, um seine elf Verlornen zu suchen; Königreiche, die Hand einer Kaiserin, und neue Dienstmannen zu viel Tausenden werden ihm angeboten, aber er verschmäht das Königreich, der Kaiserin Minnegunst und die Tausende neuer Mannen, wenn er seine alten Dienstmannen nicht hat. Arm und einsam zieht er lieber

sofort wieder weiter, bis er die Treue des Königs gegen seine Mannen erfüllt und sie aus der Gefangenschaft befreit hat.

Diese Züge, von denen ich hier nur einige der hervorstechendsten aushob, sind das eigentliche Lebenselement des deutschen Volkes, das eigentliche schlagende Herz des deutschen Epos. Und für diese Treue muß ein Sinn bei dem Lesen unserer Heldengedichte vorhanden sein, oder sie werden nicht begriffen, nicht verstanden. Ich habe früher die Bitte ausgesprochen, sich erinnern zu wollen, daß ohne Eingehen auf die deutsche Gesinnung unser Epos nicht anspreche: es war die Gesinnung der deutschen Treue, der Mannen- und Unterthanen-Treue und der Königs-Treue, auf welche ich hindeutete. Die Größe der Helden und die Größe ihrer Thaten ist auf so bestimte und entschiedene Weise durch ihre Gesinnung der Treue bedingt, daß dieselbe geradezu als das wichtigste und vorherschende poetische Motiv aufgefaßt werden muß. Dieses Motiv hat das griechische Epos nicht, oder nur ungefähr ähnliche, und diese in sehr untergeordneter Stellung und in sehr verblichenen Farben: Homers Helden feßeln durch ihre bloße Erscheinung, durch die reine Form ihres Seins und Handelns; die unsrigen durch ihre Gesinnung, die ihrem Sein und Handeln zum Grunde liegt: darum wird das griechische Epos für alle Zukunft ein allgemeineres, das deutsche Epos ein tieferes Interesse für sich in Anspruch nehmen.

Die Erörterung der einzelnen Erzeugnisse unserer volksmäßigen Heldendichtung, zu welcher wir nunmehr übergehn, müßen wir mit einer Abgrenzung der Sagen, auf welchen diese Dichtungen beruhen, und zwar mit einer Abgrenzung derselben nach Volksstämmen beginnen; es wird diese Abgrenzung etwas genauer, aber freilich vielleicht auch ermüdender sein, als die kurze Uebersicht, welche ich bereits an der Stelle gab, wo ich die Entstehung dieser Sagen in der ältesten Geschichte unserer Literatur zu berühren hatte.

Der erste Sagenkreiß ist der niederrheinische, auch fränkische genannt; der Held ist Sigfrid, dessen Wohnsitz Santen am Niederrhein.

Der zweite ist der Sagenkreiß von Burgund; die Helden sind Gunther, Gernot und Giselher, die Könige, nebst ihrer

Mutter Ute, ihrer Schwester Kriemhild und Gunthers Gemalin Brunhild, sodann ihren Mannen, unter denen Hagen und Volker die erste Stelle einnehmen. Ihre Residenz ist Worms.

Der dritte ist der ostgothische Sagenkreiß; der Held ist Dietrich, der von seinem Wohnsitz Verona, zu deutsch Bern, den Namen Dietrich von Bern trägt. Sein vornehmster Dienstmann und Waffenmeister ist der alte Hildebrand aus dem Geschlechte der Wölfinge, sodann die Dienstmannen Wolfhart, Wolfbrant, Wolfwin, sämtlich Wölfinge, Sigestab, Helferich und noch vier andere.

Der vierte ist der Sagenkreiß von Attila oder Etzel dem Hunnenkönig, seiner ersten Gemalin Helche und deren Söhnen, von seinem Dienstmann Rüdiger von Bechlarn, und von seinem Schutzverwandten, dem Lothringerherzog Hawart mit dessen Vasall Iring, so wie dem Thüringerfürsten Irnfrid. Etzels Wohnsitz ist die Etzelburg in Ungarn, heut zu Tage Ofen.

Diese vier großen Sagenkreiße sind zusammengefloßen in dem Liede von der Nibelungen Not und in dessen kunstmäßiger Fortsetzung, der Klage; außerdem aber hat der erste, der Sagenkreiß von Sigfrid aus Niederland, noch sein besanderes Heldenlied von den Thaten Sigfrids ehe er mit den Burgunden in Berührung kam, das Lied von Sigfrids Drachenkampfe oder vom hürnin Sigfrid; eben so hat Dietrich von Bern eine ganze Reihe von Liedern, welchen ihn entweder außerhalb aller Berührung mit den übrigen Sagenkreißen schildern, wie die Lieder von Ecken Ausfart, vom König Laurin, und vom Riesen Sigenot, oder welche ihn bloß mit Etzel, nicht mit den Nibelungen in Verbindung bringen, wie das Lied von der Flucht Dietrichs zu den Hunnen; das Lied von Alpharts Tod und von der Ravenna- oder Rabenschlacht — außerdem noch einige andere, auf welche wir hier nicht werden eingehen können. — Ein späterer Versuch der Volksdichtung, Dietrich mit Sigfrid und den Burgunden zusammenzustellen, ist uns in dem Rosengarten aufbewahrt. Der burgundische Sagenkreiß hat ein, wenigstens einigermaßen hierher zu rechnendes Lied, die auch in dieser Periode wieder bearbeitete Sage von Walther

von Aquitanien, als eine denselben abgesondert von den andern Sagenkreißen verherrlichende Dichtung aufzuweisen.

Der fünfte Sagenkreiß ist der norddeutsche, der frisisch-dänisch-normannische Sagenkreiß, der abweichend von den bisherigen, das Seeleben der nördlichen Deutschen veranschaulicht. Die Heimat desselben ist Friesland, namentlich dessen Nordseeinseln; die Helden sind der Hegelingen- (Friesen) König Hettel, der Stormarnkönig Horant, dessen Gefolgsmann und Oheim Wate, und Hettels Tochter Gudrun. Das Gedicht, welches diese Sagen verherrlicht, ist nächst dem Liede von der Nibelungen Not die edelste Perle unserer epischen Poesie, das Lied von Gudrun.

Der sechste Sagenkreiß endlich ist der lombardische; die Helden sind König Rother, König Otnit, Hugdietrich und sein Sohn Wolfdietrich. Die Heimat ist Garten (Lago di Garda) in der Lombardei, der Schauplatz der Kämpfe theils die Lombardei selbst, theils das südliche Tyrol, theils das Morgenland. Ein hierher gehöriges Gedicht ist die vom König Rother handelnde, noch der Vorbereitungszeit dieser Periode angehörige, Erzälung, sodann das Lied von König Otnit und das ausführliche Gedicht von Hug- und Wolfdietrich. Die Sage, die wenn auch kein strenges historisches Bewustsein, doch ein sicheres Gefühl für das Früher und Später bewahrt, setzt namentlich Otnit, Hug- und Wolfdietrich weit älter an als Dietrich von Bern, und es ist in der That nicht ganz unwarscheinlich, daß diese lombardischen Sagen ursprünglich auf sehr alter, die Zeiten Dietrichs von Bern noch überragender Tradition beruhen; in der Gestalt aber, wie sie uns überliefert sind, tragen sie unverkennbare Züge aus den Zeiten der Kreuzfahrer an sich, und zwar Züge, die so innig mit dem Ganzen verwebt sind, daß sich dieselben bis jetzt noch nicht haben ausscheiden laßen. Demnach ist dieser Sagenkreiß für jetzt noch als der jüngste unter allen zu betrachten, bis etwa spätere Forschung, welche hier noch ein weites Feld findet, uns eines Anderen belehren wird.

Es wird der Aufgabe, welche ich hier zu lösen habe, entsprechen, die in einer vollständigen und wißenschaftlichen Literaturgeschichte

an dieser Stelle einzufügende Geschichte der so eben erwähnten Sagen, vor allem der Sigfridssage, als einen für jetzt noch nur der wißenschaftlichen Literaturgeschichte angehörenden Gegenstand zu übergehen [10], und dagegen die Sigfrids- und Dietrichssage in der Gestalt vor unsern Augen vorüberzuführen, wie das Nibelungenlied uns dieselbe darstellt. Wenn ich gegenwärtig den Inhalt dieses unseres grösten Nationalepos in einem Abriße uns zu vergegenwärtigen versuche, so darf ich für diesen Versuch zwar bei einem Theile meiner Leser vielleicht auf Zustimmung rechnen, bei einem andren jedoch nur um Nachsicht bitten, wenn bekannte Dinge abermals, und noch dazu vielleicht mit allzu großer Ausführlichkeit, erzält werden.

Im Burgundenlande auf der alten Königsburg, zu Worms an dem Rheine, wuchs eine edle Königstochter nach des Vaters frühem Tode zur blühenden Jungfrau heran, voll Liebreiz und Anmut. Leise, ahnungsreiche Träume umschweben das sinnende Haupt der lieblichen Kriemhild in der stillen Abgeschiedenheit, in welcher sie, der edlen Zucht und Sitte ihrer Zeit gemäß, ihre Kindheit und erste Jugend verlebte. Einen Falken, so zeigt ihr ein Traumgesicht, zieht sie auf, und pflegt ihn als ihren Schützling manchen Tag — da stürzen sich zwei Adler herab, und erdrücken mit ihren grimmen Klauen das zarte Thier vor ihren Augen. Schmerzlich bewegt erzält die Erwachende den Traum der lieben Mutter: der Falke, deutet diese das stille, süße und bange Ahnen der Tochter -- „der Falke ist ein edler Mann, dem deine Zukunft bestimmt ist; wolle Gott ihn behüten, daß du nicht früh ihn verlierst". „Was sagt ihr, liebe Mutter, mir von einem Manne? erwiederte die Tochter; ohne Minne eines Helden will ich bleiben, meine Jugendschönheit bewahren bis zum Tode, daß nicht meiner Liebe mit Leide zuletzt gelohnet wird". „Nun, versprich es nicht zu sehr — wirf es nicht allzuweit weg, entgegnete die Mutter, willst du jemals von Herzen froh werden, so geschieht dies von Mannes Minne. Du wirst eines edeln Helden schönes Weib". — So tönt wie ein leise hallender Klang aus weiter Ferne die erste Ahnung künftigen unaussprechlichen Wehs tief aus dem Herzen der zarten Jungfrau und

die Schatten dieses Traumes ziehen sich fortan hin durch den heitern Himmel ihres Lebens und ihrer Liebe; dunkler und immer dunkler schweben sie über den Frühlingstagen der süßen ersten und einzigen Liebe, dunkler und immer dunkler über den fröhlichen Spielen und glänzenden Festen der Vermählung; mit fahlem, bleichem Schimmer leuchtet die Sonne durch das unheimliche Helldunkel, bis sie glutrot zum Untergange sich neigt und endlich mit weithin stralender blutiger Pracht in ewige Nacht versinkt.

Heiter in fröhlicher Jugend, stark in frischem Mannesmute und gewaltig in kühner Kraft ist inzwischen Sigfried im Niederland, zu Santen am Rheine, Sigmunds und Sigelinden Sohn, schon als Knabe zum Helden herangewachsen, und schon durch manche Lande hingezogen, um freudig seines riesigen Leibes wunderbare Stärke zu versuchen, da hörte er die Kunde von der schönen Jungfrau zu Worms am Oberrhein, und der schönste und frischeste, der freudigste und herrlichste der Heldenjünglinge seiner Zeit zog aus der Heimat mit seinen Mannen, um zu Worms zu werben um die schönste, anmutigste und züchtigste Jungfrau, die in allen Landen zu finden war. Ein Ton der warnenden Ahnung läßt sich auch hier vernehmen von den Lippen des weisen Vaters, König Sigmunds; eine Thräne des Schmerzes um das liebe Kind das sie zu verlieren fürchtet, fällt aus Sigelinden Augen auf die treue starke Hand des Sohnes — aber der Sohn zieht dahin, mit reicher Gabe von Vater und Mutter entsendet. Vor der Königsburg zu Worms reiten die Fremden auf, Riesen gleich in männlicher Jugendkraft, in niegesehenem herrlichem Schmucke der Rüstungen und der Rosse. Niemand kennt die vor dem Königssaale am Rheinufer haltenden Mannen, Niemand ihren Führer, den Jüngling von königlicher Gestalt. Da wird nach Hagen von Tronei gesandt, dem alle fremden Lande kund sind; aber auch er hat diese Helden noch niemals gesehen: Fürsten oder Fürstenboten müssen es sein, sagt er; von wannen sie immer kommen, es sind hochgemute Helden. Bald aber fügt er hinzu: ich habe zwar noch niemals Sigfriden gesehen, aber ich muß glauben, daß nur er es sein könne, der dort so herrlich einhergeht; es ist Sigfrid, der das Geschlecht der

Nibelungen besiegte, der den unermeßlichen Schatz an edlem Gestein und rotem Gold dem finstern Geschlechte Schilbungs und Nibelungs abgewann, und Land und Leute der Besiegten in Besitz nahm, der dem Zwerg Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe im heißen Kampfe entriß, — derselbe Sigfrid, der auch einen Lindrachen schlug und in dem Blute sich badete, daß seine Haut wie Horn unverwundbar wurde. Solchen Helden sollen wir freundlich empfahen, daß wir nicht des schnellen Recken Haß auf uns laden mögen. — Sigfrid wird herrlich empfangen, köstlich bewirtet. Fröliche Kampfspiele werden auf dem Hofe des Königspalastes gehalten; Kriemhild schauet verstolen durch das Fenster, und im Anschauen des starken Heldenjünglings vergißt sie alle Kurzweile, alle Spiele mit den Gefärtinnen, alle sinnigen Beschäftigungen der stillen Jungfraueneinsamkeit. Aber ein ganzes Jahr weilt Sigfrid am Hofe der Burgundenkönige, ehe er die, um die er wirbt, nur einmal zu sehen bekommt. Er zieht aus als Kampfgenoße, gleichsam als dienender Mann des Königs, mit dem Heere und den Helden der Burgunden zu manchem Streite, zieht hin den weiten Weg vom Rhein durch Hessenland tief hinein in die Sachsengaue, deren König Liutger mit König Liutgast von Dänemark den Burgunden Krieg angekündigt hatte. Im mörderischen Kampfe ist Sigfrid der gewaltigste und siegreichste der Helden: er besiegt und nimmt gefangen den Dänenkönig Liutgast, und vor des Helden Uebermacht ergiebt sich Liutger mit seinen Sachsen. Die Boten kommen vom Heere nach dem Rhein, den frölichen Sieg zu verkünden, und einen derselben läßt man auch vor Kriemhild erscheinen, wißend oder ahnend, daß auch ihr Herz nicht daheim zu Worms, daß es im Sachsenkriege sei. Nun sage mir liebe Botschaft, sagt Kriemhild; ich gebe dir all mein Gold, und will dir, sagst du wahre Kunde, lebenslang hold sein. „Niemand ist herrlicher zu Ernst und Streit geritten, edle Königin, als der Gast aus Niederland; den höchsten Streit, den ersten und den letzten, den hat die Sigfridshand bestanden. Die Geisel, die ihr werdet kommen sehen aus Sachsen an den Rhein, die hat seine Heldenkraft bezwungen und hierher gesandt". — Zehn Mark Goldes und reiche Kleider heißt die Königsjungfrau

dem willkommenen Boten geben für die Botschaft, die allen lieb, niemanden aber lieber war als der still erglühenden Jungfrau. Seitdem steht sie schweigsam am engen Fenster des Königsbaues, hinausschauend auf den Heerweg, von dannen die Sieger heimkehren sollten an den Rhein. Endlich erscheint das siegesfrohe Ritterheer, und die Jungfrau sieht das fröliche Getümmel vor den Pforten der Burg, auf dem weiten Plan am Rheine, und unter den vielen Helden ihn, den Helden aller Helden, geehrt, bewundert wie keinen; aber noch immer können seine Augen die Ersehnte nicht erspähen: züchtig und still hält sie sich wie bisher in ihrer engen Kemnate. Da wird endlich ein großes, heiteres Ritterspiel gehalten, und an dem frölichen Pfingstfeste ziehen von nah und fern die Höchsten und Besten, unter ihnen allein zwei und dreißig Fürsten, zum Hofe der Burgundenkönige. Da darf endlich auch an der Seite ihrer Mutter Ute, im Geleit von hundert schwerttragenden Kämmerern und hundert geschmückten Edelfrauen und Fräulein, Kriemhild zum ersten Mal öffentlich erscheinen, und sie geht auf wie das Morgenrot aus trüben Wolken, in mildem Schimmer der Jugend, der Schönheit und der stillen Liebe, wie der Mond im milden Schimmer neben den Sternen durch die Wolken leuchtet. Fern steht Sigfrid: „wie könnte das ergehn, daß ich dich minnen sollte? das ist ein thörichter Wahn. Soll ich dich aber verlaßen, so wäre ich lieber todt“. Da heißt nach höfischer Sitte Gunther auf Gernots Antrieb Sigfrid herantreten, daß er ihre Schwester begrüße. Und der Held tritt heran, und neigt sich minniglich vor der Jungfrau; da zieht sie zu einander der sehnenden Minne Zwang, und mit liebenden Blicken sehen sie verstolen einander an. Noch aber wird kein Wort gewechselt, bis nach der Messe, mit der das Fest begann, die Jungfrau dem Helden Dank sagt für seinen tapfern Beistand, den er ihren Brüdern geleistet. „Das ist Euch zu Dienste geschehen, Frau Krimhild“, antwortet Sigfrid, und nun „nachdem der Mund sich auch etwas getrauet“ bleibt Sigfrid zwölf Tage, die Dauer des Ritterfestes über, in der Nähe des minniglichen Mägdleins. Dann ziehen die fremden Gäste von dannen, auch Sigfrid rüstet sich zur Heimfart, „denn er getraute sich nicht zu erwerben, wozu er hatte

Mut (d. h. was er wünschte)". Doch leicht läßt er sich durch die Zureden des jungen Giselher bestimmen, noch länger da zu verweilen, wo er, wie das Lied treuherzig sagt, am liebsten war, und wo er täglich die schöne Krimhild sah.

Nun aber war eine Königin gesessen jenseit der See: herrlich in wunderbarer Schönheit, aber auch herrlich in wunderbarer, fast unheimlicher Kraft; mit Männern, die ihre Minne begehrten, warf sie um diese Minne die Lanzen, schleuderte sie den Wurfstein, und sprang dem geworfenen Steine nach in kühnem Sprunge; nur dem der ohne Wanken in jedem dieser drei Spiele sie besiegte, wollte sie sich ergeben. Wer unterlag verlor das Haupt. Schon mancher Held war umsonst gefahren nach der Minne der starken Kampfjungfrau Brunhild, um niemals wiederzukehren; da beschließt der König Gunther von Burgundenland, das Leben um ihre Minne zu wagen, und fordert Sigfrid auf, ihm bei der Werbung zu helfen. Sigfrid sagt es zu, wenn Gunther ihm seine Schwester Krimhild zum Weibe geben wolle; Gunther gelobt, dieß zu thun, sobald Brunhild in sein Land werde gekommen sein. Mit einem Eid wird dieser Bund bekräftigt, und das Schiff zur Abfart gerüstet: goldfarbene Schilde und reiche Gewande werden an das Gestade getragen, und aus den Fenstern schauen die trüben Augen minniglicher Kinder den Helden nach, die unter dem schwellenden Segel am Ruder des Rheinschiffes sitzen. Denn Sigfrid, der kundige Seefahrer, führt selbst das Steuerruder und Gunther ergreift gleichfalls die Ruderstange. Nach zwölftägiger Fart kommen sie an vor dem Isenstein wo Brunhilde herscht. In fremder, unheimlicher Pracht ragen sechs und achtzig Thürme an dem Seegestade empor, drei weite Palläste (Wohnhäuser) und einen großen Herrensaal umschließend, alle von grünem Marmorstein erbaut. Nur Sigfrid allein ist dieses ferne Land, ist diese wunderbare Burg, ist die stolze Bewohnerin und Herrin selbst bekannt. Und auch die hehre Maid kennt den Helden, der sich ihr nahet, wol, nur zu wol: „Seid willkommen, sagt sie, ohne erst zu fragen, wer er sei, seid willkommen, Herr Sigfrid, hier in meinem Lande; was

bedeutet eure Reise? das möcht ich gern wißen". „Da steht, entgegnet Sigfrid der Fragenden, Gunther, ein König bei dem Rheine, der deine Minne zu erwerben begehrt; er ist mein Herr, ich sein Mann; um deinetwillen kommen wir". Jetzt beginnen die Kampfspiele; Gunther aber, unfähig, gegen die dämonischen Kräfte der starken Jungfrau sich zu behaupten, wird von Sigfrid vertreten. Dieser hüllt sich in seine Tarnhaut (den unsichtbar machenden Ueberwurf), um unsichtbar für Gunther die Kämpfe zu bestehen; Gunther soll nur Scheinkämpfer sein. Der Königin Brunhild trägt man ihren ungefügen Ger, mit dem sie zu allen Zeiten zu schießen pflegte, mit schwerer Stange und breitem Eisen, das an seinen drei Ecken grimmig schneidet, herbei; herbei auch in den Kampfkreiß einen ungeheuren, runden Wurfstein, an dem zwölf Helden zu tragen haben. Sie windet die Ermel auf an den weißen Armen, faßt den Schild, zuckt den Ger aufwärts — da beginnt der Streit. Gunther, dem Sigfrid gleich wie den Andern unsichtbar ist, bebt vor der schrecklichen und doch begehrten Gegnerin; da nahet ihm Sigfrid, läßt sich den Schild von Gunther geben und heißt ihn nur die Geberde des Kampfes machen: und wie freut sich Gunther, als er Sigfrids helfende Nähe bemerkt! Jetzt schleudert die Walküre den Speer, und die Funken fliegen wie vom Wind gewehte Flammen von dem Schilde des Gegners, in welches der Speer einschlägt; Sigfrid wankt, aber bald steht er wieder fest, und schleudert mit noch wilderer Kraft den Speer nach der Jungfrau. Sie fängt ihn mit dem Schilde, aber sie fällt. „Habe Dank für den Schuß — ruft die Gewaltige, sofort wieder aufspringend — habe Dank, edler Ritter Gunther!" Und zornig, besiegt zu sein, eilt sie nach dem Steine, ergreift ihn, schwingt ihn mit gewaltigem Arme, schleudert ihn weit hin, und springt dem geworfenen mit fliegendem Kriegssprunge nach und über ihn hinaus, daß laut ihr Eisengewand erklingt. Aber der kühne kräftige Sigfrid, langen und schnellen Leibes, faßt augenblicklich den Stein, schwingt ihn und wirft ihn weit über die Kämpferin hinweg, und im Wurfe springt er, den König noch dazu unter dem Arme tragend, mit übermenschlichen Kräften den ungeheuern Sprung, weiter noch als die Walküre

gesprungen war. Und diese wendet sich augenblicklich zu ihrem Heergefolge: „Mage und Mannen, kommt heran, ihr sollt König Gunther alle werden unterthan". Es wird zur Heimfart sich gerüstet, und nachdem Sigfrid erst noch sein Nibelungenreich besucht, Mannen von dort aufgeboten und reiche Schätze mitgenommen, fahren die Helden, Sigfrid als Verkünder des gewonnenen Sieges und der heimkommenden Königin des Landes voran, über die See und Rheinaufwärts nach Worms zurück. Das Ziel ist erreicht: wie Brunhild mit Gunther, so wird Kriemhild mit Sigfrid verlobt; in des Helden Arme wird gelegt das minnigliche Kind, und im Angesichte der Könige und der zalreichen Gefolgsherrn gibt und empfängt die Braut den ersten, den Verlobungskuß.

Aber den Glücklichen gegenüber sitzt finstern Antlitzes das andere Paar, Gunther und Brunhild; Thränen fallen über die lichten Wangen der schönen, hohen Brunhild. Erstaunt und besorgt, weil schlagenden Gewißens, fragt Gunther nach der Ursache der Thränen; und Brunhild gibt zur Antwort: um Kriemhild, deine Schwester, weine ich, daß du sie nicht einem Könige, sondern einem deiner Mannen gegeben, und durch die Heirat mit einem Eigenholden erniedrigt hast. „Seid still, schöne Frau, entgegnet Gunther, das will ich euch zu andrer Zeit erzälen, warum ich Sigfrid meine Schwester gegeben habe: sie wird mit diesem Helden ein fröliches Leben führen".

Damit ist der erste Wurf des unheilvollen Knotens geschürzt, doch weder sogleich vollständig, noch ganz so, daß wir auf den ersten Blick seine tiefsten, geheimsten Windungen durchschaueten. — Wir bemerkten vorher, daß Sigfrid und Brunhild bei ihrem ersten Zusammentreffen, welches uns hier erzält wird, sich gegenseitig bekannt sind; wir sehen hier Brunhild um einer Veranlaßung willen über Sigfrids Vermälung weinen, die sichtlich nur Vorwand ist — denn daß Sigfrid ein König ist, gleich Gunther, konnte sie auf die erste Frage erfahren, ja sie mußte es bereits wißen. Gunther gibt die ausweichende Antwort eben so augenscheinlich nur darum, damit er sich selbst nicht bloßstelle. Wir vermuten leicht, und meine Leser werden es längst ohne meine Bemerkungen erraten haben:

Brunhild hat ältere Ansprüche auf Sigfrid; die längst erloschene Liebe wacht jetzt in glühenden Flammen der Eifersucht wieder auf. Und so ist es. Hier greift noch die uns sonst unsichtbar gewordene Hand altheidnischer Göttersage herein in unsere Heldensage, und zeichnet gleichsam ihr Fluchwort an die Wand, mit schwerer Ahnung, mit zuckendem Entsetzen die Herzen aller Anwesenden erfüllend. Brunhild — so wißen wir aus den nordischen Sagen, welche die heidnische Gestalt dieses ursprünglich in Deutschland heimischen Mythus uns aufbewahrt haben — Brunhild ist, wie ich sie schon zu nennen mir erlaubte, eine Walküre, eine Schlachtjungfrau des höchsten Gottes der germanischen Welt, Wuotans (seltsamer Weise beßer bekannt unter dem fremden Namen Odin), und dieser hat sie durch einen Stich mit dem zauberhaften Schlafdorn in den Schlaf versenkt und mit einem Walle von riesigen Feuerflammen, in eine Waberlohe, zur Strafe eingeschloßen. Da nahet — nicht der Held, sondern der heitere, siegmächtige Gott, der Sonnengott und Frühlingsgott, Sigfrid, Sigfrid der Welsung, der Gott der Naturherrlichkeit mit den sonnenhellen, leuchtenden Augen, durchbricht den Flammenwall, erweckt und erlöst die Eingeschloßene, und vermält sich mit ihr, der Sonnengott mit der Erdenjungfrau. Aber nur kurz ist die bräutliche, die hochzeitliche Freude — Sigfrid scheidet, scheidet für immer von der jungen Braut, wie das Jahr in seinem nie verweilenden, erbarmungslosen Fortschritte sich scheidet von der ersten Liebe des grünenden Frühlings, um sich hinzuneigen zur zweiten Liebe des glühenden Sommers.

Ich habe gewis kaum nötig zu erinnern, daß ich auch mit diesem Mythus keineswegs etwas ganz Neues erzäle: noch heute lebt ja die gewaltige im Flammenwall eingeschloßene Walküre in unserm Munde, entkleidet freilich ihrer Stahlwaffen, entkleidet ihrer strengen, hohen Herrlichkeit, entkleidet auch ihres Flammenhortes, und verwandelt in eine wunderliebliche, verzauberte Jungfrau, die, von einer Spindel gestochen, hinter einem Dornenwall schläft, bis der erlösende Held kommt. Es ist das heitere Märchen vom Dornröschen, in dem wir heute noch die tiefsinnigen Sagen unserer heidnischen Väter wiederholen[11].

Diese älteste Gestalt der Sage, dieser mythische Hintergrund ist im Nibelungenliede wie es uns erhalten ist, entweder vorausgesetzt, oder absichtlich unterdrückt, oder er ist zu der Zeit als unser Lied seine jetzige Gestalt erhielt schon so verdunkelt gewesen, daß die Erzälung sich nicht mehr darauf einlaßen konnte; genug, dieser Mythus ist verschwiegen worden; er ist verstummt, aber so, daß er gleichsam die Lippen öffnet, um sich bemerkbar zu machen. Und ziehen wir diesen nur leise vorgeschobenen Vorhang zurück — welche Tiefe, welcher Abgrund von Wundern thut sich da nicht vor unsern Augen auf! Die Walküren in ihrer Halbgottherrlichkeit, und Sigfrid, der leuchtende Gott in seiner übermenschlichen Pracht und Stärke, und Wuotan der Weltenherr und Siegverleiher, und neben ihnen, wollten wir den Mythus weiter verfolgen, Donar und Ziu, Fro und Frowa und all die wunderbaren, bald ungeheuren, bald sonnenmilden Gestalten unserer ältesten heidnischen Mythologie! Und hinter diesen, hinter Sigfrid und Wuotan, hinter der Walküre, hinter Donar und Ziu die ganze tiefsinnige, stolze, zugleich aber herbe und oft wilde Naturanschauung eines kräftigen, der Natur innig vermälten Urvolkes, tiefsinnig, stolz, herb und wild, furchtbar und erschreckend, wie die Natur selbst in ihrer überwältigenden Kraft denen erscheint, die mit tiefem Naturgeiste ausgestattet, gleichwol noch nicht den Odem gefühlt haben, welcher in des Anfangs Wüste und Leere geschwebt hat über den Waßern.

Kehren wir nunmehr wieder zurück zu dem Fortgange unseres Liedes, welches zwar der dämonischen Elemente des Naturlebens entkleidet ist, und sie nur aus dem tieferen, dunklern Hintergrund gleichsam lauernd hervorschauen läßt, wie wir eben sahen und noch einmal bei anderer Gelegenheit sehen werden, — welches aber dafür die dämonischen Elemente des Menschenlebens, die Eifersucht, den Neid und Haß, die Mordlust und Rachsucht, in ihren vollesten Erscheinungen zeigt, und zwar so wunderbar, so unauflösbar verschmolzen zeigt mit den edelsten Regungen der Menschenbrust, der Liebe, der Treue, der Dankbarkeit, wie sie eben in dem Herzen des sterblichen Menschen selbst unauflösbar verschmolzen sind, so daß ein und derselbe Pulsschlag Liebe und Haß, Neid und Dank-

barkeit zugleich noch heute schlagen kann. Diese Umgestaltung der Sage und des Liedes aus dem herberen, mythischen Charakter, in den milderen, menschlichen, ist allein unter dem Einfluße des Christentums zu Stande gekommen.

Ahnungsvoll schreitet unser Lied weiter; der erste Schritt zur Erfüllung des bangen Traumes der schönen Kriemhild, mit dem das Gedicht begann, ist geschehen: Brunhilden Eifersucht ist erweckt. Rasch folgt der zweite Schritt.

Brunhild, wenn schon besiegt, kehrt noch einmal ihren unbändigen Kriegersinn, ihre wilde Kampflust heraus: am Abend des Hochzeittages ringt sie noch einmal mit Gunther, ihrem Neuvermälten, und dieser, jetzt der starken Hülfe Sigfrids nicht, wie früher im Kampfesringe auf Island, sich erfreuend, muß sich schmählich überwinden und noch schmählicher feßeln laßen mit dem Gürtel seiner Braut, den sie ihm um Hände und Füße schlingt, worauf sie ihn an einen in der Wand befestigten Haken hängt; nur nach flehentlichem Bitten wird er losgeknüpft. Traurig und beschämt vertraut er sich am andern Tage seinem Helfer Sigfrid an; und dieser schlüpft abermals in seine Tarnkappe, ringt abermals mit der unbändigen Jungfrau und bezwingt sie abermals. Dießmal aber nimmt er ihr, von ihr unbemerkt, ihren Gürtel und einen Ring. Beides schenkt Sigfrid seiner Gemalin Kriemhild, sich und ihr und ihrem Geschlechte, ihren Brüdern und Mannen und viel tausend edlen Helden zum Verderben.

Noch aber schlummert das aus der Tiefe herauf beschworene Unheil. Frölich zieht Sigfrid mit der jungen Gemalin in die Heimat zu Sigmund und Sigelinde, dem lieben Elternpaar. Sigmund tritt dem Sohne Krone und Reich, Gericht, Land und Leute ab. Kriemhild genest eines Sohnes, nach dem Oheim Gunther genannt — wie auch Brunhild einen Sohn gebiert, der Sigfrid genannt wird — und zehn Jahre genießen die Glücklichen ihres Glückes in tiefem Frieden und seliger Ruhe; Sigfrid, der über Niederland wie über das entferntere, nordische Reich der Nibelungen und über unermeßliche Schätze gebot, der reichste und mächtigste der Könige; Kriemhild, die schönste, die glücklichste der Königinnen.

Allein in dem Herzen der starken Brunhild ist die brennende Glut auch im Laufe der zehn Jahre nicht erloschen. „Wie? fragt sie oft ihren Gemal, wie? darf Kriemhild so stolz gegen uns sich halten, daß sie in der langen Reihe von Jahren auch nicht einmal zu unserm Hofe kommt? Ist nicht Sigfrid unser Gefolgsmann? und zehn Jahre lang hat er uns keine Dienste geleistet!" Begütigend erwidert Gunther, wol wißend daß Sigfrids Anherkunft nur ihm selbst, dem Gedemütigten, zur Vollendung seiner Demütigung, zur Offenbarung seiner Schmach gereichen werde: „Wie vermöchten wir sie hierher zu bringen in dieses Land? sie wohnen uns zu ferne; um diese weite Fart getraue ich mir nicht sie anzusprechen". Aber Brunhild weiß die Saiten anzuschlagen, die in Gunthers hochmütigem, und doch, wie das immer verbunden ist, zugleich schwachem Herzen widerklingen: „Wenn auch eines Königs Mann noch so hehr und reich ist und in noch so fernen Landen sitzt, was sein König und Herr ihm gebietet, das wird er thun. Und wie gern sähe ich deine Schwester Kriemhild, mich ihrer sittigen Zucht, ihrer süßen Anmut, ihrer holden Traulichkeit wie ehedem zu erfreuen, als ich deine, sie Sigfrids Gattin wurde". Gunther gibt nach und sendet Boten an Sigfrid, die ihn auf der Nibelungenburg im Lande zu Norwegen treffen. Sie laden ihn zu einem frölichen großen Feste, das am Sonnwendtage, in der alten germanischen Festzeit, am Hofe der Burgunden zu Worms soll gefeiert werden. Sigfrid geht zu Rate mit seinen Getreuen; diese, so wie der alte Vater, König Sigmund, stimmen dafür, die Einladung anzunehmen, und mit großem Heergefolge von eintausend Edlen ziehen Sigfrid und Kriemhild, in Begleitung des alten Sigmund (denn die Mutter Sigelinde ist inzwischen gestorben), arglos und unbefangen, in der sichern Heiterkeit der Unschuld, nach Worms an dem Rheine. Reiche Gaben, rotes Gold und stralende Kleinode werden mitgeführt, um die Milde, die Freigebigkeit eines reichen Königs an dem Hofe der Burgunden zu bethätigen; nur das Kind wird zurückgelaßen, Sigfrid und Kriemhilden Sohn: es sollte seinen Vater und seine Mutter nimmer wiedersehen.

Glänzender Empfang wartet der Gäste zu Worms: mit ihnen

strömen zum Ritterspiel Tausende von Rittern von allen weiten Wegen ein in die Thore der Königsstadt, in prächtigen Reitgewändern reiten die Könige mit ihrem Gefolge durch die Gaßen, und herrlich geschmückt sitzen edle Frauen und schöne Mägdlein in den Fenstern; Posannen-, Trumben- und Flötenhall erfüllt die weite Rheinstadt, daß sie laut davon erhallet; aber in die lauten süßen Töne der Festesfreude fällt mit schneidendem Gegensatze der gellende Ton des eifersüchtigen Haßes, die heiseren Stimmen des Zankes übertönen den süßen Flötenklang, und kündigen den Mordschrei an, der bald die Säle der Burg und die Gaßen der Stadt, der bald alle Lande erfüllen, und noch nach tausend Jahren in den Herzen der späten Geschlechter erschütternd wiederhallen sollte.

Die beiden Königinnen, Kriemhild und Brunhild, sitzen zusammen wie einst in den schönen Tagen vor zehn Jahren, und denken dieser Tage — Kriemhild in voller Befriedigung, im reichsten Genuße des damals nur gehofften Glücks: „Ich habe einen Mann, der es verdiente, daß alle diese Königreiche sein wären“, so wallt ihr treues, liebendes argloses Herz über. Das war der Funke, welcher einschlug. „Wie wäre das möglich? entgegnet finster Brunhild; diese Reiche gehören Gunther, und werden ihm unterthan bleiben“. Kriemhild, gleichsam versunken in das liebende Wolgefallen an dem herrlichen Gatten, überhört die Worte des aufsteigenden Grolls und fährt noch unbefangener, wo möglich, als vorher fort: „Siehst du wol, wie er dort steht, wie er so herrlich vor den Helden hergeht, wie der Mond vor den Sternen? darum ist mein Gemüt so frölich“. Brunhild entgegnet: Gunther gebüre der Vorrang vor allen Königen, und Kriemhild antwortet, Sigfrid komme ihrem Bruder Gunther doch wol gleich. Da bricht endlich Brunhild zornig aus: Als dein Bruder mich zum Weibe gewann, hat Sigfrid selbst gesagt, daß er Gunthers Dienstmann sei, und dafür halte ich ihn seitdem. Freundlich bittet Kriemhild, diese Rede zu laßen; ihre Brüder hätten sie keinem Dienstmanne verlobt. „Ich laße die Rede nicht, entgegnet Brunhild trotzig: Dein Mann ist und bleibt uns unterthan“. Da bricht auch Kriemhilden gerechter Zorn aus: „Und Sigfrid ist doch noch edler, als Gunther, mein

Bruder, und es wundert mich nur, daß er so lange Jahre Euch weder Zins noch Dienst geleistet hat". „Das werden wir sehen, antwortet Brunhild, ob man Dich so ehren wird wie mich". „Ja, wir werden es sehen, ruft Kriemhild, ob ich nicht bei dem heutigen Kirchgange den Vortritt vor Dir haben werde".

Die Königinnen gehen zur Kirche, nicht in freundlicher Gesellschaft, wie bisher, vielmehr jede abgesondert mit ihrem Gefolge edler Frauen. Brunhild steht vor dem Münster, und wartet auf Kriemhild; als diese anlangt, gebietet ihr Brunhild laut vor allem Gefolge, still zu stehen, und spricht: „Eine Eigen-Magd soll nicht vor der Königin hergehen". Da flammt zum ersten Male der bittere Zorn des bis dahin arglosen, liebenden Weibes auf: „Du hättest sollen stillschweigen; Du bist von Sigfrid geminnet und schmälich verlaßen, auch hat Er dich bezwungen und gewonnen und nicht Gunther. Du selbst also hast dich einem Eigenmann ergeben". Doch begütigend und das kaum ausgesprochene schlimme Wort bereuend, setzt sie alsbald hinzu: „Du bist selbst Schuld, daß wir in diesen Streit geraten sind; mir ist es immer leid, glaube mir das auf meine Treue; zu treuer Herzensfreundschaft bin ich immer wieder bereit". Aber das Wort ist zu arg; beim Ausgang aus dem Münster bleibt Brunhild abermals stehen, hält Kriemhild abermals an, und fordert sie auf, zu beweisen, was sie gesagt habe, um, verhalte es sich wirklich so, und habe gar Sigfrid sich ihrer Minne gerühmt, blutige Rache an ihm zu nehmen. Da zeigt Kriemhild den Ring, und als Brunhild dessen Anerkennung dadurch zu umgehen sucht, daß sie ihn für entwendet erklärt, auch den Gürtel. Jetzt ist Brunhilden Uebermut gebrochen; aber hoch auf richtet sie sich dagegen in grimmiger Rachsucht; es ist gewis, daß Sigfrid sich seines früheren Verhältnisses zu ihr, daß er sich der durch ihn, nicht durch Gunther zweimal geschehenen Ueberwältigung ihrer stolzen Kraft gegen Kriemhild gerühmt hat — sie ist öffentlich bis auf den Tod beleidigt — Sigfrids Tod ist beschloßen. Der Arglose sieht den Streit nicht an als den Anfang des bittern Kampfes auf Tod und Leben, dem er selbst unterliegen soll; eitler Ehre, als ein rechter Held, nicht begehrend, hat er sich

nie gerühmt der Thaten die er vollbracht, am wenigsten des, was ihm gegen ein Weib gelungen — nur daß Ring und Gürtel von Brunhild sind, das freilich hat er gesagt — eine gleiche Zurückhaltung und Mäßigung will er auch von den Frauen beobachtet wißen; „sie haben sich vergeßen, meint er, und daß mein Weib das Deinige, Gunther, betrübt hat, das ist mir ohne Maßen leid; wir wollen von dem was geschehen ist, schweigen; unsere Frauen sollen schweigen, wie wir".

Aber Brunhild schweigt nicht, kann nicht schweigen; jammernd in ohnmächtiger Wut sitzt sie einsam im Gemache; da findet sie Hagen, und erfährt von ihr noch genauer, wie schwer sie gekränkt sei. Seine Herrin und Königin weint, gekränkt, bis in den Tod beleidigt von einem Manne — der Mann muß sterben. Die Brüder der Beleidigerin, die drei Könige, und Ortwin von Metz werden zur Beratung hinzugezogen, und nur der jüngste, Giselher, hält die Sache, als einen Frauenstreit, für zu gering, als daß ein Held wie Sigfrid darum das Leben verlieren sollte; die Uebrigen, selbst der im Anfang schwankende Gunther, in welchem die Dankbarkeit gegen Sigfrid doch noch nicht ganz erloschen ist, stimmen auf Sigfrids Tod. Es soll ein falsches Kriegsgerücht verbreitet, das Heer aufgeboten — und, da man voraussetzt, daß Sigfrid sich dieser Heerfart nicht entziehen werde, der Held auf diesem Kriegszuge erschlagen werden. So wird die Mannentreue zur Untreue, aus der edelsten Wurzel des deutschen Lebens schießt das giftigste Gewächs, der Meuchelmord, hervor.

Die Heerfart ist in vollem Gange, Sigfrid rüstet sich. Da begibt sich der untreue, grimmige Hagen zu Kriemhild, um der Sitte gemäß von ihr Abschied zu nehmen. Kriemhild hat den Streit schon halb vergeßen; daß sie den vor sich sehe, der sich als ewigen Feind ihres Gatten bekannt und ihm den Tod geschworen hat, davon kommt auch nicht die leiseste Ahnung in ihr noch immer argloses Herz. „Hagen, Du bist mein Verwandter, ich die Deinige; wem soll ich in dem Kriege der bevorsteht, das Leben meines Sigfrid beßer anvertrauen als Dir; schütze mir meinen lieben Mann, ich befehle dir ihn auf deine Treue. Zwar ist er unver-

wundbar, aber als er sich im Blute des Drachen badete, fiel ihm zwischen die Herte (die Schulterblätter) ein breites Lindenblatt, so daß diese Stelle vom Blute des Drachen nicht getränkt wurde, mithin verwundbar blieb. Kommen nun in dichten Flügen die Kriegsspeere auf ihn angeflogen, so könnte doch einer diese Stelle treffen; darum decke Du ihn dann, Hagen, schütze ihn". „Wol, sagt der Tückische; um das beßer zu können, nähet mir, königliche Frau, ein Zeichen auf diese Stelle seines Gewandes, damit ich genau wiße, wie ich ihn zu schützen habe". Und die arglose, in zärtlicher Liebe für den Gatten Verlorene, nähet mit eigner Hand aus feiner Seide ein Kreuz auf das Gewand ihres Gatten — sie nähet selbst sein blutiges Todeszeichen. Tags darauf beginnt der Kriegszug, und Hagen reitet nahe heran an Sigfrid, um zu sehen, ob die Gattin in ihrer blinden, grenzenlosen Liebe arglos genug gewesen sei, das Zeichen einzusetzen. Sigfrid trägt es wirklich, und nun ist die Heerfart nicht weiter nötig; Hagen hat aus den Händen der Gattin das was er will, mehr, als er erwarten konnte. Die Gefolgsmannschaft wird statt in den Krieg, zu einer großen Jagd entboten; noch einmal sieht hier Sigfrid seine treue Gattin, sie ihn — zum letztenmal; bange Ahnungen, schwere Träume beängstigen ihre Seele, wie damals als sie zuerst, in ihrer kaum zur Jungfrauenblüte emporgekeimten Kindheit, von dem Falken und den Adlern träumte: jetzt hat sie zwei Berge auf Sigfrid fallen und ihn unter den stürzenden Bergestrümmern verschwinden sehen. Sigfrid tröstet sie: niemand trage Haß gegen ihn und könne Haß gegen ihn tragen — allen habe er Gutes erwiesen, in kurzen Tagen komme er wieder. Was sie fürchtet, wen sie fürchtet, weiß sie nicht — Hagen glaubt sie gewonnen zu haben, den einzigen, vor dem ihr vielleicht bangt — aber sie scheidet mit dem Worte: „daß du von mir scheiden willst, das thut mir inniglichen weh".

Die Jagd ist vollendet, die Helden und vorab Sigfrid, der das meiste Wild erlegt, sind von dem Rennen in der Sommerhitze müde und durstig; doch weder Wein ist mehr vorhanden, noch der Rheinstrom in der Nähe, um aus ihm die ersehnte kühle Labung zu schöpfen. Aber Hagen weiß nah im Walde einen Brunnen:

dahin, räth er, könne man ziehen. Man bricht auf, und schon hat man die breite Linde im Gesichte, unter deren Wurzeln der kühle Quell entspringt, da beginnt Hagen: man hat viel davon gesagt, daß dem schnellen Sigfrid, der Kriemhilde Mann, niemand folgen könne im eiligen Laufe; wollte er uns das doch sehen laßen! — Laßt uns, entgegnet Sigfrid, zur Wette laufen nach dem Brunnen; ich werde mein Jagdgewand, auch Schwert, Ger und Schild behalten; legt ihr die Kleider ab. — Es geschieht, der Wettlauf beginnt; wie wilde Panther springen Hagen und Gunther durch den Waldklee, aber Sigfrid ist weit zuerst zur Stelle. Ruhig legt er nun Schwert, Bogen und Köcher ab, lehnt den Ger an der Linde Ast, und setzt den Schild neben den Brunnen, wartend, bis der König auch herangekommen sei, um ihn zuerst trinken zu laßen. Diese ehrerbietige Sitte entgalt er mit dem Tode. (Leicht konnte er getrunken haben, ehe Gunther und Hagen herankamen, dann hätte er schon wieder da gestanden, die Waffen in der Hand, und was jetzt geschah, war unmöglich). Gunther kommt heran und trinkt; nach ihm beugt sich auch Sigfrid zum Brunnen nieder; da springt Hagen herzu, trägt im raschen Sprunge die Waffen die er erreichen kann, Schwert, Bogen und Köcher abseits, den Ger behält er selbst in der mörderischen Faust, und indem Sigfrid noch die letzten Züge an dem Brunnen einschlürft, schleudert Hagen den Ger, Sigfrids eigene Waffe, durch das Kreuz, das Sigfrid im Rücken trägt, daß von dem Herzblut des herrlichen Helden des Mörders Gewand überströmt wird. Wütend springt der Todwunde auf von dem Brunnen; zwischen den Schulterblättern ragt die lange Gerstange aus seinem Leibe hervor. Er greift nach Bogen und Schwert — er findet keine Waffe; da faßt er den Schild, der nicht neben ihm liegt und den Hagen nicht hat bei Seite schaffen können, und stürzt auf Hagen los. Grimmig schlägt er mit dem Schilde auf den Mörder, daß die Edelsteine mit denen der Schild besetzt war, herausgesprengt werden; er schlägt so furchtbar, daß Hagen zu Boden stürzt und der Schild zerbricht; der Wald hallet wider von der Wucht der Schläge, welche die Hand des sterbenden Helden auf das Haupt seines Mörders fallen läßt. Da erbleicht

seine lichte Farbe; die Füße wanken, die Stärke des Heldenleibes zerrinnt: der Tod hat ihn gezeichnet. Kriemhilds Gatte fällt dahin in die Blumen und in breiten Strömen stürzt das Herzblut aus der Todeswunde. — Mit der letzten Kraft wendet er sich zornig zu seinen Mördern: „Ihr Feiglinge, was helfen nun meine Dienste, da ihr mich erschlagen habt? So also habt ihr meine Treue gelohnt, und schlimmes Leid an euern Blutsverwandten gethan". Alle Ritter des Burgundengefolges eilen jetzt herbei zu der Mordstätte und umstehen im Kreiße den sterbenden Helden; manche Klage wird laut: der Sterbende schweigt. Da läßt auch der Burgundenkönig einen Ton der Klage um den Gefallenen vernehmen; und jetzt regt sich noch einmal das bittere Leid des Lebens in der schon in den Todesschlummer versinkenden Seele: „Das ist nicht Not, spricht der Todwunde, daß der nach dem Schaden weinet, der den Schaden gethan hat; es wäre beßer unterblieben". Der grimme Hagen aber höhnt die Klagenden und zugleich noch den schmählich Ermordeten: „Ich weiß nicht, was ihr klagt; nun hat ja alles ein Ende, was wir an Leid und Sorgen getragen haben; nun leben nur noch wenige, die gegen uns aufzutreten wagen dürfen; wol mir, daß ich gegen diesen da Rat geschafft". Und noch einmal redet der Held mit sterbender Stimme zu dem Mörder: „Ihr habt es leicht, Euch zu rühmen; hätte ich Euren Mordsinn erkannt, vor Euch hätte ich mich wol schützen wollen. Mich jammert nichts so sehr als Frau Kriemhild, mein Weib; und o weh daß ich einen Sohn habe, dem man nachsagen wird, daß seine nächsten Verwandten jemanden durch Mord erschlagen haben". Der Name der treuen Gattin ist über die Lippen des Sterbenden gegangen und um ihretwillen wendet er sich abermals und zum letztenmal an seine Mörder, ihr die letzte Sorge, den letzten Gedanken, den letzten Atemzug widmend: „Wollt Ihr, redet er Gunther an, edler König, noch einmal in eurem Leben gegen Jemand Treue beweisen, so laßt Euch meine liebe Traute befohlen sein; laßt es sie genießen, daß sie eure Schwester ist, sorgt für sie treulich wie es Fürstensitte gebietet. Auf mich warten lange mein Vater und meine Mannen". Weit umher sind die Waldblumen von dem Blute des Erschlagenen

rot genetzt; jetzt beginnt der Todeskampf; doch nicht lange ringt er: die Todeswunde ist zu schwer. — Sigfrid ist todt. — Da heben die Herren den Leichnam des Helden, alter Sitte und Ehre gemäß, auf einen goldroten Schild, und tragen ihn gen Worms an den Rhein. Manche reden davon, daß man sagen soll, Räuber hätten ihn erschlagen, um den Schandfleck des Verwandtenmordes zu verhehlen: Ich will, ruft Hagen, ihn selbst nach Worms bringen; was kümmert es mich, wenn Kriemhild erfährt, daß ich ihn erschlagen habe: sie hat Brunhild so schwer gekränkt, nun acht ich es geringe, sie mag weinen, so viel sie will.

Und der entsetzliche Hagen läßt den Todten, so wie man in der Nacht zu Worms angekommen ist, vor die Thür des Hauses legen, in dem Kriemhild wohnte, wol wißend, daß sie selbst gleich am frühen Morgen, wenn sie ihrer Gewohnheit nach zur Mette geht, ihn da finden werde. Furchtbar gelingt die Frevelthat. Ein Kämmerer geht mit dem Lichte voran, und sieht den Leichnam: Frau, sagt er, stehet stille, da liegt vor dem Gadem ein erschlagener Ritter. Ein lauter Schrei des Entsetzens ist Kriemhilds Antwort; sie weiß, wer da erschlagen liegt, ohne daß man es ihr gesagt hat, und als sie den Erschlagenen sieht, so tief er vom Blut übergoßen ist, — sie kennt wol, auch im bleichen Fackelschein, die Heldengestalt und die edlen, im Tod erstarrten Züge. „Du bist ermordet, ruft sie, dein Schild ist nicht zerhauen! Dem gilt es den Tod, der das gethan“. Sigfrids Mannen und Sigfrids Vater werden geweckt; lauter Jammer erfüllt weit und breit die Säle und Höfe; und zur Rache scharen sich die Getreuen des erschlagenen Helden. Kaum daß Kriemhild warnen und abwehren kann: es sei jetzt noch nicht Zeit zur Rache — dereinst werde sie kommen. Als der Todte auf der Bahre liegt, kommen die Könige, ihre Brüder, und die Verwandten; auch Hagen tritt ohne Scheu hinzu. Kriemhild aber wartet an der Bahre des Bahrrechts — einer Volkssitte und eines Volksglaubens, der noch heute nicht ausgestorben ist: wenn der Mörder dem Gemordeten nahe trete oder gar dessen Leichnam berühre, öffnen sich die Wunden und das Blut fließe von neuem — und als Gunther ihr eben einzureden sucht, fremde

Mörder hätten ihn erschlagen, da tritt Hagen heran, und die Wunden fließen. „Ich kenne die Räuber wol, ruft die Arme, und Gott wird die That an ihnen rächen“. Der Leichnam ist eingesargt, und wird zu Grabe getragen; Kriemhild folgt mit unnennbarem Jammer bis zum Tode ringend. Noch einmal aber begehrt sie das schöne Haupt des Geliebten zu sehen, und der köstliche Sarg, aus Gold und Silber geschmiedet, wird aufgebrochen. Da führt man sie herbei, und mit ihrer weißen Hand hebt sie noch einmal das Heldenhaupt empor, und drückt einen Kuß auf die bleichen Lippen. Man trug sie von dannen. Der edle Held wurde begraben.

An die Stätte, wo ihre Liebe begonnen, wo sie in grimmem Leide geendet hatte, war Kriemhild gefeßelt. Sigmund zieht mit seinen Mannen zurück in die Heimat, um für den Enkel des Reiches zu pflegen; Krimhild bleibt in Worms; — die Herschaft im Niederland, das Königreich der Nibelungen mit seinen Schätzen hat für sie nur Wert gehabt durch Sigfrid; auch das Kind sieht sie nie wieder — ihr Leben war völlig aufgegangen in dem herrlichen Helden, welcher der ihrige war. Nach seinem Tode hat sie in der vollen Glut der Leidenschaft nur zwei Gedanken, zwei Gefühle: Leid und Rache; erst überwältigt das Leid den Gedanken der Rache; nach dem Leid tritt diese in ihr Recht — darum erscheint sie, getreu dem Charakter, der ihr aufgeprägt ist, auch gleichgültig gegen das eigene Kind. Doch darf hierbei nicht unbemerkt bleiben, einmal, daß die Erwähnung des Kindes nicht der ältesten Gestalt der Sage angehört, sodann, daß, wie schon aus Homer bekannt ist, das Epos es nicht liebt, Personen fortzuführen, die für die Entwicklung der Thatsachen unbedeutend sind; das Epos läßt dieselben, ganz abweichend von unserer kunstmäßigen Erzälung und Schilderung, welche nie eine Person in die Dichtung einführt, ohne sie durchzuführen, schnell und gänzlich fallen.

Es beginnt die Zeit des Leides; in tiefem Trauern weilt Kriemhild dreizehn Jahr zu Worms; über drei Jahre nach Sigfrids blutigem Tode würdigt sie ihren blutbefleckten Bruder Gunther keines Wortes, Hagen keines Blickes. Um die Schwester wieder auszusöhnen, laßen die Brüder den unermeßlichen Schatz an rotem

Gold und edlem Gestein, der im Nibelungen Lande unter Alberichs Hut liegt, und von Sigfrid an Kriemhild zur Morgengabe gegeben worden war, den Nibelungen Hort, von dort herbeiführen; zwölf Wagen fahren vier Tage und vier Nächte an den glänzenden Kleinodien, um sie aus dem hohlen Berge, wo sie verwahrt sind, auf das Schiff zu bringen; sie langen an, werden Kriemhild übergeben, und es kommt eine Sühne, doch nur zwischen ihr und ihren Brüdern, nicht auch zwischen ihr und Hagen, zu Stande. Nun spendet nach uralter deutscher Königssitte Kriemhild reichlich an Arme und Reiche von ihren Schätzen; das Geben ist ihr ein Trost in ihrem Leide. Aber wiederum tritt der grimme Hagen von Tronei ihr feindselig in den Weg: er fürchtet, sie möchte durch ihre milde Freigebigkeit so Viele zu ihrem Dienste gewinnen, daß es der Herschaft der Landeskönige selbst Schaden thun werde. Im Widerspruch mit Gunther und dessen Brüdern nimmt Hagen die Schlüßel und somit auch den Schatz selbst weg. Gernot räth, das Gold in den Rhein zu senken, damit es niemand angehöre. Zugleich schwören sich sämtliche Beteiligte zu, so lange Einer von ihnen lebe, niemanden zu entdecken, wo der Schatz verborgen sei. So versenkt Hagen den Nibelungenhort in den Rhein, und dort liegt er nach der Sage des Volkes zwischen Worms und Lorsch bis auf den heutigen Tag.

Seitdem auf diese Weise der Hort der Nibelungen in die Gewalt der Burgunden gekommen ist, führen sie selbst, wie früher Sigfrid wegen des Besitzes desselben Schatzes der Nibelung oder der Nibelungen Herr genannt wird, den Namen Nibelungen, und davon hat der zweite Theil unseres Epos den Namen Nibelungen Not zur Zeit seiner Abfaßung, das Ganze in unserer Zeit die Bezeichnung Nibelungenlied erhalten.

Um die Bedeutung dieses Schatzes, des Nibelungenhortes, welcher die letzte Katastrophe, den Untergang der Burgundenkönige mit bestimmen hilft, indem die Versenkung desselben die Rache der Kriemhild gegen ihre Brüder wieder von neuem aufreizt, ja die geschloßene Sühne in gewisser Hinsicht ungiltig macht — einigermaßen zu begreifen, müßen wir erwägen, welche ungemeine Be-

deutung glänzender Schmuck „von rotem Golde" bei den alten Deutschen laut des einstimmenden Zeugnisses aller unserer Heldenlieder überhaupt gehabt hat — gehabt hat wenigstens seit dem dritten bis vierten Jarhundert nach Christus. Neben den farbigen Gewändern waren goldene Schmucksachen, Arm-, Hals- und Fingerringe, Spangen und Kronen das begehrenswerteste, leidenschaftlich erstrebte Gut; des Königs Freigebigkeit hatte zum guten Theile diese Dinge zu Gegenständen, so daß die Namen Ringgeber, Goldspender z. B. im Beovulfsliede geradezu mit „König" gleichbedeutend sind; und ungemein reich ist unsere älteste Sprache an Bezeichnungen solcher aus Gold und edlem Gestein bestehenden Schätze, so daß man schon daraus wol sieht, in welchem hohen Grade dieselben die Gedanken und Gefühle unserer Väter erfüllen mußten, auch daß in unserm Falle sowol Kriemhild als die Burgundenkönige ein so großes Gewicht auf den Besitz dieser Reichtümer legen konnten.

Aber es ist noch ein anderer Umstand, welcher betrachtet werden muß. Das Gold spielt in unserer Nibelungensage eine so große Rolle, daß es den Besitzern den Namen verleiht, diesen Namen, wie es scheint, nach einander von dem einen auf den andern überträgt. Noch mehr: die ersten Besitzer, Schilbung und Nibelung, werden um des Schatzes willen von Sigfrid erschlagen; Sigfrid, der zweite Besitzer, geht früh, mitten in seiner leuchtendsten Heldenherrlichkeit, unter; die Burgundenkönige, die dritten Besitzer, werden sogar nach ausdrücklicher Angabe des Liedes, weil sie im Besitz des Schatzes sind und denselben nicht entdecken wollen, also durch directen Einfluß desselben vernichtet. Offenbar stehen wir wieder an der Pforte der Göttersage, des dunkeln, unheimlichen Naturmythus: das Gold gehört den Unterirdischen, den Söhnen der Finsternis, des Nebels (denn Nibelungen bedeutet Söhne des Nebels, und Niflheim, Nebelreich, ist in der nordischen Mythologie der bekannte Name des Todtenreiches); wer sich dem Golde hingibt, verfällt dadurch den Geistern der Unterwelt, des Todtenreiches, wird selbst ein Nibelung, dem Tode geweihet, und der Schatz, das verderbliche Gold, ist nicht bestimmt im Besitz

der Menschen zu weilen und deren Dasein auszufüllen; es wird in die Tiefe des Rheins versenkt, wo es die Unterirdischen wieder in Empfang nehmen — wie dieß die geniale bildliche Darstellung Schnorrs in der Cottaschen Ausgabe der Uebersetzung des Nibelungenliedes von Pfizer vortrefflich versinnbildlicht. Diese tiefsinnige Auffaßung der Naturkräfte und ihrer den Menschen überwältigenden Macht, dieses Bewustsein von der furchtbaren Gewalt, von dem tödtlichen Zauber des doch so sehr begehrten Goldes läßt uns einen Blick werfen in die reiche und tiefe Seele unserer Väter, der nur ein bewundernder sein kann: aber auch unserm Heldenliede gibt dieser neue mythische Hintergrund, den wir jetzt entdecken, eine dunkle Folie, auf welcher sich die leuchtenden Heldengestalten um so glänzender und herrlicher hervorheben.

Doch sind wir mit diesen Bemerkungen eben auch nur vor die Pforte der Göttersage und des Naturmythus getreten; wollten wir an dieselbe klopfen und das Oeffnen versuchen, es würden uns vielleicht noch andere, tiefere Beziehungen zwischen Sigfrid, den Nibelungen, dem Nibelungen Hort und den Burgunden entgegentreten, und wir würden vielleicht das Geschlecht, welches jetzt als Burgunden erscheint, selbst als mythische, finstere Naturwesen erkennen.

Es beginnt nun die Zeit der Rache, und wir treten hiermit in den zweiten Theil unseres Liedes über. Dreizehn Jahr hat, wie gesagt, Kriemhild um Sigfrid getrauert; da stirbt im fernen Ungarlande, dazumal im Heunen- oder Hunnenlande, Frau Helche, die bereits sagenberühmte Gemalin des Hunnenkönigs Etzel, die Mutter zweier junger Helden, die schon vor der Mutter in Dietrichs von Bern Begleitung in der furchtbaren Schlacht bei Ravenna gefallen sind. Etzel will sich aufs Neue vermälen: Sigfrids Witwe, Kriemhild von Burgundenland wird ihm vorgeschlagen. Nach einigen Zweifeln, ob er wol thue, einer Christin sich zu vermälen, beschließt er die Werbung auf den Rat seines getreuesten Dieners, des Markgrafen Rüdiger von Bechlarn.

Dieser übernimmt es selbst, die Werbung am Hofe der Burgunden anzubringen, und zieht von der Etzelnburg westwärts nach

Bechlarn in Oestreich, seiner Heimat, wo er von der treuen Gattin Gotelinde und der blühenden Tochter freudig empfangen wird. Als er seiner Gemalin Gotelinde den Zweck seines Kommens und Weiterziehens erzält, wird diese, wenn auch der Ankunft und ehrenvollen Botschaft ihres Gatten froh, doch wehmütig bewegt von dem Andenken an die liebe gestorbene freundliche Herrin Helche, an der Stelle eine andere treten soll. — Rüdiger zieht weiter, und langt zu Worms an, unbekannt den Königen und ihrem Gefolge; nur Hagen ruft überrascht: „ich habe gar lange Rüdigern nicht gesehen; aber die Haltung dieser Boten ist so, daß ich nur glauben kann, Rüdiger aus dem Heunenlande müße es selbst sein, der kühne und hehre Degen". Wie sollte, fragt der König verwundert, der Held von Bechlarn hierher an den Rhein kommen? Aber in dem Augenblicke hat Hagen den alten Freund erkannt, mit dem er einst, wie mit Walther von Wasichenstein, in seiner Jugend an Etzels Hofe zusammen gewesen ist, und es folgt große Freude des Wiedersehens, gastlicher Empfang und von Rüdigers Seite stattliche Werbung. Der König mit seinen Brüdern ist nicht abgeneigt, auf dieselbe einzugehen; nur Hagen widerrät es: „Ihr kennt Etzeln nicht; kenntet Ihr ihn, wie ich, Ihr würdet die Werbung abschlagen, wenn auch Krimhild sie annähme; es kann Euch zu großen Sorgen gedeihen". „Freund Hagen, entgegnet Gunther, jetzt kannst Du noch Treue beweisen: mache durch Deine gütliche Zustimmung zu Kriemhilds jetzigem Glück das Leid wieder gut, das Du ihr gethan hast". Aber Hagen bleibt unbeweglich: „trügt Kriemhild Helchen Krone, so werdet Ihr sehen, daß sie uns Allen viel Leid thut, so viel sie kann. Helden ziemt es, das Leid zu vermeiden". So breiten sich die schwarzen Fittige der Ahnung neuen, schrecklichen Unheils, welches aus dem ersten Unheil sich entwickelt, abermals aus über unser Lied, und diese dunkle Ahnung, dieses Grauen wird uns nicht eher verlaßen, als bis es im Entsetzen vollendet ist. Aber in die Herzen der Burgundenkönige gelangt diese Ahnung des Verderbens nicht; nur der, welcher den Mord vollbracht hat, dem jetzt die Rache folgen soll, nur Hagen ist der Träger der finstern Ahnung, und bleibt es bis fast an das

Ende. Die Brüder glauben, Hagen gönne der Schwester keine Freude, und laßen ihr die Werbung vortragen. Kriemhild weigert sich; „da sprach, so erzält das Lied, die Jammersreiche: euch soll Gott verbieten, daß ihr an mir Armen euren Spott übt. Was soll ich einem Mann, der von einem guten Weibe schon Herzenliebe gewonnen hat?“ Doch läßt sie sich überreden, Rüdiger zu sehen; aber nachdem sie darin eingewilligt, beginnt auch wieder das herzdurchschneidende Klagen um den Unvergeßlichen, den Mörders Hand ihr geraubt hat. — Rüdiger erscheint des andern Tages und bringt seine Werbung vor. Aber Kriemhild antwortet: „Markgraf Rüdiger, wer meinen scharfen Schmerz erkannt hat, der wird mich nicht bitten, abermals einen Mann zu lieben; ich verlor mehr an dem Einen, als eine Frau jemals gewinnen kann“. Auf Zureden des weisen und der Rede kundigen Rüdiger verlangt sie Bedenkzeit bis morgen. Unterdes reden ihre Brüder Giselher und Gernot ihr zu: „wenn Einer dein Leid wenden kann, so ist es Etzel; von der Rhone bis zum Rheine, von der Elbe bis zum Meer ist kein König gewaltig wie er; du magst dich freuen, daß er dich zur Theilhaberin an seiner glänzenden Herschaft erwählen will“. „Klagen und weinen, antwortet dagegen Kriemhild, ziemt mir beßer, als königliche Herrlichkeit; ich kann nicht mehr zu Hofe stehen, wie einer Königin ziemt; war ich einst schön, längst ist die Schönheit verschwunden“. Gedankenvoll und mit nicht trocknenden Augeu liegt Kriemhild auf ihrem Bette bis der Tag nahet. Da erscheint Rüdiger, um die entscheidende Antwort einzuholen, aber alles erneuete Bitten des edlen Markgrafen vermag sie nicht zu bewegen, bis ihr Rüdiger unter vier Augen verheißt: „und hättet Ihr im Hunnenlande niemand als mich, meine getreuen Magen und Mannen, es soll jeder der Euch ein Leides thut, es durch unsere Hand schwer entgelten“. Da erhebt sich die Leidmütige, plötzlich auflebend in Gedanken der Rache: „so schwört mir einen Eid, daß, es mag mir jemand zufügen, was es sei, Ihr der Nächste sein wollt, der mein Leid räche“. Und Rüdiger schwört den Eid. Welche blutige Gedanken in dem zerrißenen Herzen der Unglücklichen lauern, das weiß der Arglose nicht; er weiß es nicht, daß er mit diesem Eide seinem lieben Kinde

unauslöschliches Herzeleid, seinen Mannen allesamt den Untergang und sich selbst einen zwiefachen Tod geschworen hat. — Da reicht Kriemhild ihm die Hand der Zusage, und in Kurzem zieht sie mit Rüdiger dahin den weiten Weg nach dem fernen Osten in das fremde Heunenland. Ihre Brüder geben ihr das Geleite bis an die Donaustadt Veringen: dann zieht sie in Rüdigers Geleit losgetrennt von der Heimat und von der lieben Mutter, losgetrennt von Brüdern und Verwandten, aber nicht losgetrennt von der Erinnerung an das in der Heimat unter Brüdern und Magen Erlebte, vereinsamt weiter über die Ens, über Ewerdingen und Ens nach Burg Bechlarn an der Donau, wo sie von Frau Gotelind liebreich als ihre neue Herrin empfangen wird. Nach kurzer Rast fährt das immer zalreicher werdende Gefolge mit der neuen Königin über Medelike (das heutige Mölk) nach Mutarn und bis zur Burg Zeizenmauer, wo sich die unzälbaren Horden fremder Völker, die unter Attilas Herscherstab stehen, an das Gefolge der Hunnenköniginn anschließen. Bei Tulna im Ostenlande wird sie von Etzel, der ein Gefolge von vier und zwanzig Königen und mächtigen Fürsten um sich versammelt hat, empfangen. Da bringen der Herscherin ihre Huldigungen dar Blödel, der Bruder Etzels, Hawart der Kühne, König der Dänen und sein Gefolgsmann, der treue Iring; hier tritt heran Landgraf Irnfrid von Thüringen (der in der Geschichte bekannte Hermanfrid, Theodorichs des Großen Schwiegersohn), dann kommen die Sachsenherren Gibeke und Hornboge, Fürst Ramung aus dem Wlachenland, — und wer stehet dort an der Spitze einer Schar von Helden, deren Angesichter trotzig aus ihren Wolfshelmen hervorschauen? Hohen, fast riesigen Wuchses ist er einem Löwen gleich an Schultern und Lenden, die wie aus Erz gegoßen scheinen: edlen und stolzen Angesichtes ist er Sigfrid ähnlich durch kühnen, hellen Blick und königliche Stirn, nur Sigfrids heitere Jugend ist bei ihm in den festen, tiefen Ernst des reifen Mannes verwandelt, über dessen Haupt schon die Stürme schweren Geschickes getobt haben; um das volle Haar ist eine Königsbinde gewunden, die nervige Linke hält den Schwertknauf umfaßt; die starke Rechte stützt sich auf den

Löwenschild — es ist der Gothenkönig, es ist Dietrich von Bern, der gewaltigste Held seiner Zeit, nebst Sigfrid der gröste Sagenheld unseres Volkes, Dietrich von Bern, das Haupt der Amalunge, mit Hildebrand und der übrigen Wölfingschaar, — damals noch Gastfreund am Hofe Etzels, bis er später erst siegreich in das Land und die Herschaft seiner Väter zurückkehrt. Alle diese Scharen, zusammen ein unübersehbares Völkerheer, ziehen nun, um das Königspaar geschart, hinab nach Wien. Eine siebenzehntägige Hochzeit wird mit verschwenderischer Pracht und unermeßlichen Geschenken in Wien gefeiert. Und Kriemhild? Kriemhild inmitten dieser Herrlichkeit, dieser Feste, dieses Völkerjubels, dessen Mittelpunkt sie war? „Wie sie am Rhein einst wohnte, daran gedachte sie, bei ihrem edlen Manne; ihre Augen wurden naß; doch mußte sie's verhehlen, damit es niemand säh“. Und so zieht sie wehmutsvoll die Donau hinab, bis die Schiffe an der Etzelnburg landen, und die Königin, unter großem Glanz das tiefste Leid verbergend, einzieht in die neue Heimat.

Doch Heimat wurde ihr die Fremde niemals. Sieben Jahr sitzt sie mit Etzel unter der Krone des Hunnenlandes, da genest sie eines Sohnes, der in der Taufe Ortlieb genannt wird, und nochmals verstreichen sechs Jahre, so daß sechs und zwanzig Jahre dahingegangen sind, seitdem Sigfrid am Lindenbrunnen im Odenwald gefallen ist — da kommt die Zeit der Rache.

Lange Jahre bin ich — so spricht sie einst zu Etzel — lange Jahre bin ich nun hier in der Fremde, und noch hat mich von meinen hohen Magen niemand hier besucht; noch länger darf ich die Entfernung von meinen Verwandten nicht ertragen, denn schon sagen sie hier, da niemand der Meinigen mich aufsucht, ich sei eine Flüchtlingin und Verbannte, ohne Verwandte und Heimat. Etzel ist bereit, zu einem Wiedersehen mit ihren Brüdern, Magen und Mannen ihr behülflich zu sein, und sie bittet ihn, ihre Brüder in Worms zu einem Feste laden zu wollen. Der König sendet ungesäumt die sagen- und gesangeskundigen Helden seines Hofes, Werbel und Swemlin, als Boten nach Worms, um die Burgundenkönige mit ihrem Mannengefolge zu den nächsten Sonne-

wenden nach Ungarn auf die Etzelnburg einzuladen. Kriemhild befiehlt ihm noch besonders, ja darauf zu dringen, daß alle ihre Verwandten kommen sollten.

Als die Boten zu Worms anlangen, herscht doch siebentägiges Bedenken, ob die Einladung soll angenommen werden. Nur Hagen jedoch widersetzt sich der Annahme ernstlich: „Ihr habt Euch selbst Feindschaft angekündigt. Ihr wißt doch, was wir Kriemhild gethan haben, daß ich mit meiner Hand ihr ihren Mann erschlug. Wie dürfen wir es wagen in Etzels Land zu reisen? Dort verlieren wir Ehre und Leben — von langer Rache ist König Etzels Weib". Aber die Warnung, der sich noch einer der Helden, Rumold, anschließt, wird überhört; „fürchtet ihr den Tod im Heunenlande, Hagen, so wollen wir doch dahin ziehen" sagt Gernot, und Hagen räth nun, wenigstens nicht unbewehrt die Fart zu unternehmen. So werden denn alle Dienstmannen im Burgundenlande aufgeboten. Fröhlich ziehen sie von allen Seiten heran, nicht ahnend, welchem grimmen Tode sie entgegengehen, unter ihnen auch ein Held, der von nun an in den Vordergrund tritt, der kühne fröliche Volker von Alzei, ein Spielmann, der des Saitenspieles mit Bogen und Fidel und des Gesanges kundig ist; außer ihm auch Dankwart, des grimmen Hagen Bruder. — Die Boten Etzels ziehen wieder zurück in das Heunenland, und verkündigen das Gelingen ihrer Sendung; Kriemhild in der schrecklichen Freude des endlich erreichten Zieles redet Etzeln an: „Wie gefällt euch diese Nachricht, lieber Herr? Was ich je und je begehrt habe, das soll nun vollendet werden". „Dein Wille ist meiner, antwortet Etzel; ich habe mich über die Ankunft meiner eigenen Verwandten nie so gefreut, wie über die der Deinigen".

Noch einmal regt sich am Burgundenhofe die dunkle Ahnung der entsetzlichen, so nahe bevorstehenden Zukunft. Noch lebt die altersgraue Mutter der Burgundenkönige, noch lebt Kriemhilden Mutter Ute; und ihr träumt, als eben zur Abreise gerüstet wird, alles Gevögel im Lande liege todt auf Feld und Heide. Fast wird Hagen wieder wankend; er hätte noch einmal die Fart widerraten, aber Gernot höhnt ihn; „Hagen denkt an Sigfrid, darum will er

die Fart nach dem Heunenlande unterlaßen". „Durch Furcht werde ich zu nichts bewogen, sagt Hagen, gebietet ihr die Reise, so greifen wir zu, und willig reite ich mit euch in Etzels Land".

Die Fart wird angetreten, den Main hinauf durch Ostfranken und dann nach der Donau hinab, unter dem Geleite Hagens, der der Völkerstraßen kundig ist. Da ist die Donau ausgetreten und keine Fähre vorhanden, um die Helden und Heere überzuführen. Hagen wandert auf und ab am Strome, um die Ueberfart zu suchen: da hört er in der einsamen Wilde im Donauwald Waßer ausgießen in starkem rauschendem Falle: sieh es sind die Waßergeister der Tiefe, zwei Meerweiber oder Schwanjungfrauen, die sich baden, und Hagen, der des wol kundig ist, daß solche Weiber die Zukunft wißen, und wie man dieselbe von ihnen erfahren müße, nimmt ihnen ihr Gewand. Wie Seevögel schweben die Gestalten der Tiefe auf der Flut nach ihm zu, und um das Gewand wieder zu erhalten, sagt die Eine: großen Ehren gehet ihr in Etzels Land entgegen. Die List gelingt, Hagen gibt ihr die Gewänder zurück. Da aber taucht die andere Gestalt auf und läßt aus dem Rauschen des Waßers ihre Unglücksstimme vernehmen: Hagen, Adrians Sohn, ich will dich warnen. Kehret um, da es noch Zeit ist; Niemand von eurem großen Heer wird über die Donau zurückkehren, als ein Mann, des Königs Kapellan.

Noch besteht Hagen einen grimmen Kampf mit dem, nach Anweisung der Meerweiber aufgefundenen Fährmann; er erschlägt ihn und schleudert den Leichnam in die Flut; aber die hinzukommenden Burgundenkönige sehen noch das Blut im Schiffe dampfen. Hagen fährt nun selbst das ganze Heer nach und nach über; als er aber den Kapellan in dem letzten Schiffe hat, ergreift er ihn, indem dieser eben mit seiner Hand sich an das Heiligtum lehnt, und schleudert ihn in die flutende Donau. Der „Gottes arme" Priester will zuerst dem Schiffe nachschwimmen; aber Hagen stößt ihn erbarmungslos in den Grund. Da kehrt er um, gelangt glücklich an das eben verlaßene Ufer, und schüttelt sein triefendes Gewand. Jetzt sieht Hagen, daß der Untergang gewis ist, und er zerschlägt das Schiff, auf dem doch niemand zurückkehren wird, unter dem

Vorwande, wenn irgend ein Feiger unter ihnen sei, ihm die Hoffnung zur Flucht zu benehmen.

Nach einem, hauptsächlich von Dankwart bestandenen Kampfe mit dem Baierfürsten Gelfrat, durch dessen Land sie ziehen, gelangen sie an die Marken Rüdigers von Bechlarn, der das ganze große Heer der Burgundenkönige mit ihren dreitausend Vasallen und neuntausend Knechten mit fürstlicher Gastfreiheit aufnimmt und fast eine Woche lang zu Bechlarn köstlich bewirtet. Es geschieht wol sonst auch im Leben, daß ehe schweres Leid über uns hereinbricht, ehe der Tod durch den Familienkreiß hindurch schreitet und die Stätten der Freude und Liebe auf immer verödet, noch kurz vorher zum letztenmal die heiterste Freude und innigste Liebe einen solchen Kreiß enger und traulicher als jemals zusammenschließt. Ein solches Lebensbild stellt uns auch unser Lied mit tiefem deutschem Heimatsgefül und Familiensinn in dem Aufenthalte der Burgunden bei dem treuen, offenen, edlen Rüdiger, bei dessen Gemalin, der milden Gotelinde und der in holder Schönheit erblühenden Tochter des hohen Elternpaares dar, kurz ja unmittelbar vor der Schilderung des gräßlichen Unterganges aller derer die in Bechlarn in Friede und Freude versammelt sind. -- Mit dem deutschen Kusse empfangen Hausfrau und Tochter die lieben Gäste, des Hausherrn alte Freunde, ihrer Königin Brüder und Verwandte, und in kindlicher Unschuld geht das holde Mägdlein an der Reihe der Helden herab, ihnen den Kuss des Willkommens darzubringen — doch als sie an Hagen gelangt, schauert Dietlinde zusammen vor den grausigen Zügen, und nur auf Zureden des Vaters reicht sie ihm die erbleichende Wange dar. — Heiterkeit herscht an der frölichen Tafel, an welcher die schöne edle Hausfrau selbst waltet, fröliche Lust in den Stunden des Nachmittags, in welchen die Tochter des Hauses mit ihren Jungfrauen wieder erscheint, und den edlen Volker von Alzei zu lieblichem Saitenspiel und ergetzlichen Scherzliedern begeistert. Den Gipfel der Freude erreicht das trauliche Zusammenleben, als die Burgunden-Mannen um die liebliche Tochter Rüdigers für den jüngsten ihrer Könige, Giselher, werben, und die Verlobung des schönen jugendlichen Paares unter

allgemeiner freudiger Zustimmung zu Stande kommt. Bei der Rückkehr der Burgunden will ihnen der Vater sein liebes Kind Dietlinde mitgeben an den Rhein. Noch einmal läßt Volker die süßen Töne seines Saitenspiels erklingen und singt seine ernsten und frölichen Lieder, die aller Herzen bewegen — da nahet die Stunde des Scheidens; zum Zeichen der innigen Verbindung und lebenslänglicher Heldenfreundschaft schenkt Rüdiger an Gernot das Schwert, die treue liebe Waffe, die er in manchem Streit, in manchem Sturm geführt. Seitdem führte sie Gernot, und der letzte Schlag den sie that, fiel tödlich auf des milden Rüdigers eigenes edles Haupt, geführt von Gernots Hand! Hagen erhält von Frau Gotelind den Schild zum Angedenken, den ihr Vater Nodung geführt, und der als ein theures Vermächtnis des früh Gefallenen in der Waffenhalle Rüdigers gehangen hat. Die Heldenscharen ziehen dahin nach dem Heunenlande, dem unabwendbaren Verhängnis entgegen.

Als sie die Marken des Landes überschritten haben und unter Zelten das erste Nachtlager auf der fremden Erde halten, erfährt ihre Ankunft zuerst der alte Hildebrand, Dietrichs Mann, und eilt, dieselbe seinem Herrn zu verkündigen. Dietrich steigt mit der Wölfingschar, seinen Getreuen, zu Rosse und zieht den Fremden entgegen. Von fern schon kennt ihn Hagen: „Erhebt Euch, edle Herrn und Könige von euren Seßeln, dort kommt ein Königsgefolge; es sind die schnellen Helden der Amelunge, es führt sie der von Bern“. Und es stehen die Burgundenkönige auf vor dem mächtigen Könige und gewaltigen Helden, der jetzt vom Rosse steigt und ihnen entgegen kommt. „Seid willkommen, Gunther, Gernot und Giselher, willkommen Hagen, Volker und Dankwart; ist es euch nicht bekannt, daß Kriemhild noch schmerzlich weint um den Helden aus Nibelunge Land?“ — „Sie mag — so entgegnet Hagen in grimmigem, übermütigem Trotze — sie mag noch lange weinen: der liegt vor manchem Jahre zu Tod erschlagen; sie mag sich an den Heunenkönig halten: Sigfrid kommt nicht wieder, der ist lange begraben“. „Wie Sigfrid die Todeswunde empfieng, entgegnet ernst der Gothenkönig, das wollen wir nicht weiter untersuchen;

genug so lange Frau Kriemhild lebt, droht schweres Unglück. Du Trost der Nibelungen (Hagen), vor dem hüte Du Dich allermeist". Und im geheimen Gespräch mit den Burgundenkönigen sagt Dietrich noch bestimter, daß er, wenn auch von keinem besondern Anschlage der Rache, doch so viel wiße, daß alle Morgen Etzels Gemalin laute Jammerklage zu dem reichen Gott im Himmel um des starken Sigfrids gemordetes Leben erhebe. „Es läßt sich nun nicht ändern, entgegnet Volker, der kühne und fröliche Fideler, laßt uns hinreiten zu Etzels Hofe und erwarten, was bei den Heunen uns geschehen soll".

Jetzt wird auch an das Hoflager des Hunnenkönigs die Nachricht von der Ankunft des Burgundenheeres gebracht; Etzel und Kriemhild treten an das Fenster, um die Scharen einziehen zu sehen: da erscheinen in der Ferne die wolbekannten burgundischen Wappenschilde und Adlerhelme; „das sind meine Verwandten, ruft Kriemhild; wer mir nun wird hold sein, der denke meines Leides". Die Heunen drängen sich in Haufen herbei, herbei um Einen zu sehen in der ganzen Schar: den grimmigen Hagen von Tronei, der Sigfrid von Niederland erschlagen, den stärksten aller Recken, Frau Kriemhild ersten Mann. Da reitet er ein auf hohem Rosse, der finstere, furchtbare Held, lang gewachsen und mit seinem dunkeln Zornesauge die andern weit überschauend, wie Eisen fest an Brust und Schultern, grau gemischten Haares und entsetzlicher Gesichtszüge. Hagen sitzt ab und tritt zu Dietrich, der ihn auch hier bewillkommnet. Da fragt der Hunnenkönig aus dem Fenster: „wer ist der gewaltige Held, der dort bei Dietrich steht?" Und ein alter Burgunde der mit Kriemhild in das Land gekommen, antwortet: „Der ist von Tronei geboren, Aldrian war sein Vater; jetzt ist er freundlich mild bei Dietrich, aber er ist ein Mann des grimmesten Mutes". Und der König erinnert sich längst vergangener Zeiten, da Aldrian noch an seinem Hofe gewesen, und Hagen und Walther vom Waschenstein als junge Helden mit ihm, damals selbst noch ein Jüngling, fröliche Ritterspiele geübt. — Den frölichen Jugendspielen sollte im Alter der blutigste Todesernst folgen.

Das Heer niedern Adels mit den Knechten wird in einer

Herberge untergebracht und Dankwarts Hut und Befehlen anvertraut; der übrige hohe Adel geht mit den Königen zu Hofe nach dem Pallast des Hunnenbeherschers. In dem Gedränge im innern Hofe der Burg findet Hagen Volker, den er aus dem Gesicht verloren, und in dem Bewusstsein, daß es jetzt zum schlimmen Ende gehe, schließen sich die beiden kühnsten Helden des Burgundenheeres eng an einander zum Todesbunde; vor einem der Hofgebäude setzen sie sich auf eine Steinbank, und umher stehen die Hunnenmänner, die Gewaltigen in ehrerbietigem Schweigen staunensvoll betrachtend. Auch Kriemhild sieht aus dem Fenster ihren Todfeind, ihr so nahe, dort sitzen; da bricht sie aus in zornige Thränen, und auf die Frage ihrer Umgebung, was sie bewege, ruft sie flehentlich ihre Getreuen um Rache an für das grimme Leid, was sie von Hagen erduldet. Sechzig Mannen waffnen sich, um Hagen und Volker zu erschlagen, und an der Spitze dieser Schar steigt Kriemhild selbst, die Königskrone auf ihrem Haupte, in den Hof hinab, um aus Hagens eigenem Munde das Geständnis seiner Mordthat zum Zeugnis für ihr Gefolge zu entlocken: „ich weiß, sagt sie, er ist so übermütig, er leugnet mir es nicht; so liegt mir auch nichts daran, was ihm dafür geschehen mag". Volker macht Hagen auf die von der Treppe herabkommende gewaffnete Schar aufmerksam, und dieser entgegnet, in zornigem Kampfesmute entbrennend: „Ich weiß wol, daß dieß Alles mir allein gilt, doch vor denen da reite ich noch unversehrt wieder in Burgunden Land. Aber Volker, sagt mir, ob Ihr in dem heißen Streite wollt bei mir stehen in treuer Liebe, wie ich Euch niemals verlaßen werde?" „So lange ich lebe, ist Volkers Antwort, und wenn alle Heunenrecken gegen uns anstürmen, ich weiche von Euch, Hagen, nicht einen Fuß breit". „Nun lohn Euch Gott vom Himmel, edler Volker, was bedarf ich nun noch mehr? Sie mögen herankommen, die gewaffneten Recken", sagt Hagen, und dieser treue Freundesbund zwischen Volker und Hagen, der sich nun durch den ganzen folgenden Todeskampf hinzieht, gießt in unsere Herzen einen Tropfen milder Versöhnung aus mit dem schrecklichen Manne, der uns sonst fast zu ungeheuer erscheinen würde. In dem Augenblicke schon tritt Kriemhild an

das furchtbare Heldenpaar heran. Volker erinnert daran, vor der Königinn aufzustehen, aber Hagen bleibt in ruhigem Trotze sitzen, damit man nicht glaube, er fürchte sich. Doch mit dieser übermütigen Verhöhnung der Sitte verbindet der grimmige Mann einen zweiten, weit grausamern Hohn. Quer über seine Kniee legt er, eben als Kriemhild an ihn herantritt, ein leuchtendes Schwert, an dessen Knopfe ein Jaspis glänzte, grüner als das Gras. Es war Sigfrids Schwert, der sagenberühmte Balmung, den Kriemhild sofort erkannte — es war ja das goldene Gehänge, die rotgewirkte Scheide, die sie so oft an ihres Sigfrids Seite gesehen hatte. Schmerzlicher war ihr Leid in sechs und zwanzig Jahren nicht erwacht, als jetzt, und grausam wurde die Lebenswunde durch eben den aufgerissen, der sie einst geschlagen. Dicht vor die Füße der trotzig sitzen bleibenden Helden tritt Kriemhild und bietet ihnen feindlichen Gruß. „Wer hat nach Euch gesandt, Herr Hagen, daß ihr Euch getrauetet, hierher zu reiten? Ihr wißt doch, was ihr mir gethan?“ „Nach mir, entgegnet Hagen, hat niemand gesandt; drei Könige hat man hierher geladen, sie sind meine Herren, ich ihr Mann; wo sie sind, bin auch ich“. „Ihr wißt doch, fährt Kriemhild fort, warum ich Euch hasse? Ihr habt Sigfrid erschlagen, und darum habe ich zu weinen bis an mein Ende“. „Wozu noch länger das Gerede? fährt der grimme Hagen auf; ja, ich Hagen, ich erschlug Sigfrid den Helden, darum daß Frau Kriemhild die schöne Brunhild schalt. Räche es nun, wer da will, ich stehe des Rede, daß ich Euch viel Leides gethan“.

So war der Kampf auf Leben und Tod angekündigt, aber nicht sofort sollte er ausbrechen. Die große Zahl der Heunen, die um Kriemhild stehen, wagt es nicht, die beiden deutschen Helden, die vor ihnen da sitzen, anzugreifen: der grimme Hagen mit dem Sigfridsschwerte, und der kühne Spielmann Volker mit dem Schwertfidelbogen, der auf der Steinbank neben ihm liegt, flößen ihnen Grausen und Entsetzen ein. Ruhig erheben sich beide, nachdem sie bemerkt, daß niemand sich getrauet sie zu bestehen, und gehen festen Schrittes nach dem Königssaale, wo ihre Herren sind, um diese zu schützen und bei ihnen zu stehen in Not und Tod.

Dort im Königssaale, erscheint nun zunächst Kriemhild, ihre Brüder und Verwandte zu begrüßen, doch bekommt nur der Jüngste, Giselher, Kuß und Handschlag; und so wie Hagen dieß sieht, bindet er den Helm fester. Kriemhild erkundigt sich hierauf nach ihrem Eigentum, dem Nibelungenhort: ob sie diesen mitgebracht, wie sie das gesollt? „Den Nibelungenhort, entgegnet Hagen, haben meine Herrn in den Rhein senken laßen, wo er bis zum jüngsten Tage liegen soll"; und höhnend setzt er hinzu „er habe an Schild, Helm, Panzer und Schwert genug vom Rhein daher zu tragen gehabt". Als darauf Kriemhild, wie bei Freundesbesuch wol üblich war, das Abgeben der Waffen begehrt, um diese in Verwahrung zu nehmen, weigert dieß Hagen, und Kriemhild erkennt daran, daß die Burgunden gegen mögliche Ueberfälle gewarnt sein müßen. Wer hat das gethan? fragt sie. Da tritt der edle Gothenkönig stolz und fest an sie heran und sagt: „Ich bins, ich habe sie gewarnt. An mir wirst du, Schreckliche, diese Warnung nicht rächen". Und vor dem offenen, scharfen Auge Dietrichs verbarg Kriemhild ihren kochenden Rachedurst; stumm eilte sie von dannen, Blicke wie Kriegsgeschoße nach ihren Feinden werfend.

Nachdem nun auch Etzel die Gäste empfangen, gehen diese zur Ruhe; und das Grausen, was über dem ganzen Tag gelegen hat, preßt dem jüngsten unter allen Helden, dem neuverlobten Giselher, als er in den weiten Schlafsaal eintritt, einen Wehruf über ihren bevorstehenden Untergang aus. Noch aber ist es nicht so weit; Hagen, dem sich sein treuer Lebens- und Todesgefärte Volker zugesellt, versagt sich den Schlaf und hält Wache vor dem Schlafsaal seiner Herren. Da stehen in dem tiefen Dunkel der Nacht, und in dem noch tiefern Dunkel des hereinbrechenden Todesverhängnisses die beiden riesigen Gestalten stumm und fast regungslos vor dem Saale. Doch noch einmal ergreift Volker sein liebes Saitenspiel, und läßt es heiter erklingen in die Nacht hinaus. Es war der Abschied vom Leben, den er in hellen, süßen Tönen erschallen ließ, es war der Todtengesang der Könige und Herren, der Todtengesang des Burgundengeschlechts, aber es war der fröliche Todtengesang frölicher Helden, die ihre Kampfes-

freudigkeit und ihren Mut und ihre Treue bewahren bis an das Ende. —

Noch in der Nacht versucht eine Heunenschar einen Ueberfall auf die Schlafenden; Hagens furchtbare Stimme scheucht sie zurück: sie weichen, da sie sich beobachtet sehen. Am andern Tage, da die Ritterspiele, die Turniere, zu deutsch Buhurt, gehalten werden, droht die helle Flamme des Kampfes abermals auszubrechen, als Volker aus dem Spiele Ernst macht und einen Heunen erschlägt. Etzel vermittelt den Ausbruch der Feindseligkeiten auf kräftige und entschiedene Weise.

Noch einmal versucht es Kriemhild, erst den alten Hildebrand, dann Dietrich zur Rache an Hagen zu gewinnen; aber beide verweigern die Erfüllung der dringenden Bitte: wer die Nibelungen schlägt, sagt Hildebrand, der thut es ohne mich; und Dietrich erinnert Kriemhild, daß ihre Verwandte im guten Glauben hiehergekommen seien; er selbst habe kein Leid von ihnen erfahren, und von Dietrichs Hand werde Sigfrid ungerochen bleiben.

Da gewinnt endlich Kriemhild den Bruder ihres Gemahls, Blödelin, durch große Versprechungen, die niedern Dienstmannen, welche unter Dankwarts Anführung in der Herberge sitzen, zu überfallen. Der Ueberfall soll alsbald geschehen, und ruhig geht inmittelst Kriemhild zu der schon bereiteten Mittagstafel im Herrenhause, wo die Könige und deren nächste Verwandte bereits versammelt sind. Dahin läßt sie auch ihren jungen, erst fünfjährigen Sohn Ortlieb bringen, der von Etzel hier seinen Oheimen vorgestellt und ihrer Liebe, dereinst auch ihrer Erziehung im Burgundenlande empfohlen wird. Der unbändige Hagen aber bricht in ungezämter Wut, die er gegen des Kindes Mutter hegt, los: „Der junge König sehe ihm nicht nach langem Leben aus; ihn solle man gewis nimmermehr zu Ortlieb nach Hofe gehen sehen“. Bestürzt hört Etzel, bestürzt hören alle Anwesende die freche Trotzrede des Entsetzlichen, aber ehe sie noch sich entschließen, sich besinnen können, was gegen diesen Frevel zu thun sei, bricht das lange drohende Wetter im ersten schrecklichen Schlage aus.

Während die Herren im Königssaal Tafel halten, tritt der

Hunnenfürst Blödel, der Verabredung gemäß, mit einer gewaffneten Schar in die Herberge, und verkündigt Dankwart, daß er an ihm für Hagens, seines Bruders, an Sigfrid verübten Mord Rache nehmen werde. Als Antwort schlägt ihm Dankwart mit einem Schwertschlag das Haupt ab. Des gefallenen Blödel Gefolge dringt auf die Burgundendiener ein; diese erwehren sich ihrer, aber bald kommen größere Schaaren, und es entsteht ein furchtbares Blutbad, in welchem die Dienstmannen der Burgunden nach und nach sämtlich erschlagen werden; nur Dankwart allein schlägt sich mit Verlust seines Schildes durch, eilt nach dem Königssaal, stößt die Truchsesse, die ihm den Eingang zur Treppe verwehren wollen, zurück, und gelangt zur innern Thür.

Mit Blut überronnen und das entblößte Schwert in der Hand ruft Dankwart mit mächtiger Stimme in den Saal hinein: „Wie sitzt ihr hier so lange, Bruder Hagen? Euch und Gott im Himmel klage ich unsere Not; Ritter und Knechte liegen allesamt in der Herberge erschlagen". „Hüte die Thür, Dankwart, daß niemand von hier hinausgelange", ruft Hagen ihm entgegen, und augenblicks springt der grausige Mann auf in entsetzlichem Grimme: „nun trinken wir die Minne, ruft er, und opfern des Königs Wein" *), und das gezückte Schwert blinkt in des grimmen Hagens Hand: ein Schlag, und des unschuldigen Kindes Haupt springt der Mutter in den Schoß; ein zweiter, und der Wärter des Kindes liegt zu Hagens Füßen, ein dritter und dem Spielmann Werbel, der die Burgunden nach Heunenland geladen, wird für diese Botschaft die rechte Hand von der Geige gehauen. Wütend erhebt sich sofort auch Volker, dann Gunther, Gernot und endlich Giselher, und vereint fallen sie zur Rache des an ihren Mannen in der

*) Furchtbar schöne Worte: einer alten heidnischen Sitte gemäß wurde am Ende des Mals ein Becher geleert als Gedächtnis für die Verstorbenen, als Opfer für die Todten (Minne bedeutet ursprünglich Gedächtnis); so wurde nun hier das Gastmal beschloßen mit dem Minnetrinken für Sigfrid, der Trank aber war Blut und Schwerter waren die Becher; des Königs Wein war das Opfer, des Königs Blutwein, das Blut der Seinen, das Blut seines Sohnes.

Herberge verübten Todtschlages über die anwesenden Heunen her. Einer nach dem andern fällt in sein Blut, und der Saal ist mit Leichen bedeckt. Volker stellt sich zu Dankwart an die Thür, um dem stürmenden Andringen der draußen Stehenden Widerstand leisten zu helfen: zweier Helden Hände, ruft Volker zu Hagen zurück, verschließen diese Thür, stärker als wäre sie mit tausend Riegeln verschloßen.

In dem wilden Kampfgetümmel ruft Kriemhild in Todesangst Dietrich an, er solle sie schützen, und der Gothenkönig, der zum Dienst der grimmen Rache nicht bereit war, ist schnell bereit, die Pflicht zu erfüllen, die er der Frau, der Königin, der Gemahlin seines Gastfreundes und Schutzherren schuldig ist. Dietrich erhebt seine gewaltige Stimme zu tief schallendem Rufe, der wie der Hall eines Büffelhorns in der Feldschlacht, weithin tönt durch die ganze Burg; das Waffengetöse schweigt einen Augenblick und Dietrich begehrt, als bei dem Kampfe unbeteiligt, Friede für sich und seine Mannen, um den Saal verlaßen zu können. Gunther entgegnet, nur mit den Feinden, die ihm seine Mannen erschlagen hätten (nur mit Etzels Gefolge), habe er es zu thun, die Andern könnten gehen; und Etzel mit Kriemhild, Rüdiger, Dietrichs Mannen und Dietrich selbst verlaßen den Saal. Kaum aber sind sie hinausgegangen, so beginnt der Kampf von Neuem, und nicht lange, so sind Etzels Mannen allesamt erschlagen. Die Burgunden im Saale werfen die Leichname die Stiege hinab vor die Thür.

Jetzt tritt Hagen, siegesübermütig, in die Pforte, und höhnt den greisen Etzel, daß er sich dem Kampfe entzogen, und nicht, wie seine Herren, im Streite der vorderste gewesen; er höhnt Kriemhild, daß sie zum zweitenmale sich vermält — und Volker stimmt ein in die grimmigen Trotzreden: ärgere Feiglinge als die Heunen, habe man nie gesehen. Da verheißt Kriemhild Etzels Schild dem mit Gold zu füllen, der ihr Hagen schlüge und sein Haupt ihr brächte, und die Kampfeswut erhebt sich von Neuem in den Herzen der Helden, welche vor dem Saale stehen.

Der erste, der es versucht, in den Saal einzudringen und Hagen zu bekämpfen, ist der edle Iring, Markgraf im Dänen-

lande. Er wirft die Lanze nach Hagen und greift dann zum Schwerte, und weit hallen die innern Gemächer von den schweren Schlägen wieder, die auf Helm und Schild fallen; aber Iring kann Hagen nicht bezwingen, und so springt er in behendem Sprunge auf Volker, dann auf Gunther, dann auf Gernot, endlich auf Giselher los, und dieser, der jüngste der Helden, schlägt den Ermüdeten nieder; aber noch einmal erhebt er sich, springt von Neuem gegen Hagen an und schlägt ihm eine tiefe Wunde mit seinem Schwert Waske. Grimmig ob der geschlagenen Wunde fällt nun Hagen mit aller Wucht seiner riesigen Kräfte über den Dänenherrn her, und treibt ihn mit mächtigen Hieben, daß die roten Funken über dem Helme emporspringen, die Stiege hinab. Kriemhild nimmt ihm selbst den Schild ab, der Held bindet den Helm auf, und kühlt sich die Panzerringe im Abendwinde. Dann waffnet er sich von Neuem, und stürzt abermals auf Hagen los; abermals ertönt von den Schwerthieben das Haus, und wie rote Lohe schlagen die Funken aus Helm und Schild; da dringt ein Schwerthieb Hagens durch Schild und Helm des Gegners hindurch, und indem der Dänenheld, von der Wunde betäubt, inne hält mit seinem Schlagen, schleudert Hagen ihm einen Ger in das Haupt. Der Held sinkt, und als man den Ger ihm aus der Stirne bricht, nahet ihm der Tod. Seine Gefährten umstehen ihn mit lauter Klage; nachdem er geendet, stürmen sie alsbald mit vereinter Kraft auf den Saal los, ihn an Hagen zu rächen; aber umsonst; nicht allein die Ritter werden von den grimmen Burgunden auf der Stiege erschlagen, sondern auch ihre Führer fallen, Irnfrid von Thüringen von Volkers, Hawart von Hagens Hand.

Der Abend ist eingebrochen über dem grausigen Kampfe, die Nacht macht dem blutigen Getümmel ein Ende, und dumpfe Stille folgt dem wilden Getöse: nur daß man das Blut aus dem Saale rieseln hört, das in Bächen durch die Abzugsrinnen herabströmt in den Hof. Die müden Helden im Saale legen die Schilde ab und binden die Helme los. Nur Hagen und Volker bleiben gewaffnet, ihre Herren zu schützen. In der tiefen Ermattung vom heißen mordgrimmigen Streite, der von Mittag bis in die Nacht

gewährt hat, und in der Gewisheit ihres Untergangs ist ihnen ein kurzer Tod lieber als eine lange Kampfesqual und Todesnot. Sie begehren Unterredung, treten aus dem Saal auf die Stiege, und verlangen, man solle sie in das Freie laßen, um dann zugleich von den vereinigten feindlichen Scharen angefallen, im wilden mörderischen Kampfe einen schnellen, ehrenvollen Heldentod zu finden. Aber Kriemhild fürchtet, das Opfer ihrer Rache möge ihr entgehen; sie versagt die Bitte. Da spricht die Liebe zum jungen Leben noch einmal aus Giselher, dem jüngsten Bruder Kriemhilds, der einst kaum aus den Knabenjahren getreten war, als man den Mord an Sigfrid begieng: „Ach schöne Schwester, redet er sie an, wo hätte ich diese große Not erwartet zu sehn, als Du mich vom Rhein herüber einladetest? Wie habe ich hier im fremden Lande den Tod verdient? Getreu war ich Dir immer, und nie that ich Dir leid; ich hoffte, Dich mir hold und lieb zu finden; laß mich schnell sterben, wenn es nicht anders sein kann". Da verlangt nun Kriemhild, bewegt von des Bruders Rede, nur Hagen allein ausgeliefert zu haben: „Euch will ich leben laßen, denn ihr seid meine Brüder und einer Mutter Kinder". Wir sterben mit Hagen, ruft Gernot und wären unser tausend eines Geschlechtes; wir sterben mit Hagen, da wir doch sterben müßen, ruft auch Giselher, von der Treue laßen wir nicht bis in den Tod.

Nach diesem letzten vergeblichen Versuche, des Mörders mächtig zu werden und ihre Rache schnell an ihm zu kühlen, steigt die Wut der unglücklichen Kriemhild zu entsetzlicher Höhe auf: sie läßt Feuer an den Saal legen, und bald fluten die roten Flammenwogen des Hauses hoch hinaus in den dunkeln Nachthimmel, durch eine Windsbraut zu tosendem Feuersturme angefacht. Rauch und Hitze und die bald vom Dache in den Saal herabstürzenden Brände quälen die eingeschloßenen Helden bis auf den Tod; grimmiger Durst mehrt die unsägliche Pein, und in der wilden Verzweiflung, als Hagen die überall laut werdende Klage über den unerträglichen Durst vernehmen muß, rät er, den Durst im Blute zu löschen. Und der grauenhafte Rat wird befolgt: die Todten müßen mit ihrem Blute die Lebenden erquicken zum letzten Kampfe. Dichter

und dichter fallen die rauchenden Trümmer auf die Helden herab; sie stellen sich an die Steinwände des Saales und decken sich, wie vorher gegen die feindlichen Menschen, jetzt gegen die feindlichen Elemente mit ihren guten Schilden. Endlich ist die kurze Sommernacht — sie hat länger gewährt als die längste Winternacht — vorüber; ein kühler Morgenwind geht der aufgehenden Sonne voran, das Holz des Saales ist ausgebrannt, und in den rauchenden Trümmern stehen im falben Frühschein die grimmigen Kämpfer, zum Todeskampfe des neuen, des letzten Tages bereit.

Und das Mordwüten beginnt von neuem; von neuem, mit gleichem Erfolge; der Saal ist nicht einzunehmen; die Leichname erschlagener Heunen decken abermals zu Hunderten die Stiege.

Da endlich wendet sich der König der Heunen an seine letzte Hülfe, an seinen letzten Trost: an den edlen Rüdiger von Bechlaren. Und jetzt entgalt der treue Markgraf seiner Eide, die er einst vor dreizehn Jahren zu Worms arglos geschworen, jetzt entgalt er seiner Dienste gegen seinen König, dem er in treuer Mannenpflicht die unheilbringende Gattin geworben — jetzt entgalt er das Geleite, welches er in der unbefangenen Gutwilligkeit eines rechten Helden und Dienstmannen den Gästen seines Königs geleistet hatte. Versagt er der Königinn den Dienst, sie zu rächen, die Burgunden anzugreifen, so ist er treulos, und sein Leben, das nur dem treuen Dienst geweihet war, ewiger Schande preis gegeben; leistet er den Aufforderungen des Königs, der ihn bei seiner Mannentreue, der Königinn, die ihn bei seiner Eidestreue beschwört, Folge, so übt er Verrat, Verrat an denen, die er als Freunde und Gesellen hierher geleitet, denen er Treue und Hülfe zugesagt, denen er seine Tochter verlobt hat, und seine Seele ist verloren. Da kämpft er den bittern Todeskampf der Seele, die zwischen Treulosigkeit und Verrat wählen soll, wählen muß; — da sehen wir ein starkes, treues, deutsches Herz zittern in der innern Todesnot, in der grimmigen Todesnot des Zweifels, und es bricht das edle treue Herz, lange zuvor, ehe es von Freundeshand durch die eigne Waffe den Todesstoß empfängt. Des Leibes Leben opfert der edle Fürst der Treue gegen seinen Herrn, er

opfert ihr auch die Seele. — Seine Mannen waffnen sich, und er tritt, den Schild vor den Fuß gestellt, in die Thür des Saals, um, damit er die eine Treue bewahre, die andere aufzukündigen und die Burgunden zum Todeskampfe gegen sich selbst aufzurufen. Aber der letzte Kampf wird dem treuen Helden schwer gemacht: auch die Freunde, von deren Händen er fallen soll, mahnen ihn seiner Treue, durch die er sie in das Land des Verderbens geleitet habe; Giselher lebt noch einmal auf in Lebenshoffnung, daß der Vater seiner Verlobten ihnen Treue leisten und Hülfe bringen werde: und Rüdiger muß verkündigen, daß er der Treue ledig sein wolle und nicht Schutz und Beistand, daß er blutigen Kampf und blutigen Tod bringe — daß er blutigen Kampf und blutigen Tod für sich suche. Aber es muß die alte Treue, die Mannentreue das Recht behalten vor der neuen Treue, der Freundestreue; das wißen auch die Burgunden wol, und darum nehmen auch sie mit starkem Herzen Abschied von der Freundestreue, um die Königstreue für ihre Mannen zu bewahren; starken Herzens nimmt auch Giselher Abschied von der Liebe, die durch die Königstreue geschieden wird für immer. Aber noch ein Zeichen der nun gelösten Freundestreue wird herübergereicht in den Todeskampf der einst Verbundenen: eine Todesgabe, reicht Rüdiger den eigenen Schild von der Hand an Hagen, statt des, den ihm Frau Gotelind gegeben — das war die letzte Gabe, die Rüdiger einem Helden darbot — und der Kampf beginnt. Doch Hagen, Volker und Giselher treten vorerst zurück aus dem Streite. Bald eilt Gernot seinen Mannen zu Hülfe, und greift Rüdigern an. Rüdiger schlägt Gernot die Todeswunde durch das Haupt, und der letzte Schlag, den Gernot führt mit Rüdigers Schwert, ist Rüdigers Todesschlag. Beide Helden sinken neben einander im Tode nieder.

Von der Klage um den gefallenen herrlichen Helden hallen Paläste und Thürme wider, so daß Dietrich von Bern, der sich von dem Kampfe entfernt hält, einen Boten aussendet, sich nach der Ursache des Wehgeschreies zu erkundigen. Als dieser die Botschaft von Rüdigers Tod zurückbringt, ergreift tiefes Entsetzen den Gothenkönig, und er sendet nunmehr den alten Hildebrand ab,

die Burgunden selbst zu fragen, weshalb Rüdiger von ihnen erschlagen worden sei. Voll Rachedurst wegen Rüdigers Tod waffnen sich nun, wider Dietrichs Gebot, alle Mannen aus dem Gothenstamme, und als Hildebrand von Hagen erfährt, daß das Ungeheure wirklich geschehen sei, begehrt er den Leichnam des edlen Markgrafen zur Todtenklage und Bestattung. Hohn ist die Antwort von Seiten der Burgunden, zumal von Volker. Da greifen auch die Amelunge, die riesigen Gothenhelden, zu den Schwertern, und es erhebt sich abermals ein furchtbarer Kampf, in welchem der fröliche Fideler, Volker, von Hildebrands gewaltiger Hand erschlagen wird; in welchem Giselher und der Gothenfürst Wolfhart, Hildebrands Neffe, sich gegenseitig den grimmen Tod anthun, und Hagen, Volkers Tod zu rächen, auf Hildebrand mit so schwertgrimmigen Schlägen eindringt, daß man wol hört, um des greisen Gothenhelden Haupt saust in mächtigen Hieben Balmung, Sigfrids Schwert. Hildebrand entflieht vor Hagen mit einer schweren Wunde, und kehrt allein, denn alle sind gefallen, zu Dietrich zurück. Im Königssaale stehen einsam über den Leichen ihrer Brüder und Kampfgenoßen Gunther und Hagen.

Da endlich gebietet Dietrich seinem Waffenmeister Hildebrand, auch die Seinen zu den Waffen zu rufen; aber Hildebrand antwortet: „wer soll zu Euch kommen? was Ihr von Lebenden noch habt, die seht Ihr bei Euch stehen; ich bin es ganz allein, die andern die sind todt“.

So gehet denn Dietrich allein dem letzten Kampf entgegen. Die beiden allein übrig gebliebenen Burgunden, Gunther und Hagen, stehen einsam und ernst außen vor dem Saale. Dietrich begehrt, sie sollen sich ihm zu Geiseln ergeben; aber stolz und todeskühn wird die Forderung von Hagen abgewiesen; zum Geisel ergibt er sich nicht, bis das Nibelungenschwert zerborsten ist. Dietrich kämpft mit Hagen, schlägt ihm eine schwere Wunde, ergreift mit den riesigen Armen den furchtbaren Mann, preßt ihm mit Löwengriffen die gewaltigen Schultern zusammen, bindet ihn, und führt ihn zu Kriemhild. Derselbe Kampf widerholt sich zwischen Dietrich und Gunther, mit demselben Ausgang. Dietrich empfiehlt der

Königin, das Leben der Helden zu schonen, und geht in trübem Ernst von dannen.

Kriemhild aber muß den Becher der entsetzlichen Rache bis auf den Boden leeren: wenn ihr Hagen den Nibelungenhort zurückgebe, solle er das Leben behalten. Doch der Held von Tronei hat auch zum Tode verwundet und in schmachvollen Fesseln liegend, seinen Trotz und seine Treue bewahrt. „So lange einer meiner Herren lebt, sage ich nicht, wo der Hort ist“. Da läßt die grausame Schwester dem Bruder Gunther das Haupt abschlagen, und trägt es bei dem Haare hin zu Hagen. Und Hagen? „Nun ist es ja zum Ende, wie Du gewollt, gebracht; nun ist es so ergangen, wie ich mir selbst gedacht: Nun ist von Burgunden der edle König todt, wie Giselher der junge und auch Gernot. Den Schatz weiß nun niemand, als Gott und ich allein: Dir aber, grimmes Weib, soll ewig er verholen sein“. „So habe ich denn nur noch, sagt Kriemhild, das Schwert meines Sigfrid, meines holden Gatten, das er trug als ich zuletzt ihn sah“. Sie zieht es aus der Scheide, und Sigfrids Schwert rächt Sigfrids Mord an dem Mörder durch die Hand der blutigen Heunenkönigin, der einst so anmutsvollen und liebreizenden, einst so treuen und liebenden Kriemhild.

Da springt in grimmigem Zorn der alte Hildebrand auf, daß der Friede, den sein Herr der Königin für Gunther und Hagen geboten, so schrecklich gebrochen sei; er rächt des Tronjers Tod an dem Weibe der Rache; unter einem gräßlichen Schrei sinkt Kriemhild, von Hildebrands Schwerte getroffen, neben dem Leichnam ihres Todfeindes, selbst eine Leiche nieder. Mit Leid, so schließt das Lied, war beendet des Königs hohes Fest, wie stets die Freude Leiden zum allerletzten gibt.

In diesem Tone tiefer Wehmut, mit welchem unser Lied ausklingt, kehrt es zurück zu dem Grundtone, mit dem es beginnt: es will singen von dem höchsten Fest der Freude und von Weinen und von Klagen, singen, wie Liebe mit Leide zum jüngsten lohnen kann — und der durch dasselbe hinhallet vom Anfange bis zum Ende, unsere Herzen zu bewegter Ahnung und leiser Wehmut stimmend. Und dieser Grundton, zu singen Leid aus Freude, ist

der Grundton des germanischen Lebens, ist die reine Stimmung des deutschen Herzens, durch welches, wie kaum durch das Herz irgend eines andern Volkes, das Bewustsein der Vergänglichkeit, das leise Beben der Todesahnung hindurchzittert. Und wie könnte dieß anders sein bei einem Volke, welches, wie wir bereits angedeutet haben, mit der Natur und ihrem Leben auf das innigste und geheimste verwachsen ist? Die Stimme der Natur aber, die aus den sproßenden Keimen und heitern Blumen des Frühlings wie aus den welkenden Halmen und fallenden Blättern des Herbstes, die aus dem kommenden Tag wie aus dem scheidenden zu uns redet, ist die Stimme der Vergänglichkeit und des Todes, für den, der den innersten Sinn der Natur begriffen hat, wie diesem Bewustsein der gröste der noch lebenden Dichter, Rückert, in seinem Gedichte von der sterbenden Blume Worte ergreifender Warheit geliehen hat. Ja in den ältesten Zeiten war das Naturgefühl des deutschen Volkes ein Gefühl des Grauens vor der Natur und deren erbarmungloser Zerstörung, seine Naturpoesie eine Poesie des glühenden Naturgenußes auf der einen, der tiefsten Naturschrecken auf der andern Seite, in starrer, furchtbarer Erhabenheit. Dieses wilde finstere Grauen ist nun durch dreihundertjährigen Einfluß der Religion des ewigen Lebens in den Dämmerschein bewegter Ahnung gemildert, zu leiser Wehmut verklärt worden. Unser Epos singt nicht mehr von der grausenhaften Pracht des Weltendes, wenn Sonne und Mond von Wölfen werden verschlungen, und die Götter des Himmels und der Erde von den Ungeheuern der Tiefe werden zerfleischt werden — aber es singt von dem Untergang alles Schönen und Herrlichen, was die Menschenbrust erfreuet, von menschlichem Entzücken und von menschlichem Leide, in dem das Herz zerbricht, von zarter Minne und von blutiger Rache. — Anders war es zum großen Theile bei den Griechen: wie unsere Poesie eine Naturpoesie des Todes ist, weil sie die ganze Natur nach ihrem innersten Wesen, ihrem Anfang, Fortgang und Ende umfaßt, so ist die Poesie der Griechen eine Poesie des Lebens, weil sie nur einen Theil, ein zeitliches Erscheinen der Natur begreift. Und doch verleugnet sich die alte Stammesverwandtschaft der Griechen

und der Deutschen selbst in dissen Gestaltungen des Epos nicht ganz: ist doch die Aussicht, welche die Ilias gewährt, nicht allein der Untergang von Troja, sondern auch das bittre Leid der kämpfenden Helden, welches sie zu Hause finden; und gewis nicht ohne innern tiefen Grund schließt die Ilias mit der Todtenklage um den reisigen Hektor.

Diesen Ton der wehmütigen Klage, mit dem das große Epos abschließt, hat denn ein Kunstgedicht, welches von seinem Inhalte die Kläge heißt, festgehalten und in langhallenden Modulationen ausklingen laßen. Tiefere Theilname nimmt in diesem Gedichte niemand in Anspruch, als die greise Mutter des Burgundengeschlechts, die alte Königinn Ute, die den Untergang ihres ganzen Stammes überleben sollte: sie ward begraben zu Lorsch in der Abtei; ihr brach das Leid ihr Herz entzwei, ihr, die einst der Helden Krone trug. — Neue Thatsachen erfahren wir aus diesem Gedichte, seiner ganzen Anlage zufolge, nicht; es ist eine Wiederholung dessen, was in dem zweiten Theile des Nibelungenliedes erzält worden ist, aus dem Munde der Boten, die das Unglück verkündigen — unter ihnen vor allen Swemlins, der auch die Burgunden zum Feste eingeladen hatte — den Angehörigen der Gefallenen (der Gattinn und Tochter Rüdigers, der alten Frau Ute, Brunhild und den zurückgebliebenen Burgunden) gegenüber. Doch hat der Dichter der Klage, dessen Heimat Oestreich war, in manchen nicht unwesentlichen Punkten eine andere Erzälung des Nibelungenkampfes vor sich gehabt, als wir gegenwärtig besitzen, den ersten Theil des jetzigen Nibelungenliedes aber gar nicht gekannt.

Dieß führt uns denn zu einigen Bemerkungen über die Entstehung unseres Nibelungenliedes, welche jedoch unserm Zwecke entsprechend nur kurz und flüchtig werden sein dürfen.

Was zunächst sein Verhältnis zur Geschichte angehet, so wird an sich, es wird zumal nach dem, was ich über den noch durchblickenden Naturmythus mitzuteilen mir erlaubte, niemand genaue nach Jahrzalen und Thatsachen bestimte Geschichte in einer Poesie dieser Art suchen. Die historische Warheit des Epos liegt hier wie

im Homer in der getreuen Auffaßung des allgemeinen menschlichen Lebens so wie des Lebens des einzelnen Volkes im besondern: in der getreuen Darstellung der Gesinnung und der Sitte, die aus dem Gedichte weit beßer, nicht allein anschaulicher, sondern auch genauer und sicherer erlernt werden kann, als aus der politischen Geschichte; — inzwischen wird, abgesehen von Sigfrid, welcher sich fast aller historischen Forschung entzieht, doch eine Reihe historischer Momente in dem Gedichte angeführt oder angedeutet, so daß eine Betrachtung des Verhältnisses, in welchem dasselbe zur Geschichte steht, unerlaßlich ist. Geschichtlich sind die drei Burgundenkönige; geschichtlich ist die Vernichtung eines Königsgeschlechtes der Burgunden durch Attila; geschichtlich ist Attila selbst und sein Bruder Bleda (hier Blödelin), geschichtlich ist endlich auch Dietrich aus dem Geschlecht der Amaler, des ostgothischen Königsstammes. Die Begebenheiten nun, welche sich unter diesen historischen Personen vom Jahr 451 bis gegen das Jahr 500 ereignet haben, sind in unserem Gedicht zusammgerückt und verschmolzen; Attila, der im Jahr 453 starb, kann mit Theodorich, dessen Herschaft erst 489 beginnt, nicht zusammengekommen sein. Aber die allgemeine Anschauung von den Begebenheiten, der geistige Duft gleichsam, welcher aus der Geschichte aufsteigt, ist festgehalten und dargestellt: Attilas mächtiges Weltreich, und die unermeßlichen Völkerscharen, über die er gebot; der Hunnen blutiges Wüten in der furchtbaren Schlacht auf den catalaunischen Feldern im Jahr 451, aus welcher sich sogar ein specieller historischer Zug, das Bluttrinken, in die Dichtung hinüberverpflanzt hat; endlich Theodorichs Herschaft, als die erste deutsche, auf römischem Boden gegründete, die eben darum das deutsche Selbstbewustsein zu stolzer Höhe steigern mußte. Um diese allgemeineren, nur den Boden der Dichtung bildenden Elemente aus dem wirklichen Verlaufe der Begebenheiten ausscheiden zu können, mußten dieselben bereits wenigstens um eine oder zwei Generationen rückwärts liegen; wir sind also berechtigt anzunehmen, daß vor der zweiten Hälfte des 6. Jarhunderts der Theil unseres Liedes, der sich auf Dietrich und Etzel beziehet, nicht vorhanden gewesen sein kann.

Aber noch mehr. Die Sage vom Sigfrid, der wir ein sehr hohes Alter und eine ursprünglich mythische Gestalt zugewiesen haben, ist demnach anfänglich weder mit der Sage vom Attila und dessen Helden, noch, und dieß weit weniger, mit Dietrichs von Bern Sagenkreiß verbunden gewesen; aber allerdings kommt in der älteren Gestaltung der Sigfridssage ein Attila und eine Rache der Schwester, nur nicht an den Brüdern, sondern für die Brüder an Attila vor; erst nach des historischen Attila, des Hunnenkönigs, Erscheinen wurde der ältere, mythische Attila an den historischen angelehnt, oder vielmehr beide in einander verschmolzen. Wann diese Umgestaltung der ältesten Sage Statt gefunden habe, können wir zwar nicht bestimmen, doch ist es höchst warscheinlich, daß dieselbe erst nach dem 9. Jarhundert vor sich gegangen sei, in derselben Periode, als die Sigfridssage sich in Deutschland allmälich des mythischen Gewandes entledigte und zur Heldensage umgestaltete.

Diese Umgestaltung und die Verknüpfung zweier oder dreier mehr oder minder weit auseinander liegender Sagenkreiße wird jedoch dadurch erst vollständig begreiflich, wenn wir erwägen, daß alle diese Sagen ursprünglich in einzelnen Liedern umliefen, die, in so fern sie mythischen Inhalts waren, nach und nach, jemehr der heidnische Mythus verblich, unverständlich wurden, und dann nur fragmentarisch mit andern, ähnlichen Liedern verbunden und in dieselben verschmolzen — in so fern sie aber historischen Hintergrund hatten, durch Aufnahme dieser mythischen Stoffe so zu sagen idealisiert wurden, wie denn namentlich in der Sage von Attilas Helden die schönste poetische Figur, Rüdiger, nicht ganz unwahrscheinlich auf mythischer Grundlage beruhet. Erst nachdem dieser Proceß durchlaufen war, konnten jene Gesänge sich zu dem breiten, tiefen und klaren Strome vereinigen, der in unserm Nibelungenliede rauschend vor uns vorüber strömt.

Diese Vereinigung der einzelnen Lieder mag in der zweiten Hälfte des 12. Jarhunderts, etwa um 1170, vor sich gegangen sein; die Aufzeichnung unseres Liedes aber, wie wir es in der ältesten Gestalt vor uns haben, hat um das Jahr 1210 Statt gefunden.

Es ist leicht begreiflich, daß unter diesen Umständen von einem

Verfaßer unseres Nibelungenliedes im gewöhnlichen Sinne gar nicht die Rede sein könne, auch sind die Fabeleien von dem selbst halb fabelhaften Heinrich von Osterdingen, welcher eine Zeitlang für den Verfaßer gelten sollte, längst vergeßen. Was um das Jahr 1210 mit unserm Liede vorgieng, beschränkt sich auf die Aufzeichnung der vorhandenen, im Volke umlaufenden Lieder, so wie auf deren Verbindung und theilweise auch ihre Ausschmückung. In letzterer Beziehung ist im zweiten Theile des Liedes nur sehr wenig, im ersten, die Sigfridssage enthaltenden, dagegen etwas mehr geschehen. Solcher einzelnen Lieder, aus deren Zusammenstellung das Ganze erwachsen ist, hat der verstorbene Professor Lachmann in Berlin mit sicherem und feinem, an dem genauen Studium des alten Volksliedes und des Volksmäßigen überhaupt gebildeten Takte zwanzig herausgefunden, und die Zuthaten des letzten Ordners mit Bestimtheit kenntlich gemacht. Diese letztern unterscheiden sich von dem ursprünglichen Texte sehr bestimt theils durch das Verweilen bei einzelnen Momenten, durch eingeschobene Schilderungen, theils durch Einführung fremder Elemente, z. B. der Namen köstlicher Seidenstoffe und sonstiger Artikel des damaligen höfischen Luxus — also durch Hinzunahme der Kunstpoesie — theils auch durch die Einrichtung des Verses. Mit geringen Ausnahmen sind übrigens diese Zuthaten von sehr geschickter, das Volksmäßige mit ehrerbietiger Scheu erhaltender und schonender Hand, gewis von der Hand eines wahren Dichters, gemacht worden. — Seitdem Karl Simrock auch diese zwanzig Lieder aus seiner bekannten Uebersetzung ausgezogen und besonders herausgegeben hat, ist es einem Jeden leicht, sich wenigstens im allgemeinen von dem Organismus unseres Liedes Kunde zu verschaffen, und das Neuhinzugethane mit dem Alten zu vergleichen. Am auffallendsten, augenscheinlichsten und auch für das ungeübtere Auge am überzeugendsten laßen sich diese Zusätze in dem Liede nachweisen, welches von dem Kampfe Sigfrids mit Brunhild handelt; an anderen Stellen überrascht es, wenn man ganze lange Stellen durch die kritische Hand ausgemerzt findet; doch man wird sich, will man es nur einmal versuchen, sehr bald in den echten Volkston

einüben, und dann auch wol einmal nicht ohne Vergnügen zu der breiteren behaglichen Darstellung des letzten Ordners zurückkehren.

Nächst dieser ersten Bearbeitung der zwanzig alten den Grundstoff des Nibelungenliedes enthaltenden Volkslieder haben dieselben, oder hat vielmehr diese erste Bearbeitung selbst eine zweite und dann noch eine dritte mit noch umständlicheren Zusätzen und Ausführungen erfahren; diese dritte Bearbeitung ist die, welche der Freiherr von Laßberg hat abdrucken und dann durch den Pfarrer Schönhuth herausgeben laßen. Die älteste Form gibt die Ausgabe von Prof. Lachmann; die Ausgaben des Herrn v. d. Hagen bieten einen gemischten, also unzuverläßigen Text dar.

Unter den nachgerade zahlreich gewordenen Uebersetzungen nimmt die von K. Simrock den ersten Rang ein; nächst dieser dürfte G. Pfizers Arbeit zu nennen sein; die Veränderungen des Versmaßes, welche v. Hinsberg und Rebenstock sich erlaubt haben, thun dem eigentümlichen epischen Tone des Gedichtes allzu großen Eintrag, als daß eine nur einigermaßen richtige Vorstellung von der dichterischen Haltung des Originals durch dieselben erzielt werden könnte. Indes selbst die beste Uebersetzung erreicht das Original auch nicht entfernt; viele Formeln erscheinen auch in Simrocks Uebersetzung als Phrase, wenigstens als schleppender Zusatz, die im Original das frischeste, kräftigste Leben atmen, also dort nur ermüden können, abgesehen davon daß viele Ausdrücke der alten Sprache sich überhaupt nicht übersetzen laßen.

Daß das Nibelungenlied, der vornehmste Edelstein in der deutschen Dichterkrone, während des 14. und 15. Jarhunderts, welche sich fast ausschließlich der Kunstpoesie zuwendeten und wenigstens die epische Volkspoesie in Roheit versinken ließen, wenig beachtet wurde, läßt sich begreifen, doch hat die neueste Zeit gezeigt, daß demselben damals weit mehr Beachtung zu Theil geworden ist, als man längere Zeit hindurch glaubte annehmen zu dürfen; es sind nach und nach mehr als zwanzig Handschriften desselben bekannt geworden, so daß es doch immer zu den gelesensten Werken gehört haben muß. Das 16. und 17. Jarhundert aber wußten beide von der Existenz dieses Gedichtes gar nichts, wie sie denn von der Existenz eines

alten, blühenden, kräftigen Deutschlands überhaupt nichts oder fast nichts wußten oder wißen wollten. Nur ein östreichischer Gelehrter des 16. Jarhunderts, Wolfgang Lazius, hat es gekannt und zu seiner Geschichte der Völkerwanderung benutzt. In den funfziger Jahren des vorigen Jarhunderts aber entdeckte J. J. Bodmer zwei Handschriften auf dem Stammschloße der nunmehr ausgestorbenen Grafen von Ems, Hohenems in Graubünden, und ließ aus einer derselben den zweiten Theil des Nibelungenliedes, unter dem Titel „Chriemhilden Rache" abdrucken. Später gab das Nibelungenlied der Schweizer Müller, Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, heraus (seitdem ist der Name üblich geworden), und erntete für diese Herausgabe die berüchtigte Zuschrift König Friedrichs II. ein: „Ihr habt eine viel zu vorteilhafte Meinung von diesen Dingen. Meines Bedünkens sind sie nicht einen Schuß Pulver wert, und würde ich sie nicht in meiner Bibliothek dulden, sondern herausschmeißen"; eine Zuschrift, die sich gegenwärtig auf der Bibliothek zu Zürich unter Glas und Rahmen befindet, zum traurigen Zeugnis von dem Urteil und der Gesinnung, die damals nicht allein Urteil und Gesinnung des großen Königs, sondern von Hunderttausenden in Deutschland wohnender Menschen waren. Daß es Deutsche gewesen, trägt man Scheu, auszusprechen. Nur Johannes v. Müller urteilte anders — so, wie wir heute urteilen. Mit der romantischen Schule und mehr noch mit dem unter dem französischen Joche erwachenden Gefühle für Deutschlands Ehre erwachte auch der Sinn für diesen Schatz des deutschen Altertums, und es ist das unvergängliche Verdienst Friedrich Heinrichs von der Hagen, diesen Sinn genährt und nach allen Kräften gefördert zu haben, wenn gleich seine wißenschaftlichen Leistungen für die Herausgabe und Erklärung des Liedes an sich nicht befriedigen konnten und nun längst überboten sind.

Wir gehen nunmehr zu einer kurzen Angabe und Charakteristik derjenigen Lieder über, welche wir aus den einzelnen Sagenkreißen, die ich früher namhaft machte, übrig haben.

Aus dem Sagenkreiße von Sigfrid ist uns ein Lied erhalten „vom hürnin Sigfrid", welches zwar hinsichtlich der Sprache aus dem 15. Jarhundert, dem Versbau nach aber aus dem 13., dem Stoffe nach aus weit älterer Zeit stammt, also füglich hier zur Besprechung kommen kann [12]. Dieses Lied erzält die Jugendabenteuer Sigfrids, dieselben, welche im Nibelungenlied Hagen bei dem ersten Erscheinen Sigfrids am Burgundenhofe erzält, doch mit der sofort zu erwähnenden Abweichung, welche in die Burgundensage, so wie sie das Nibelungenlied hat, allerdings nicht paßte. Sigfrid kommt zu einem Schmiede, der ihn in den Wald schickt, Kohlen zu holen, eigentlich aber, damit ihn ein im Walde hausender Drache umbringe; Sigfrid tödtet jedoch den Drachen, wirft Bäume auf ihn und zündet diese an, worauf er sich denn in dem durch das Feuer geschmolzenen Horne (der Hornhaut) des Drachen badet; nur zwischen die Schultern kann er nicht reichen, weshalb er hier nicht gehörnt wird, sondern verwundbar bleibt. Nun ist aber auch Kriemhild, des Königs Gibichs Tochter von Burgundenland von einem Drachen geraubt und in einen Drachenstein eingesperrt worden, um diesen Drachen, der im Verlaufe der Jahre wieder Mensch werden will, zu heiraten. Diese Verflechtung des Burgundengeschlechts in den Mythus kommt schon im Nibelungenliede nicht mehr vor. Sigfrid zieht aus und zwar einsam, ohne Gefolge, als ein Recke (wrecceo); ein Umstand, welcher sich zwar aus Sigfrids mythischer Natur erklären läßt, der indes auch da, wo offenbar nur Heldensage vorliegt, nicht selten erscheint, dann aber auf die allerältesten Zustände, auf alte, unverändert gelaßene Sagen hindeutet. Spätere Sagen laßen den Helden niemals ohne Gefolgsmannschaft ausziehen. Er zieht einsam, fern von Vater und Mutter, fern von der Heimat, aus in den wilden Wald, und vernimmt der Jungfrau Klagen, kann aber den Drachenstein nicht finden, bis er einen, im Waldesdickicht auf schwarzem Rosse mit funkelnder Krone auf dem Haupte vorüberreitenden Zwerg einholt,

und durch Gewaltthätigkeit nötigt, ihm anzugeben, daß ein Riese, Kuperan geheißen, den Zugang zu dem Drachensteine bewahre. Diesen Riesen sucht nun Sigfrid auf, und es entspinnt sich ein wilder Kampf, ganz in den ältesten Formen deutschen Kriegertrotzes und deutscher Kampfeswildheit geschildert. Der Riese trägt eine stählene Stange — das uralte und in unsern sämtlichen Riesensagen wiederkehrende Riesenattribut — die an ihren vier Ecken wie ein scharfes Messer schneidet und im Kampfe klingt wie eine Glocke auf Thurmes Dach, und einen Helm, welcher wie die Sonne leuchtet, die im Meere widerglänzt; „neidiglich" schlägt der Riese auf Sigfrid ein, den er „du kleines Büblein" anredet, und im Kampfe springt Sigfrid fünf Klaftern vorwärts und wieder zurück — ganz ähnlich einem der ältesten Bestandtheile des Nibelungenliedes, dem Kampfe mit Brunhild. — Der Riese wird besiegt und verspricht, Sigfrid auf den Drachenstein zu bringen; aber unterwegs fällt er, ungetreu, wie alle Riesen sind, Sigfrid von neuem an, um von neuem bezwungen zu werden; endlich führt er Sigfrid zwar auf den Drachenstein, aber um hier oben, wo kaum ein Mann stehen kann, den Kampf zum drittenmale, und heißer und grimmiger als vorher, zu erneuern. Sigfrid — und dieß sind deutliche Zeugnisse hohen Altertums, weil ungebändigter, wilder, blutgieriger ja grausamer Kampflust — faßt im Ringen mit dem Riesen in dessen weit klaffende Wunden, und reißt sie mit seinen nervigen Händen auseinander; er bezwingt den Ungeheuren und wirft ihn den Felsen hinab, daß er in Stücke zerbricht, zum lauten Lachen der Jungfrau. Hierauf beginnt der Kampf mit dem herbeifliegenden Drachen, welcher so heiß und grimmig gefochten wird, daß die Zwerge, aus Furcht der Berg möge einstürzen, ihre Höhle verlaßen und König Nibelungs Schatz heraustragen. Diesen Schatz findet Sigfrid nachher und führt ihn von dannen. Nach wiederholten Kämpfen mit den flammenspeienden Ungeheuern werden sie von Sigfrid besiegt und in Stücken gehauen, die Jungfrau aber nach ihrer Heimat geführt, wo sie sich mit Sigfrid vermählt. Der Zwerg Eugel aber, ein Mithüter des Schatzes und aus dem Nibelungengeschlecht, weissagt Sigfrid ein frühes blutiges Ende, und damit

läuft unser Gedicht in die Sagen über, welche im ersten Theile des Nibelungenliedes enthalten sind — ja wir erfahren hier sogar, welchen Titel dieser erste Theil, oder ein Stück desselben im alten Volksgesang mag geführt haben; es wird sich auf das Lied: Sigfrids Hochzeit berufen. . . . .

Solche Sagen, wie diese, beruhen auf dunklen Erinnerungen des Volkes an die ältesten Naturzustände, in welchen die grausigen Ungeheuer, deren Stein gewordene Reste wir heute noch bewundern, wenn auch nur noch vereinzelt, im Leben vorhanden waren, oder wenigstens in dem Naturgefühl der Menschen die Spuren ihres Daseins noch deutlich zurückgelassen hatten, und die Geheimnisse der Tiefe, der Finsternis, des Todes in ihren furchtbaren Gestalten versinnlichten; die Drachen der Sage besitzen in der Regel die Fähigkeit, in Menschengestalt und Menschennatur zurückzukehren, so daß derselbe Verkehr, der im Thierepos zwischen den Thieren und den Menschen Gegenstand der Sage und Dichtung wird, hier zwischen den Wesen der unheimlichen Finsternis und den Menschen Statt findet. Auf seiner ersten Naturstufe sieht der Mensch in dem Thier bis auf einen gewissen Grad ganz richtig seines Gleichen: können noch in späterer Zeit, als der dunkele und grausigere Mythus längst verblichen ist, die Menschen zu Wölfen und die Wölfe zu Menschen werden, wie dieß der Werwolfaberglaube sogar bis auf diesen Tag bezeugt, so werden in der ältesten Zeit die Menschen zu Drachen. — Eben so ist die Sage von den Riesen eine, den Völkern fast aller Zeiten und Zonen ganz nahe liegende, und eben so, wie die Drachensage, auf wirkliche Verhältnisse gegründete, dann mythisch gewordene Sage. Es ist dieß die Reminiscenz an fremde, alte, im Untergehen begriffene Volksstämme, die einst da gewohnt haben, wo das spätere Geschlecht nachher sich ansiedelt: so finden wir die Cyklopensage im Homer, so die Riesensage bei uns. Daß die Riesen eine fremde, dem Deutschen widerwärtige Natur haben, beweist der sich öfter wiederholende Zug von ihrer Wortbrüchigkeit, ihrer Untreue; daß sie ältere geschichtliche Verhältnisse darstellen, beweist die, vorher schon erwähnte, besondere Art ihrer Bewaffnung.

Daß wir nun in Sigfrid und seiner Sage keine historische Beziehung im strengen Sinne suchen dürfen, ist schon früher bemerkt worden — seine Natur ist mythisch, und tritt demnach den gleichfalls aus dem Mythus entsprungenen oder in den Mythus zurücksinkenden Sagen von den Drachen und Riesen ihrer ursprünglichen Beschaffenheit zufolge nahe. Aber auch der Mythus hat seine Geschichte, ja der Mythus hat seine Geographie, und so wie noch im 16. Jarhundert der Brunnen im Odenwald gezeigt wurde, an welchem Hagen den Sigfrid erschlug, so war wenigstens noch gegen das Ende des 12. Jarhunderts die Stätte — im nordischen Dialect Gnitaheide — bekannt, wo Sigfrid den Drachen erschlug; — eine Stätte, um die sich vermutlich eine ganze Schaar der ältesten mythischen Sagen versammelt hatte, wo auch vielleicht historische Ereignisse sich zutrugen, an welche der alte Mythus sich bequem anlehnen konnte. Nach der Angabe eines isländischen Reisebeschreibers aus dem Ende des 12. Jarhunderts muß diese mythologisch merkwürdige Stelle — die sagenberümteste unseres Vaterlandes — zwischen Stadtbergen und Mainz gelegen haben.

Unter den alten Volksliedern, welche ausschließlich Dietrich von Bern zum Gegenstande haben, muß eine sparsame Auswahl genügen; ich darf mich darauf beschränken, nur Ecken Ausfart und den König Laurin zu nennen.

Das erste dieser Gedichte, eins von denen, welche in dem sogenannten Berner Ton, einem dreizehnzeiligen Gesetz (Strophe) von lebhaftem, ja raschem Takte des Versmaßes und Reimes, abgefaßt sind, enthält sehr alte, vielleicht, zum Theil gewis über die Zeit der Entstehung der Sage von Dietrich hinausreichende Sagenelemente, nämlich abermals Riesensagen, und wenigstens in seinen ersten zwei Drittheilen schöne poetische Motive. Der Inhalt dieses größeren Theiles unseres „Eggenliedes" ist folgender: Drei starke Helden im Heidenlande, Fasolt, dessen Bruder Ecke (Egge) und der wilde Ebenrot, sitzen in ihrer Halle, und reden von den Heldenthaten der kühnen Recken; als der kühnste unter allen wird „von Bern Herr Dietrich" gepriesen, der auch den Riesen Grime und dessen Weib, Frau Hilte überwältigt habe.

Ecke wird durch dieses Gespräch zur Kampflust angefeuert „auf daß man in allen Landen sagen höre: seht, Herr Ecke hat den Berner erschlagen“. Der Rede der riesigen Helden hören drei Königinnen zu, und eine derselben verlangt Dietrich herbeigebracht zu sehen: Ecke macht sich anheischig, den Helden von Bern gefangen herbeizuführen, und die Königin rüstet Ecken mit der Brünne (Panzer) die einst König Otnit und nachher Wolfdietrich getragen, mit Schild und Schwert aus. Ecke zieht nicht zu Ross, denn eines Rosses Kräfte reichen nicht hin, den Riesenleib zu tragen, sondern zu Fuß aus, in weiten Sprüngen wie ein Leopard durch das dichte Gewälde hin setzend; der Helm klingt auf seinem Haupte, wie eine Glocke, wenn er von den Waldästen berührt wird, und zu beiden Seiten schreckt das Wild und das Waldgevögel auf, flieht, und schauet ihm nach. So gelangt er nach Bern: wie glimmende Feuersglut leuchtet seine Goldbrünne durch die Straßen, so daß die Menschen vor dem fliehen „der dort in dem Feuer steht“. Der alte Hildebrand weist jedoch den kampfbegierigen Ecke nach Tirol, wohin Dietrich jetzt gezogen sei. Ecke zieht das Etschgebirg hinauf, besteht ein Ungeheuer, und findet drei von Dietrich erschlagene Helden so wie einen vierten, der im grimmen Kampfe mit dem gewaltigen Berner schwer verwundet worden ist. Von diesem unterrichtet, wo Dietrich zu finden sei, trifft der Riese auf den Berner Helden, eben da die Sonne zur Rüste geht. Dietrich weigert sich anfangs, mit Ecke zu kämpfen, am meisten, von seinem Rosse zu steigen, und den Kampf zu Fuß zu bestehen. Doch entschließt er sich, nachdem ihm Ecke wiederholt Feigheit vorgeworfen, zum Fußgefecht, und in der sinkenden Abendsonne beginnt der wilde Kampf. Mit der Nacht wird derselbe eingestellt, und die Helden bewachen sich gegenseitig während des Schlafes. Als der Morgen graut, weckt Ecke seinen Gegner nach ungefüger Riesennatur mit einem Fußtritt und der Kampf beginnt von neuem. Die Vöglein singen den Tag an, aber Ecken und Dietrichs Helme überklingen die Stimmen der Vögel: die Streitenden denken nicht an den Vogelgesang, und kümmern sich nicht, was die Vöglein singen. Dietrich wird von Ecke sehr bedrängt: sein Helm Hildegrim wird

von Blut überronnen, sein Schild mit dem roten Löwen zerhauen: er zieht sich in das Dickicht zurück, so daß der grüne Wald sein Schild ist. Zwar gelingt es ihm einmal, Ecken niederzuwerfen, aber bald erhebt sich dieser wieder, und Dietrichs Bedrängnis wird immer größer; erst nachdem ihn ein Zwerglein vom Baume herab zum Vertrauen auf Gott ermahnt, kämpft er wieder kräftiger, so daß Ecke meint, es stritten Zwei wider ihn. Dietrich wirft Ecken zum zweitenmal nieder, stürzt sich auf ihn und bricht ihm den Helm ab; Ecke dagegen zerrt ihm die Wunden auseinander. Dietrich will Frieden auf eine kleine Weile, und Ecken loslaßen, dieser aber will keinen Frieden halten. Als Dietrich großmütig ihn dennoch losläßt, beginnt Ecke alsbald wieder zu kämpfen, und es reut Dietrich, daß er den wilden treulosen Gegner frei gegeben. In diesem letzten heißen Kampf wirft Dietrich Ecken zum drittenmal nieder, und verlangt, daß er sich ergebe; Ecke begehrt dasselbe von Dietrich, worauf dieser mit Spottreden antwortet: „dazu müßte er ja vier Hände haben". Da der Riese es hartnäckig verweigert, sich zu ergeben, so versucht es Dietrich, weil die goldne Otnit-Brünne sich nicht durchstechen läßt, mit dem Schwertknauf dem Ueberwundenen den Todesstreich zu versetzen, doch umsonst; es bleibt ihm nichts übrig, als durch den Schlitz der Brünne hindurch ihn mit dem Schwerte zu durchstechen. Kaum ist dieß geschehen, so beginnt Dietrich den gefallenen starken Helden zu beklagen, dessen Namen er erst jetzt aus einem Ringe erfährt, welchen Ecke trägt. Er steht auf und sieht ihn an, „es graust ihm ob dem Manne": im Todesringen springt Ecke von der Erde auf und fällt wieder nieder. Noch ist Dietrich bedenklich, dem Todten die Brünne zu nehmen; man könnte glauben, er habe ihn ermordet, da die Brünne nicht zerhauen ist. Doch nimmt er sie, nachdem er sie, die für ihn viel zu lang ist, kürzer gehauen hat, nimmt auch den Helm des Gefangenen, nachdem er den leuchtenden Karfunkel aus seinem eigenen zerschlagenen Helm in den Helm Eckes gesetzt hat, gräbt dann ein achtzehn Schuh langes Grab, legt den Todten hinein, wünscht ihm „Gnad dir Gott lieber Ecke" und reitet von dannen.

Wir haben dieß Lied aus dem 13. Jarhundert in einer Form, welche ganz deutlich beweist, daß es in eben derselben von den Volkssängern der damaligen Zeit ist vorgetragen worden; übrigens ist es noch lange nachher und sogar bis zum Anfange des 17. Jarhunderts im Volksgesange vorhanden gewesen [13].

König Laurin dagegen ist uns in der Form eines Volksliedes wenigstens aus dem 13. Jarhundert nicht überliefert worden, wenn auch das Gedicht wol ohne Zweifel früherhin gesangmäßig vorgetragen worden ist, wie die Form desselben beweist, welche wir von einem Volkssänger des 15. Jarhunderts, Kaspar von der Rön, besitzen [14]. Es ist dieß eine Zwergsage aus Tirol; Laurin, ein Zwergkönig, hat in Tirol einen schönen Rosengarten, der mit einem seidnen Faden zu Hut und Schutz statt einer Mauer umschloßen war; wer diesen Faden zerriß und die Rosen beschädigte, dem schlug er Hand und Fuß ab. Schon vielen Helden war dieß widerfahren, als Dietrich von Bern und Wittich sich aufmachten, um dieß Abenteuer zu bestehen. Dietlieb von Steiermark, dessen Schwester Similde Laurin entführt hatte, war im Dienste, wenn auch im gezwungenen, des Zwergkönigs und kämpft mit Dietrich, Wittich und Wolfhart; Hildebrand bringt Frieden zu Stande, aber Laurin lockt die Helden in einen hohlen Berg, schließt denselben zu, senkt sie durch einen Zaubertrank in einen tiefen Schlaf und wirft sie in einen festen Kerker. Endlich erwacht Dietrich, und im Zorne darüber, daß er gefeßelt ist, geht Feuer aus seinem Munde, und mit diesem feurigen Zornesatem verbrennt er seine Bande. Durch ihn werden denn auch die übrigen Helden frei und es entbrennt ein langwieriger schrecklicher Kampf mit dem durch einen Zauberring geschützten Zwergkönig Laurin und dessen unterirdischem Zwergvolk, bis endlich dieses meist erschlagen, Laurin gefangen genommen wird. In diesem Kampfe steht Dietlieb gegen die Zwerge und führt seine Schwester in die Heimat zurück. Laurin muß mit nach Bern (Verona) ziehen, wo er nach der einen Erzälung als Gaukler sein Brod verdienen, nach der andern die christliche Taufe empfangen muß. — Aus dieser Zwergsage entnahm einst Fouque einige der besten Motive für seinen Zauberring, nebst

Thiodolfs Farten den einzigen Ritterroman, welcher diesen Namen verdient, da er sich voll und ganz hineintaucht in die Anschauungen und Gefühle, in den Wunderglauben und die Sanges= und Sagenfreude des Mittelalters, während die übrigen Ritterromane des vorigen Jarhunderts gerade das Gegenteil von dem darstellen, was sie darstellen wollen.

Diese beiden Epen, Ecken Ausfart und König Laurin schildern Thaten Dietrichs, welche er in seiner Jugend, vor seiner Theilname an dem Burgundenkampfe ausgeführt hat; eben dahin gehört auch das Lied vom Riesen Sigenot, das von Dietrichs Drachenkämpfen und von seinen Ahnen und seiner Flucht zu den Heunen. Die Sage von Dietrich ist nämlich in ihren Elementen die, daß er von seinem Oheim Ermanrich aus seinem Reiche vertrieben wird, hierauf zu Etzel sich begibt, und mit Hülfe desselben einen schweren Krieg mit seinem treulosen Oheim führt, den er in der Schlacht bei Raben (der historischen Schlacht bei Ravenna zwischen Dietrich und Odoaker im Jahr 493) besiegt; gleichwol aber verweilt er noch zwölf Jahre bei Etzel, bis er nach dem Burgundenkampfe, nach dreißigjähriger Abwesenheit in sein Reich zurückkehrt. Wir haben jedoch eben bereits zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß, wie Sigfrid sich seiner mythischen Elemente nach und nach entkleidet, diese umgekehrt an Dietrich, diese ursprünglich historische Person, sich anschließen; sein Feueratem, der übrigens nicht allein im König Laurin, sondern auch noch in mehreren andern Liedern Erwähnung findet, ist dafür Beweises genug, aber auch der plötzliche Tod des historischen Dietrich (526) wurde in der Sage mythisch gefaßt: er wurde von Geistern entführt, daß man nicht weiß, wohin er gekommen ist, oder er lebt noch in einer Wüste, um mit Riesen und Drachen zu kämpfen bis an den jüngsten Tag. Ein solcher Held, wie Dietrich im Bewustsein des Volkes war, konnte nicht sterben, wie die andern gewöhnlichen Menschen: er gilt gleichsam für ein Elementarwesen, das wie die Berge, die niemals vergehn und das Waßer, das niemals verrinnt, unvergängliches Leben hat, eben wie auch Kaiser Friedrich Barbarossa, dieser ganz historische Held, denselben mythischen Zug im poetischen Bewustsein des Volkes an sich trägt.

Von den Gedichten, welche Dietrich im Zusammenhange mit Etzel, aber außer Zusammenhang mit den Burgunden schildern, möge es hinreichen, die Rabenschlacht (Schlacht bei Ravenna) erwähnt zu haben. Dieß in einer volksmäßigen sechszeiligen Strophe abgefaßte Lied ist seinem Kerne nach gut und alt, weshalb ich es auch hier mit anzuführen mir gestatte, seiner uns jetzt vorliegenden Abfaßung nach aber gehört es erst in das 14. Jarhundert, und in eine Zeit, in welcher der sich selbst überlaßene Volksgesang schon anfieng, in der Behandlung des Stoffes zu schwanken, in welcher die Sage gleichsam an sich irre zu werden begann. Alt und echt ist die Erzälung von den Söhnen Etzels, die hier Scharf und Ort genannt werden; sie sind wider Willen ihrer Mutter Helche mit Dietrich nach Ravenna gezogen, um diesem in dem Kampfe wider seinen Oheim Ermanrich beizustehen; Dietrich hat sich für ihr Leben bei der Mutter verbürgt. Vor Ravenna läßt Dietrich sie nebst seinem eigenen Bruder Diether unter Ilsans Obhut zurück. Aber voll Kampfessehnsucht bitten sie, man möge ihnen gestatten, vor die Stadt zu reiten, sich umzusehen. Da geraten sie in das feindliche Heer, und stoßen auf den furchtbaren Helden Wittich, Ermanrichs Mann, der mit seinem Schwerte Mimung auf sie los stürzt. Einen ganzen Tag kämpfen sie mit dem alten Helden, welcher erst den einen der Brüder erschlägt, und dann dem andern rät, von dannen zu ziehen, da er ungern auch ihn erschlüge; aber dieser will seines Bruders Tod rächen, und hält trotz seiner noch fast knabenhaften Jugend aus bis zum Ende, da denn Wittich auch ihm die Todeswunde schlägt. Dasselbe Schicksal hat Diether, Dietrichs Bruder. Dietrich verfolgt, sobald er von dem Tode der Heunenfürsten hört, zornig seinen Feind, ihren Tödter, Wittich, doch dieser stellt sich nicht zum Kampfe, sondern springt ins Meer und wird von Wachilt, einer Meerfrau, aufgenommen. Darauf folgt nun eine schmerzliche und rührende Klage der Königinn Helche um ihre Söhne, als sie deren Rosse leer zurückkommen sieht, und von Rüdiger nach langem Schweigen hört: „die liegen dort bei Raben auf der Heide". Sie flucht Dietrichen, der ihre Söhne trotz seiner Bürgschaft nicht gehütet, vergibt ihm aber, da sie seinen

tiefen Schmerz sieht und seine laute Klage um die gefallenen jungen Helden vernimmt.

Uebrigens sind in der Abfaßung, in welcher uns die Ravennaschlacht überliefert ist, eine Menge unbedeutender Personen, aber auch einige, welche der ursprünglichen Sage ganz fremd gewesen sein müßen, in die Dichtung eingeschoben; man sieht, es hat das ganze eine Nachahmung des Nibelungenliedes werden sollen — es beginnt das Gedicht sogar wie das jetzige Nibelungenlied anfängt: „Wollt ihr von alten Mären Wunder hören sagen, von Helden lobebären“ — aber es ist durch dieses Bestreben nur der echte Gehalt der Sage getrübt und die Wirkung des Gedichtes geschwächt worden; namentlich gilt dieß von der ganz ungehörigen und störenden Einmischung Sigfrids, welche in dem Liede, wie dasselbe gegenwärtig vorliegt, ganz außer Zusammenhang mit den übrigen Bestandteilen der Sage vorkommt und von dem späten Dichter auf eigene Hand vorgenommen worden ist [15].

Auf einer andern Art Willkür beruhet das Volksepos von dem Rosengarten zu Worms, das letzte aus diesen Sagenkreißen, dessen hier Erwähnung geschehen soll. Nachdem Jarhunderte lang die Sagen von Sigfrid und von Dietrich, von der Kriemhild grimmer Rache und von dem Untergange der Burgunden durch den wilden Zorn der eigenen Königstochter waren auf und ab gesungen worden in den deutschen Landen, nachdem besonders Dietrich durch die Entscheidung, welche er im Burgundenkampfe durch seine überlegene Heldenstärke in die Wagschale wirft und durch den ungemein reichen Sagenkreiß, den er zuletzt allein um sich versammelte, nachgerade als der hervorragendste Held neben dem in der Sage schon mehr erblichenen Sigfrid hervorgetreten war, und man sich so in gewissem Sinne ausgesungen hatte, wurde der bereits im Erlöschen begriffene epische Schöpfungstrieb des Volkes noch einmal unwillkürlich durch die Betrachtung angeregt, wie es sich wol ausgenommen haben würde, wenn die Helden, die in der echten Sage gar nicht zusammenkommen und nicht zusammenkommen können, Sigfrid und Dietrich, einmal im Kampfe aufeinander träfen? Wir fühlen einer solchen Frage sofort den halb

komischen Zug an, den sie an sich trägt, und in der That ist die Ausführung der Antwort auf diese Frage, eben unser Rosengartenlied, wie ich alsbald nachweisen werde, in wesentlichen Momenten geradezu komisch; wir werden aber auf der andern Seite bei einer genauen und unbefangenen Erwägung des epischen Volksgesanges begreifen, daß aus demselben, zumal wenn er ganz sich selbst überlaßen bleibt, das heißt, wenn bei der gleichzeitigen Blüte der Kunstpoesie die grösten Dichtergeister nur diese pflegen, nicht auch jene in ihre Hut und in ihren Schutz nehmen, solche Fragen sich bilden, solche An- und Auswüchse hervorschießen müßen. Es ist Willkür in einer solchen Zusammenstellung nicht zusammengehörender Stoffe, aber eine Willkür die doch noch auf dem epischen Gesamtgefühl des singenden Volkes, nicht auf dem Eigensinn und der bewusten Erfindung eines Einzelnen beruhet: es ist der Stoß, den sich die bereits im Stillstehen begriffene dichterische Bewegung des Volkes noch einmal selbst gibt, um nach lange fortgesetztem gleichmäßigem, ruhigem, edlem Gange zuletzt noch in kurzen, unsichern Schritten und Sprüngen sich zu versuchen, und dann für immer zum Stillstehen zu kommen.

Kriemhild hält Hof zu Worms — dieß ist der Inhalt der Erzälung — und hat daselbst einen schönen Rosengarten (der Name ist bei Worms noch heute vorhanden), ausgeschmückt mit mancherlei Herrlichkeit und sogar zauberischen Wundern. Zu Hütern desselben sind nebst Sigfrid eine Anzal seiner Helden und der Burgundenmannen bestellt; es wird jedem Trotz geboten, welcher diesen Rosengarten schädigen werde; würden aber die Hüter besiegt, so erbietet sich der Vater der Kriemhild, der hier der ältesten und echten Ueberlieferung gemäß Gibich heißt, sein Land von dem Sieger zu Lehn zu nehmen. Außerdem sollen die Sieger einen Rosenkranz und einen Kuss von Kriemhild zum Lohn erhalten. Da macht sich auf Hildebrands Antrieb Dietrich von Bern auf, um diesen Kampf zu bestehen, und besteht ihn mit Glück; Sigfrid und die Burgundenhelden werden überwunden. Die einzelnen Kämpfe sind nicht ohne Lebendigkeit und ganz in dem alten Volkstone erzält, auch ist der sagenmäßig feststehende Charakter der Helden — Hagens, Hildebrands,

Dietrichs — im Ganzen festgehalten; nur Kriemhild selbst wird aus der Erinnerung an ihre Rache ein übermütiger, zorniger, fast roher Charakter zum voraus mitgegeben. Die Figur jedoch, welche hier besonders hervorragend auftritt, mit entschiedener Vorliebe gezeichnet ist, und den Volksgeschmack in Schöpfungen dieser Art am treffendsten charakterisiert, ist der Mönch Ilsan, Hildebrands Bruder. Zwanzig Jahre ist er schon im Kloster, und bereits alt und grau geworden, doch soll er, da es noch an dem zwölften Helden gebricht, zur Begleitung auf dieser Fart aus dem Kloster geholt werden. Man pocht heftig an der Klosterpforte, und Ilsan drohet drinnen, es soll es der entgelten, der des Klosters Ruhe stören wolle. „Herr, sagt ihm der Mönch, der hinausgeschaut hat nach dem Anklopfen, es ist ein Alter, mit drei Wölfen im Schild und einer güldnen Schlange auf dem Helme". „Waffen über Waffen, das ist mein Bruder Hildebrand". „Und bei ihm ist ein Junger auf einem schnellen Rosse, ein starker Held von Ansehen, mit einem grimmigen Löwen im Schilde". „Das ist der Herr Dietrich!" ruft Ilsan und die Pforte des Klosters wird geöffnet. „Benedicite, Bruder" redet Hildebrand seinen Bruder Mönch an; dieser beantwortet jedoch die Anrede mit einem Fluch, weshalb denn Hildebrand immer und immer wieder auf der Kriegsfart sei? — Aber als er hört, daß er selbst zur Kriegsfart entboten werde („wir woll'n nach Wormes reiten, und schaun des Rheines Fluß, nach einem Rosenkranze, nach einer Frauen Kuss"), da erwacht die alte Kampflust des Wölfingstammes in dem graubärtigen Mönch: mit lustigem Wurfe schleudert er die Mönchskappe in das Gras, und unter der abgestreiften Kutte zeigt sich das alte Sturmgewand das er nie abgelegt. „Nun, sagt Dietrich, auf Ilsans Schwert deutend, ich sehe, ihr habt hier auch noch einen guten Predigerstab, wem ihr damit den Bann abschlagt, der hat genug daran bis an sein Grab, und ehe euch die Burgundenherrn beichten, eh würden sie Zweifler"! Ilsan erlangt von dem Abt die Erlaubnis, der Fart beiwohnen zu dürfen, als er aber abzieht, laufen ihm die Mönche nach und wünschen ihm alles Böse, weil er sie, überlegen und übermütig, immer bei den Ohren und Bärten umhergezogen,

wenn sie nicht thun wollten, was er gebot. In Worms angekommen, läßt er seiner mönchisch-wilden Lust den Zügel schießen: er wälzt sich in den Blumen des Gartens, braucht seine Fäuste gegen jeden der ihm in den Weg kommt, kämpft mit seinem Predigerstabe als sei er nie im Kloster gewesen, und als er nach dem Siege von Kriemhild den Kuss erhalten soll, reibt er ihr mit seinem rauhen Barte das zarte Antlitz wund; die Rosenkränze, die ihm geworden sind, nimmt er mit in das Kloster zurück, und drückt sie den Mönchen, die ihn bei seinem Abzug gescholten, dergestalt mit ihren Dornen in die Köpfe, daß das Blut herabfließt; dennoch müßen sie ihm helfen, seine Sünden büßen, und als sie das nicht thun wollen, wie er verlangt, knüpft er ihnen die Bärte zusammen und hängt sie daran über eine Stange. — Man sieht wol, unter welchen Umständen und in welchen Lebenkreißen diese ergetzliche Volksfigur zu Stande gekommen ist: es ist der volksmäßige Orden der Mendicanten, gegenüber den vornehmer gewordenen und dem Volke schon ferner stehenden Benedictinern, der hier, keineswegs etwa zum Spotte, sondern aus reiner Lust des niedern Volks an dem ihm nahe stehenden, freilich auch roheren Mendicantenorden, geschildert ist. Jarhunderte lang blieb auch Mönch Ilsan eine Lieblingsfigur des deutschen Volkes: die Holzschnittzeichner des 15. Jarhunderts behandelten ihn mit besonderer Liebe, und weit hinein in die Reformationszeit noch wurde er sprichwörtlich angeführt; der Mönch, der in Rabelais und noch beßer gezeichnet in Fischarts Gargantua auftritt, hat seinen allgemeinen Charakter, ja einige seiner besten besondern Züge vom Mönch Ilsan entlehnt.

Das Gedicht, von dem wir reden, die letzte Schöpfung des epischen Vermögens des deutschen Volkes, ist noch vor dem Jahr 1295 verfaßt und bald weit verbreitet gewesen, auch in mehreren, stark von einander abweichenden Recensionen vorhanden, hat später eine Umarbeitung erfahren, und sich in der Liebe des Volks erhalten bis zum Erlöschen aller Erinnerung an die alte Zeit der Lieder und der Sagen überhaupt: erst tief im 17. Jarhundert stirbt das Andenken aus an den Rosengarten zu Worms[16].

Der Sagenkreiß der Nordsee, zu welchem wir nunmehr übergehen, hat zwar nur ein Gedicht, von dem wir wißen, aufzuweisen, aber eins, welches viele andere, welches die meisten in der älteren wie in der neueren Zeit unseres Dichterlebens aufwiegt: das Lied von Gudrun, diese „Nebensonne der Nibelungen", wie es gleich nach seiner, vor etwa vierzig Jahren statt gefundenen Wiederentdeckung mit vollem Rechte genannt worden ist.

Einen eigentümlichen Reiz gewährt dieses Epos schon durch den Horizont, den es um uns ausspannt — es ist die See mit ihren Wogen, ihren Stürmen, ihren Schiffen, mit ihren Seekönigen und deren Farten; einen weit höheren Reiz durch die äußerst gehaltene, zarte und feine Schilderung eines edlen Frauencharakters, welcher das hervorstechendste Bild in diesem Heldengemälde ist, so daß dasselbe von der Heldin Gudrun bereits in alter Zeit den Namen erhalten hat. In so fern bildet das Lied von Gudrun den versöhnenden Gegensatz zu dem Nibelungenliede, als dort zwar der volleste Zauber, aber auch der volleste Schrecken der Tiefe des weiblichen Gemütes — hier die strenge Treue, das demütige Dulden und der niemals entwürdigte Adel einer deutschen Frauenseele zur Erscheinung kommt. Nimmt man hinzu, daß alle übrigen Charaktere der Dichtung ohne Ausnahme das festeste, sicherste Gepräge, eine bewundernswürdig consequente, auch nicht durch den leisesten Misgriff verschobene Haltung bewahren, so kann man nicht anders, als diesem Gedichte nächst den Nibelungen die erste Stelle in der Reihe unserer epischen Dichtungen, mithin in der deutschen Dichtung überhaupt, anzuweisen.

In diesem Gedichte ist die Sage von drei Generationen enthalten: von Hagen, dem König von Irland und dessen Jugendgeschichte, von der Werbung des Friesenkönigs Hettel um dessen Tochter Hilde, und endlich von Gudrun, der Tochter von Hettel und Hilde. In der Erzälung von Hettels Werbung um Hilde — denn Hagens Geschichte dürfen wir hier übergehen — tritt uns vor allem die Schilderung des Gesanges des Stormarnkönigs Horant als eine altberümte, bei unsern nordischen Stammesverwandten wie bei uns vielfach erwähnte und dargestellte Sage entgegen. Die Ab-

gesandten des Königs Hettel, Horant und seine Mannen, Frute und Wate, haben bei dem Irlandskönig Hagen Zutritt erlangt, um seine ängstlich von ihm gehütete Tochter Hilde für ihren Verwandten Hettel zu gewinnen, und schon haben die beiden gewaltigen Kriegshelden Frute und Wate sich das Vertrauen des Königs, sowie Wate wenigstens das scherzende Wolwollen der königlichen Frauen erworben — Wate, der breitbärtige riesige Held, bequemt sich, bei den Frauen sich niederzulaßen, und diese fragen ihn scherzend, wie er ernst da sitzt, bunte Borten um das dichtbehaarte Haupt gewunden, was ihm wol lieber sei, bei schönen Frauen zu sitzen, oder in hartem Streit zu fechten? Und der mächtige Kämpe, der in der Schlacht wie ein wilder Eber limmete (brauste), antwortet ohne Besinnen: wol dünke es ihm gut, bei schönen Frauen zu weilen, aber doch noch viel sanfter, in harten Stürmen mit dem Heergefolg zu fechten: da lachen laut die Königinnen, und fragen, ob dieser Mann denn auch wol Weib und Kinder daheim habe? Schon ist auf diesem Wege einiges Wolwollen für die Werbung gewonnen, da erhebt Horant seinen wunderbar süßen Gesang an einem stillen Abende in der Burg des Königs am Seeufer, und die Vöglein laßen den Schall ihres Abendliedes schweigen vor dem lieblichen Tone des königlichen Sängers; und wieder am frühen Morgen bei Sonnenaufgang klingen die wundervollen Gesangestöne durch die Burg, daß die Vöglein auch ihr Morgenlied vergeßen, daß alle Schläfer im Königshause erwachen, und der König mit seiner Gemalin auf die Zinne heraustritt, und die königliche Jungfrau ihren Vater bittet: „liebes Väterlein, heiß ihn singen mehr". Und zum drittenmal am Abend erhebt der Dänenkönig seine Stimme, daß die Glocken nie so rein geklungen haben, wie sein Gesang ertönte, daß die Arbeitenden nicht zu arbeiten, die Siechen nicht krank zu sein sich dünkten, die Thiere in dem Walde ihre Weide stehen ließen, und die Würmlein die im Grase gehn und die Fische die in der Woge schwimmen, innehielten auf ihrer rastlosen Fart. Und der Sänger gewinnt die Jungfrau für den, der ihn zu der Werbung gesandt hat, sie stielt sich weg, geht mit dem Sänger zu Schiffe und wird Hettels Gattin.

Ihre Kinder sind Ortwin und Gudrun. Um letztere wirbt Hartmut, ein Normannenkönigssohn; aber alte Feindschaft zwischen den Geschlechtern verhindert einen glücklichen Erfolg seines Werbens; dagegen tritt der König von Seeland, Herwig, auf, und erkämpft sich die Liebe der schönen Gudrun. Sie wird ihm verlobt, aber kurz nach dem Verlöbnis machen Vater und Verlobter einen Kriegszug in ein fernes Land, und während der Abwesenheit der Beschützer kommt der abgewiesene Werber, der Normanne Hartmut mit seinem Vater, König Ludwig, vor die Burg gezogen, erobert diese, und führt Gudrun von dannen. Hettel und Herwig mit ihren Helden, unter ihnen vor allen Wate, setzen den Räubern nach und ereilen sie auf dem Wulpensande oder Wulpenwerde, einer Nordseeinsel. Hier wird nun eine, den vorhandenen Zeugnissen zufolge schon in sehr alten Liedern durch ganz Deutschland gefeierte blutige Schlacht geschlagen: wie Schneesturz auf Schneesturz nach den Stürmen von den Bergen rollt, so fliegen die Speere von den Händen; bis unter die Arme im Meere stehend fechten die Helden grimmiglich, so daß des Meeres Flut blutgefärbt wurde und in rotem Scheine am Strande fern dahin wogte, so weit wie man mit einem Speere werfen mochte. Der Abend bricht herein und in der sinkenden Sonne wird der geraubten Gudrun Vater, Hettel, von des Räubers Vater, dem Normannenkönig, erschlagen; Wate, grimmig über des Königs Tod, zündet, nachdem das Abendrot am Himmel verloschen ist, ein neues Abendrot auf den Helmen der Feinde an mit seinen geschwinden Schwertschlägen; indes das Dunkel der Nacht läßt sogar Freund an Freund feindlich geraten, und der Kampf wird geschieden. Während der Nacht aber entfliehen die Normannen mit ihrer Beute; der Königstochter mit ihren Jungfrauen wird augenblicklicher Tod in den Wellen gedrohet, wenn sie einen Laut der Klage oder des Hülferufs hören laßen. Zum Nachsetzen in Feindesland sind keine Heereskräfte mehr vorhanden, und Wate muß still und schweigend in die verlaßene Burg einziehen, in die er so oft mit lautem Siegesschall und Jubel eingezogen ist. „Wo ist mein lieber Herr? wo sind seine Freunde"? fragt entsetzt die Königinn Hilde, als sie Wate so still und mit

zerhauenem Schilde einziehen sieht. „Ich will euch nicht betriegen — sie sind alle erschlagen“ ist des festen Helden kurze Antwort. Wenn das junge Geschlecht im Lande herangewachsen ist, dann kommt die Zeit der Ahndung für Ludwig und Hartmut“.

In Trauer und Thränen erblickt Gudrun das Gestade des Normannenlandes und die Burgen am Seegestade; der alte König redet ihr freundlich zu: wollt Ihr, edle Jungfrau, Hartmut minnen, so ist alles dieß, was ihr sehet, Euch zu Dienste angeboten, Freude und Königsehre warten Euer an Hartmuts Seite. Gudrun aber antwortet: „ehe ich Hartmut nähme, eher wählte ich den Tod; hätte es sich bei meines Vaters Leben ehedem also gefügt, so möchte es sein; aber jetzt gebe ich eher mein Leben dahin, ehe ich meine Treue breche“. Das Wort war schwerer Ernst; denn der wilde Normannenhäuptling ergreift im Zorn über diese Antwort die Jungfrau bei dem Haare und schleudert sie über Bord in die See; Hartmut springt ihr nach, und kann nur eben noch ihre blonden Zöpfe ergreifen, an denen er sie in das Schiff zurück zieht. — Ein moderner Dichter, hätte er diese Situation erfunden, würde dieselbe sicherlich nur dazu erfunden haben, um das Verdienst dieser Lebensrettung zu Gunsten Hartmuts und die daraus entstehende bedenkliche Lage der Jungfrau zu einer Reihe neuer Situationen zu benutzen und aus diesen die beharrliche Treue der Gudrun um so glänzender hervorzuheben; hier, im Epos, erfolgt auch nicht einmal eine leise Andeutung solcher Dinge: das Epos schreitet unverweilt und rasch vorwärts, nur den entscheidenden Thatsachen folgend, und überläßt die Ausmalung des Einzelnen dem Gemüte des Hörers oder Lesers. Daß auf diese Weise der Genuß für den der noch genießen kann und zu genießen versteht, unendlich erhöhet werde, habe ich kaum nötig zu bemerken: einen Roman der neueren Zeit hat man ausgelesen, wenn man ihn durchgelesen hat: das echte Epos läßt sich, so wenig wie das frische Leben selbst, auslesen und im Dienste müßiger Unterhaltung eilig abnutzen. — Die Mutter Hartmuts, Gerlinde, empfängt Gudrun anfangs freundlich, bald aber, als auch sie umsonst ihre Ueberredungskunst an der Getreuen versucht hat, schreitet sie in ihrem „wölfischen“ Sinne zu Gewalt und

Mishandlung; die eine Krone tragen sollte, muß die Dienste der niedrigsten Mägde verrichten, den Ofen heizen und die Leinwand am Meergestade waschen. Aber ihr Herz bleibt geduldig, und ihr Sinn treu; geduldig und treu durch eine Reihe von Jahren voll sich stets wiederholender, stets gesteigerter Demütigungen und Mishandlungen.

Da endlich ist die Zeit gekommen, daß in Gudruns Vaterland eine Heerfart kann gerüstet werden zu ihrer Befreiung. Nach langer gefahrvoller Seereise gelangen die Friesenhelden auf eine Insel, von deren hohen Bäumen aus sie fernher die Normannenburgen aus der See heraufglänzen sehen. Gudrun geht, wie sie seit Jahren gewohnt ist, täglich zum Gestade, die Leinwand zu waschen, da wird ihr in Vogelgestalt ein Engel (ursprünglich eine der Zukunft kundige Meerminne oder Schwanjungfrau, wie deren auch im Nibelungenliede erscheinen) gesandt, sie zu trösten; und welchen Trost begehrt sie? ihre Rettung aus schmachvoller Dienstbarkeit, aus den schimpflichen Mishandlungen und Schlägen der Knechtschaft? „Lebt noch Hilde, der armen Gudrun Mutter? lebt Ortwin noch, mein Bruder? und Herwig, mein Verlobter? und Horant und Wate, die Treuen meines Vaters?“ Und kein Wort von ihrer Rettung; den ganzen Tag unterredet sie sich mit ihren Gefärtinnen von den Lieben in der Heimat. Aber zorniges Schelten erwartet die Getröstete bei ihrer Heimkehr von Seiten der argen Gerlind, weil sie den ganzen Tag mit dem Waschen zugebracht; und des nächsten Morgens muß sie, wiewol es früh im Jahre, vor Ostern, und Nachts ein tiefer Schnee gefallen ist, barfuß mit Tages Anbruch durch den Schnee hinaus nach dem wilden Meergestade waten, ihre Wäsche zu vollenden. An eben diesem Morgen aber kommen Ortwin und Herwig, Kunde einzuziehen, in einer Barke in die Nähe der Stelle, wo die Königstochter, bebend vor Frost im naßen Gewande, an der mit Eis strömenden Meerflut und im stürmenden Merzwinde, der ihr schönes Haar ihr wild um Nacken und Schultern schleudert, die Leinwand wäscht. Die beiden Kriegsmänner nahen sich den Jungfrauen, die sich schon auf die Flucht begeben wollen, und bieten ihnen den Morgengruß, den sie

lange nicht gehört haben, denn bei Frau Gerlind ist „guten Morgen“. „guten Abend“ theuer. Sie erkennen Gudrun in der schmachvollen Niedrigkeit ihrer Kleidung und ihrer Magdarbeit nicht, fragen sie aus um Land und Leute, vernehmen, daß das Land wol gerüstet und stark bewehrt sei, und man hier nur vor einem Feinde, den Friesen (Hegelingen) Besorgnis hege. Während der langen Unterredung stehen die Jungfrauen in der herben Kälte zitternd, vor den fragenden Helden; diese bieten mitleidig ihnen ihre Mäntel, sich darin zu hüllen: aber Gudrun entgegnet: „da soll mich Gott bewahren, daß an meinem Leibe jemals Einer Manneskleider sähe“! Da fragt auch ihr Bruder Ortwin, ob nicht eine Jungfrau Gudrun einst als Geraubte hierher gebracht worden sei, und Herwig vergleicht wiederholt die Züge der armen Dienstmagd mit den Zügen der edlen Königstochter, die einst seine Braut war; auch nennt er Ortwin bei Namen. „Ach, sagt Gudrun, wenn Ortwin und Herwig noch lebten, sie wären längst gekommen, uns zu retten; ich bin auch eine von den damals Geraubten, die arme Gudrun aber ist schon lange todt“. Da streckt der Seelandskönig seine Hand aus: „seid Ihr von den Geraubten, so müßt Ihr das Gold kennen, das ich an meinem Finger trage, ich bin Herwig genannt, und mit diesem Ringe ist Gudrun mir zu minnen verlobt worden“. Da leuchten die Augen der Jungfrau in heller Freude auf, und wie gern sie auch die Schmach ihrer Dienstbarkeit verborgen hätte, sie ist überwältigt: „Das Gold ich wol erkenne, denn ehedem war es mein; so trage auch ich noch dieses Gold, das einst mir Herwig sandte“. Allein Bruder und Verlobter können nicht anders glauben, als daß sie, wie das damals sich von selbst verstand, Hartmuts Gemalin geworden sei, und sprechen ihr Erschrecken darüber aus, daß sie trotz dem so niedrige Dienste leisten müße. Als sie jedoch erfahren, warum sie diese Demütigung, und so lange Jahre hindurch, erdulde, will Herwig sie auf der Stelle mitnehmen — und es geschieht doch? werden wir fragen. Nein, es geschieht nicht; dazu waren die alten Sitten zu fest, zu streng und edel — die Sitten einer alten Zeit, die wir uns nur zu gern als eine Barbarenzeit denken. „Was mir im Sturm des Kriegs ist abgenommen worden, entgegnet Ortwin,

das will ich heimlich nicht entwenden, und eh ich heimlich stehle, was ich mit Waffenkampf erringen muß, eher mögen, hätte ich hundert Schwestern, sie hier alle sterben". Die beiden Fürsten fahren zurück nach ihrer Kriegsflotte, und der Sturm auf die Normannenburg wird vorbereitet; Gudrun aber, im erwachten stolzen Selbstgefühl und in der freudigen Erwartung einer ehrenvollen Errettung durch Heldenhand, wirft nun die Leinwand, statt sie zu waschen, in die See. Grimmiger Empfang mit schimpflichen Schlägen erwartet sie von Seiten der erbosten Gerlind; um der Mishandlung zu entgehen, stellt Gudrun sich, als wolle sie nunmehr Hartmut heiraten — in der gewissen Zuversicht, daß es beim Anbruch des Morgens hier auf der Burg viel anders sein werde, als jetzt am Abend. — Als Herwig und Ortwin zu dem Heere zurückkehren, und die Schmach verkündigen, welche Gudrun so lange Jahre hindurch ist angethan worden, erheben die Helden laute Klage, aber der alte Wate heißt sie, auf andere Weise der Königstochter dienen: die Kleider rot färben, die sie weiß gewaschen; noch in der Nacht — die Luft ist heiter, der Himmel weithin helle im glänzenden Mondschein — soll der Sturm auf die Normannenburg begonnen werden. Noch steht der Morgenstern hoch am Himmel, da schauet eine der Gefärtinnen der Gudrun durch das Fenster und nach der See hin leuchtet das ganze Gefilde vom hellen Waffenglanz, von Stahlhelmen und lichten Schilden; und alsbald ruft auch der Wächter hoch von der Zinne: „Wolauf ihr stolzen Recken, Waffen, Herren, Waffen; ihr Normannenhelden auf, ihr habt zu lang geschlafen". Der Kampf beginnt; tapfer fechtend fällt der Normannenkönig Ludwig unter Herwigs Streichen; die üble Gerlind will dafür Gudrun erschlagen haben, und schon ist das Schwert über ihrem Haupte gezückt, als Hartmut, welcher von unten der grimmen Mutter mörderische Absicht gewahrt, edelmütig dem Verbrechen wehrt. Hartmut wird gefangen, und der zornige Wate dringt in das Frauengemach, die verdiente Rache an Gerlind zu nehmen; Gudrun verleugnet sie, gleich edelmütig, wie Hartmut sie selbst vom Tode errettet hat; aber Wate weiß doch die Rechte zu finden, und schlägt ihr, so wie einer Dienerin Gudruns, die sich als Peinigerin

ihrer eignen Herrin vordem der grausamen Königinn Dank verdienen wollte, das Haupt ab; „er wiße, sagt er, wie man Frauen ziehen müße; dafür sei er Kämmerer". Darauf folgt dann die Heimfart, Sühne und dreifache Vermälung: zwischen Herwig und Gudrun, zwischen dem Normannenkönig Hartmut und Hildburg, einer der Gefärtinnen der Gudrun, und zwischen Ortwin, Gudruns Bruder, und Ortrun, der normännischen Königstochter, der Einzigen, die im fremden Lande Mitleid mit Gudrun gehabt und ihr tröstlich beigestanden hatte in ihrer tiefen Schmach. — Vorhin schon erlaubte ich mir zweimal auf die Verschiedenheit der alten epischen Poesie von der modernen Dichtung in den hier zu Tage liegenden Situationen und poetischen Motiven zu deren Benutzung hinzudeuten — und das Gedicht von Gudrun ist in der That geeigneter unsere heutige Poesie zur Vergleichung mit demselben heran zu ziehen, als das Nibelungenlied, gegen welches unsere moderne Dichtung schon der Grundlage nach gar nicht aufkommt; der Schluß gibt eine neue Veranlaßung zu einer solchen Vergleichung. Es werden drei Vermälungen gefeiert — und wir, die wir überreizt und übersättigt, bei jedem Dichterwerke rastlos nach dem Ende und dessen Effect hinausstreben, halten diesen Ausgang leicht für das eigentlich beabsichtigte natürliche, aber leider etwas fade Ziel und Ende des ganzen Stückes, woher denn auch Rosenkranz in Königsberg Gelegenheit nahm, die deutsche Heldenpoesie ganz naiv in zwei Hauptheile zu theilen: 1) mit traurigem Ausgange, Nibelungen und dergleichen; 2) mit heiterem Ausgange, Gudrun. — Wir würden es nach unserm heutigen, dem Drastischen stark zugeneigten Geschmacke angemeßener finden, daß, wie König Ludwig, so auch sein Sohn Hartmut im Kampfe den Heldentod sterbe, da die ersehnte Braut doch nicht die Seine werden, und auf diese Weise sein edelmütiges Harren und seine Schonung des freien Willens der Geliebten allein den verdienten Lohn erhalten konnte, statt daß er nun eine Gattin aus dem Geschlechte der Sieger hinnimmt und fortlebt, als sei nichts geschehen. Eben so wenig will es uns in den Sinn, daß Ortrun den heirate, durch dessen Heer und Gefärten Vater und Mutter im blutigen Tode gefallen sind Ganz anders

unser Epos, welches mitten im wahren einfachen, frischen Leben stehen bleibt und keinen Effect will, der bloß in dem lustigen Spiele der Gedanken und in dem künstlichen Streit und Widerstreit gemachter Empfindungen seinen Ursprung und sein Ziel hat. Es soll für die künftigen Geschlechter der Haß gesühnt, es soll Friede werden, sagt das Lied, und als Ortwin in der That Bedenken erhebt, ob Ortrun ihn gern annehmen, und ohne Seufzen als Gattin bei ihm weilen werde, da sie doch an Vater und Mutter gedenken müße, entgegnet ihm seine Schwester Gudrun: „Das eben soll dein Dienst bei ihr sein, zu sorgen, daß sie nicht seufzen dürfe". Diese Aussöhnung des ererbten, tiefen Haßes, diese Stammessühne, dieser Völkerfriede, den unser Epos in großartiger Einfachheit an das Ende stellt, ist ein Abschluß, um den wir die alte Zeit nur beneiden, den wir aber auch von ihr lernen können, ist anders unsere heutige Epigonen-Poesie des Lernens, wie sie es bedürftig, auch noch fähig.

Die Erhaltung dieses unseres zweiten großen Epos verdanken wir Kaiser Maximilian I, welcher dieses Gedicht mit vielen andern (u. a. auch dem Nibelungenliede, dem Iwein, Erec u. s. w.) in einen großen Pergamentband einschreiben und diesen auf der kaiserlichen Bibliothek zu Schloß Ambras in Tirol sorgsam verwahren ließ. Andere Handschriften, als diese erst in dem Jahre 1517 oder wenig früher verfertigte Abschrift, sind bis jetzt noch nicht entdeckt worden. Gerade dreihundert Jahre nach des großen Kaisers Tode wurde zum erstenmale dieß sein Vermächtnis aufmerksam und vollständig untersucht und gelesen [17]. — In der neuesten Zeit hat sich die Gunst der Zeitgenoßen diesem Gedichte in mehrfacher Weise zugewendet: wir haben zwei vollständige Bearbeitungen desselben und eine (von Gervinus) angefangene aber unvollendete; die erste ist von dem unter dem Namen San Marte bekannten Regierungs-Rat Schulz — mit viel Liebe unternommen und ausgeführt; in der lyrischen Durchführung aber geht freilich und leider der unersetzliche epische Charakter des Heldenliedes gänzlich verloren; die andere ist von A. Keller in dem Versmaße des Originals, der volksmäßigen Nibelungen- oder Heldenstrophe, und darf sich mit Simrocks Nibelungenübersetzung wol meßen. Die

ursprüngliche Frische und Zartheit leidet jedoch auch in dieser Uebersetzung eine sehr merkliche Einbuße.

Es bleibt uns noch übrig, dem sechsten Sagenkreiße unseres Volkes, dem lombardischen, einige Augenblicke zu widmen.

Die Gedichte desselben sind König Rother, König Otnit, und Hug- und Wolfdietrich. Das erste derselben gehört der Vorbereitungszeit der Blüteperiode, etwa dem Jahre 1170, an, und ist somit der Form nach das älteste, dem Inhalt nach aber das allerjüngste der epischen Gedichte dieses Zeitraums.

König Rother herscht zu Bare (Bari in Apulien, einer der im Mittelalter besuchtesten Ueberfartsstätten nach dem heiligen Lande), und sendet, da er sich mit einem „wolgebornen Weibe, die von allem Adel sei" vermälen will, zwölf Mannen nach Constantinopel zu Kaiser Constantin, um Werbung anzustellen um dessen Tochter. Rother färt unter fremden Namen nach Constantinopel, und entführt die Königstochter; Constantin aber läßt dieselbe dem Rother durch einen Spielmann, der sie auf sein Schiff lockt, wieder entreißen. Darauf zieht Rother mit einem großen Heere vor Constantinopel und zwingt Constantin, ihm seine Frau wieder herauszugeben. Das Gedicht ist, wie alle Gedichte der Vorbereitungszeit, kunstmäßige Erzälung, jedoch nicht ohne zalreiche frische und selbst starke Züge; namentlich auch von der Treue der Mannen gegen ihren König und des Königs gegen seine Mannen. Eine der am lebendigsten geschilderten Figuren ist die Riesenschar, welche von Rother mit nach Constantinopel gebracht wird, und dort großen Schrecken erregt: einer dieser Riesen tritt mit dem Bein im zornigen Aufstampfen bis an das Knie in die Erde, ergreift einen Löwen und wirft ihn gegen die Wand, daß er zerschmettert wird, nimmt zwei Mülsteine und zerreibt sie, daß sie knistern und des Feuers Blitze herausfahren. Eben dieß aber ist Zeugnis späteren Ursprungs, nämlich ein historischer Zug aus den Kreuzfarten, da hiermit der Schrecken geschildert ist, welchen die die Westländer dem Kaiser Alexius I., dem Vater der Anna Komnena, eingejagt haben[18].

Otnit ist der Abfaßung nach weit spätern Ursprungs, und schwerlich älter als 1250; übrigens ein Volksgesang in der üblichen

volksmäßigen s. g. Nibelungenstrophe. Auch dieses Lied beginnt mit einer Brautfart König Otnits nach der Tochter eines heidnischen Königs, welche mit großer Frische und Lebendigkeit geschildert ist — wie z. B. die Helden im heitern Frülinge mit Vögelschall über das Meer faren. Nach schwerem Kampfe erringt Otnit die Jungfrau, fürt sie in seine Heimat, läßt sie taufen und Sidrat nennen, und herscht mit ihr lange Zeit glücklich zu Garda. Eigentümlich ist der Zug, daß die Fremdländerin und Heidin in der deutschen Tugend der Milde (Freigebigkeit) eigens unterwiesen werden muß.

In die Sage von Otnit läuft nun ein die weit umständlichere Sage von Hug- und Wolfdietrich, die, in der Form dem Liede von Otnit ganz gleich, ebenfalls — was den lombardischen Sagen eigen zu sein scheint — mit einer Brautfart beginnt. Hugdietrich wirbt um eine Königstochter, gelangt verkleidet in ihre Burg und gewinnt sie. Sein Sohn ist Wolfdietrich, der als in heimlicher Ehe geboren von seinen Brüdern seines Erbes beraubt wird. Im Kampfe wider diese seine ungetreuen Brüder verliert er seine Dienstmannen, fünf durch den Tod, die übrigen durch Gefangenschaft — und dieß ist eben der Zug, den ich früher anführte, als von der Treue, dem wesentlichen Elemente der deutschen Heldensage, die Rede war: ein Zug, der auch diesem ganzen ausgedehnten Gedichte seine Weihe gibt, denn wo Wolfdietrich irgend in Not gerät, ist der erste Gedanke nicht an sich, an seinen Tod, sondern an seine elf Dienstmannen: „Gott berat mein Dienstmann" — und nun zieht er in der weiten Welt umher und besteht eine lange Reihe von Abenteuern, gegen Heiden, Riesen und Drachen, welche im Einzelnen viel eigentümliche, kräftige Züge haben, durch ihre lange Folge aber verraten, daß die Sage — die insofern sie deutsch ist, niemals bloß Abenteuer erzält um eben nur Abenteuer vorzubringen, und vor unnötigen, gemachten Verwickelungen sich stets sorgfältig hütet — unmöglich vom Anfange an diese Gestalt gehabt haben kann. Auf diesen Irrfarten trifft Wolfdietrich auch auf Otnit, welchen er überwindet; der Kampf wird durch Otnits Gemalin beendigt, und zugleich Sühne gestiftet,

worauf Otnit mit Wolfdietrich auszieht, um diesem seine Dienstmannen suchen zu helfen. Wolfdietrich trennt sich jedoch von Otnit, um nach Jerusalem zu pilgern, und während dessen schickt Otnits Schwiegervater, der Heide Nachaol, zwei junge Drachen unter dem Scheine der Feundschaft an Otnit; als diese Ungeheuer herangewachsen sind, verschlingt eins derselben Otnit. Dieser Untergang Otnits ist reich an eben so einfachen als ergreifenden Zügen, namentlich in der Schilderung der Treue der Thiere, des Hundes und des Pferdes, die Otnit auf diesem letzten seiner Züge bei sich hat. Später kommt Wolfdietrich zurück, rächt Otnits Tod an den Drachen, gewinnt hierdurch Otnits herrliche sagenberümte Brünne (Panzer), welcher wir oben im Eckenliede bereits begegneten, und somit auch dessen Witwe Sidrat zur Gattin. Nunmehr kehrt er auch zum Kampfe gegen seine Brüder zurück, besiegt sie und befreit endlich seine Dienstmannen. Zuletzt übergibt er das Weltreich, welches er beherrscht, seinem Sohne, den er mit seines Vaters Namen Hugdietrich genannt hat, und das Gedicht, wie wir es haben, läßt ihn darauf in das Kloster gehen und in einem nächtlichen Kampfe mit Geistern sterben[19].

Gerade diese Sagen, welche der Nibelungen- und Gudrunsage, bei manchen guten, ja vorzüglichen Einzelheiten ganz unvergleichbar nachstehen, sind nebst dem Rosengarten und Laurin, die beinahe dieselbe Stufe einnehmen, diejenigen gewesen, die am längsten und auch in der Zeit der sonstigen gänzlichen Unbekanntschaft mit unserer ältesten Poesie am allgemeinsten bekannt waren und blieben. Aus ihnen besteht das bekannte Heldenbuch, welches ich in der Geschichte der nächsten Periode wenigstens mit einem Worte werde erwähnen müßen. Von allen den Gedichten, welche wir aus den verschiedenen Gruppen unserer vaterländischen Heldensage hier aufgeführt haben, sind uns die Verfaßer völlig unbekannt, eben so wie wir von keinem Verfaßer des Nibelungenliedes wißen und wißen können, und mit durch diesen Umstand bezeichnen sie sich uns als echte Volksgedichte. Wenn man für König Otnit und für Wolfdietrich Wolfram von Eschenbach, für den Rosengarten und Laurin Heinrich von Ofterdingen als Verfaßer

angegeben hat, so verdient eine solche Angabe nicht die Mühe, sie nur mit einem Worte widerlegen zu wollen.

Wir haben hiermit den Kreiß unserer vaterländischen Epik durchlaufen und abgeschloßen, und wenden uns nunmehr zu dem Kunstepos unserer Periode, zu den Erzälungen der höfischen Dichter, welche zwar nicht in dem Grade, wie das Epos der vaterländischen Heldensage durch unmittelbare großartige Naturwarheit den unverkünstelten Sinn mächtig und unwiderstehlich anziehen, dennoch aber theils durch die großen Gedanken, welche die Herzen der sinnenden Dichter bewegt haben, theils durch die einfache Würde oder den Glanz und die Zierlichkeit der Darstellung uns in hohem Grade zu feßeln im Stande sind. Die neuere Zeit, welche zwar im Nationalepos mit der alten Zeit überhaupt nicht wetteifern kann, aber in der kunstmäßigen Erzälung allerdings in Parallele mit der ersten Blütezeit unserer Poesie gestellt werden darf, muß dennoch in einigen dieser Erzälungen der mittelhochdeutschen Kunstpoesie bis auf diesen Tag völlig unerreichte, ja vielleicht überhaupt unerreichbare Muster anerkennen.

Die Form des Kunstepos ist, wie ich schon früher bemerkte, durchgängig die der kurzen Reimpaare, und nur in zwei Fällen zeigt sich eine kunstmäßige Strophe.

Wir begegnen in diesem Gebiete durchgängig fremden, außerhalb des Kreißes unseres Nationallebens liegenden Stoffen, und werden dieselben in ähnlicher Weise in gewisse Gruppen zu verteilen haben, wie wir dieß bereits mit den Sagenkreißen unseres Nationalepos versuchten.

Die erste dieser Gruppen des Kunstepos hat zum Gegenstande die französischen Sagen von Karl dem Großen; trefflich begonnen in der Vorbereitungszeit dieser unserer ersten klassischen Periode, hat dieser Kreiß von Erzälungen während der Blütezeit der Dichtung selbst nur wenige und zum Theil kümmerliche Blüten getrieben. Unsere Betrachtungen desselben werden sich auf das Rolandslied und Wilhelm von Oranse beschränken können.

Die zweite Gruppe füllt die Sage vom heiligen Gral (in Verbindung gesetzt mit der Artussage); und ihr gehört der Parcival Wolframs von Eschenbach, der Titurel und Lohengrin an.

Die dritte Gruppe sammelt sich um die, dem keltischen Volksstamme, den Briten und Wallisen, angehörende Sage vom König Artus und den Helden seiner Tafelrunde. Es gehören hierher Tristan und Isolt Gottfrieds von Straßburg, Erec und Iwein Hartmanns von der Aue, Wigalois Wirnts von Grafenberg, so wie noch eine Reihe anderer Gedichte, welche hier kaum dem Namen nach erwähnt werden können.

Die vierte Gruppe besteht aus Umarbeitungen antiker Gedichte und Sagen; wir werden dahin zu rechnen haben die Sage vom trojanischen Krieg, welche vielfache Bearbeitungen, vom Anfang des 13. Jarhunderts bis zum Schluße, gefunden hat; die Sage von Aeneas, nach Virgil, bearbeitet von dem Vater der mittelhochdeutschen Poesie, Heinrich von Veldekin; endlich die Sage von Alexander dem Großen, wie die Sage vom trojanischen Krieg mehrfach bearbeitet.

Eine fünfte Gruppe können wir aus den Bestandtheilen der kirchlichen Sage, aus den in dieser Zeit ungemein zahlreichen Bearbeitungen von Heiligenlegenden bilden, an welche sich dann die Weltchroniken und historischen Gedichte anschließen, mit denen wir in den Kreiß der kleineren Erzälungen, als der letzten Ausläufer und Setzreiser des Epos, übertreten, und zugleich auf einem andern Wege, als der von dem wir jetzt ausgehen, zu den Grenzen unseres vaterländischen volksmäßigen Epos zurückkehren werden.

Die drei ersten der eben aufgezälten Gruppen, die Karlssage, die Gralsage und die Artussage pflegt man auch mit dem Namen romantischer Sage, die dahin gehörenden Gedichte als romantische Poesie zu bezeichnen, wiewol dieser Name streng gefaßt allein der Sage von Karl dem Großen zukommt; immerhin aber läßt sich der Gebrauch dieses Namens auch von der Gralsage und der Artussage in so fern einigermaßen rechtfertigen,

wenigstens entschuldigen, als uns beide durch Vermittelung romantischer Dichter zugekommen sind. Vielleicht aber ist es nicht ganz am unrechten Orte, hier eine kurze Verständigung über den Ausdruck romantisch überhaupt zu versuchen, dessen Bedeutung sich seit sechzig Jahren so weit von ihrem Ursprung entfernt hat, daß wir heut zu Tage von romantischen Gefühlen, romantischen Erinnerungen und Gesinnungen, ja sogar von romantischen Aussichten und romantischen Gegenden reden; nicht immer pflegen wir mit diesen Redeformen die klarsten und bestimmtesten Begriffe zu verbinden, wenigstens gewis nicht die, welche auf dem Gebiete der Literaturgeschichte die herschenden sind oder sein müßen, wollen wir uns nicht in einen Nebel von Unbestimtheiten und Unrichtigkeiten verlieren, bei welchem mindestens das geschichtliche Interesse sicherlich seine Rechnung nicht finden wird. Romantisch, ganz eins und dasselbe mit romanisch, auf deutsch welsch, bezeichnet bekanntlich die Sprache der europäischen Mischvölker — der Italiener, Franzosen, Spanier — welche aus der lateinischen Volkssprache (lingua romana, gegenüber der lingua latina) sich in den ersten Jarhunderten des sogenannten Mittelalters gebildet hat; einen Romant nannten demnach die Franzosen der älteren Zeit ein Gedicht in der Volkssprache, der romanischen, gegenüber den Gedichten in lateinischer Sprache, und lange war dieser Ausdruck in Frankreich gäng und gäbe, ohne daß man daran gedacht hätte, denselben mit den Stoffen eben derselben Gedichte die man allerdings nach Deutschland herüber verpflanzte, zu identificieren und gleichfalls mit herüber zu nehmen. Erst im 16. Jarhundert wurden einige, oder vielmehr hauptsächlich nur eins dieser romanischen Gedichte mit seinem Namen, der eben dazu gebraucht wurde, seine welsche Abstammung zu bezeichnen, herübergebracht: der abenteuerliche, phantastische Roman Amadis, welcher lange Zeit ein vorzügliches Lieblingsbuch der deutschen Lesewelt war und blieb. Seitdem bezeichnete man das Abenteuerliche und Phantastische der französischen Ritterwelt des Mittelalters, wie man dasselbe eben aus dem Amadis kennen gelernt hatte, bald das Phantastische und Abenteuerliche überhaupt mit dem Ausdrucke

romantisch, Prosaerzälungen voll wunderbaren Begebenheiten mit dem Namen Roman. In diesem Sinne sagt noch Wieland: „Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen, zum Ritt ins alte romantische Land“, um auf diese Weise die phantastische, willkürlich geschaffene, aller Zauber und Wunder volle Welt seines Oberon zu bezeichnen. Die romantische Schule der beiden Schlegel hatte es sich zur vorzüglichen Aufgabe gemacht, das Große und Tiefe der romanischen besonders der älteren romanischen Poesie uns wieder zu vergegenwärtigen, und wurde von hier aus ganz natürlich auch auf die ältere deutsche Poesie geführt; dieß brachte aber den fast lächerlichen Misverstand hervor, nunmehr auch die deutsche Nationalpoesie der alten Zeit mit unter dem Begriffe romantisch zu befaßen, während diese zu den romantischen Stoffen und Formen fast überall in dem bestimtesten und entschiedensten Gegensatze steht, und bald wurde das Wort romantisch gleichbedeutend mit mittelalterlich überhaupt, so daß man das Zurückgehen auf die Naturpoesie, auf die Ritter- und Minnepoesie und auf die christlichkirchlichen Elemente des Mittelalters, welches alles in dem Streben der Schlegel und ihrer Schule lag, unbesehens zusammen als romantisch stempelte. Dieser schreiende Misverstand ist heut zu Tage in der Literärgeschichte, wenn man allenfalls einige Elementarbücher ausnimmt, gänzlich beseitigt (wenn wir gleich die romantischen Gefühle und die romantischen Gegenden und Aussichten noch so bald nicht los werden dürften) und es wird bei uns — denn von dem Widerstreit des Klassischen und Romantischen in der neueren französischen Literatur kann hier die Rede nicht sein — unter dem Ausdrucke romantische Poesie streng nichts weiter verstanden, als was nachweislich aus den Dichtungen der romanischen Völker zu uns herübergewandert ist. Es beschränkt sich dieß, wie bereits bemerkt, zunächst nur auf die Sage von Karl dem Großen und einige andere vereinzelte Dichtungsstoffe und Dichtungen; auch die Minnepoesie ist, wenn gleich mit der romantischen Troubadourpoesie äußerlich in wenigen Punkten verwandt, ihrem Wesen nach deutsch und nichts weniger als romantisch.

Der Sagenkreiß von Karl dem Großen wird in der deutschen Poesie vorzugsweise und fast ausschließlich vertreten durch das Gedicht von der Roncevalschlacht oder das Rolandslied, welches auf französischem Boden entsproßen, seine großartigen Stoffe als fruchtbaren poetischen Samen weit hinaus gestreut hat über alle Lande, so daß wir nicht allein mehrere französische Abfaßungen dieses Gedichts und unsere deutsche, sondern auch eine lateinische, eine italienische, eine englische und eine isländische Darstellung dieser Sage besitzen; und wie noch heut zu Tage in den Pyrenäen die Erinnerung an den Helden Roland in verdunkelten örtlichen Sagen, in den Namen von Bergen, Felsen und Blumen fortlebt, so haben unter uns die Rolandssäulen in manchen Stätten, z. B. in Bremen, noch das Andenken an den treuen Diener des großen Frankenherschers erhalten, wenn gleich diese Säulen nur die Erinnerung an das Recht Karls des Großen und dessen Pflege, nicht die Sage vom Roland, versinnbildlichen sollen. Noch spät hat Roland zu einer bekannten und in mancher Beziehung mit Recht gefeierten italienischen Dichtung den Namen aber freilich auch weiter gar nichts, hergeben müßen, denn Ariosts Orlando furioso hat von der echten französischen Sage, wie W. Grimm mit Recht bemerkt, auch nicht einen Blutstropfen.

Der Ursprung der Rolandssage beruhet auf einem historischen noch dazu sehr untergeordneten, ja unbedeutenden Ereignisse der Jahre 777 und 778; und nirgends können wir beßer, als bei dieser Gelegenheit, sehen, in welchem Verhältnisse die Sagenpoesie zur Geschichte stehet; wie die Sage, wie die Poesie das historische Ereignis ganz fallen läßt oder es willkürlich ausdehnt und weiter gestaltet, dafür aber den Geist der Zeit, die Gesinnung, die dem Ereignis zum Grunde liegt und dasselbe begleitet, die Stimmung des Volkes, welches zunächst durch diese Begebenheit berührt wird, und mit einem Worte das Ideal des Jarhunderts in vollem Glanze und mit einer Warheit und Sicherheit, die keine Geschichte erreicht, aus demselben hervortreten läßt. Läßt sich doch kaum mit Sicherheit behaupten, daß Roland eine historische Person sei. Es erzält nämlich Eginhard, es sei im Jahr 777 eine Gesandtschaft

des Statthalters von Caesaris Augusta (jetzt Saragossa) nach Paderborn zu Kaiser Karl dem Großen gekommen, ihn um Hülfe gegen den Emir Abderrahman zu bitten; Karl sei im folgenden Jahre nach Spanien gezogen, aber alsbald nach der Eroberung von Saragossa durch einen neuen Aufstand der Sachsen zurückgerufen worden; auf diesem Rückwege habe das Heer durch den Ueberfall eines Bergvolkes in den Pyrenäen einen nicht ganz unbedeutenden Verlust erlitten, und dabei sei denn, wie manche Handschriften hinzusetzen, Hruodlandus geblieben.

Aus dieser ganz farblosen, man könnte fast sagen trivialen — weil in jedem Kriege sich wiederholenden — Begebenheit hat denn die Sage im Verlaufe der Jarhunderte ihre goldnen Fäden zu einem der glänzendsten Gewebe gesponnen, welches die romanische Poesie aufzuweisen hat, und wenn auch in den Uebertragungen in fremde Zungen der Glanz dieses Goldes etwas verblichen ist, das echte Gold bewährt sich dennoch fast in allen jenen vorher berührten Uebertragungen, am besten in unserm deutschen Gedicht. — Kaiser Karl wird dargestellt als der mächtige Schützer der Christenheit, sein Kampf mit den Mauren in Spanien als der Kampf des Christentums mit dem Heidentum, sein Sieg als der Sieg der christlichen Kirche über den Unglauben; und so ist der Tod Rolands im Thal zu Ronceval ein Abbild der zeitlich unterliegenden und dennoch in ewiger Herrlichkeit triumphierenden Gemeinde der Heiligen. Das Heldentum, welches hier erscheint, ist ganz oder fast ganz des nationalen Gewandes entkleidet, welches uns im Nibelungenliede fesselt — dafür erinnert es an das Heldentum Josuas, des Sohnes Nun, an das Heldentum Baraks, Gideons und Davids, oder um noch näher bei der Sache und bei den eigenen Andeutungen des Gedichtes zu bleiben, an das Heldentum der Heerscharen, welche die Erzengel in der letzten Zeit heranführen werden zum letzten Kampfe wider den Antichrist. Die Helden sind allesamt „Glaubenshelden, Werkzeuge in Gottes Hand, dem sie als Märtyrer sich zu opfern schuldig sind“; sie wollen mit ihrem Schwerte nicht den König und Stammesherrn schützen, nicht Ruhm und Ehre erwerben, nicht Rache nehmen an den Feinden —

sie wollen von dem allen nichts, sie wollen sich das Himmelreich erkämpfen. Diese Gedanken bewegten das Frankenreich schon fast hundert Jahre vor Karl dem Großen; Karl Martells Sieg bei Tours war durch diese Ideen erfochten, war durch diese Ideen zu einem heiligen Siege geworden; an den großen Friedenskaiser Karl aber knüpften sich in der Gewisheit des errungenen Sieges und des gesicherten Besitzes diese großen Gedanken um so eher an, da nun in ihm der occidentalischen Christenheit ein weltliches Oberhaupt wiedergegeben war. Mochten nun die Thaten Karls gegen die Ungläubigen von einem Belange sein, von welchem sie wollten: in ihm hatte sich einmal Sieg und Herschaft des christlichen Frankenreichs verkörpert, und auf ihn wurden die früheren Thaten der christlichen Helden übertragen, in ihn sein Ahnherr Karl der Hammer gleichsam transfiguriert.

Im westlichen Frankenlande, oder wie es in deutscher Sprache vom 10. bis zum 14. Jarhundert hieß, in Kerlingen, mochten nun die Erzälungen von diesen großen Thaten der Christenheere und von der Herrlichkeit des christlichen Frankenkönigs und römischen Kaisers in begeisterten Sagen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt worden sein, und als wieder eine Zeit herannahete, in welcher das christliche Heldentum, wie dreihundert Jahre früher, zu lebendiger und glänzender Erscheinung kam, gestalteten sich diese Sagen zu Liedern, in welchen das alte christliche Heldentum aus dem Spiegel des neuen glänzenden Kreuzrittertums in leuchtenden Farben widerstralte. Diese Sagen oder Lieder haben Sammlung und Aufzeichnung gefunden in einer unter dem Namen Turpins um das Jahr 1095 abgefaßten lateinischen sogenannten Chronik; später folgen französische Aufzeichnungen, und aus einer derselben ist das Gedicht übertragen, mit welchem wir uns gegenwärtig beschäftigen.

Offenbar tragen sowol die Aufzeichnungen Turpins als die französischen Epen einen deutschen Grundcharakter, wie er im Karolingerreiche zu Karls des Großen Zeit noch vorherschte, der von dem Charakter des französischen Rittertums, wie er bereits im 12. Jarhundert sich ausgebildet hatte, wesentlich verschieden ist: die Züge sind überall strenger, fester, ernster, altertümlicher, als

der Geist der damaligen französischen Ritterpoesie mit sich brachte, und so haben wir denn die eigentümliche, interessante und vielfach belehrende Erscheinung, ursprünglich deutsch Gedachtes, deutsch Empfundenes von einem fremden Volksgeiste aufgefaßt und dann erst wieder zu uns als Uebertragung aus dem Fremden zurückgeführt zu sehen. In Deutschland dagegen hat niemals eine Sage aus dem kerlingischen (oder wie wir uns gewöhnt haben, volltönender aber auch pedantischer zu sagen: karolingischen) Lebens- und Thatenkreiße bestanden, geschweige denn zu einem Volksliede sich gestaltet.

So sind denn nun diese Darstellungen ursprünglich deutsch-christlichen Heldentums zwar nicht als Lied, sondern als Erzälung, aber immer als großartige und edle Erzälung herübergekommen. Daß wir jedoch eben kein Epos ersten Ranges, dem Nibelungenlied oder der Gudrun vergleichbar, vor uns haben, wenn auch allerdings der innere Organismus dieses Gesanges von Ronceval auf eine Zusammensetzung aus mehreren alten Liedern hinweist, daß wir nicht einen Volksgesang von Volksthaten, rasch wie die Thaten, geschwind wie die Schwerter in den Händen der schnellen Helden, die die Thaten thun, sondern eine Erzälung der Kunstdichtung vernehmen, das offenbart sich an den oft langen Beratungen und Reden in öfterer, zuweilen zur Einförmigkeit herabsinkenden Wiederkehr; das offenbart sich an der oft sehr umständlichen, bis in das Einzelste herabgehenden Nomenklatur von Helden und Heerscharen, an der einförmigen, mehr historisch referierenden als aus lebendiger Anschauung geflossenen Aufzälung der einzelnen Kämpfe, so wie an der nicht selten eingemischten, die Kleider- und Waffenpracht des Südens darstellenden Schilderung — lauter Züge, von denen unser nationales Epos in seiner Reinheit und Ursprünglichkeit nicht weiß. — Es sei mir darum gestattet, nur den Gang der Fabel im Allgemeinen darzustellen und einige der besten Züge der Dichtung diesem Abriße anzuschließen, zuvor aber über die äußere Geschichte unseres Rolandsliedes nur so viel kurz zu bemerken, daß dasselbe von einem Geistlichen, der sich den Pfaffen Konrad nennt, auf Veranlaßung des großen Welfen-

fürsten, Herzogs Heinrichs des Löwen, zwischen den Jahren 1173 und 1177 aus einem französischen Original nach zuvor gefertigter lateinischer Skizze übertragen ist.

Der deutsche Dichter beginnt mit einer Anrufung Gottes, die nachher bei Gedichten ähnlichen, christlichen, Inhalts festgehalten und fast typisch geworden ist:

Schöpfer aller Dinge,
Kaiser aller Könige,
Wol, du oberster Ewart (Priester und Richter),
Lehre mich selbst deine Worte,
Sende mir zu Munde
Deine heilige Urkunde,
Daß ich die Lüge vermeide,
Die Warheit schreibe,
Von einem theuerlichen Mann
Wie er das Gottes Reich gewann,
Das ist Karl der Kaiser;
Vor Gott ist er,
Denn er mit Gott überwand
Viel manche heidnische Land,
Damit er die Christen hat geehret.

Kaiser Karl zieht, von einem Engel gemahnt, mit seinem Heere und zwölf Fürsten nach Spanien, um die Heiden zu bekämpfen, und unterwirft sich das Reich bis auf Saragossa, wo der Heidenkönig Marsilie herscht; dieser berät sich in seiner Bedrängnis mit seinen Vasallen, und der kluge Greis Blanscandiz macht den Vorschlag, den Kaiser durch scheinbare Unterwerfung — Anerbieten die Taufe anzunehmen und Geiselstellung — zu besänftigen; dann werde er abziehen, und man könne über die Zurückbleibenden herfallen. Der Rat wird angenommen, und Blanscandiz begibt sich mit der Gesandtschaft und den Geiseln nach Corderes, welche Stadt Karl eben belagert. Palmen in den Händen und zehn weiße Maulthiere mit Gold beladen bei sich führend, steigen sie von dem Berge herab in das Thal, da erblicken sie überall zallose kühne Helden, geschart unter den flatternden grünen, roten und weißen

Fahnen; die Felder sehen sie weit ringsum von Waffen schimmern, als wären sie rotgülden. Näher zu der Hofstatt des Kaisers gelangt, sehen sie hier das Gatter, hinter welchem grimme Löwen mit Bären fechten, dort die jungen Ritter im Schießen und Springen, im Schwerthieb und Schildschlag fröliche Spiele üben; sie hören sagen und singen und aller Orten mancherlei süßes Saitenspiel; zahme Adler schweben über den Häuptern der Fürsten und der edlen reichgeschmückten Frauen, ihnen Schatten zu gewähren gegen die Sonnenglut, und leichte Falken steigen hurtig auf und nieder; aller Welt Wonne war da viel. In ruhiger Majestät sitzt inmitten dieser Herrlichkeit der Kaiser; seine Augen leuchten wie der Morgenstern, so daß man ihn von fern kannte und Niemand fragen durfte, wer der Kaiser sei; niemand war ihm gleich: mit vollen Augen konnten die Gesandten ihn nicht anschauen, der leuchtende Glanz seines Antlitzes blendete sie, wie die Sonne um den Mittag; den Feinden war er schrecklich, den Armen heimlich (zutraulich, freundlich), im Volkskrieg siegselig, dem Verbrecher gnädig, Gott ergeben, ein rechter Richter, der die Rechte alle kannte, und sie allem Volke lehrte, wie er sie von den Engeln gelernt hatte; und mit dem Schwerte endlich war er Gottes Knecht.

Der Kaiser trägt in einer Beratung mit seinen zwölf Fürsten diesen das Anerbieten des Heidenkönigs vor. Roland, Olivier, Turpin und Naimes von Baierland, den Trug durchschauend, sind dagegen; Genelun aber, das Haupt des Mainzer Vasallenhauses, wirft seinem Stiefsohn Roland Blutdurst vor, und rät zur Annahme. Es wird beschloßen, an Marsilie eine Botschaft zu senden; zu dieser erbietet sich Roland und andere, erhalten aber die Einwilligung des Kaisers nicht. Da schlägt Roland seinen Stiefvater Genelun vor; dieser erbleicht, und verwünscht seinen Stiefsohn, der diesen Vorschlag nur gemacht habe, ihn dem gewissen Tode Preis zu geben, kann jedoch nicht ausweichen: Karl reicht ihm den Handschuh, Genelun aber läßt ihn, ein böses Vorzeichen, zur Erde fallen; dann rüstet er sich und siebenhundert seiner Mannen mit köstlicher Pracht, und ziehet mit Blanscandiz nach Saragossa. Der listige Blanscandiz, dem der Haß Geneluns gegen Roland nicht entgangen

ist, weiß den ersteren dahin zu vermögen, Roland zu verraten, ihn samt seinen Genoßen dem Schwerte der Mauren zu überliefern. Nachdem Genelun mit Marsilie sich verständigt, gibt er diesem den Rat, in der Verstellung gegen Karl fortzufahren, alle seine Forderungen zu erfüllen, und wenn Roland zur Hut von Spanien zurückgelaßen werde, diesen zu überfallen und zu erschlagen. Der Verräter erhält reiche Geschenke.

Genelun kehrt zu Karl zurück, wird ehrenvoll empfangen, und ertheilt den Rat, Roland mit der Hälfte von Spanien zu belehnen. Dieß wird angenommen, obgleich den Kaiser in der nächsten Nacht schwere Träume bekümmern. Roland geht zu seiner Bestimmung ab, und wird von einem unzälbaren feindlichen Heer empfangen. Dreimal wird das Heer der Heiden vernichtet, aber auch die Christenschar schmilzt mehr und mehr zusammen, und immer neue Scharen läßt der Heidenkönig Marsilie anrücken. Da nahet die Katastrophe im vierten und letzten Kampfe. Mit lautem Schalle dringen die Heiden auf die Walstatt, sie singen ihr Kampflied, ihre Heerhörner klingen, und das Tosen der viel Tausende mit ihrem Waffenschall, ihrem wilden Kriegsgesang und Hörnerklang erfüllt die Ebene weithin bis zu den Bergen. Aber noch einmal stürzt das Häuflein der christlichen Helden sich mutig unter die ungeheure Schar: freudig klopfen die Heldenherzen; den Helm auf den Schild gestemmt, sprengen sie tief in das grimme Gewühl, und die Heiden lernen, daß Durandarte und Altecler, Rolands und Oliviers Schwerter, noch da sind, und daß sie zu früh gesungen haben; der rechte Herr thut Wunder durch sein Volk, und so thut er noch heute: wer in Treuen mit ihm ist, und zu ihm rufet, dem kann er auch heute noch wol helfen. Man sah die vlinsharten (feuersteinharten) Helme wie vom lichten Feuer brennen, gleich als ob vom Himmel Feuer zur Erde komme und der Suontag (der Tag des Gerichts) anbreche über alle Welt. Aber immer neue schwarze Scharen rücken gegenüber an, gleich als wenn die Wälder sich bewegten und alle Blätter lebendig würden, und in Haufen fallen die tapfern Streiter; das Todesdunkel, welches die lichten Augen umhüllt, das Todeswanken der starken Heldenleiber und den bitteren Todesschmerz

selbst tragen sie williglich, denn sie haben um das Gottesreich gefochten; ihre Leiber liegen unter den Heiden, aber ihre reine Seele hat Gott zu sich genommen. Den übrigbleibenden redet der Bischof Turpin zu, die arme Seele zu bedenken, daß diese Gnade gewinne; von hier komme keiner wieder in die Heimat, es sei ihrer aller jüngster Tag; die Leiber werde der Kaiser an den Heiden rächen. Da endlich greift Roland zu seinem elfenbeinernen Heerhorn, Olifant, faßt es mit beiden Händen und bläst so gewaltig, daß der Ton des Horns den Schall der Heidenschlacht übertäubt. Der weitentfernte Kaiser hörte den Klang, und kehrte um zur Hülfe, aber inmittelst fallen auch die Letzten, Olivier, Turpin und zu allerletzt auch Roland. Die Kräfte, die ihm der schnell heranrückende Tod noch übrig läßt, wendet Roland an, seine zwölf vor ihm gefallenen Gefärten zu begraben, dann setzt er sich auf einen Felsen, um still den Tod zu erwarten, und schlägt noch sein gutes Horn Olifant zu Stücken auf dem Haupte eines Heiden, der ihn für todt hält und ihn berauben will. Sein Schwert Durandarte, das dem König des Himmels gedient hat, soll nicht in Heidenhände fallen; er versucht es auf dem Felsen zu zerschlagen, er versucht es mit zehn Hieben nach einander; aber das Schwert, das ihm treu war in allen Schlachten, bleibt ihm treu, so lange noch seine Hand es berührt: ohne Mal und Scharte steht es vor ihm, leuchtend wie in den Tagen der Siege, so auch in der Stunde des Todes. Nun nimmt der Held Abschied von der treuen Waffe, die ihn in alle Völkerkriege gegen die Lombarden und gegen die Sachsen, gegen die Mauren und Sorben begleitet hat, und gibt sie in die Hände des rechten Streiters, Christi, zurück; zu ihm ruft er für seinen Kaiser, für alle Karlinge, daß er sie mit seinem rechten Arm geleiten wolle, und nun neigt er das Haupt in zeitlicher Todestrauer, um vom nächsten Augenblick an sich ewig zu freuen mit den Erzengeln, den Führern der Himmelsheere.

Es folgt dann noch die Rache, welche der nach Rolands Tode ankommende Kaiser Karl an den Heiden nimmt, die Todenklage um Roland und die Strafe an dem Verräter Genelun, der in Aachen von Pferden zerrißen wird.

Wir werden zugestehen müßen, daß eine Reihe echt epischer, ja zum Theil großartiger Züge in diesem alten Gedichte enthalten sei; erwägen wir nur den einen sehr charakteristischen, wie der christliche Held sein treues Schwert vernichten will (und nach der französischen Sage wirklich in das Waßer versenkt), damit es niemand anders, als dem Herrn des Himmels diene; das heidnische Sigfridsschwert vollbringt dagegen nach des Helden Tode in andern Händen die Rache für diesen Tod[20]. — Die Bearbeitung aber, die der Rolandssage überhaupt und diesem älteren Gedichte des Pfaffen Konrad insonderheit in der bald anbrechenden Blütezeit der Poesie so sehr zu gönnen gewesen wäre, fand es erst an der äußersten Grenze derselben, und zwar zu seinem entschiedenen Nachteile: ein östreichischer Dichter, der Stricker genannt, dem wir später auf einem ihm beßer zusagenden Gebiete wieder begegnen werden, übernahm eine ausdehnende Umschmelzung des alten Rolandsliedes des Pfaffen Konrad, wobei die echt epischen Stellen gröstenteils in der Kunstpoesie gänzlich untertauchten, die beschreibenden und aufzälenden an ermüdender Breite zunahmen[21].

Außer diesem Gedichte von Roland haben wir aus dem kerlingischen Sagenkreiße ein wenig späteres, auf der Scheide zwischen der Vorbereitungszeit und der Blütezeit liegendes Gedicht von Karls des Großen Jugendzeit, sonst unter dem Namen Breimunt, jetzt als Karlmainet bekannt; aus der Nachblüte der Poesie auch noch einige unbedeutende Stücke, aus der höchsten Blütezeit aber nur eins, welches sich wenigstens mittelbar an Karl den Großen, mehr an Ludwig den Frommen, anlehnt: Wilhelm von Oranse von Wolfram von Eschenbach, eins der in der Form vollendetsten Gedichte unseres Dichters, ja der ganzen Kunstpoesie dieses Zeitraums überhaupt. Auch dieses ist nach einem welschen Original gedichtet, welches Landgraf Hermann von Thüringen dem deutschen Dichter verschaffte. Es enthält jedoch nicht die ganze Sage, sondern nur deren Mitte; der Anfang ist also von dem Dichter absichtlich weggelaßen; ob die Erzälung aber absichtlich oder zufällig abgebrochen sei, ist schwer zu sagen. Das Interesse, welches der Stoff einflößt, ist nur untergeordneter Art; von ungemeinen und stets von neuem anziehenden

Reizen ist die Darstellung: eben darum aber darf ich mir die Analyse des Gedichtes wol erlaßen, und nur anführen, daß um 1250 ein sehr mittelmäßiger Dichter, Ulrich von Türheim, die Fortsetzung, etwa 15 Jahre später ein nicht beßerer, Ulrich von dem Türlin, den Anfang der Wilhelmssage gedichtet hat; — zum Beweise, daß an den kerlingischen Sagen sich, außer dem einzigen Wolfram, nicht die besten Dichter unserer mittelhochdeutschen Blütezeit versucht haben, und daß, wie ich früher angemerkt, manche Erscheinungen der Vorbereitungszeit nicht so fortgeführt wurden, wie sie in der Vorbereitungszeit versprachen[22].

Noch erwähne ich, um mich nicht dem Vorwurfe auszusetzen, ein vielgenanntes und in den Elementarbüchern der deutschen Literaturgeschichte noch immer fortgeführtes Werk aus dem Sagenkreiße Karls des Großen vergeßen zu haben, die Heimonskinder, eine Sage, in welcher eine ungemeine poetische Kraft liegt, die sich in dem noch heute gern gelesenen Volksbuche durch so viele Jarhunderte hindurch bewährt hat. Es ist dieß die weltliche Seite der Sage von Karl dem Großen, der Kampf mit seinen Vasallen; eben diese aber hat in der Zeit, von welcher wir reden, in Deutschland gar keine Bearbeitung gefunden, und das Werk, welches in den Elementarbüchern an dieser Stelle figuriert, ist die ziemlich geistlose und schale Uebersetzung eines niederländischen Gedichtes, welche um 1470 von einem hessenkasselschen nachher kurpfälzischen Singmeister, Johannes Grumelkut, sonst Johann von Soest genannt, verfertigt wurde, also sollte sie ja der Erwähnung wert sein, erst in der folgenden Periode angeführt werden könnte, was wir jedoch nunmehr billig unterlaßen dürfen.

Eben so ist das Gedicht von Flos und Blankflos (Fleur et Blanchefleur, Rose und Lilie) dem Sagenkreiße von Karl dem Großen nur äußerlich verwandt; das Beste, was es enthält, ist die Schilderung der zärtlichen treuen Liebe der beiden Hauptpersonen, so daß es überhaupt weniger hierher als in das nachher zu berührende Gebiet der poetischen Erzälung zu stellen ist[23].

Wir verlaßen hiermit den ersten der fremden Sagenkreiße, den karolingischen, oder im strengsten Sinne romantischen, um zu

dem zweiten, dem Sagenkreiße von dem heiligen Gral überzugehen. Hiermit treten wir nun ein in eine Welt voller Wunder, in einen Zauberkreiß voll der seltsamsten, abenteuerlichsten Gestalten, voll phantastischer Gebilde bald der glühendsten Einbildungskraft, bald des ernstesten Tiefsinns, bald in den brennendsten Farben stralend und in dem buntesten Schmelz der reichen Phantasie des glänzenden Mittelalters schillernd, bald Grau in Grau gemalt, in farbenlosem Nebel und fahler Dämmerung fast verschwimmend. Zu kühnerem Fluge hat die Dichterphantasie ihre Regenbogenschwingen niemals entfaltet, nicht im Altertume, nicht in der Neuzeit, als in der Darstellung der Sage vom heiligen Gral, die so ganz dem tiefen Sinnen und dem heitern Spiel, dem ernsten Glauben wie der frölichen Weltfreude der schönen Hohenstaufenzeit entsprach. — Eine nur einigermaßen befriedigende Schilderung dieser Wunderwelt von Sagen zu geben, übersteigt bei weitem meine Kräfte, würde aber auch den Raum überschreiten, welcher diesem Gegenstande hier nur zugemeßen werden kann. Wenn ich deshalb nur einige Andeutungen und Bruchstücke zu geben vermag, so bitte ich um die gütige Nachsicht meiner Leser, die ich kaum jemals mehr als bei dem Wagnisse dieser Schilderung in Anspruch zu nehmen habe.

Tief in den Ideen des urältesten Heidentums, in den Mythen Hindostans, wurzelt die Sage von einer Stätte auf der Erde, die — nicht berührt von dem Mangel und Kummer, von der Not und Angst dieses Lebens — des mühelosen Genußes und der ungetrübten Freude reiche Fülle dem gewähre, welcher dorthin gelange; von einer Stätte wo die Wünsche schweigen, weil sie befriedigt und die Hoffnungen ruhen, weil sie erfüllt sind; von einer Stätte, wo des Wißens Durst gestillt wird, und der Friede der Seele keine Anfechtung erleidet. Es ist die Sage vom irdischen Paradiese, die sich abspiegelt in den Göttermalzeiten und Sonnentischen der frommen Aethiopen, von welchen Homer und Herodot erzälen, wie in dem seligen, von süßem Vogelgesange und leisem Bienensummen durchtönten Haine Cridavana im Sitantagebirge, von dem das Hindvolk zu sagen weiß, als der stillen Heimat aller Weisheit und alles Friedens. Als das Paradies im Bewußtsein der späteren,

stets mehr an ihrem Gott und sich selbst irre werdenden Menschheit immer tiefer zurücktrat, blieb nur noch ein Edelstein des Paradieses, gleichsam eine heilige Reliquie, doch mit Paradieseskräften ausgestattet, auf der Erde zurück, der bald, wie im Hermesbecher der Dionysusmysterien, als köstliche Schale gedacht wurde, aus welcher die goldnen Himmelsgaben sich noch in später Zeit wie in der entschwundenen glücklicheren, reichlich ergößen; bald als Heiligtum, als sichtbarer Arm Gottes auf Erden, einen eigenen unverletzlichen, das Paradies auf Erden sinnbildlich darstellenden Tempel erhielt, wie die Kaaba zu Mekka. Spielen doch in die Märchen unserer Kindheit noch herein die Träume von dem sich selbst mit Früchten und Fleisch deckenden Sonnentische der Aethiopen — ist doch unser Tischchen deck dich nur die letzte in menschlicher Weise dunkle Ahnung der Paradieseszeit, die wir mit unsern fernen Stammesverwandten in Indiens Bergen theilen; ist doch das Streben nach dem Stein der Weisen das irdische nie gestillte Suchen nach jenem verlorenen Edelstein des Paradieses.

Diese Sagen auf heidnischem Boden erwachsen, ergriff nun der tief innerliche Geist des christlichen Mittelalters, und bildete sie aus zu einer christlichen Mythologie, der tiefsinnigsten, dem Kerne des christlichen Erkennens und Glaubens am nächsten verwandten, die sich aus dem Sinnen und Betrachten christlicher Gemüter jemals gebildet hat. Es ist gleichsam die Fabel der Erlösung durch den Mensch gewordenen Gottessohn, die Fabel der christlichen Kirche, die wir in der Sage vom heiligen Gral und dessen Hütern besitzen.

Ein köstlicher Stein von wunderbarem Glanze, so lautet der christliche Mythus, war zu einer Schüßel verarbeitet im Besitze Josephs von Arimathia; aus diesem Gefäße reichte der Herr in der Nacht da er verraten ward, selbst seinen Leib den Jüngern dar; in dieses Gefäß wurde, nachdem Longinus die Seite des am Kreuze Gestorbenen geöffnet, das Blut aufgefangen, welches zur Erlösung der Welt geflossen war. Dieses Gefäß, an welches sich somit die Welterlösung und die Darbringung des christlichen Opfers äußerlich und sichtbarlich anknüpfte, ist darum mit Kräften des

ewigen Lebens ausgestattet; nicht allein, daß es, wo es verwahrt und gepflegt wird, die reichste Fülle irdischer Güter gewährt — wer es anschauet, nur einen Tag anschauet, der kann, und wäre er auch siech bis zum Tode, in derselben Woche nicht sterben, und wer es stetig anblickt, dem wird nicht bleich die Farbe, nicht grau das Haar und schauete er es zweihundert Jahre lange an. Dieß Gefäß eben ist der heilige Gral (denn Gral bedeutet Gefäß, Schlüßel), und es symbolisiert dasselbe die durch die Vermittelung der Kirche dargebotene Erlösung des Menschengeschlechts durch das Blut Jesu Christi. An jedem Karfreitage bringt eine leuchtend weiße Taube die Hostie vom Himmel in den, bald von den Händen schwebender Engel, bald reiner Jungfrauen getragenen Gral hernieder, durch welche die Heiligkeit und die Kräfte des Grals erneuert werden. — Dieses Heiligtums Hüter und Pfleger zu sein, ist die höchste Ehre, die höchste Würde der Menschheit. Nicht jeder aber ist dieser Ehre würdig: Pfleger des Grals kann nur ein treues, sich selbst verleugnendes, alle Eigensucht und allen Hochmut in sich vertilgendes Volk, König und Pfleger dieser Hüter nur der, unter diesen Treuen und Demütigen demütigste und treueste, der reinste und keuscheste Mann sein. Es ist die Pflege des Grals ein geistliches Rittertum edelster Art, welches sich wie in Demut und Reinheit, eben so auch in kräftiger Mannheit und unerschrockener Tapferkeit, wie in Treue gegen den Herrn des Himmels, eben so auch in der Treue gegen die Frauen, wie in der Selbstverleugnung und stillen Einfalt, so auch in der höchsten Weisheit glänzend offenbart. Diese Gralspfleger heißen Templer als Hüter des Gralstempels (Templeisen), und es liegt offenbar eine nahe Beziehung in diesen Gralspflegern zu dem Ideal des christlichen Heldentums, den Tempelrittern, wie sie im Anfang waren. Es war nämlich lange Jahre, nachdem der Gral durch Joseph in den Occident war gebracht worden, niemand würdig, dieses Heiligtum zu besitzen, weshalb Engel dasselbe schwebend in der Luft hielten, bis Titurel, der sagenhafte Sohn eines sagenhaften christlichen Königs von Frankreich (vielmehr wol Anjou) nach Salvaterre in Biscaya geführt wurde, wo er auf dem Berge

Montsalvage, dem unnahbaren Berge, eine Burg für die Hüter des Grals und einen Tempel für das Heiligtum selbst erbaute, und jenes heilige Rittertum gründete[24].

Die Fläche jenes Berges, welche von Onyx war, wurde glatt geschliffen, daß sie leuchtete wie der Mond, und auf dieselbe wurde durch des Grales Kraft über Nacht der Grundriß der Burg und des Tempels gezeichnet. Der Tempel war rund (wie die Gebäude und Kirchen der Tempelritter), hundert Klafter im Durchmeßer. An der Rotunde standen zwei und siebenzig Chöre oder Kapellen, sämtlich achteckig; auf je zwei Kapellen kam ein Thurm, also sechs und dreißig Thürme, rund herum stehend, von sechs Stockwerken, jedes mit drei Fenstern, und mit einer von außen sichtbaren Spindeltreppe. In der Mitte erhob sich ein doppelt so hoher und doppelt so weiter Thurm. Das Werk war auf eherne Säulen gewölbt, und wo sich die Gewölbe mit den Schwibbogen reiften, waren Bildwerke von Gold und Perlen. Die Gewölbe waren blauer Saphir, und in der Mitte eine Scheibe von Smaragd darin gefalzt mit dem Lamm und der Kreuzesfahne in Schmelzwerk. Alle Altarsteine bestanden aus blauen Saphirsteinen, als Symbolen der Sündentilgung, und auf ihnen waren grüne Sammetdecken gebreitet; alle Edelsteine fanden sich zusammen vereinigt in den Verzierungen über den Altären und den Säulen, die goldfarbene Sonne und der silberweiße Mond waren im Gewölbe der Tempelkuppel in reinstralenden Diamanten und Topasen dargestellt, so daß das Innere auch bei Nacht mit wunderbarem Glanze funkelte und leuchtete; die Fenster waren nicht von Glas, sondern von Krystallen, Beryllen und andern farbigen Edelsteinen, und um den brennenden Glanz zu mildern, waren Gemälde auf diesen Steinen entworfen; das Estrich war waßerheller Krystall und unter diesem, von Onyx gefertigt, alle Thiere der See, als ob sie lebten. Die Thürme waren von edlem Gestein mit Gold ausgelegt. Die Dächer der Thürme und des Tempels selbst von rotem Gold mit Verzierungen von blauem Schmelzwerk. Auf jedem Thurme stand ein krystallnes Kreuz, und auf diesem ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen aus rotem Golde geschlagen und weithin funkelnd, so

daß er von ferne, da man das krystallene Kreuz nicht sehen konnte, fluglings zu schweben schien. Der Knopf des Hauptthurmes war ein riesiger Karfunkel, der weithin in den Wald auch bei Nacht leuchtete, so daß er den Templeisen zum Leitstern diente. In der Mitte dieses Tempelbaues unter dem Kuppelgewölbe stand der ganze Bau noch einmal im Kleinen und darum noch prächtiger glänzend, als Ciborium oder Sacramenthäuslein, und in diesem wurde der heilige Gral selbst aufbewahrt [25].

Man sieht, es erinnert dieser wunderbare Phantasiebau an den Tempel des neuen Jerusalems in der Apokalypse, nur daß er in deutscher Weise gestaltet ist — denn noch weniger ist zu verkennen, daß wir hier das Ideal unserer deutschen Baukunst aus glühender und tiefsinniger Baumeisterphantasie vor uns haben. Uebrigens ist diese märchenhafte Pracht des Graltempels nach Anleitung eben dieser, aus dem Titurelgedichte entlehnten Beschreibung, wenn auch nur im Kleinen und vorzüglich nur in einem Theil der Ornamente nicht allein verwirklicht worden, sondern obgleich vielfach beraubt und zerrüttet, bis auf den heutigen Tag zu sehen: Kaiser Karl IV. ließ nach dieser Idee die wunderbar prächtige heilige Kreuzkapelle auf der Burg Karlstein bei Prag bauen, welche zur Aufbewahrung der böhmischen Reichsinsignien dient. Eben so ist der Gral noch bis auf diesen Tag vorhanden — wenn gleich die Dichtung jener Zeit im sichern Bewustsein des Rechtes ihrer nur in der Phantasie warhaftigen und wirksamen Zauberschöpfungen vor diesem wirklich vorhandenen Gral als dem unechten, an dem sich keine Heiligkeit offenbare, warnt — und zwar unter dem Namen il sacro catino seit langen Jarhunderten in Genua, einst auch eine Zeit lang in Paris, aufbewahrt.

Um diesen Graltempel, der von einer weitläufigen mit Mauern und zallosen Thürmen verwahrten Burg umschloßen war, lag ein dichter Wald von Ebenholzbäumen, Cypressen und Cedern, der sich sechzig Rasten nach allen Seiten hin erstreckte, und durch welchen niemand ungerufen hindurchdringen konnte, wie niemand zu Christo kommen kann, Er rufe ihn denn; dennoch aber wird das Geheimnis des Grals niemanden aufgeschloßen, wenn er nicht fragt; wer,

nachdem er berufen worden ist, stumm und stumpf und ohne in dem Wunder das Wunder zu ahnen, wie vor dem Alltäglichen, so auch vor dem Gral stehen bleibt oder vorübergeht, der wird ausgeschloßen von der Gemeinschaft der Hüter und Pfleger des Grals, wie der, der nicht nach dem christlichen Heile fragt, desselben auch nicht theilhaftig wird.

Eine lange Reihe von Jahren und Jarhunderten hat dieser Graltempel in seiner Herrlichkeit im Occident gestanden und ist von den Geschlechtern gepflegt worden, deren alsbald Erwähnung geschehen wird; da hörte bei der zunehmenden Gottlosigkeit des occidentalischen Christenvolkes die Würdigkeit desselben auf, den Gral in seiner Mitte zu beherbergen und er wurde von Engeln mit samt dem Tempel hinweggehoben und tief hinein gerückt in den Orient, in das Land der mittelalterlichen Märchen und Wunder, in das Land des Priesters Johannes. So blieb die Dichtung in sich zusammenhängend und unangreifbar.

Diese Sage vom Gral — wie ich vorher angedeutet habe, uralten heidnischen Ursprungs und vielleicht von den Mauren in Spanien ausgebildet, worauf sogar eine ausdrückliche Angabe Wolframs von Eschenbach hinweist — mag in ihrer christlichen Umformung in Spanien ihr Mutterland haben, Frankreich und Deutschland sind die Stätten ihrer Pflege und ihres dichterischen Wachstums. Doch tritt sie wenigstens in Deutschland in keinem Gedichte ganz selbständig, vielmehr verbunden mit einem andern, ihr an und für sich ganz fremden Sagenkreiße auf: es ist dieß die britische Sage vom König Artus und der Tafelrunde.

Artus oder Artur ist der alte britische Nationalheld, einer der Kämpfer gegen die eindringenden und erobernden Deutschen, die Angeln und Sachsen, um den sich das erlöschende Nationalbewustsein des von Römern und Germanen aus der Reihe der herschenden Völker Europas verdrängten Keltenvolkes sammelte, und welcher zur Vergeltung der politischen Vernichtung seines Volkes mit seinen Heldensagen nahe an ein Jartausend lang die ganze romanische und germanische Welt erfüllt und poetisch beherscht hat. — Zu Kaerlleon (Schloß Leon) am Usk in Wales sitzt er zu Hofe mit

Ghwenhwywar (romanisiert Ginovre) seiner schönen Gemalin, umgeben von einem glänzenden Hofstaat von vielen hundert Rittern und schönen Frauen, welche sich aller ritterlichen Zucht und Tugend beflißen, und der Welt als glänzendes Vorbild, die Ritter in Tapferkeit und Frauendienst, die Frauen in Anmut und Hofsitte, voranleuchteten. Der Mittelpunkt dieses zalreichen glänzenden Kreißes war eine Zahl von zwölf Rittern, die um eine runde Tafel saßen, und unter den Tapfern die Tapfersten, unter den Edlen die Edelsten, des Ritterrechtes pflegten und die Rotterehre hüteten. Zu dem Hofstaate des Königs Artus zu gehören, und vollends unter den zwölfen der Tafelrunde zu sitzen, war die höchste Ehre, welche ein Ritter erstreben — ausgeschloßen zu sein von Artus Hofe wegen Mangel an höfischer Zier und ritterlicher Tapferkeit die höchste Schmach, welche ihn treffen konnte. Von Artus Hofe aus zogen nun die Ritter auf und ab im Lande umher, Abenteuer aufzusuchen, Frauen zu schützen, hohnsprechende Helden zu demütigen, Verzauberte aus ihrem Zauber zu lösen, Riesen und Zwerge zu bändigen; und aus der Beschreibung dieser abenteuerlichen Fatten bestehen die zalreichen Rittergedichte, welche in wallisischer, in französischer und in deutscher Sprache die Helden Arturs und ihn, das Haupt der Helden selbst, feiern. Einer der vorzüglichsten Schauplätze der Wunder der Artussage ist der Wald von Brezilian (keltisch Broch-allean, der Wald der Einsamkeit), der noch bis auf diesen Tag in der Bretagne diesen Namen führt.

Doch -- der Geschmack der Individuen, der Geschmack desselben Volkes zu verschiedenen Zeiten ist verschieden — wie viel verschiedener wird nicht der Geschmack der Völker sein! Die alten wallisischen Erzälungen von König Artus, die erst vor wenigen Jahren im Original an das Licht gekommen sind, und freilich Auszüge aus ältern, aber kaum beßer gewesenen Erzälungen sein mögen, enthalten eine Masse rohen und wüsten Stoffes: Abenteuer auf Abenteuer gehäuft, von denen man nicht begreift, weder warum sie angefangen worden, noch wohin sie zielen — Anfänge ohne Ende und Endstücke ohne Anfang, voll Kleinlichkeiten und Aeußerlichkeiten, sämtlich in dem trockensten, und dabei doch wichtig und geheimnisvoll

thuenden Stil erzält; für unsere deutsche Art zu denken, zu empfinden, zu erzälen und sich erzälen zu laßen, auf das Gelindeste gesagt, ermüdend, in vielen Fällen völlig unerträglich. Es ist das, die englische Literatur, die manches von ihrer britischen Stiefmutter geerbt zu haben scheint, noch heute mehr als billig beherschende Interesse an dem rohen Stoff — das Interesse, daß nur immer etwas Auffallendes vorgehe, daß zalreiche Abenteuer vorkommen, und Schlag auf Schlag einander ablösen, welches diesen seltsamen Werken das Dasein gegeben hat. Von allem dem, was wir in unserer nationalen Heldendichtung oder gar in der der Griechen zu finden gewohnt sind, zeigt sich auch fast nicht eine Spur — es ist, mit sehr sparsamen Ausnahmen, durchweg alles nicht allein künstliche sondern gekünstelte, rein willkürliche Erfindung, bald mit dem willkürlichsten Schmucke überladen, bald ganz nackt und roh gelaßen.

Dennoch fanden diese ungefügen, bis zum Widerlichen aufeinandergehäuften Stoffe Eingang auch bei andern Nationen, zunächst im 12. Jarhundert bei den Franzosen, welche bei ihrer vorwiegenden Neigung für das Erfundene, Künstliche, Willkürliche, und bei dem fast gänzlichen Mangel eines Nationalepos sich mit einer gewissen Leidenschaft auf diese ihrer Neigung entgegen kommenden britischen Erzälungen warfen. Doch scheinen die französischen Bearbeiter jene rohen Stoffe, wenn auch nur zum Theil, etwas beßer eingekleidet zu haben, als sie in der ursprünglichen, einem in sich versinkenden und bereits zur Barbarei neigenden Volke angehörenden Gestalt eingekleidet waren. Vor allem dienten ihnen dieselben zur Darstellung des Ideals des glänzenden feinen Hoflebens, der zierlichen Chevalerie, mit einem Worte des weltlichen Rittertums, wie daßelbe bereits seit dem 11. Jarhundert sich in Frankreich ausgebildet hatte und eben im 12. Jarhundert in höchster Blüte stand.

Durch die Franzosen gelangten diese Artusgedichte denn auch und zwar schon früh im 12. Jarhundert nach Deutschland, und hier kam es nun auf den Ernst oder den Leichtsinn, die Tiefe oder die Oberflächlichkeit, die Dichtergabe oder das handwerksmäßige

Uebersetzungstalent der deutschen Kunstdichter an, wie diese Stoffe aufgefaßt und behandelt wurden. In der That ist die Vergleichung der deutschen Kunstepen, welche auf dem Artuskreiße ruhen, eins der belehrendsten Geschäfte für den, welcher die Geschichte der Kunstpoesie kennen lernen und das Wesen derselben in ihrer geheimsten Werkstätte belauschen will. Stufenweise haben wir zuerst Werke des ernstesten Tiefsinns, in welchen der todte Stoff der britischen Sagen zu den wunderbarsten, die innersten Tiefen des menschlichen Leben abspiegelnden Gestalten belebt wird — dann solche, in denen die kunstreiche gewandte, zierliche Darstellung in Erstaunen setzt und bis zum Ende in einem Grade feßelt, daß man den unerheblichen, unwarscheinlichen und, um mit Gervinus zu reden, schalen und windigen Inhalt völlig darüber vergißt; dann solche, in denen diese Kunst des Erzälens erstrebt, aber nicht erreicht wird, und zwar diese in mehrfach abgestufter Folge, bis wir endlich mit den Niedrigsten dieser Klasse wo nicht auf dem britischen, doch gewis auf dem französischen Standpunkte der Artusdichtung wieder angekommen sind, und alles gerade so trocken und hölzern, so barock und kraftlos finden wie dort.

Die in dem Artuskreiße am meisten gefeierten Helden sind Parcival, wie er in der französischen Uebertragung und aus dieser auch im deutschen Gedichte heißt, eigentlich auf wallisisch Peredur, Lohengrin, Tristan, Jwein, Erec, Gawain, Wigalois, Wigamur, Gauriel und Lanzelot, der Nebenpersonen zu geschweigen. Alle diese Helden haben wie in der französischen, so auch in der deutschen Literatur ihre eigenen, sie verherrlichenden Gedichte aufzuweisen. Meine Leser haben jedoch nicht zu befürchten, daß ich alle diese Helden mit ihren zallosen Abenteuern vor ihnen vorüberführen werde; kaum, daß ich dieselben noch mehr als einmal zu nennen habe.

Die beiden Sagenkreiße, die ich im Allgemeinen so eben in ihren äußersten Umrißen darzustellen versuchte, der Sagenkreiß vom Gral und von König Artus, sind nun mit einander verknüpft in drei deutschen Gedichten unseres Zeitraums: im Parcival, Titurel und Lohengrin, jedoch so, daß der Gral der Hauptgegenstand

ist, Artus nur den Gegensatz ausmacht, die Episoden und die Nebenfiguren hergibt. Von diesen Gedichten wird nur das erste, Parcival, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, wenn ich es mir gleich versagen muß, eine Analyse dieses unsterblichen Werkes Wolframs von Eschenbach auch nur zu versuchen, vielmehr bei der Andeutung der Hauptmomente desselben werde stehen zu bleiben haben.

Zuvörderst einige Worte über den Dichter, den grösten dieses Zeitraums, einen der grösten unserer Nation. Wolfram, edler Herr zu Eschenbach, ein Ritter, aber ein wenig begüterter, aus der bei Ansbach liegenden kleinen Stadt Eschenbach, wo sich im 15. Jarhundert noch sein Grabmal fand, gehörte dem Dichterkreiße an, welcher sich in den letzten Jahren des 12. und in den ersten vierzehn Jahren des 13. Jarhunderts an dem glänzenden Hofe des freigebigen Landgrafen Hermann von Thüringen eben so zusammenfand, wie sechshundert Jahre später an dem Hofe des Fürsten eben desselben Landes der zweite große Dichterkreiß sich versammelte, auf den unsere Nation, wie auf den ersten, durch alle Jarhunderte mit gerechtem Stolze zurückblicken wird. Die Wartburg bei Eisenach ist die Stätte wo er seine Lieder sang und seinen Parcival und Willehalm dichtete*). Daß er jedoch sich nicht immer dort aufgehalten, sondern auch anderwärts theils im Ritterspiel theils im ernsten Herrendienste der Grafen von Wertheim, deren Lehnsmann er war, sich versucht habe, erzält er selbst; am wenigsten darf er deshalb mit den schon zu dem Hofe des milden Thüringers Hermann sich hinzudrängenden fahrenden Rittern und Sängern, noch weniger mit den spätern, die nur zu sehr nach Gunst und Gabe haschten, zusammengestellt werden; der tiefe ernste Sinn, der aus seinen Werken spricht, verbürgt uns schon die größere Unabhängigkeit und Selbständigkeit, welche er seinen Gönnern gegenüber behauptet haben wird; aber es fehlt auch im Parcival nicht an einem Tadel jenes Hinzudrängens zu dem stets offenen gastlichen

*) Den Parcival um das Jahr 1204, den Willehalm um 1215 und 1216.

Hofe des Thüringer Landgrafen, und keins seiner Werke hat er einem Fürsten, wol aber den Parcival in ungemein zarter Weise einer edlen Frau gewidmet, deren Liebe er durch dieses Gedicht zu gewinnen hoffte, deren Namen wir jedoch, der feinen Sitte jener Zeit gemäß, nicht erfahren. Mehr hat uns die Geschichte von dem Leben dieses großen Dichters nicht überliefert; daß er auch an den nächstbenachbarten Höfen, wie an dem Hofe des Grafen von Henneberg zu Schmalkalden sich aufgehalten, versteht sich leicht von selbst; nicht einmal sein Todesjahr ist uns bekannt. Sein Name aber ist, wenn auch das Verständnis seines Geistes späterhin erlosch, als ein hochberümter, ja fast sagenhaft gewordener, durch alle folgende Jarhunderte getragen worden, und kann nur dann vergeßen werden, wenn in den Deutschen das lezte Bewustsein von sich selbst wird erloschen sein. Glücklicher Weise scheint es, als giengen wir einer Zeit entgegen, in welcher ein neues, ein helleres und reiferes Volksbewustsein sich entwickeln werde, als wir seit vollen zwei Jarhunderten von uns haben rühmen dürfen; dann wird auch nicht allein der Name, sondern der Geist Wolframs von Eschenbach wieder das Verständnis, und mit dem Verständnisse die Liebe und Bewunderung bei seinem Volke finden, deren er in so ausgezeichneter Weise würdig ist.

Mit überlegenem, starkem und tiefem Geiste ergriff Wolfram die Sage vom Gral und von dem Artusritter Parcival, um ein Epos zu schaffen nicht der Thaten der Völker und der Begebenheiten ihrer Kriegsfarten, nicht der Volksfreude und des Volksleides, sondern der Thaten des Geistes und der Begebenheiten der Seele, des Leides und der Freude des innern Menschen, ein Epos der höchsten Ideen von göttlichen und menschlichen Dingen: wie Welt und Geist gegeneinander streiten, und Hochmut und Demut miteinander ringen, das ist der Gegenstand des Kunstepos, welches von dem Helden, dessen Lebens- und innere Reinigungsgeschichte in demselben dargestellt wird, den Namen Parcival führt. Als Darstellung des Heldenkampfes der Seele, das Ideal der Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des innern Menschen hat Wolframs Parcival nur eine Parallele auf dem weiten Gebiete unserer, viel-

leicht auf dem weiteren Gebiete der europäischen Literatur überhaupt: Goethes Faust; die erste Blütezeit unserer Poesie schuf das psychologische Epos, die zweite das psychologische Drama. Hat das letztere den Vorzug rascherer Handlung, schlagender Thatsachen, ergreifender Momente für sich, so gewährt das Epos größere Fülle, reichere Stoffe, anschaulichere Entwickelung; gerät das Epos Wolframs in Gefahr, den langausgesponnenen Faden der Erzälung in unaufmerksamen Händen zum Wirrnis werden und in scheinbar unauflöslichem Knäuel sich verlieren zu sehen, so ist das Drama Goethes seiner Wirkung auch auf den weniger Theilnehmenden, ja auf den Ungeneigten in jedem Augenblicke sicher, und wiederum, gelangt das Drama, wie wir es haben, darum nicht zum Abschluße, weil es sich scheuet, das letzte Wort auszusprechen, so schreitet das Epos im ruhigen Bewustsein seiner innern Warheit, oder damit ich nicht auch das letzte Wort auszusprechen mich scheue, im vollen Bewustsein der siegenden, ewigen, christlichen Warheit seinem Abschluße, seiner Vollendung und der tiefsten Befriedigung des sinnigen Lesers entgegen. Ist Goethes Faust das treue, warhaftige, lebenswarme Bild einer Zeit, welche suchte, mit allen Kräften einer eben so starken, wie beweglichen, einer eben so energischen wie erregten Seele suchte, aber nicht fand, so ist Wolframs Parcival das gestaltenreiche, farbenglühende Product eines Jarhunderts, welches gesucht und gefunden hatte, und im Vollgenuße des Besitzes leiblich und geistig befriedigt war.

Die Fabel vom britischen Peredur oder französischen Parcival ist demnach für Wolfram nur das Knochengerüste, welches er mit Muskeln und blühendem Fleische umkleidet, mit Mark ausfüllt und mit warmem Blute durchströmt, welchem er ein schlagendes Herz einsetzt und den Odem eines lebendigen Geistes einhaucht: die Fabel vom König Artus ist ihm der Typus des frohen, glänzenden, selbstzufriedenen und in seinem Bereiche seiner selbst gewissen weltlichen Lebens; die Sage vom Gral der Repräsentant des höheren geistlichen, ewigen Lebens; Parcival, mitten inne gestellt zwischen Welt und Geist, zwischen Zeit und Ewigkeit, ist der

suchende, irrende, der Welt verfallende, Gott absagende, der hochmütige und trotzige, Welt und Gott zugleich aufgebende — Mensch; er ist der umkehrende, den Hochmut durch Demut besiegende, der nach dem Höchsten, dem Geistlichen und Ewigen ernstlich fragende, der zum seligen Frieden und zum Besitze des geistlichen Königtums gelangende — Mensch. Doch würde meine Schilderung höchst verfehlt sein, wenn man daraus schließen wollte, es seien die Helden der Fabel, es sei Parcival mit seinen Thaten und Schicksalen nichts als Typen, saft- und blutleere Allegorien — im Gegenteil, es sind die warhaftigsten, lebendigsten, wärmsten, kräftigsten Gestalten; — noch verfehlter würde sie sein, wenn aus derselben gefolgert werden sollte, es laufe das Ganze auf ein Stück Weltverachtung, Freudenverdammung, Selbstabtödtung oder wie man das weiter nennen mag, hinaus; eine solche einseitig spiritualistische Weltverschmähung ließ schon die Gesamtanschauung des heitern, in bunte Farbenpracht gekleideten, an Spiel und Gesang fast unermüdlich sich ergetzenden 13. Jarhunderts nicht zu; noch weniger war die Darstellung einer solchen, allenfalls mönchischen, Abwendung von der Zier, dem Schmucke und Freude der Welt da möglich, wo das Mysterium des Grals den Inbegriff des geistlichen, christlichen Lebens darstellen sollte, des Grals, von dem wir gesehen haben, mit welchen glühenden Farben dessen Herrlichkeit geschildert wurde.

Parcival, der Sohn Gamurets, aus dem königlichen Geschlecht von Anjou, und der aus dem Königsstamme der Gralshüter entsproßenen Herzeloide, wird nach des Vaters frühem Tode von der besorgten Mutter in der Einöde Soltane am Brezilianwalde erzogen, einem künftigen Einsiedler gleich, fern von aller Berührung mit der Welt, denn die Mutter fürchtet, der Sohn möge gleich dem tiefbetrauerten Vater von Thatenlust gedrängt ruhelos von Kampf zu Kampf und in einen frühen Tod stürmen. In kindischem Spiel schnitzt sich der Knabe Bogen und Pfeile und erlegt die singenden Waldvögel; aber bald, wenn er einen der armen Sänger getödtet hatte, brechen bittere Thränen aus seinen Augen, daß der liebliche Sang durch seine Hand verstummt war. Seitdem lauscht er, stumm und regungslos unter den Bäumen

liegend, dem Gesange der Vögel, und es ward ihm wol und weh in der kindlichen Seele, und sein junges Herz schwoll hoch auf, so daß er weinend zur Mutter eilte, ihr sein Leid — welches? wie wußte er das? — zu klagen. Die Mutter will die Vögel, die ihr Kind zu so tiefem Leide aufregen, tödten laßen; aber der Sohn erbittet für sie Frieden — und die Mutter küßt den Sohn: „wie sollte ich des höchsten Gottes Friedegebot brechen? sollen die Vögel durch mich ihre Freude verlieren? „O, was ist Gott?" fragt der Knabe. Und die treue Mutter antwortet: „Er ist lichter als der klare Tag, einst aber hat er Antlitz angenommen gleich Menschenantlitz. Zu ihm sollst du dereinst flehen in deiner Not, denn er ist getreu. Aber es gibt auch einen Ungetreuen, den wir der Hölle Wirt nennen, von dem sollst du deine Gedanken abwenden, und auch vor des Zweifels Wanken dich hüten". Der Knabe pflegt des Waidwerkes und wächst zum starken Jüngling heran, da vernimmt er eines Tages auf einer einsamen Berghalde einen schmalen Waldpfad entlang Hufschläge. Ist das, denkt er, etwa der Teufel? vor ihm fürchtet die Mutter sich so sehr; ich dächte ihn wol zu bestehen. Aber es sind drei, von Kopf bis zu Fuß glänzend gewaffnete Ritter auf stolzen Rossen, welche jetzt an den Jüngling heranreiten, und mit einem Male wird die ferne, fremde Welt in all ihrer Herrlichkeit vor dem innern Auge des in der Waldeinsamkeit aufgewachsenen Jünglings aufgeschloßen: „er meinte, ein jeder dieser Ritter wäre Gott". Jetzt ist kein Halten mehr, er muß hinaus, hinaus aus dem grünen stillen Dunkel seines Waldhauses, hinaus aus den, zärtlich den Sohn umschlingenden Armen der treuen Mutter, hinaus in die glänzende Ritterwelt zu freudigem Ritte durch alle Lande, zu freudigem Kampfe und ruhmvollen Siege — hinaus an König Artus Hofe, zu der Blüte aller Ritterschaft. Und die Mutter, die des Sohnes Wanderlust nicht besiegen kann, läßt ihm ein Gewand anlegen zur Fart — doch nicht eines Ritters, sondern eines Thoren Gewand, aus Sacktuch und Kälberfell genähet. Und so reitet der in sich noch Versunkene, der Unerfahrene, der das stille Heimatsgefül und den dunkeln aber mächtigen Trieb in die Ferne und Fremde noch

ungeschrieben in sich trägt — ein Zustand, den die alte Sprache sehr bezeichnend durch das einzige Wort **tumb** ausdrückt, während unser **dumm** zu einer engern und niedrigeren Bedeutung herabgesunken ist, so daß wir uns nur durch mühselige Umschreibungen helfen können — so zieht er denn dahin, um der Welt als ein Thor zu erscheinen, wie die meisten warhaft tiefen deutschen Gemüter bei ihrem ersten Auftreten in der Welt als Thoren sich darstellen. Und dieses Helldunkel bleibt über Parcivals ganzes Leben gebreitet, das Helldunkel, welches überall Statt findet, wo Tiefe der Empfindung und äußere Beschränkung gegenüber gestellt wird einer weiten Aussicht in eine Welt voll Pracht und Farbenglanz, voll von Ereignissen und Thaten. Daher die öfter wiederkehrende Bezeichnung des in heller Unschuld mitten in die Welt der Wirren und Wunder hereintretenden jungen Helden: **der tumbe clâre, der liehtgemâle**, daher die Schilderung, daß er sei keusch wie die Taube und mild wie Rebentraube; — wir haben hier ein tief deutsches Jünglings-Gemüt, voll Unschuld und doch voll Thatenlust, voll Heimatsgefül und doch voll Wandersehnsucht, das die Augen der nächsten Umgebung verschließt, aber fast träumend, halb sehnsüchtig und halb wehmütig-ängstlich hinausschauet nach den fernen blauen Bergen, nach fremden blühenden Gefilden, wo alles neu und fremd und wunderbar, und doch bekannt und heimatlich und traulich ist.

Der treuen Mutter bricht der Abschied von dem Sohne das Herz; sie küßt ihn und läuft ihm nach; als er aber aus ihren Blicken entschwindet, sinkt sie zusammen und ihre Augen schließen sich für immer. — Parcival gelangt an den Hof Arturs, welcher damals zu Nantes aufgeschlagen war, und erregt durch seinen Aufzug allgemeines Aufsehen, so daß eine Fürstin, die noch niemals gelacht, durch ihn zum ersten Auflachen bewogen wird — wie bekannt, ein alter sagenmäßiger und noch heute vielfach verarbeiteter Zug. Eben solches Aufsehen aber erregt seine, wenn schon noch rauhe und ungefüge, Tapferkeit. Erst später gelangt er zu einem alten Ritter, der ihn edle Rittersitte und Rittergeschicklichkeit üben lehrt: die Naivetät Parcivals und die trefflich gehaltenen Lehren

des alten Gurnamanz gehören mit zu den ansprechendsten Stellen des Gedichtes.

Die erste That, welche er nunmehr ausführt, ist der Schutz einer von übermütigen Freiern bedrängten und in ihrer Residenz belagerten Königin Konduiramur; er rettet sie und sie wird seine Gemalin. Doch nicht gar lange weilt er bei ihr; die Heimatsehnsucht und der Wandertrieb erwachen von neuem in ihm, und er zieht aus, nach seiner Mutter zu sehen, von deren Tod er nichts erfahren hat.

Auf dieser Fart gelangt Parcival nach schnellem ziellosem Ritte Abends zu einem See, wo er Fischer nach der Herberge fragt Der eine von diesen, reich gekleidet aber traurig, weist ihn zu einer nahen Burg, der einzigen, die er weit und breit finden werde; dort wolle er selbst den Wirt machen. Parcival kommt an dem Burgthore an und wird, da er von dem traurigen Fischer gesendet ist, eingelaßen. In der Burg angekommen, öffnet sich vor Parcivals erstaunten Augen die blendendste Pracht und eine niegesehene Herrlichkeit: in einem weiten Saale mit hundert Kronleuchtern sitzen auf hundert kostbaren Ruhebetten vierhundert Ritter; Aloeholz brennt auf drei marmornen Feuerstätten in hellen wolriechenden Flammen. Eine stahlblanke Thür öffnet sich, und vier Fürstinnen in dunklen Scharlach gekleidet, treten ein mit goldnen Leuchtern; ihnen folgen acht edle Jungfrauen in grünem Sammet, die eine durchsichtige funkelnde Tischplatte von edlem Granatstein tragen; sechs andere in glänzendem Seidengewand tragen silberne Geräte und noch sechs geleiten die Schönste der Schönen, die jungfräuliche Herrin, Repanse de joie, in den Saal. Diese trägt ein Gefäß von wunderbar funkelndem Stein, welches sie vor dem König niedersetzt, worauf sie sich dann in den Kreiß ihrer edlen Jungfrauen zurückziehet. Aber inmitten dieser Herrlichkeit wohnt das tiefe Leid: in Pelzwerk gehüllt, sitzt traurig und an schweren Wunden siech der König auf seinem Ruhebette, und als eine bluttriefende Lanze von einem Knappen durch den Saal getragen wird, bricht allgemeines Wehklagen aus. Parcival sitzt neben dem König, und sieht durch die geöffnete Thür auf einem Spannbette einen schneeweißen

Greis im Nebenzimmer ruhen: er ist in der Burg des Grals angekommen, aber er weiß nicht, fragt auch nicht, daß er an der Stätte des höchsten Heils und des tiefsten Leids, welches er allein wenden kann, verweilt, er sieht nicht und fragt auch nicht, daß der Gral vor ihm steht, daß der schneeweiße Greis im Nebenzimmer sein eigener Urgroßvater, der alte Gralkönig Titurel, daß der sieche König sein Oheim, Anfortas, und die jungfräuliche Königin seiner Mutter Schwester ist; er fragt nicht, obgleich der König ihn mit einem Schwerte beschenkt und dabei seiner Verwundung erwähnt. In köstlicher Pracht wird die Abendbewirtung vollbracht, in eben so köstlicher Pracht die Ruhestätte für Parcival eingerichtet. Aber am andern Morgen findet Parcival Kleider und Schwert vor seinem Bette liegen, sein Roſſ gesattelt und angebunden, und tiefe menschenleere Oede herscht in den weiten Sälen und Höfen der wunderbaren Burg. Parcival reitet von dannen, und als er das Thor im Rücken hat, höhnt ihn ein Knappe von der Burg aus, daß er unbesonnener Weise nicht gefragt habe. Unmittelbar darauf findet er eine Jungfrau, die den Leichnam ihres erschlagenen Geliebten klagend im Arme hält, und die ihm schon einmal auf seinen Zügen aufgestoßen ist: es ist gleichfalls eine unerkannte Verwandtin, und seine eigene Pflegeschwester, Sigune, Tschionatulanders Braut; von ihr erfährt er noch genauer, wie schwer er gefehlt, daß er nicht nach dem Heile, das ihm so nahe war, das ihm, ohne daß er es wußte und wollte, entgegengetragen worden, gefragt habe; sie flucht ihm, daß er das Leid über Anfortas gelaßen, und will nichts wieder von ihm hören.

In tiefem Sinnen reitet Parcival von dannen, und immer tiefer versinkt er in sich selbst, bis er zuletzt bei dem Anschauen dreier Blutstropfen, die im Schnee vor ihm ausgegoßen sind, sich völlig verliert in träumerisches Sinnen und süßes Andenken an die süße, verlaßene Gattin Konduiramur. Er denkt ihrer Thränen, „als zwei Thränen standen in ihren Augen und eine auf ihrem Kinn“; in weiter wilder Welt überfällt ihn mit einem Male überwältigendes Heimweh, wie ein schwerer Traum, und noch sollten Jahre vergehen, bis er die geliebte Gattin wiedersah: an derselben

Stelle aber, wo er einst die Blutstropfen gesehen, ist später das Zelt aufgeschlagen, wo er die Gattin wiedersieht, wo er sie mit den beiden Zwillingssöhnen, die er noch nie gesehen, in einem Bette schlafend antrifft, und so tritt dasselbe Bild in Traumes Weise, als Erinnerung und als Vorbedeutung dreimal in sein Leben hinein, mit den Perlen der Thränen, mit den roten Tropfen im Schnee und mit den drei wiedergefundenen Lieben. „So erkennen wir Träume und Gedanken der Kindheit wieder, wenn sie uns lange hernach im Leben eintreffen; oder wie ein alter Mann, als er die aufgehende Sonne anschaut, sich heimlich besinnt, daß er sie schon einmal eben so als ein Kind, sitzend auf einem Hügelchen, und seitdem nicht wieder so, betrachtet hat; er weiß, daß sie vor ihm geschienen, ehe er zur Welt geboren wurde, und denkt daran, daß sie bald auf sein Grab scheinen werde“ *). Dazu ist das Bild von den Blutstropfen im Schnee ein uralt mythischer Zug, der sich durch die keltischen wie die deutschen Sagen gleichmäßig hinzieht, und bei uns aus den Märchen vom Sneewitchen und vom Machandelbaum bekannt, in unserem Gedichte aber mit ungemeiner Zartheit in den Charakter und das Leben unsers Helden verflochten ist. Die von Artus abgesandten Ritter können Parcival nicht aus seinen Träumen aufwecken, bis Gawein ihm die Blutstropfen verdeckt; aber als Parcival nun zu Artus kommt, der ihn in die Tafelrunde aufnehmen will, da erscheint die grause Fluchbotin des Grals, die Zauberin Kundrie, flucht Parcival, und dieser leistet Verzicht auf die weltliche Ritterschaft der Tafelrunde, gelobt sich dem Gral, aber ohne Kraft und ohne Zuversicht, und reitet traurig und an Gott verzweifelnd von dannen.

Länger als vier Jahre irrt er, fern von Gott wie von der Heimat, in sich verbissen, trotzig und verzagt, umher: es ist die Zeit des Zweifels, und während dieser Zeit verliert ihn das Gedicht völlig aus den Augen, um in langer, zierlicher Ausführung die Herrlichkeit des weltlichen Rittertums zu ihrem Rechte kommen zu laßen; der Held der Begebenheiten ist nun auf längere

*) J. Grimm, Altdeutsche Wälder 1, 5.

Zeit nicht Parcival, sondern Gawein, der nach manchen ritterlichen Thaten als weltlicher Ritter gleichfalls, wie einst Parcival, auszieht, um den Gral zu suchen.

Nach vier Jahren finden wir Parcival wieder, wie er am Karfreitag, dessen Heiligkeit er durch Waffentragen verunehrt — denn schon lange hat er nach Gott nicht gefragt — durch einen Ritter im grauen Gewande zum erstenmale wieder auf das höhere Ziel seines Lebens hingewiesen, zum erstenmale wieder an die Treue Gottes, seiner Untreue und seinem Zweifel gegenüber, gemahnt wird. Diese Schilderung mag leicht zu dem Einfachsten, aber auch zu dem Treffendsten und Besten gehören, was nicht allein Wolframs Gedicht enthält, sondern was jemals in dieser Weise ist gedichtet worden. Nachher gelangt Parcival, geleitet von dem Ritter im grauen Gewande, zu einem Einsiedler, in welchem er seinen Oheim Trevrizent findet. Dieser belehrt ihn, daß Hochmut und Zweifel niemals den Gral gewinnen könne; er selbst habe, wenn schon aus dem Königsgeschlechte des Grals entsproßen, weil er sich selbst als unwürdig erkennen müßen, der Würde eines Pflegers des Grals entsagt: sein Bruder Anfortas, der König im Gral, habe auch einst das Feldgeschrei Amur vor sich hergetragen, und der Ruf weltlicher Liebe „sei zur Demut nicht völlig gut", darum habe er im Streite unterliegen müßen, sei mit einem vergifteten Speer (eben dem, der einst in der Gralburg durch den Saal getragen worden) verwundet worden, und schleppe nun ein sieches Leben kümmerlich hin, das er doch nicht enden könne und dürfe, vielmehr schöpfe er täglich neue Kraft zu leben und Schmerzen zu ertragen aus dem Anschauen des Grals, bis dereinst, wie man aus einer Inschrift am Gral wiße, ein Ritter kommen werde, der nach dem Leiden des Königs und nach dem Gral fragen, und sich durch diese Frage als den bezeichnen werde, dem Anfortas das Königtum im Gral übergeben könne. Das aber sei nun eben er, Parcival, welcher seinem Oheim seine Herkunft und Geschichte bereits erzält hatte.

Abermals tritt uns die weltliche Ritterschaft in Gaweins Heldenthaten entgegen, der berufen ist, einen Zauber auf dem

Schloße Château merveil zu lösen, den der vielberufene Zauberer Klingsohr über die von ihm zusammengeraubten Bewohner dieses Schloßes gelegt hat; Klingsohr, derselbe den die spätere Sage als historische Person auffaßte, und mit unserm Dichter selbst in den berühmten Wettstreit, Sängerkrieg auf Wartburg genannt, geraten ließ; — bei diesen weltlichen Thaten fährt Parcival vorbei, er hat Kunde von dem Ruhm, der hier zu gewinnen ist, er sieht das Schloß und die Verzauberten und die zur Befreiung herankommenden Ritter — aber gleichgültig und ohne nur einen Blick nach dem lockenden Kampffeld zu werfen, zieht er ernsten und gesammelten Sinnes seinem neuen Pfade nach, und kaum können es die Helden vor château merveil begreifen, als sie hören, Parcival sei hier vorbeigezogen. Später erst tritt er, wenn schon unabsichtlich, dem gleichfalls nach dem Gral suchenden weltlichen Ritter Gawein, seinem Genossen an Artus Hofe, gegenüber und besiegt ihn; denn weltliche Ritterschaft kann den Gral nicht gewinnen, und auch das kräftigste, freiste Streben muß, soweit es bloß weltlich ist, dem göttlichen Amte unterliegen, wiederum aber ist dieses göttliche Amt nicht etwa durch thatenlose Gedanken, und wären es auch die tiefsten wie die höchsten, zu erwerben oder zu behaupten: das göttliche Amt muß sich auch weltlich mit dem weltlichen Arme zuversichtlich und siegreich meßen können, und auch weltlich untadelhaft muß der sein, welcher die Hut und Pflege göttlicher Dinge übernehmen will. Darum wird nach diesem Kampfe mit Gawein und einem zweiten, den nunmehr Parcival für Gawein besteht, der ehedem von der Tafelrunde ausgeschloßene Parcival jetzt in dieselbe aufgenommen. Doch verweilt er nicht in diesem Kreiße der irdischen Ritterschaft, da er noch nicht gefunden hat, was er sucht, noch nicht erfüllt, was ihm obliegt. Er zieht weiter, und hat noch einen Kampf mit dem Führer einer Heldenschar zu bestehen, in welchem er seinen Halbbruder Feirefiz erkennt; als auch dieser bestanden ist, ist seine innerlich längst vollbrachte Reinigung auch äußerlich völlig bewährt; es wird ihm durch dieselbe Gralsbotin, die ihm einst den Fluch angesagt, seine Bestimmung zum König des Grals angekündigt, und so zieht er denn ein in die Gralburg, erlöst durch

die Frage nach den Leiden seines Oheims diesen von seinen Schmerzen, nimmt von dem Königtum im Gral Besitz, findet seine Gattin mit seinen beiden Söhnen wieder, und läßt den jüngeren derselben, Kardeiß, zum Könige über seine weltlichen Reiche krönen. Der ältere, Loherangrin, soll nach dem Vater König im Gral werden. Von nun an wird allen Rittern des Grals zur Pflicht gemacht, wenn sie vom Gral ausgesendet werden, niemals eine Frage nach ihrer Herkunft zu gestatten. Loherangrin selbst, zum Gemal einer jungen Herzogin von Brabant bestimmt, und von einem Schwane zu Schiffe dorthin geleitet, muß seiner jungen Gattin diese Frage verbieten: als dieselbe dennoch nach seiner Herkunft fragt, verläßt er sie für immer: das Schiff mit dem Schwane holt ihn wieder nach dem Gral zurück — und hiermit schließt das Gedicht, zuletzt noch die weite Aussicht in die uralte deutsche Schwansage eröffnend; es befriedigt, aber es übersättigt nicht, indem es zum Schluße, wie jede große Dichterschöpfung, dennoch den Reiz nach Mehrerem erweckt und spannt.

Ein leicht abzuschöpfender Genuß wird uns in Wolframs Parcival allerdings nicht dargeboten; das Gedicht will nicht ein- sondern mehrere Male gelesen sein, um im Ganzen (denn zalreiche Einzelheiten sprechen auf den ersten Anblick theils durch ihre Zartheit, theils durch ihre Kraft und Tiefe an) geliebt und bewundert werden zu können. Bei dem ersten oder überhaupt bei einem oberflächlichen Lesen stört uns die scheinbar allzugroße Masse Stoffes, die Unzal von Personen und Begebenheiten, welche Wolfram in diejenigen Stücke eingefügt hat, die zur Darstellung des Glanzes der weltlichen Ritterschaft — der Abenteuer Gaweins — bestimmt sind; ja die Länge dieser Abschnitte will zum erstenmale fast ermüdend scheinen. Bei genauerem Eingehen auf Plan und Zweck dieser Dichtung wird sich dieses anfängliche Misbehagen verlieren — es kam in diesen Abschnitten eben darauf an, die bunte Mannigfaltigkeit, das Gewül und Gewirr des weltlichen Lebens zur vollen Erscheinung zu bringen: die helle, bewuste, praktische Sicherheit der Helden des Weltlebens, welche sich bei jedem Schritte gehemmt und in neue Schwierigkeiten verstrickt sehen, dennoch aber ihr Ge-

schick, ihre nur dem nächsten Gegenstande, aber mit sicherem Blicke und klarer Entschiedenheit zugewandte Tüchtigkeit durch Besiegung dieser Hindernisse bewähren — diese dem Weltleben so eigens und so allgemein angehörenden Züge mußten mit kaum geringerer Ausführlichkeit, als Parcivals eigenes Leben geschildert, nicht blos referierend erwähnt werden; und der Umstand, daß wir Parcival auf längere Zeit gänzlich aus dem Auge verlieren, daß wir, um mit Wolframs eigenem Bilde zu reden, auch zur Betrachtung der Zweige und zallosen Blätter des Stammes der Erzälung geführt werden, bis wir endlich wieder bei dem „Stamm der Märe" anlangen — gerade dieser Umstand ist, wenn auch nicht bei dem ersten, doch bei dem zweiten und dritten Lesen von nicht geringer Wirkung. Aber es gab schon Zeitgenoßen Wolframs, welche die Tiefe seiner Anschauung und den psychischen Reichtum seiner Erfindung, die ernste und zuweilen fast dunkle Sprache seiner Dichtung nicht faßen konnten, vielmehr, weil sie selbst tief und ganz und gar eingetaucht waren in das weltliche Leben, ganz befangen in dem Zauber der Wirklichkeit, gegen welche eben Wolfram als Wegweiser und Lehrmeister auftrat, nicht faßen wollten. Sein Deutsch, so scherzt Wolfram selbst, scheine Manchen allzu krumm, wenn er es ihnen nicht sofort ausdeute, und so versäume sich der Dichter samt dem Leser; und Andere bezeichnen ihn, wiewol ohne ihn zu nennen, als Erfinder fremder, wilder Märe.

Demungeachtet blieb der Parcival als das Hauptwerk der ritterlichen Poesie auch in den folgenden Jarhunderten, troß dem daß man annehmen muß, er sei nach einem Jarhundert schon kaum, nach zwei Jarhunderten gar nicht mehr verstanden worden, in sehr hohem Ansehen — vielleicht zum Theil eben darum, weil man ihn nicht verstand. Unter die ersten deutschen Bücher, welche die neu erfundene Presse veröffentlichte, gehörte, schon im Jahr 1477, Wolframs Parcival. Aus der neueren Zeit haben wir zwei Ausgaben des Originals; die eine von Müller — demselben, der sich durch die Ausgabe des Nibelungenliedes so schlechten Dank erwarb — von 1784, die dem heutigen Standpunkte der Wißenschaft nicht mehr genügt; und eine vortreffliche kritische Ausgabe sämt-

licher Werke Wolframs von K. Lachmann. In der neusten Zeit sind zwei Uebersetzungen erschienen: die eine von San Marte (dem preußischen Regierungsrat Schulz), die den Charakter der Wolframischen Dichtung nicht überall treu darstellt, aber lesbar ist und durch ihre Zugaben — durch eine Analyse des Wilhelm von Oranse sowol als des jüngeren Titurel, so wie durch Untersuchungen über die Gral= und Artussage — sich empfiehlt; die andere von K. Simrock, die im Ganzen den Wolframschen Stil, soweit dies überhaupt möglich ist, auf befriedigende Weise wiedergiebt.

Außer dem Parcival begann Wolfram noch eine andere Bearbeitung der Gralsage: die Geschichte von dem alten Gralkönige Titurel, oder vielmehr von Tschionatulander und Sigune, von dieses wunderbaren, auch im Parcival erwähnten Paares erster Liebe, vielfältigen Farten und Abenteuern und traurigem Ende. Diese Erzälung hat Wolfram in einer aus der Nibelungenstrophe kunstreich aufgelösten siebenzeiligen Strophe, jedoch nur bis zu dem hundert und siebenzigsten Gesetz, und zwar wiederum in zwei, nicht unmittelbar zusammenhängenden Bruchstücken bearbeitet. Der Form nach gehört dieses Fragment zu dem Kunstreichsten, was wir aus der höfischen Poesie des 13. Jarhunderts besitzen [26].

Später, um das Jahr 1270 oder noch weiter hinaus, bemächtigte sich ein gewisser Albrecht von Scharfenberg der Stoffe des Titurel und dichtete ein unter diesem Namen noch vorhandenes Werk von großer Ausdehnung über die Tempelritterschaft des Grals, geradezu den Namen Wolframs von Eschenbach usurpierend; und lange hat dieser, im Gegensatze gegen das wirklich von Wolfram herrührende Titurelbruchstück jetzt sogenannte jüngere Titurel für ein Gedicht Wolframs gegolten, wiewol er von Wolframs Geiste — fast könnte man sagen weniger als nichts in sich trägt. Der Dichter stand tief unter seinem Stoffe, und nur einzelne Schilderungen, wie eben die des Graltempels, sind lebendig, wahr und zum Theil sogar nicht ohne eine gewisse Tiefe. Im Ganzen kann das, im Anfange der Wiedererweckung unserer älteren Literatur nach halbtausendjährigem Schlafe maßlos gepriesene Gedicht wegen der in demselben herschenden Allegorie, der gehäuften Bilder, denen

kein Wesen entspricht, der dunkeln oft fast unverständlichen Sprache und der alles Maß überschreitenden Ausdehnung nur Misbehagen und Langeweile erzeugen.

Das dritte der zum Gralkreiße gehörigen Gedichte, Lohengrin, gehört, wenn überhaupt noch unserem Zeitraume, doch nur den äußersten Grenzen desselben an. Auch es hat sich an Wolframs Namen angeklammert, mit noch geringerem Rechte als Albrechts Titurel. Es enthält in einer Meistersängerstrophe, dem sogenannten schwarzen Tone Klingsohrs, eine Ausführung der völlig willkürlich ersonnenen und mit der warhaften Geschichte seltsam und meist höchst ungeschickt verwebten Thaten und Schicksale Lohengrins, des Sohnes Parcivals — also nur ein Faden, der aus den letzten Zeiten des Wolframischen Parcival zu ungebürlicher Länge ausgesponnen ist. Es beginnt mit dem Sängerkriege auf Wartburg, begleitet den mit der Herzogin von Brabant vermälten Lohengrin in deutsche Kriege, die der Geschichte, und andere Heerfarten, die der seltsamsten Erfindung angehören, und schließt mit seinem Abschiede von seiner Gattin, welche diese durch ihre unbesonnene Frage nach seiner Herkunft selbst herbeigeführt hat[27]. — Ganz ohne gute Züge, zumal treffende Gleichnisse und treue Sittenschilderungen ist jedoch das Gedicht keineswegs, und um manche könnte diesen Dichter des dritten und vierten Ranges der damaligen Zeit mancher des ersten Ranges unserer Tage beneiden. Eigentümlich ist es — jedoch keineswegs das Verdienst des Dichters des Lohengrin — daß auch an die Gralsage sich jene wunderbare mythische Sage von einem Ursprung großer Heldengeschlechter aus der Tiefe des Meeres, welcher durch geheimnisvolle Meerwesen — durch einen Schwan, in den sich bald das Weib, bald der Mann transfiguriert — vermittelt wird, angeschloßen hat. Diese in der Hauptsache aus Grimms Sagen und Märchen, so wie aus sonstigen mehrfachen Bearbeitungen bekannte Sage ist unter mancherlei Umgestaltungen nach Ort und Zeit und Umständen schon in der grausten Vorzeit bei den Angeln und Dänen, bei den Franken und Welfen einheimisch, sie hat sich an die Karls- und an die Gralsage, ja sogar an die Sage von den alten Römerzügen angeheftet, in der Sage von der

heiligen Genovefa kirchliche Legendengestalt angenommen und dauert nach J. Grimms neuester und sehr warscheinlicher Vermutung noch bis auf diesen Tag in dem Namen der blinden Hessen fort[28].

Diejenigen Gedichte, welche lediglich dem Artuskreiße, ohne Einmischung der Gralsage angehören, habe ich schon früher namhaft gemacht; unsere Beachtung wird hier zunächst das Gedicht Tristan und Isolt von Gottfried von Straßburg auf sich ziehen.

Es gibt auf dem ganzen Gebiete unserer Literatur kein zweites Beispiel eines so schneidenden Gegensatzes zwischen zwei gleichzeitigen großen Dichtern, als zwischen Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg; eines Gegensatzes, welcher Stoff und Form, Gesinnung und Sprache, Tendenz und Ausführung in einem Grade beherscht, daß man kaum glaubt, gleichzeitige Dichter vor sich zu haben.

Gehen wir zunächst auf den Stoff ein. Beide haben das mit einander gemein, daß sie eine britische Erzälung durch französische Vermittelung für ihre Zwecke bearbeiten; nun sahen wir schon früher, daß diese britischen Erzälungen sich durch Zusammenhanglosigkeit der zwecklos und zallos aufeinander getürmten Abenteuer auszeichnen; aber es haben diese Erzälungen des Keltenstammes, wenigstens zum großen Theil, noch eine andere weit schlimmere Seite. Es ist dieß die nicht wenigen dieser Erzälungen eigene Bewustlosigkeit in Beziehung auf alles das, was man Zucht und Sitte, Treue und Ehre, Scham und Keuschheit nennen mag. Göttliche und menschliche Gesetze, göttliche und menschliche Rechte werden mit Füßen getreten, als müße das so sein, und oft mit einer Unbefangenheit — doch nein mit einer hartstirnigen Frechheit und einer nackten Schamlosigkeit, welche oft in Erstaunen setzt, öfter mit Widerwillen, ja mit Ekel erfüllt. Man kann zugeben, daß manches dieser Dinge auf Rechnung der französischen Bearbeiter, und der damals schon in hoher Blüte stehenden französischen Leichtfertigkeit, Frivolität und Lüsternheit komme; die Grundzüge dieser schamlosen Unsittlichkeit liegen bereits in den britischen Erzälungen selbst, und wir werden uns schwerlich teuschen, wenn wir hierbei in Anschlag

bringen, daß sie von einem absterbenden, das Bewußtsein von sich selbst, also auch das Bewußtsein der ewigen Maße und Schranken des menschlichen Lebens verlierenden Volksstamme herrühren.

Und einen dieser Stoffe hat nun Gottfried von Straßburg ergriffen; die schmählichste Verhöhnung der Gattentreue, so schmählich, wie sie der Sache nach nur in irgend einer der frivolsten Schilderungen der französischen Neuzeit vorkommen kann, ist der Gegenstand des Gedichtes Tristan und Isolt. Und eben so wie Wolfram seinen Stoffen einen Gedanken, einen Geist eingehaucht hat, den die Originale nicht besaßen, so hat auch Gottfried seinem Stoffe Gedanken und Gefühle, wenn man will: einen Geist eingegoßen, welchen das dumpfe britische Ingenium nicht oder nicht mehr zu erzeugen vermochte; er hat aus der rohen Farbenmasse, welche ihm der brittische oder französische Dichter überlieferte, ein psychologisches Gemälde geschaffen, welches an Warheit, ja an Tiefe fast alles übertrifft, was in gleicher Weise jemals gedichtet worden ist; aber welche Psyche schildert er! welchen Geist haucht er dem Stoffe ein! Es ist die irdische Liebe, die lodernde, den Menschen in seinen innersten und besten Elementen aufzehrende und sich selbst als einzigen Lebensinhalt darstellende Liebesglut, die er mit unübertrefflich wahren Zügen schildert; es ist, wie er selbst sagt, der Minne Ziel — die Darstellung des Reizes und des vollen Genußes der irdischen Liebe, die nichts achtet, nichts hört noch sieht noch will, als sich selbst — das Ziel und die Aufgabe seiner Dichtung. Das völlige Aufgehen der weiblichen Seele in diesem Liebesbrand, ihr Hinschmelzen und Zerfließen in trunkener Selbstvergeßenheit, die nur noch so viel, als dieß desto beßer, weiß, wie sie den unheilvollen Brand zu schüren und zu unterhalten hat, und die Bezauberung der männlichen Seele, ihre Erschlaffung und endliche völlige Entkräftung, so daß sie zuletzt nicht einmal die Treue für die Geliebte, sondern nur für den eigenen, feineren und gröberen, Liebesgenuß zu bewahren im Stande ist — alles dieß ist vielleicht niemals wahrer, treffender, aber auch niemals heiterer, naiver, unbefangener, einschmeichelnder dargestellt worden, als von Gottfried von Straßburg. Denn es ist keineswegs etwa

ein dunkles, den gewaltigen Kampf der Leidenschaft, den tödtlichen Streit zwischen Liebe und Pflicht in ergreifenden, schauerlichen Zügen schilderndes Gemälde, kein Bild der Zerrißenheit und gewaltsamen Seelenzerstörung, welches er vor uns aufrollt — es ist ein Bild des vollen, lockenden, ja üppigen Genußes; es ist ein süßes, sorgloses, um Gott und Welt unbekümmertes Behagen, in welches er uns einhüllt, und in dem er uns, gleichsam in einer lauen Badeflut, süß und wonnig schwimmen läßt.

Denn in welcher Sprache, in welcher Form ist dieser Stoff nun dargestellt! Hier finden wir nichts von dem strengen, ernsten oft dunkeln Gedankengange Wolframs; hier sind die Worte, die Zeilen, die Perioden gleichsam flüßiges Gold, klar und glänzend — glatt und leicht vorüberströmend. Hier finden wir nichts von den in andern ähnlichen Gedichten uns oft belästigenden Stoffen, von den Massen von Rittern und Ritterspielen, denen wir selbst bei Wolfram nicht aus dem Wege gehen konnten — hier sind es die Liebenden ganz allein, welche uns beschäftigen, feßeln, hinnehmen: heitere Bilder, lachende Schilderungen, gleichsam ein heller grüner Mai des Lebens begleitet uns bei jedem Schritte, und wo von einer Stufe der Geschichtserzälung zu der andern übergegangen werden soll, da finden wir die anmutigsten, oft in den zierlichsten Scherz gekleideten Betrachtungen, auf denen uns der Dichter gleichsam auf klaren Wellen schaukelnd überfährt an das andere Ufer seiner Erzälung. So flicht er, bei der Stelle, wo er erzält, daß endlich dem betrogenen Gatten Marke die Augen aufgegangen seien, und er der ungetreuen Isolde künftig beßer zu hüten beschloßen, aber ihre Schönheit ihn dennoch blind gemacht habe, und Isolde auch der strengen Hut zu spotten verstanden, und zwar nur um so beßer verstanden, je strenger die Hut wurde — eine Betrachtung ein über die bei der Minne übel angewandte Hut, in welcher er an den spitzigsten Tadel das zarteste Lob der Frauen auf die geschickteste Weise anknüpft*).

---

*) Swaz in dem herzen alle zit
versigelet und beslozzen lit,
deist müelich ze verberne:
man üebet daz vil gerne,

Man sieht schon aus dieser hier ausgehobenen Stelle, die nur eine der am Verständnis leichtesten, nicht der bezeichnendsten ist,

---

daz die gedanke anget.
daz ouge daz hanget
vil gerne an sîner weide.
herze und ouge beide
diu weident vil oft an der vart,
an der ir beider vröude ie wart;
und swer in daz spil leiden wil,
weiz got der liebet in daz spil.
sô mans ie harter dannen nimt,
sô sie des spils ie mê gezimt
und sos ie harter klebent an.
alsam tet Isôt und Tristan.
— — — — —
diz muoz man ouch an huote haben,
diu huote vuoret unde birt,
dâ man si vuorende wirt,
niwan den hagen und den dorn;
daz ist der anegênde zorn,
der lob und êre sêret
und manic wîb entêret,
diu vil gerne êre haete,
ob man ir rehte taete.
als man ir danne unrehte tuot,
sô swâret ir êr und ir muot.
sus verkêret si diu huote
an êren und an muote.
und doch swar manz getrîbe,
huote ist verlorn an wîbe,
dar umbe daz dehein man
der übelen niht gehüeten kan.
der guoten darf man hüeten niht,
si hüetet selbe, als man giht;
und swer ir hüetet über daz,
entriuwen, der ist ir gehaz,
der wil daz wîp verkêren
an lîbe und an den êren
und waetliche also sêre,
daz si sich niemer mêre
so wider verrihte an ir site,
irn hafte iemer etswaz mite
des, daz der hagen hât getragen,
wand iesâ sô der sûre hagen
in also süezem grunde
gewurzet zeiner stunde,
man wüestet in unsanfter dâ,
danne in der dürre und anderswâ.
— — — — —
swie dicke mans beginne,
dem wîbe mag ir minne
niemen ûz ertwingen
mit übellichen dingen;
man leschet minne wol dermite.
huote ist ein übel minnen site:
si quicket schädelichen zorn.
daz wîb ist gar der mite verlorn.
Der ouch verbieten möchte lân
ich waene ez waere wol getân:
daz birt an wîben manegen spot.
man tuot der manegez durch verbot,
daz man ez gar verbaere,
ob ez unverboten waere.
der selbe distel und der dorn,
weiz got der ist in an geborn:
die vrouwen, die der arte sint,
die sint ir muoter Even kint;
diu brach daz êrste verbot:
ir erloubete unser herre got
obez und bluomen unde gras,
swaz in dem paradîse was,
daz si dâ mite taete

daß der Ton und Gang der Erzählung nahe an die Lyrik streift, und noch deutlicher wird dieß dadurch, daß Gottfried an verschiedenen Punkten seine Betrachtungen absichtlich in die lyrische Form vier gleichgereimter Zeilen überführt und dieselben auf diese Weise abschließt. Es ist der Ton der Minnepoesie, welcher sich dießmal in all seiner blühenden Fülle, in seiner heitern, unbesorgten, tändelnden Behaglichkeit, in all seinem Reiz und seiner Zierlichkeit in das Gewand der Erzälung geworfen hat.

Leicht wird es auch aus dieser unvollkommenen Schilderung, die sich, wie begreiflich, alles Eingehens auf den Stoff zu enthalten hatte, einleuchten, daß ein Dichter, wie Gottfried, in allen Punkten den entschiedensten Gegensatz zu Wolfram bilden muß; Gottfried selbst ist der früherhin angeführte Dichter, welcher Wolfram als einen „Finder fremder wilder Märe“ tadelnd bezeichnet; einem Weltkinde in so eminentem Sinne, wie Gottfried, mußte der strenge, fast heilige Ernst, die stolze Würde der Gedanken und die Erhabenheit eines himmlischen Zieles, wie wir dieß bei Wolfram

---

swie sô si willen haete,
wan einez, daz er ir verbôt
an ir leben und an ir tôt
(die phaffen sagent uns maere
daz ez diu vîge waere),
daz brach si unt brach gotes gebot
und verlôs sich selben unde got.
ez ist ouch noch mîn vester wân,
Eve enhaete ez nie getân,
und enwaerez ir verboten nie.

— — — — —

Sus sint si alle Even kint,
diu nâch der Even gêvet sint.
hî, der verbieten kunde,
waz man der Even vunde
noch hiutes tages, durch verbot
sich selben liezen unde got;
und sît in daz von arte kumt
und ez diu nâtiure an in vrumt,
diu sich es danne enthaben kan,
dâ lît vil lobes und êren an.
wan swelch wîp tugendet wider ir art,
diu gerne wider ir art bewart
ir lob ir êre unde ir lîp,
diu ist niwan mit namen ein wîp
und ist ein man mit muote;
der sol man ouch ze guote
ze lobe unde zêren
alle ir sache kêren.
swâ sô daz wîp ir wîpheit
unde ir herze von ir leit
und herzet sich mit manne,
dâ honeget diu tanne,
dâ balsamet der scherlinc;
der nezzelen ursprinc
der rôset ob der erden.

finden, unbequem, ja unerträglich sein. Er schwimmt in vollem Zuge mit der Welt, ja der Welt voraus, als ihr Führer zu Gelüst und Genuß — während Wolfram sich dem Strom des Weltlaufs entgegenstemmt und die starke fast drohende Stimme eines Lehrmeisters, ja eines Propheten in das Weltgewühl hinein schleudert. Ja wir gehen wol schwerlich irre, wenn wir die Ansicht geltend machen, es habe eben der Unwille, sich belehrt und geistlich unterwiesen zu sehen — was niemand gern thut — die Funken aus Gottfrieds Dichtertalente geschlagen, die er in Tristan und Isolt zur lodernden, glühenden Flamme anfachte. Geschieht es doch überall, daß da wo große Geister mit Ernst und Nachdruck auf das Höhere und Ewige hinweisen, Misfallen und Widerspruch um so stärker rege werden, je imposanter die Mahnung an das Ohr der Menge schlägt; geschieht es doch überall, daß, wo geistige Ziele gesteckt und verfolgt werden, die Welt sich sofort auch weltliche, irdische Ziele steckt, und daß sie eben die Mittel, welche die Vertreter der höheren Interessen in Bewegung setzen, für ihre Zwecke anwendet, nur noch geschickter, noch ansprechender, noch erfolgreicher. So ist denn auch aus der Mitte der Poesie des, von dem Christentume erfüllten und durchdrungenen, dreizehnten Jarhunderts der Gegensatz, wenn nicht zum christlichen Glauben, doch zum christlichen Leben hervorgewachsen: in Gottfrieds Tristan; die poetische Erregung, die dichterische Fähigkeit hat Gottfried aus der christlich erregten Atmosphäre seiner Zeit geschöpft, geschöpft wie kaum irgend ein Anderer; von dem Geiste, der diese Erregung geschaffen, der die Atmosphäre erzeugt hatte, wandte er sich willkürlich ab, und ist, theils zwar ein Mitgenoße der damals schon, wenn auch weniger in Deutschland als in Frankreich und Italien zalreichen Genußmenschen, theils aber und hauptsächlich als ein Vorbote der immer mehr dem bloß weltlichen Streben, dem physischen Wolsein, dem materiellen Gewinn und Besitz zugeneigten, zuletzt in tiefe Rohheit und fast thierischen Genuß versinkenden, aus Mundbekennern und Thatläugnern der christlichen Warheit bestehenden europäischen Menschheit des 14. und 15. Jarhunderts zu betrachten.

Gottfried hinterließ sein Werk unvollendet; ob er demselben vielleicht, hätte er es zu Ende geführt, nicht dennoch eine andere, das menschliche und christliche Lebensgefühl mehr befriedigende Wendung gegeben, etwa, wozu gute Veranlaßung vorlag, den unheilvollen Untergang des Ritter- und Heldensinnes in trägem Liebesgenuß geschildert haben würde, wie von den Bewunderern Gottfrieds in neuerer Zeit, seine sittliche Ehre zu retten, behauptet worden ist, wage ich nicht zu behaupten; die ganze Anlage des Gedichts scheint mir keine andere sein zu können, als die ich vorher zu schildern versuchte; der Tod Tristans und Isolden, aus deren Gräbern eine Rebe und ein Rosenstock hervorwuchsen (denn dieß ist der Ausgang der Begebenheit), würde nicht beßer versöhnt haben, als der Tod der Helden in den Wahlverwandschaften. — Gottfried fand zwei Fortsetzer seines Tristan: Ulrich von Türheim, der nur kurz zum Abschlusse drängt, und Heinrich von Freiberg, der sich einigermaßen von dem Talente Gottfrieds inspiriert zeigt; das Vorbild wird von Heinrichs wenn schon gewandter und zierlicher Darstellung bei weitem nicht erreicht[29].

Die Sage von Tristan und Isolt ist übrigens nicht allein, nicht einmal zuerst, von Gottfried bearbeitet worden; eine, wie es scheint fast nur übersetzende Bearbeitung derselben fällt bereits in das 12. Jarhundert, und zwar noch in die Vorbereitungsperiode unserer Blütezeit, sie hat einen Eilhart von Oberg zum Verfaßer, und diese, nicht mit dem Glanze des Gottfriedischen Talents ausgeschmückte, einfachere und derbere Erzälung ist nachher vielfach variiert, bearbeitet, in Prosa verwandelt und zu einem bis weit in das 16. Jarhundert vielgelesenen Buche geworden[30]; auch neuere Dichter haben sich, angezogen von dem herrlichen Schmelz der Sprache und der ganzen Darstellung Gottfrieds, zu Bearbeitungen dieser, übrigens auch fast in allen Sprachen Europas vorhandenen, Erzälung von Tristan und Isolt bestimmen laßen; der letzte unter ihnen war Karl Immermann*).

---

*) Jetzt: H. Kurtz.

Unter den Dichtern des angehenden 13. Jarhunderts hat kaum einer bei seinen Zeitgenoßen und bei den nächsten Generationen so ausschließlich und vorzugsweise als Muster gegolten, als Gottfried; eine große Anzahl von Minnedichtungen sind der Erinnerung an ihn und des Lobes seiner Dichtergaben voll; mehrere der spätern Kunstepos-Dichter bildeten sich ganz eigens nach ihm und bezeichnen ihn ausdrücklich als ihren Meister, wie z. B. Rudolf von Ems.

Die übrigen Gedichte, welche Sagen aus dem Artuskreiße behandeln, bilden den Werken Wolframs und Gottfrieds gegenüber eine eigene Klasse, wenn sie auch unter sich ihrem Werte nach ungemein verschieden sind: einen belebenden Gedanken, der das ganze Werk über das Original hinaushöbe und dasselbe zu einer wahren eigentümlichen Schöpfung machte, wie dies jene Dichter in den beiden entgegengesetzten Punkten, zur äußersten Rechten Wolfram, zur äußersten Linken Gottfried, gethan haben, suchen wir fortan umsonst: der Stoff bleibt in den deutschen Gedichten, wie er durch die britisch-französischen Werke überliefert ist, und es zeigt sich nur ein größeres oder geringeres Talent der deutschen Dichter in der Behandlung dieses Stoffes: in der Wegschneidung der überflüßigen wuchernden Auswüchse, in der leichten und zwanglosen Verbindung der oft planlos aneinander gereihten Abenteuer der britischen Sage, in der zierlichen, belebten, dem Stoffe sich genau anschmiegenden Erzälung, endlich in dem den oft sehr fremdartig aussehenden Gestalten geschickt übergeworfenen deutschen Gewande.

Am vollendetsten finden wir alle diese Vorzüge vereinigt in den Gedichten Hartmanns von der Aue, von dem wir zwei Artussagen bearbeitet haben: Erec und Iwein. Den Erec, oder, Erec und Enite, dichtete Hartmann noch in früherer Zeit, in seiner Jugend, am Ende der achtziger Jahre des 12. Jarhunderts; in diesem Gedichte ist noch der unmittelbare Einfluß der britischen Abenteuersucht merkbar genug, und die Starrheit jener keltischen Erzälungen nicht völlig überwunden[31]; zu dem vollen Glanze entfaltet Hartmann sein bewunderswürdiges Erzälertalent erst im Iwein, dem Ritter mit dem Löwen, welchen er etwa zehn Jahre

später, wenigstens vor dem Jahre 1204 dichtete. Hier finden wir nun die besonnenste, sauberste, gewandteste Darstellung, einen freien, leichten und natürlichen Vortrag, welcher sich dem Stoffe — der ernsten Rede, der Drohung, wie dem leichten Scherze und dem eiligen Dahinlaufen des alltäglichen Gespräches — mit eben so viel Genauigkeit als Feinheit und Würde anschmiegt. Diese Eigenschaften der Erzälung fesseln uns in einem solchen Grade, daß wir, wenn uns auch der Stoff weniger Theilname einflößt, ja gleichgültig läßt, bloß um der Darstellung willen mit steigendem Interesse des Dichters Worte verfolgen, und mit voller Befriedigung von ihm scheiden. Eine durchgreifende Idee finden wir freilich, wie schon bemerkt, in diesem Gedichte nicht, denn den gutgemeinten, treuherzigen Gedanken, den der Dichter wie an den Anfang so an den Schluß seines Gedichtes setzt: **Swer an rehte güete wendet sin gemüete dem volget saelde unde êre** werden wir den Gedanken Gottfrieds oder gar den erhabenen Ideen Wolframs nicht gleichstellen wollen; es sind die Gedanken eines wolgesinnten biederen Mannes, der von der Bildung seiner Zeit sich vor allem Billigkeit, Mäßigung, Milde und Züchtigkeit angeeignet hat, und diese Tugenden der Gesellschaft auch an seinem Helden darzustellen, hervorzuheben und zu verherrlichen sucht; Hartmanns Iwein ist der Abdruck der feinen Gesellschaftswelt seiner Zeit, dem großen Publicum vollkommen gerecht, welches für Wolframs Parcival nicht stark, für Gottfrieds Tristan nicht weich genug war. Wie sehr aber die Fabel des Stücks durch die zierliche Darstellung gewonnen habe, können wir jetzt leicht vergleichen: es ist seit einigen Jahren durch Lady Guest, wie das wallisische Original zum Parcival, so auch zum Iwein unter dem Namen der Dame von der Quelle, nebst der französischen Bearbeitung des **Chevalier au Lion** von **Chretien** von **Troyes** herausgegeben und ersteres nach der englischen Uebersetzung der wallisischen Lady von San Marte ins Deutsche übersetzt worden. Auch das Original von Erec ist in demselben Buche der Lady Guest und in dessen Uebersetzung unter dem Originalnamen Geraint, der Sohn Erbins, herausgegeben worden. — Hartmanns Iwein war übrigens eins der ersten Producte unserer

wißenschaftlichen altdeutschen Philologie, und dient in der vortrefflichen Ausgabe von Lachmann und Benecke, welcher erläuternde Anmerkungen beigegeben sind und ein musterhaftes Wörterbuch Beneckes gefolgt ist, vorzugsweise zur Einführung in die Sprache und Poesie unseres Zeitraums[32].

Die übrigen Gedichte des Artuskreißes, Hartmanns Werken dadurch verwandt, daß sie keine neuen Gedanken, sondern nur den überlieferten Stoff darstellen, sind sämtlich zwar Nachahmungen Hartmanns, aber stufenweise schwächere und dürftigere; so ist Wigalois oder der Ritter mit dem Rade das Product eines jungen Dichters, des Ritters Wirnt von Grafenberg um 1212, welcher zumeist Hartmann, in einzelnen Stellen aber auch Gottfried nachahmt oder vielmehr copiert; auch sonst ist die Darstellung nicht mit sich selbst und nicht mit dem überlieferten Stoffe einig, die gleichmäßige, wolanschließende Ueberkleidung des Fremden mit deutschem Erzälergewande fehlt[33]; — noch schwächer sind die Abenteuer Lanzelots vom See, die ungefähr zu gleicher Zeit (nicht 1192) von Ulrich von Zazichoven bearbeitet wurden, in welchen nicht allein die Zusammenhanglosigkeit, sondern auch der Schmutz der britischen Sage unverhüllt zu Tage liegt[34], so wie die zusammengefaßten Geschichten von Artus und seiner Tafelrunde, welche um 1220 Heinrich von dem Türlin unter dem Titel der Aventiure Krone bearbeitet[35]; unter die schwächsten gehören Wigamur, oder der Ritter mit dem Adler[36] und Gabriel von Muntavel, oder der Ritter mit dem Bock[37], beide in der Mitte oder in der zweiten Hälfte des 13. Jarhunderts gedichtet.

Wir sehen also, wollen wir uns den chronologischen Zusammenhang dieser Gedichte noch einmal vergegenwärtigen, im Anfange eine treue, dürftige aber derbe Nachbildung der wallisischen Originale, in welcher sich noch keine bedeutende Kunst zeigt: in Eilharts von Oberg Tristan; darauf folgt die zierliche, aber noch zu keinem eigenen Gedanken sich erhebende Dichtung Hartmanns im Erec und Iwein; auf dieser Grundlage erstehen die ideenreichen, und die Originale mit eigentümlichen Geiste umgestaltenden Dichtungen Wolframs und Gottfrieds. Mit diesen ist der Gipfelpunkt erstiegen;

die nun folgenden Dichter können nicht mehr erreichen, als schon erreicht ist, und ihr Talent verbietet ihnen, zu Wolfram oder Gottfried sich zu erheben; also greifen sie entweder zurück zu der unumwundenen Darstellung der Originale, wie Ulrich von Zazichoven sich wieder der Darstellung Eilharts nähert, oder sie halten sich an den leichter nachzuahmenden Hartmann, wie Wirnt von Gravenberg, Heinrich von dem Türlin und die Verfaßer von Wigamur und Gabriel — als Urheber des letzten Gedichts wird uns ein Meister Kunhart von Stoffel genannt — und so ist denn das geistlose Nachahmen, am Ende das Reimen, der Ausgang und das Ende dieses Zweiges der Poesie, der seiner Natur nach nur durch großartige, dem Stoffe weit überlegene Ingenien, durch hervorragende Dichter-Individualitäten, nicht durch seine eigene Kraft und Güte grünen und zur Blüte gedeihen konnte.

In der gebildeten Welt der folgenden Jarhunderte hat sich übrigens diese Artuspoesie lange in bevorzugter Stellung und nicht gewöhnlicher Gunst erhalten, ja, wie es zu geschehen pflegt, oft ist das Dürftigste, wenigstens Mittelmäßigste gerade dasjenige gewesen, was man am liebsten las und woran man am längsten festhielt; ein Zeugnis der großen Verehrung gegen diese Herren von der Tafelrunde legt der fast seltsame Umstand ab, daß noch im 16. Jarhundert die Kinder süddeutscher Rittergeschlechter in der Taufe die Namen Parcival, Wigamur, Wigalois erhielten, wie vor noch nicht langer Zeit es unter uns von Taufnamen wimmelte, welche aus Romanen und Opern entlehnt waren, und wie sogar die „Arthur" bis heute noch vorhanden sind, zum Zeugnis für das fast unvertilgbare Leben solcher, wenn auch fremder, doch in günstiger Zeit zu uns übergeführter Sagen.

Diejenige Gruppe von Gedichten, welche fremde Stoffe behandeln — die vierte nach der Aufzälung, welche ich früher (S. 144—145) zu geben mir gestattete — mit welcher wir uns nunmehr, wenn gleich noch übersichtlicher als mit der Gruppe der

Gral= und Artusdichtungen zu beschäftigen haben werden, ist um die antiken Sagen und Gedichte, um die Geschichte des trojanischen Kriegs, die Erzälung von Aeneas und die Sage von Alexander dem Großen vereinigt.

Alle diese Gedichte, die sich in langer Reihe aus den siebziger Jahren des 12. Jarhunderts bis an das Ende des 13., ja bis über die Grenze unserer Periode hinaus erstrecken, haben unter sich sowohl als mit den bisher berührten Gedichten aus dem Gral= und Artuskreiße das gemein, daß sie nicht die alte Welt, die Troerkämpfe, die Farten des Aeneas, die Züge des Welteroberers von Macedonien uns so schildern, wie die alten, griechischen oder römischen Sagen und Poesieen, wie Homer und Virgil sie uns darstellen, oder wie die Geschichte sie uns überliefert, sondern daß sie dieselben durchaus in ein ganz deutsches Gewand kleiden; Hektor ist kein trojanischer Held, Achilles kein griechischer, Turnus kein italischer — sie handeln und reden wie deutsche Helden der ritterlichen Zeit, und eben so ist Alexander nichts weniger als der Alexander der Geschichte, vielmehr ein deutscher König mit deutschen Heeren. Zudem werden die Troer=Sagen, außer der Geschichte des Aeneas, welche jedoch auch erst durch einen welschen Kanal geflossen war, uns nicht nach ihrer poetischen Quelle, nicht nach Homer (der bis in das 15. Jarhundert im Occident völlig unbekannt war) sondern nach viel spätern, trüben Quellen (nach Dares und Dictys), Alexander nach der theils auf orientalischen, persischen und jüdischen, theils auf christlichen Elementen beruhenden Sage, nicht nach der, nur einige unzusammenhängende Fäden hergebenden Geschichte geschildert. Es kann nicht fehlen, daß die Poesieen in dieser Form auf den ersten Blick einen überraschenden und wunderlichen Eindruck auf uns machen, die wir, zumal durch die neuere Poesie, gewöhnt worden sind, die Objectivität der Darstellung als ihren ersten Vorzug zu betrachten, und schon Schillers Wallenstein vielfach, mitunter nicht mit Unrecht, tadeln, weil uns hier nicht die Anschauungen und überhaupt nicht die Weltansicht und die Cultur des 17. Jarhunderts und des dreißigjährigen Kriegs,

sondern die Typen des 18. Jarhunderts entgegentreten. — Wirklich brauchten wir in den Gedichten, von denen wir jetzt zu handeln haben, fast überall statt Aeneas, Turnus, Lavinia und so weiter nur beliebige deutsche Namen zu setzen, um ein deutsches Rittergedicht vor uns zu haben — im Wesen unterscheiden sie sich von Iwein und Wigalois, von Gawain und Erec durch gar nichts. Allein der deutsche Geist war damals stark genug, um sich durch nichts Fremdes aus seiner Bahn werfen zu laßen, und seine Eigentümlichkeit mit Beharrlichkeit, mit Strenge, ja wenn man will mit einer gewissen Starrheit oder Hartnäckigkeit gegen alles Fremde zu behaupten. Er verschloß sich nicht gegen das Ausländische, woher dasselbe immer kommen mochte, aber er machte an dasselbe den Anspruch, daß dasselbe sich nach ihm, dem deutschen Geiste richte und sich ihm unbedingt unterordne; an ein Sichhingeben und Aufopfern dem Fremden gegenüber war in dieser Zeit der deutschen Weltherschaft weder in der Politik noch in der Poesie zu denken. Noch war das deutsche Volk ein Volk von Ueberwindern, und diese Eigenschaft machte es auch auf dem geistigen Gebiete, auf dem Felde der Poesie mit vollem Nachdrucke geltend. Indes eine Disharmonie bleibt einmal übrig, wie zwischen dem Besiegten und dem Sieger, wie sie zwischen dem unterjochenden und unterjochten Volke im Leben der Nationen immer übrig bleibt, und es kommt nur darauf an, ob der Sieger für das was er untertrat und vertilgte durch den Reichtum seines Lebens, den er auf den Besiegten übergehen läßt, demselben wenigstens einigen Ersatz für das Verlorene gewähre. Dieß wäre in unserm Falle nur dadurch möglich, daß die Darstellung, die doch nun einmal deutsch sein soll, nun auch so rein deutsch, so fest und gediegen wie der deutsche Volksgesang, oder so glatt, zierlich und einschmeichelnd ausfiele, wie die höfische Poesie in ihren besten Erscheinungen. In manchen dieser Transfigurationen antiker Sagen und Gedichte ist dieß wirklich der Fall; andere tragen dagegen den Charakter der Travestieen, und dürfen hier nur eben mit ihren Namen aufgeführt werden.

Ohne Frage das beste dieser Werke ist eine Bearbeitung der Sage von Alexander dem Großen, die noch in die Vor-

bereitungszeit der Blüteperiode, etwa in die siebziger Jahre des 12. Jarhunderts fällt, und, wie das Rolandslied, einen abermaligen Beweis für die früher gemachte Bemerkung liefert, daß nicht alle in dieser Vorbereitungszeit angeschlagenen Dichtungsklänge in derselben Fülle und Stärke, oder gar in noch größerer Vollkommenheit als im 12., im 13. weiterklingen und austönen. Mehrfach ist im 13. Jarhundert und noch später die Sage von Alexander bearbeitet worden, wie von Ulrich von Eschenbach (zwar einem Namensverwandten, aber keinem Geschlechts- noch viel weniger einem Geistesverwandten Wolframs von Eschenbach)[38] und Rudolf von Ems[39], späterer Bearbeiter zu geschweigen, aber sie alle reichen bei Weitem nicht an die kernige, volksmäßige, frische Darstellung, wie wir sie aus dem 12. Jarhundert unter dem Namen eines Pfaffen Lamprecht besitzen. Vielleicht ist dieser Name, der uns im Anfange des Gedichts genannt wird, nicht einmal der Name des deutschen, sondern der des französischen Bearbeiters, clerc Lambert, von dem ein Alexanderleben aus dem 12. Jarhundert vorhanden war oder noch ist; in diesem Falle wißen wir den Namen des deutschen Dichters nicht, daß er aber, wie der clerc Lambert, ein Geistlicher war, zeigt der Inhalt nnd besonders der Schluß des Gedichtes.

Vielfach war, wie ich schon vorher andeutete, die Sage von Alexander, dem gewaltigen Welteroberer, der zuerst dem Occident den Orient aufschloß, und in weltlicher Weise dem Christentume die Bahn gebrochen hat wie kein anderer, schon auf- und abgegangen im Orient und Occident; wir wißen, daß persische Sagen als ein Nachhall seiner zerstörenden Fußtritte in dem Lande das sie zertreten hatten, umliefen, und auch der Occident hatte sich frühzeitig durch erdichtete Erzälungen seiner Thaten und Züge bei diesen Sagen beteiligt: ist doch die bekannte Geschichte Alexanders von Curtius Rufus nicht viel mehr als ein Roman. Aber erst das Mittelalter, welches in seiner Völkerwanderung und noch mehr später, in seinen Kreuzzügen ähnliche Erscheinungen in sich trug, wie die Zeit Alexanders, bildete die Sage in seiner Weise, als eine Fülle von Wundern aus: was die Kreuzfahrer im Orient

entdeckt, was sie vernommen, was sie geahnt, wovon ihre Phantasie sich erfüllt: Länder der Zauber und der Märchen, Heerfarten voll der ungeheuersten Ereignisse, ja das irdische Paradies selbst und dessen Wiedergewinnung — das alles wurde zumal von Italienern und Franzosen auf Alexander den Großen übertragen, in welchem die Kreuzfahrer sich gewissermaßen selbst wiederfanden, und von dort, aus Italien und Frankreich, nach Deutschland übergeführt. Namentlich muß ein Werk, welches bis jetzt noch nicht wieder genau bekannt geworden ist, eine Dichtung eines gewissen **Aubry von Besançon**, oder wie er zu deutsch hieß, **Alberich von Bisenzûn**, die zahlreichen Sagenquellen in sich zusammen geleitet haben; auf dieses Original berufen sich deutsche und französische Dichter der Alexandersage in gleicher Weise; auf dieses, als einen welschen Quell, beruft sich auch unser deutscher Dichter des 12. Jarhunderts.

Dieses Gedicht hat nun im Ganzen, wie begreiflich, die Form der Dichtungen seiner Zeit: es ist in mittelniederdeutscher, doch mehr als andere, hochdeutsch gefärbter Sprache in unvollkommen gereimten Reimpaaren geschrieben; der Stil hat noch geringe Beweglichkeit, die Ausführung gröstenteils etwas Strenges, Herbes, fast Abgebrochenes, oft sogar Trockenes; doch nähert es sich mit mehreren dieser Züge dem alten volksmäßigen deutschen Heldengesang, und wirklich ist es reich an Darstellungen, welche unmittelbar aus der Natur des deutschen Volksepos gefloßen sind, so daß man hin und wieder sogar an den Klang der längst verschollenen Alliterationspoesie im Hildebrandsliede oder Beovulf erinnert wird, Züge, die unserm deutschen Dichter das welsche Original nicht geliehen haben kann, die vielmehr sein eigenes Verdienst sind. So wird gleich Eingangs von Alexander erzält, er habe schon in seinen ersten Lebenstagen seine Kraft und Kühnheit gezeigt „und wenn ihm etwas übel wider seinen Sinn fuhr, so sah er, wie der Wolf thut, wenn er über seinem Raube steht", und in einem der Kämpfe mit den Persern „ficht Alexander mit grimmigem Mut, wie der zornige Bär thut, wenn ihn die Hunde bestehen; die er mit den Klauen mag fangen, an denen rächet er seinen Zorn". Ueberhaupt tragen die zalreichen Kämpfe und Schlachten, welche

zu schildern reichliche Gelegenheit dargeboten war, denselben Typus alter volksmäßiger Heldendichtung: Alexander ficht mit Porus im Einwig (Einzelkampf): da zucken die Herren ihre Sachse (Schwerter), da springen sie zusammen, da klingen die Schwerter, da hauen sie wie Waldeber gegeneinander: Neid (Kampfgier, noch im alten, nicht im jetzigen Sinne) ist unter ihnen, groß ist der Stahle Schall; das Feuer blitzt aus den Schildrändern überall; und wieder und wieder springen sie zum Beile (Kampfangriff) gegen einander, und die Schwertecken (Schneide und Spitze) fallen grimmig auf Harnisch, Helm und Kriegsgewand; — dann erst beginnt der Volkwig (das Handgemeinwerden der Massen) und da werden die grünen Wiesen rot, und die Furchen füllen sich mit dem alroten Blut, und über das Feld hinab fließt der Blutstrom in die Tiefe. — Aber auch die andere Seite der Alexandersage — die Schilderung der Wunder, zu denen Alexander gelangt, und die er in einem angeblichen Briefe an Aristoteles schildert (ein literarisches Product, welches im Mittelalter fast in allen europäischen Sprachen existierte) — ist in diesem Gedichte mit großem Glück, durchaus einfach und volksmäßig, und eben darum mit einem Reize behandelt, welcher späteren Schilderungen derselben Gegenstände in ihrer auf umständliche Ausmalung ausgehenden Kunstmäßigkeit mangelt. So kommt Alexander mit seinem Heere in einen dunklen Wald, dessen hohe Bäume ihre Aeste weithin strecken und ineinander verschlingen, also daß der Schein der Sonne nicht hindurchdringen kann; lautere und kühle Quellen rinnen von dem Walde hinab in das Thal. Süßer Vogelgesang durchtönt die Zweige und hallet in dem Waldesschatten wieder. Der Boden des Waldes aber ist überdeckt mit einer unabsehbaren Menge noch unaufgeschloßener Blumen von wunderbarer Größe: rosenfarb und schneeweiß sind sie, großen Kugeln gleich, noch fest ineinander gefaltet; da öffnen sie ihre duftenden Kelche, und aus all diesen aufgeschloßenen Wunderblumen gehen, rot wie das Morgenrot und weiß wie der lichte Tag, Mägdlein heraus von wunderbarer Schönheit, wie zwölfjährig anzusehen, und all die Tausende lieblicher Wesen erheben im Wettstreit mit den Wald-

vöglein süßen, tausendstimmigen Gesang, und schweben singend und lachend in zierlichen Reigen auf und ab in den kühlen Waldesschatten. Rot und weiß gekleidet wie die Blumen aus denen sie geboren sind, sind sie Kinder der grünen Schatten und der stillen Waldeinsamkeit: bescheint sie die Sonne mit glühendem Stral, so welken sie, die Blumenkinder, sofort dahin und sterben; aber es sind auch nur Sommerkinder, und ein längeres Leben ist ihnen nicht vergönnt, als den Blumen die der Mai in das Leben und der Herbst zum Tode ruft: die drei Monate des Sommers gehen hin, und „die Blumen all verdarben, die schönen Mägdlein starben, ihr Laub die Bäume ließen, die Brunnen all ihr Fließen, die Vögelein ihr Singen — die Freuden all zergiengen".

Aber es fehlt diesem, an kräftigen und lieblichen Schilderungen so reichen Gedichte auch nicht an ernsten und großen Gedanken: daß alles eitel sei, und die gröste Weltherrlichkeit untergehen müße, das habe, sagt unser Dichter, schon sein Vorgänger Alberich mit Salomons Gesinnung besungen und denselben Gedanken habe auch er. Alexander habe die Welt erobert, er habe allen Reichtum Indiens beseßen und alle Kunst der Welt erkannt — da sei er auch an das Paradies gekommen, um dieses wie ein weltliches Reich zu erobern; das aber laße sich nicht mit Gewalt gewinnen und nicht mit Gierigkeit, des Paradieses werde nur der Herr, der seiner Gierigkeit Herr geworden sei, und so habe der Eroberer der Welt umkehren müßen an des Paradieses Pforten, habe sich fortan der Mäßigung beflißen, Krieg und Gierheit gelaßen, des Rechtes gepflegt in seinem Reiche, und zuletzt sei ihm übrig geblieben „Erde sieben Schuhe lang wie dem allerärmsten Mann" [40].

Der Zug, daß Alexander das Paradies habe mit Gewalt erstreiten wollen, und daß er vor dem Paradiesesthor habe umkehren müßen, weil ihm Demut gefehlt, ist übrigens einer von denen, welcher in allen späteren Alexandersagen wiederkehrt, und hat sich selbst lange nachdem die Alexandersage, wie sie das frühe Mittelalter geschaffen hatte, aufgelöst und zerbröckelt worden war, im Gedächtnisse der Dichter und sogar des Volkes, bis in das 17. Jarhundert, wo alles gute Alte untergeht, erhalten.

Es ist zu bedauern, daß ein deutscher Literarhistoriker, welcher mit nur zu viel fremden Maßstäben und vorgefaßten Meinungen an sein Werk gegangen ist, so daß seine Unparteilichkeit und die Richtigkeit aller seiner Urtheile nicht geringem Bedenken unterliegt, Gervinus, dieses unser Gedicht auf übertriebene Weise gelobt und eben durch seine Maßlosigkeit von allen Seiten Widerspruch gegen seine feurigen Lobsprüche hervorgerufen hat: in der That ist es kaum gestattet, nach so ungemeßenen Lobeserhebungen auch noch loben zu wollen. Indes wird so viel unbestritten bleiben, daß Lamprechts Alexander und das Rolandslied die besten Producte der Poesie der Vorbereitungsperiode sind, und von den spätern Erzeugnissen auf demselben Gebiete bei weitem nicht mehr erreicht werden.

Als Bearbeitung der Aeneassage oder vielmehr der Aeneide des Virgil ist allein zu nennen der Vater der mittelhochdeutschen Poesie, Heinrich von Veldekin — wie die Form des Namens andeutet, ein Niederdeutscher, der zwischen den Jahren 1184 und 1188, in der bereits angegebenen Weise nach einem welschen Vorbilde — denn Virgils Original hat der Dichter wol nie zu Gesicht bekommen, würde es auch wol schwerlich haben lesen können — die römische Dichtung mit dem deutschen Gewande höfischer Poesie umkleidete, und durch dieses Werk den Ton der ritterlichen Kunstpoesie anschlug, welcher seitdem durch mehr als zwei Jarhunderte der ausschließlich herschende blieb, sich in Wolfram und Gottfried auf die höchste Stufe des Gedanken- und Gefühlsinhalts, und achtzig Jahre später durch Konrad von Würzburg auf die höchste Stufe eleganter Versbildung erhob, dann aber, nicht mehr gepflegt von edlen und gebildeten Geistern, ein Jarhundert lang sank und ein zweites in tiefer Verfinsterung und Rohheit darnieder lag, bis er im Zeitalter der Reformation auch in seinen letzten schwachen Nachklängen erlosch. — Auch Heinrich von Veldekin gehörte, wenigstens in seinen späteren Jahren, dem Sängerhofe der Thüringer Landgrafen auf der Wartburg an, und von diesem Mittelpunkte, dessen Kern und Herz wiederum er selbst war, breitete sich sowol der höfische Stil der Erzälung als auch

die Kunst der ritterlichen Lyrik in überraschender Schnelligkeit durch ganz Deutschland, vorzugsweise freilich, wie früher bereits bemerkt, das südliche Deutschland aus. Die Zierlichkeit des Stils, die Glätte und Ausführlichkeit der Darstellung, die Reinheit der Sprache, die Genauigkeit der Versmeßung, der sichere und regelrechte Wollaut der Reime ist — nicht eben die Erfindung Veldekins, wol aber sein Fund: was längst vorbereitet, zugerichtet, nur unerkannt bereits vorhanden war, das sprach er nur aus, dem gab er Bewußtsein und Haltung, ganz in ähnlicher Weise, wie wir es über vierhundert Jahre später bei Opitz, dem Vater der neuen Poesie wiederfinden werden; weder Veldekin noch Opitz waren große poetische Ingenien, schöpferische Naturen, beide waren Talente, geschickt, im rechten Momente das rechte Wort zu finden und auf geschickte Weise, allen verständlich und für alle eindringlich, auszusprechen, geltend zu machen, zum Wort des Tages zu erheben.

Ueber Veldekins Eneit darf ich nur ganz kurz sein: Gemütlichkeit und Naivetät, wenn ich das Wort noch brauchen darf, zeichnen sie aus; große Charaktere sucht man umsonst, umsonst sogar auch das wenige Feste, Kernhafte und Heldenmäßige, was Virgil seinem Aeneas noch gelaßen oder geliehen hat; volksmäßige Züge sind selten oder überhaupt kaum noch zu entdecken[41]. Als ein treffendes Beispiel der Naivetät der Erzälung mag statt aller weiteren Besprechung und Analyse das Gespräch zwischen Mutter und Tochter dienen, in welchem diese Belehrung über die Minne begehrt und empfängt, und durch welches die Minnepoesie unserer Periode eingeleitet und begründet wurde*).

*) Ob du sälicliche
unde wol wellest tuon
tohter, so minne Turnum.
„wo mite sal ich in minnen?"
mit dem herzen und den sinnen.
„sal ich im mîn herze geben?"
ja du. „Wie solt ich dan leben?"
du salt iz ime so geben niht.
„waz, oh iz niemer geschiht!"
und waz, ob iz nû iht tuot?
„wie kunde ich mînen muot
an einen man kêren?"
diu minne sal dichz lêren.
„muoter, durch got, waz ist minne?"
tohter, sie ist von aneginne
gewaldic uber die werlt al,

Noch kürzer darf ich über die Bearbeitungen des Trojanerkriegs hinweggehen. Wir haben deren eine nicht geringe Anzal,

---

und iemer mê wesen sal,
biz an den suontac,
daz ir nieman ne mac
nicheine wîse widerstân;
wanne sie ist so getân,
daz man sie hôret noch ensiht.
„muoter, der erkenne ich niht."
du salt sie wol erkennen doch.
„muget ir des erbeiten noch?"
ich beites gerne, ob ich mac.
lîhte gelebe ich noch den tac,
daz du ungebeten minnes;
swenne so du des beginnes,
dir wirt vil liebe dar zuo.
„ich enweiz, weder iz tuo."
du machs wesen vil gewis.
„so saget mir, waz minne is."
Do sprach diu kuninginne:
so getan ist diu minne,
daz iz rechte nieman
dem andern gewîsen kan,
dem sîn herze so stêt,
daz sie dar in niht engêt,
der so steinecliche lebet.
der ir aber reht entsebet,
und da sie zuo kêret,
vil wol si in daz lêret,
daz ime was ê unkunt.
si machet in schiere ungesunt,
iz sî man oder wîp;
si betruobet ime herze und lîp
und die sinne garwe,
sie salwet im die varwe
mit vil grôzer gewalt,
si machet in vil dicke kalt,
und dar nach schiere sô heiz,
daz er sîn selbe rat ne weiz.
sulche sint ir wâfen;
si benimet im daz slâfen,
ezzen unde trinken,
si lêret in gedenken
vil mislîche.
nieman ist so rîche
der sich ir muge erwern,
noch sîn herze von ir genern
noch enkan noch enmac.
nu ist daz vil manic tac,
daz ich dar abe nie so vil gesprach.
„ist dan minne ungemach?
nein, si ist doch nâ dâ bî.
„ich waene, daz si sterker sî
dan diu suht oder daz vieber."
ich waene, si waeren dir beide lieber,
wan man bekêrt nach dem sweize;
diu minne tuot kalt und heize
mêr dan der viertage rite;
wer so bestricket wirt da mite,
der muoz sichs alles genieten.
„so müeze si mir got verbieten."
tohter nein, si ist vil guot.
„waz meinet dan, daz sie so wê tuot?"
ir ungemach ist süeze.
„gebe, daz sie müeze
mich lange vermîden;
wie mohtih die not alle lîden?"
Diu muoter aber wider sprach:
niht envührte daz ungemach;
merke, wie ichz bescheide:
michel liep kumt von leide,
ruowe kumt von ungemache,

und eine andere vielleicht nicht geringere Zahl ist verloren gegangen, ein Verlust, den wir schwerlich allzusehr zu bedauern haben. Es mag genügen nur zwei derselben anzuführen. Der eine derselben, der sein liet von troje in den ersten Jahren des 13. Jarhunderts dichtete, ist ein Hesse, aus Fritzlar gebürtig, und hieß Herbort. Auch er erfreute sich der Gönnerschaft des Landgrafen Hermann

---

daz ist ein trôstlîche sache.
gemach kumt von arbeit
dicke zuo langer staetikeit;
von riuwen kumet wunne
und vrouden manegem kunne;
trûren machet hôen muot,
der angest machet daz stâte guot:
daz ist Venus der minne zeichen:
liehte varwe kumt von bleichen,
vorhte gibet guoten trôst,
mit dem dolne wirt man erlôst,
darben macht das herze rîche;
zuo diesem ubele ieglîche
hât diu minne sulche buoze.
si ist ab von êrste vil unsuoze.
ê diu senftikeit kume;
du kennest sie niht ze vrume,
sie suonet selbe den zorn.
„diu quale ist ê grôz dâ bevorn."
si tuot iz under stunden
daz sie heilet wol die wunden
âne salbe und âne tranc.
„diu arbeit ist ê vil lanc."
daz stêt an dem gelucke:
so man quelt ein stucke,
und mit arbeiten lebt,
und man das ungemach entsebt
von minnen, als ich dâ ê sprach,
und danne vroude und gemach
mit dem heile dar nâh kumt,
wie harte iz dan dem herzen vrumt
und trôstet wol den muot,
wan iz ime baz tuot
unde sanfter vierzic warf,
danne der iz niht bedarf:
des saltu von rehte jehen. — —
(Diu minne) gibt ihm unde teilet
daz liep nach dem leide.
daz soltu merken beide,
daz des von minne vil geschiht.
du enbist ouh so tumb niht,
so du dar zuo gebârest;
und ob du joch junger wârest
zweier jâre wan du bist,
du mohtest des wol sîn gewis,
du lernest iz niemer ze vruo,
du hâst ouch lîp genuoc dar zuo
gewachsen unde schône.
daz ich dirz iemer lône
mit lîbe und mit guote,
diz habe in dînem muote.
wan du muost doch minnen pflegen:
da von minne den kuonen degen
Turnum, der ist ein edel vurste
„ich enmac noch enturste."
war umbe? „durch die arebeit."
ja ist iz michel senftikeit.
„wie mochte daz senftikeit sin?"
gotweiz, liebe tohter mîn,
ich weiz, daz du minnen muost,
swie ungerne sô du iz tuost.

von Thüringen, der ihm zu dem welschen Original seiner Dichtung verholfen hatte. Sein Werk trägt noch sehr merkliche Spuren der alten, der Vorbereitungsperiode angehörigen, aber nunmehr in den höheren Dichterkreißen bereits längst, nur von ihm nicht überwundenen Starrheit, indes auch noch manche Spuren der Volksmäßigkeit an sich, welche die Kunstdichtung ersten Ranges, nicht überall zu ihrem Vorteil, dazumal schon völlig von sich abgeschliffen hatte. Sprache, Versbau und Reim sind nicht so rein, wie sie damals in den höfischen Kreißen längst gäng und gäbe waren, ja wol ausschließlich geduldet wurden; die Sprache namentlich trägt ein unverkennbares Gepräge des niederhessischen, zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch unsicher schwankenden Dialectes an sich [42].

Ganz anders ist dieß mit seinem späten Nachfolger Konrad von Würzburg. Dieser im Jahr 1287 zu Basel verstorbene Dichter bildet den End= und in gewisser Weise den Gipfelpunct unserer Periode. Die Eleganz der Sprache, der Wolklang der Verse, die blühende Fülle der Diction ist bei ihm, der sich augenscheinlich nach Gottfried von Straßburg gebildet hat, zu ihrer Vollendung gediehen; freilich müßen auch diese Eigenschaften, freilich zuweilen klingende Phrasen und tönende Reime, glänzende Bilder und schimmernde Gleichnisse den oft ziemlich fühlbaren Mangel an gediegenem Stoffe ersetzen. Wir werden ihm nachher noch ein und das andere Mal begegnen, da er nicht bloß seinen trojanischen Krieg, sein gröstes und zu einem fast ermüdenden Umfange gediehenes Werk gedichtet, sondern auch in der Erzälung und in der geistlichen Schilderung, deren sofort bei den Legenden Erwähnung geschehen muß, so wie in der Lyrik sich als kunstgerechten Meister bewährt hat. Der trojanische Krieg ist sein letztes, von ihm unvollendet gelaßenes Werk, aber keineswegs sein bestes; schon die ungemeine, den Parcival, der doch auch fast dreißigtausend kurze Reimzeilen hat, um mehr als das Doppelte übertreffende Länge desselben läßt uns erwarten, daß viel Gedehntes, Breites, Ueberflüßiges darin enthalten sein möge; das aber, wodurch dasselbe sich als den Endpunkt der Periode und den Uebergang zu der folgenden deutlich kennzeichnet, ist der Umstand, daß jetzt die

Schilderung und zwar, weil alle poetischen Mittel der Individuen, aus denen diese ganze Dichtungsgattung hervorgegangen war, längst verbraucht waren, die übertriebene, bald in das Gezierte und Ueberladene, bald in das Derbe, fast Gemeine fallende Schilderung vorwiegt[43]. Konrad von Würzburg ist der eigentliche Mittelpunkt der Epigonendichtung unserer Blütezeit, einer Dichtung, welche zwischen der höchsten Vollendung der Kunst und dem Verfalle derselben in der Mitte liegt, und im 13. Jarhundert zwischen die Jahre 1240 und 1300 fällt; noch hat diese aus der besten Zeit theils ererbte gute Stoffe oder wenigstens ein Gefühl für das was poetisch wirksam und brauchbar ist, theils eine noch fortwirkende Tradition edler Formen zu ihrer Disposition, ja es werden die Formen immer reiner, schärfer, kunstmäßiger, im einzelnen sogar wirklich vollendeter, wie eben bei Konrad, ausgebildet, so daß die Epigonenzeit oft geradezu als die Blüte der Formalpoesie — die Blüte der Versmeßung, des Reims, der saubern Diction, überhaupt der poetischen Technik — angesehen werden kann. Aber auf der andern Seite ist den Epigonen das starke Bewustsein der poetischen Schöpferkraft, es ist ihnen die Sicherheit, die feste und edle Haltung abhanden gekommen: neben dem Echten und Großen greifen sie auch nach dem Unechten und Kleinlichen; die alten poetischen Mittel, die in ihrem Ursprunge rein und edel, wahr und naturgemäß waren, sind verbraucht und abgenutzt; bedienen die einen der Epigonen sich fortwährend derselben, so erscheinen sie als Wortgeklingel, als leere Phrase und seelenlose Nachahmung; wenden sich andere von diesen alten poetischen Mitteln, als nun überlebt und abgethan, weg, so setzen sie sich in den Fall, nach stärkern und immer stärkern Reizmitteln greifen zu müßen, um die scheinbar verbrauchten nicht allein zu ersetzen, sondern auch zu überbieten; die Farben werden greller, die Schilderungen bunter, die Bezeichnungen schneidender, sogar derber; hatte die frühere, echte Dichtkunst ihr Genügen an schlichten, einfachen Stoffen, aus welchen sie Großes zu erzeugen wußte, so greift das jüngere Geschlecht theils nach abstracten, gelehrten, der Poesie an sich fern liegenden Gegenständen, theils nach den Massen, nach dem

materiell Aufregenden, dem Sinnekitzelnden und Erschütternden, nach den Zeitneigungen, Zeitansichten und Weltinteressen; waren die großen Dichter der alten Zeit ihres Eindruckes auf die Mitwelt, des Beifalls der Zeitgenoßen, der freudigen Zustimmung der Mitlebenden in heiterer Unbefangenheit und im sichern Bewustsein ihrer schöpferischen Kraft gewis, so stellt sich bei den Epigonen das Misbehagen des Verkanntwerdens, die Klage über die Theilnamlosigkeit, über die Stumpfheit, über den Mangel an allem höheren Sinn und poetischem Gefühl der Zeitgenoßen ein, so daß die Einen in eine fast trotzige Sebstüberhebung, die Andern in trübe Vereinsamung und seelenverbitternden Mismut verfallen. Dieß letztere ist insbesondere in der Epigonenzeit, von der wir jetzt reden, so ganz eigens der Fall, daß man die Klagen des Dichters über Verkennung Seitens der Mitlebenden, über die Abnahme der Gunst der großen Welt gegen Dichter und Dichtungen ohne weiteres als ein Erkennungsmerkmal ihres Zeitalters benutzen kann: finden sich diese Klagen bei einem Dichter, dessen Zeit man sonst nicht zu bestimmen weiß, so kann man mit der zuverläßigsten Gewisheit annehmen, daß er nach 1240 oder wenigstens 1250 gelebt haben müße. Aehnliche Erscheinungen zeigen sich auch späterhin: so in der Epigonenzeit Opitzens, in der s. g. zweiten schlesischen Schule, so auch in der Epigonenzeit, welcher wir selbst angehören, und einige der so eben angeführten Züge finden auf den bedeutendsten unserer Epigonen, den Grafen Platen, sogar geradezu ihre Anwendung. — Daß in diesen Elementen der Dichterzeit zweiten Ranges, wie ich dieselben nur flüchtig andeuten durfte, zugleich auch die Elemente des Versinkens, des Untergangs der Poesie liegen, dürfte schon an und für sich einleuchten; ich werde jedoch um die Erlaubnis bitten müßen, bei der Schilderung der folgenden Periode, der Periode des eigentlichen **Verfalles** der Dichtkunst, wiederholt darauf zurückkommen zu dürfen. Meine gegenwärtige Aufgabe gieng nicht weiter, als dahin, an der bequemsten Stelle — an dem vorzüglichsten Repräsentanten der Epigonenzeit des 13. Jarhunderts, da, wo er uns zum ersten Male begegnet — den Charakter dieser Zeit zu schildern.

Es ist uns nunmehr noch die fünfte Gruppe der auf fremden Elementen beruhenden Kunstdichtungen übrig: die der geistlichen oder kirchlichen Sagen, der Legenden. Fast unübersehbar ist das Heer der Legendendichtungen, aus dem 12. und 13., wie noch später aus dem der folgenden Periode zufallenden 14. und 15. Jarhundert. — Kaum gibt es einen nur irgend bedeutenden Heiligen, der nicht auch in deutscher Zunge, in deutschem Liede wäre gefeiert worden, von der heiligen Familie und insbesondere der Jungfrau Maria herab bis auf die glänzende Heilige der Gegenwart, Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen. In allen diesen Legendendichtungen wird man keine Welt von Handlungen und Heldenthaten, keine Welt von Leidenschaften, von Minne und von Rache, überhaupt keinen hohen Schwung der Dichtkunst und keine erhabenen Ideen suchen dürfen; es sind reine, anmutige Bilder stiller Scenen, aus einem liebenden, dem lieben Heiligen ganz hingegebenen, treuen Sinne gefloßen. Wenn es aber Ziel und Wesen aller Poesie ist, sich von einem Gegenstande ganz erfüllen und liebend durchdringen zu laßen, wenn einfache Darstellung unerlogener, warhafter, warmer Empfindungen zu ihren schönsten Zierden gehört, wenn die gläubige Richtung des stillen frommen Herzens auf das Unsichtbare und Ewige der Boden ist, auf welchem zu allen Zeiten die lieblichsten Dichterblumen sproßten, so werden auch diese Poesieen in ihrer liebevollen Herzlichkeit, in ihrer anspruchlosen Beschränkung, in ihrer Einfalt und Ruhe, in ihrer stillen Milde und ihrem frommen Sinne einer freundlichen Anerkennung nicht entbehren dürfen. Wer hätte jemals die frommen Bilder in den Brevieren und Gebetbüchern des Mittelalters — die schmucklose Unschuld, die Demut und zarte Reinheit der Jungfrau Maria, die stille Geduld in den Gesichtern der Märtyrer, die ruhige, himmlische Klarheit in den Figuren der heiligen Engel — wer hätte sie jemals betrachtet, ohne angezogen zu werden von der einfachen Unschuld und Demut dieser von frommer Künstlerhand gebildeten Gestalten? wer hätte sie betrachtet ohne stille Freude an dem milden Glanze der über sie ausgegoßen ist, ohne innige Theilname, ja ohne eine gewisse Bewegung und Rührung? Und derselbe Geist, der diese Bilder schuf, hat auch jene

Dichtungen geschaffen, derselbe Geist frommen Glaubens, inniger Andacht, himmlischer Sehnsucht. Vergegenwärtigen uns die Heldengesänge der Volksdichtung und die ritterlichen Epen der Kunstpoesie die Heerfarten und Kriegsthaten der Kreuzzüge, so ist die Legendenpoesie die Dichtung der demütigen Pilgrime, die mit Muschelhut und Pilgerstab einsam unter leisem Gebete den langen und mühvollen Weg wandern gen Jerusalem, bis sie am Grabe des Weltheilands niederknien dürfen, und dann zufrieden, die heilige Erde mit ihren Lippen berührt zu haben, arm wie sie gegangen, aber voll seligen Trostes, wieder zurückkehren in die ferne Heimat. Ist die ritterliche Poesie die Poesie des glänzenden Weltlebens voll heiterer Freude, voll Saitenspieles und Gesanges, voll der Reigen und frölichen Feste, die Poesie der irdischen Minne für irdische Bräute, so ist die Poesie der Legenden die Poesie des freiwilligen armen Lebens, die Poesie der einsamen Klosterzelle, des stillen, hochummauerten Klostergartens, die Poesie der himmlischen Bräute, die ohne Klage um die Freude der Welt, deren sie nicht bedürfen, in stiller Andacht und frommer Ergebenheit ihre Freude haben an ihrem Heiland, dem Bräutigam aller einsamen und verlaßenen Seelen, die mit der heiligen Anna und dem heiligen Joachim ihre Hochzeitfeier begehen, mit der heiligen Mutter Gottes das Magnificat singen und thränenvoll mit ihr unter das Kreuz treten, um das Schwert auch durch ihre Seele gehen zu laßen, die mit der heiligen Cäcilie das Saitenspiel der Engelscharen vernehmen, und mit der heiligen Theresia auf den Auen des Paradieses wandeln. Ist endlich die Minnepoesie die zarte Huldigung, welche der Schönheit und Milde, dem Liebreiz und der Anmut der edlen Frauen dieser Welt dargebracht wird, so ist die Legendenpoesie die Huldigung, die der Frau aller Frauen, der jungfräulichen Mutter des Gottessohns, der Königinn des Himmels sich zu Füßen legt, und die irdische Minne in eine himmlische und ewige verklärt; — denn das 12. und 13. Jarhundert, die Zeit des Frauencultus, wie nicht vorher und nachher ein ähnlicher bestanden, ist auch die Zeit der innigsten und zugleich einfachsten, der tiefsten und warhaftigsten, der begeistertsten und treuesten Verehrung der Jungfrau Maria. —

Vermögen wir es, uns auf den Standpunct des kindlichen, poetischen Glaubens jener Zeit zurückzuversetzen, und die Vergröberung und Uebertreibung des Marien- und Heiligencultus, welche die nächsten Jarhunderte brachten und gegen welche die in der Reformation eingetretene Reaction unvermeidlich wurde, hinwegzudenken — und es wird damit doch noch ein guter Theil weniger verlangt, als wenn, wie doch allgemein zugestanden ist, man sich für die Würdigung der griechischen Poesie auf den Standpunct der griechischen Mythologie, für die Würdigung unserer ältesten Sagen auf den Standpunct des Naturmythus zurückversetzen soll — vermögen wir heute in unserer, dem strengen Begriffe und der nüchternen Dialektik zugewandten Zeit uns in jene Jarhunderte der Empfindung und der Dichtung zurückzuversetzen, vermögen wir alle jene Dinge für etwas mehr, als harmlose Spielereien, vermögen wir sie als warhaftigen Lebensinhalt jener Zeit anzuerkennen, dann werden wir diese Legendenpoesie nicht nur im Allgemeinen richtig zu würdigen, sondern sie auch als ein notwendiges Glied in dem Perlenkranze unserer alten Dichtung zu betrachten wißen. Die Poesie des 12. und 13. Jarhunderts wäre das nicht, was sie ist, wenn sie keine Legendenpoesie hätte.

Bei der ungemein großen Anzal von Legenden der heiligen Familie — Erzälungen, welche durchgängig aus den apokryphischen Evangelien gefloßen sind — von Heiligenlegenden und Mariendichtungen darf ich es nicht einmal versuchen, diese Massen in Gruppen zu sondern und nur diese Gruppen zu übersichtlicher Betrachtung vorzulegen; es wird genügen, das eine und andere Beispiel anzuführen, um den Inhalt und die Darstellung dieser Dichtungen nur einigermaßen kenntlich zu machen.

Schon aus dem 12. Jarhundert, aus der Vorbereitungsperiode unseres Zeitabschnittes ist eine ziemlich ansehnliche Reihe von Legenden vorhanden. Eine der ältesten ist ein Lobgedicht eines Pfaffen Wernher auf die heilige Jungfrau, oder vielmehr eine Legende ihres Lebens bis zu dem Zeitpunkte der Geburt des Heilands. Wernher war Mönch zu Tegernsee in Baiern, und dichtete sein Werk im Jahre 1173; ein Theil deßelben ist uns nicht allein in

der ursprünglichen Gestalt, sondern auch in des Dichters eigener Handschrift erhalten worden; etwas, doch nur wenig, später erfuhr dasselbe eine Umarbeitung in drei Liedern oder Abschnitten [44]. Dieses Gedicht hat den festen Schritt und die strenge, fast starre Haltung mit den übrigen Gedichten der Vorbereitungszeit, dießmal wieder entschieden zu seinem Vorteile, gemein; es erhält auf diese Weise eine gewisse Würde, ja einen Schwung, welcher den späteren Legenden oft abgeht. „Wie gnädig, heißt es u. a. gleich Eingangs, wie gnädig muß die Magd sein, der ihr Kind sitzet bei, welches beides, Löwe und Lamm ist, ob allen Dingen zu oberist, beides Leben und Tod, Hirt und lebendiges Brod, Thau und Blume, Lohn und Ruhe, vor allen Sünden sicher, unser Vater, Gottes Sohn, voller Einfalt und voller Weisheit, groß und kleine, das ist alles der Eine, der uns in unsern Nöten erschien; Er nahm hier Fleisch und Bein, und die reine Menschheit erhob er durch seine Gottheit von der Erde hinauf in den Himmel auf den Thron seines Vaters; da war die Hölle zerbrochen und wir wurden gerochen an dem Teufel der uns band — des loben wir den Heiland". Und als Maria geboren wird, das reine Magadin, da „wird erlöschet der Zorn über die Unwürdigkeit, zu Gott zu gelangen, und die fleischliche Gier, da wird auch der Mensch geladen zu Gottes Tische, zu dem lebendigen Brod, das die Seele nimmt aus der Not; der Mensch ward Engels Genoß, Honig und Milch aus der Erde floß; Gott die Welt da segnete und Heil vom Himmel regnete, Weihrauch, Oel und Myrrhe; das Schaf, das eh fuhr irre, das fand nun Krippe und Stall. Da Gott leuchtete überall, da kam die Weintraube, die wahre Turteltaube ward gehört überall in der Christenheit. Der Tag, da sie geboren ward, der ist lieb wert und zart allen den Leuten die mit der Gottes Braut begehren aus Sünden sich zu schwingen und unter ihre Fahne zu dingen" (sich zu stellen um zu dienen).

In demselben Stile ist eine Litanei aller Heiligen aus derselben Zeit; auch sie ist nicht ohne echte Begeisterung, nicht ohne lebhaften und würdigen Ausdruck: sie beginnt mit der Anrufung Christi, welcher u. a. angeredet wird: „Du heißest Weisheitbrunne,

ein Schlüßel der Erbarmung, der Armen Tröster, reiner Herzen Minner, Weg zum ewigen Leben, Markstein des Himmelsteiges, du behütest und versöhnest, du brennest und kühlest, du feuchtest und dürrest, du schließest auf und schließest zu, du bleibest und fliehest, du stärkst und machst erschrocken, du befriedest und behütest, du erquickest und pflegest, du wiegst in Schlaf und erweckest, du deckest zu und offenbarst — mit diesen Gaben gib deinen Geistesregen unsern dürren Herzen, daß wir reichliche und ewige Frucht bringen"; nachdem hierauf die heilige Jungfrau, die Erzengel, Johannes der Täufer und die Apostel angerufen sind, werden auch die Martyrer also angeredet: „Süßer Vorfechter aller Gottes Martyrer, der du die erste Fahne aufhobst und sie zur Marter trugst, da du mit den Steinen wurdest erschlagen, aus allen Nöten erledige, Herr St. Stephan, beide Weib und Mann, wer an der Seele verschieden ist, und auch du St. Laurentius, der du gebraten wurdest auf dem Roste, komm uns Armen zu Troste; mit Euch wollen wir den geistlichen Krieg kriegen, mit Euch den geistlichen Sieg siegen; ihr habt das Kreuz uns vorgetragen, helfet, daß wir auf eurer Spur es nachtragen"[45].

Aus der Mitte des 13. Jarhunderts ist unter mehreren Legenden von der heiligen Familie die bekannteste eine, unzälige Male abgeschriebene, über- und umgearbeitete und bis in das 16. Jarhundert gelesene, welche von einem Kartheusermönch, Bruder Philipp, verfaßt ist; ein einfaches, herzliches, anspruchloses, und eben darum wenigstens in seinen beßern Stellen sehr ansprechendes Gedicht[46]. Das beste dieser Art ist „die Kindheit unseres Herrn" von Konrad von Fußesbrunnen, aus dem Anfange des 13. Jarhunderts, dem Namen nach zwar längst bekannt, aber auch längst verloren geglaubt, und erst in der jüngsten Zeit wiedergefunden und herausgegeben[47].

Unter den zalreichen Glorificationen der heiligen Jungfrau, deren viele lyrisch sind, und bei der Betrachtung der Minnepoesie noch eine kurze Erwähnung finden können, zeichnet sich vor allen aus die goldene Schmiede unseres Konrad von Würzburg, neben seinen Erzälungen eins seiner vollendetsten, oder wol überhaupt

das vollendetste seiner Werke. Er stellt sich in demselben dar als einen Schmied, der aus Gold und edlem Gestein den herrlichen Schmuck der himmlischen Jungfrau kunstreich zusammenfüge, und in der That hat er den Glanz seiner Diktion, die Fülle seiner Rede, den Schimmer seiner Bilder hier wie in keiner seiner Dichtungen vereint und der Himmelskaiserin, wie damals Maria häufig genannt wurde, zu Füßen gelegt. „Wenn, sagt er im Anfange, ich in der Tiefe der Schmiede meines Herzens ein Gedicht aus Gold schmelzen, und lichten Sinn als Karfunkel in das Gold faßen könnte, so wollte ich ein durchsichtig leuchtendes glänzendes Lob deiner Würde, hohe Himmelskaiserin, so wie ich wünschte, schmieden. Aber wenn auch meine Rede auf zu Berge flöge wie ein edler Aar, über dein Lob hinaus vermöchten die Schwingen meiner Worte mich nicht zu tragen; eher wird Marmor und Edelstein von einem Halm, der Diamant von weichem Blei durchbohrt, ehe ich zu der Höhe des Lobes gelange, welches dir gebürt; wenn man ausrechnet das Gestirn, und der Sonnen Staub und allen Sand und alles Laub vollkömmlich hat gezälet, dann erst wird dein Preis recht gesungen[4]. Und nun ergeht sich der Dichter in einer langen Reihe der glänzendsten, zum Theil auch der treffendsten Bilder der Reinheit und Keuschheit, der Demut, der Herrlichkeit und der ewigen Glorie der Gottesgebärerin. Eine nicht geringe Anzal dieser Bilder ist übrigens aus der heiligen Schrift selbst entlehnt, zumal aus dem alten Testament, in welchem Aarons grünende Rute, Gideons Lammfell, die verschloßene Pforte des Tempels zu Jerusalem und vieles Andere schon längst auf Maria gedeutet, auch schon vor Konrad in deutschen Liedern besungen war, so daß ihm nicht die Erfindung, wol aber die glänzende Darstellung dieser herkömmlichen Bilder und Gleichnisse zum Verdienste angerechnet werden muß. Eine Zusammenstellung dieser oft prachtvollen und hochpoetischen Figuren aus Konrads und anderer mittelhochdeutscher Mariendichter Gesängen und Gedichten hat Wilhelm Grimm vor seiner neuen Ausgabe der goldnen Schmiede gegeben. — Konrads Gedicht blieb zwei Jarhunderte lang in hohem Ansehen; von fast allen folgenden Dichtern, welche ihr Talent

dem Mariencultus widmeten, wurde es bewundert, angestaunt, und so gut als möglich nachgeahmt.

Von der fast unzälbaren Schar Legendendichtungen, deren Gegenstand ein einzelner Heiliger ist, erlaube ich mir nur einige wenige auszuheben, insofern theils der Name des Dichters, theils der Stoff selbst, theils auch äußere Umstände einiges Interesse zu gewähren scheinen.

Zu den verbreitetsten und poetischsten Legenden gehört die vom heiligen Gregor auf dem Steine, welche von Hartmann von der Aue, dem Dichter des Erec und Iwein, später als das erstere, früher als das letztere Werk, bearbeitet worden ist, und das anmutige Erzälertalent dieses Dichters im schönsten Lichte zeigt. Der Inhalt, dieser, noch bis in das 16. Jarhundert in den Kirchen vorgelesenen Legende ist kurz der, daß Gregor unwißend seine eigene Mutter geheirathet hat, und um diese Sünde, als er deren inne wird, zu büßen, sich siebenzehn Jahre lang auf einem öden Felsen im Meere anschmieden läßt. Nach Verlauf dieser Zeit wird bei einer Papstwahl den Römern offenbart, daß unter ihnen keiner würdig sei, den heiligen Stul zu besteigen; im Meere auf einem Steine sitze ein Mann siebenzehn Jahre, zu büßen unfreiwillige Sünden, den sollten sie nach Rom holen. Dieß geschicht, und auch Vater und Mutter des neuen Papstes, zwei Geschwister, erlangen Vergebung ihrer Sünden: »bî disen guten maeren, schließt Hartmann, von disen sündaeren, wie sie nach grôzer schulde erwurben gotes hulde, da ensol niemer an dehein sündiger man genemen boesez bilde, — daz er iht gedenke alsô; nu wis (sei) du frêvel unde vrô; sît daz dise sint genesen nach ir grôzen meintât, so wirt dîn als guot rât: — swer uf den wân sündet, swen des der triuvel schündet (antreibt), den hât er überwunden, in sînen gewalt gebunden«, der sündige Mann solle vielmehr das selige Bild aus dieser Geschichte nehmen, daß nur dann für seine Sünden Rat werde, wenn er Reue und wahre Buße übe**.

An einer andern Legende bewundern wir das gemütliche Erzälertalent eines andern, auch später noch zu erwähnenden Dichters der guten Zeit, Rudolfs von Ems: es ist die Legende

von der Bekehrung des heidnischen Königs Barlaam durch den christlichen Jüngling Josaphat. Besonders verdient dieselbe, ohnehin eine der verbreitetsten Legenden und in allen Sprachen vielfach bearbeitete, als Muster der ausführlicheren Legendenerzälung der beßeren Zeit (sie fällt noch in die dreißiger Jahre des 13. Jarhunderts) erwähnt zu werden[49].

Zwei andere Legenden zeigen uns den Glanz der Sprache und die Fülle der Darstellung des uns bereits mehr bekannten Konrad von Würzburg; die eine ist die von dem heiligen Sylvester, Papst zu Rom, wie er über die das Christentum bestreitenden Juden durch das Wunder siegt, einen wilden Stier, den das Haupt der Judenschaft durch Ausſprechung des Namens Jehovah getödtet hat, durch die Kraft Christi wieder lebendig zu machen, worauf die Juden und auch Kaiser Constantins Mutter, Helena, das Christentum annehmen[50]. Die andere ist vom heiligen Alexius, eine sehr verbreitete, in dieser und der folgenden Periode nicht weniger als achtmal bearbeitete kirchliche Sage, die jedoch in ihrer einfachsten Gestalt, welche von einem unbekannten der ersten Hälfte des 13. Jarhunderts angehörigen Dichter herrührt, sich noch beßer ausnimmt als in der geschmückten Darstellung Konrads. Alexius, der Sohn eines vornehmen Römers Euphemianus zu den Zeiten des Kaisers Theodosius des Großen, wird einer edlen Jungfrau, Adriatica, vermält. Am Abend des festlichen, mit Saitenspiel und Posaunenklang, mit großen Aufzügen und herrlichen Gaben gefeierten Hochzeittages sieht Alexius in das brennende Licht, das zwischen ihm und der Braut steht, und er denkt an die Nichtigkeit aller irdischen Dinge; er blickt zu seiner blühenden Gemalin auf und sagt: „Sieh, Adriatica, wie das Licht vor uns hell brennt, das doch schnell dahin sein wird — so ist es um die Welt bestellt, Jung und Alt wird zuletzt zu Staube, der Mensch ist ein Schatten, der bald dahinfährt, und eine Blume, die schnell verwelket Das thut der Tod: heute schön und klar, morgen misgefärbt und der Erde gleich. So zergehet alle Herrlichkeit der Welt. Darum wollen wir uns von der Welt erretten, unserer Seele pflegen, und der vergänglichen Freude, der wir jetzt entgegen gehen, absagen“.

Und er zieht den goldnen Ring von der Hand, und gibt ihn der Braut zurück, um sie zeitlich für immer von ihr zu scheiden. „Gott wolle deiner in Gnaden pflegen, antwortet die gottergebene Braut, er wolle dich behüten auf Straßen und auf Wegen; ich bleibe dir treu immerdar". Und Alexius ziehet von dannen — die Braut aber sinkt in Ohnmacht nieder. Alexius wandert nach Pisa, wo er sein reiches Gewand mit ärmlichem Kleide vertauscht und willig Not leidet, bis daß sein lichtes Antlitz erbleichte, sein lockiges Haar dünne wurde und niemand ihn erkannte. Auch die Boten, die der Vater nach dem schmerzlich Vermißten aussendet, sehen ihn zwar in Pisa unter den Armen, die eine Gabe erflehen, sitzen, aber sie erkennen ihn nicht; sie bieten ihm Almosen an, und er nimmt sie, sein eigen Gut. Von dannen zieht Alexius nach Edessa und weiter, nach Jerusalem, und blieb im Morgenlande zwölf Jahr. Unterdessen klagten Vater und Mutter, auf dem Estrich sitzend, um den Sohn, und die Braut beweint, wie eine Turteltaube des verlornen Gatten harret, den Geliebten mit stillen, heißen Thränen. Alexius kommt zurück nach Lucca, wo er vor dem Erlöserbilde dürstend und darbend sitzt, bis Gott seine Heiligkeit offenbaren wollte. Dem Kirchenhüter wird durch eine himmlische Stimme verkündigt, vor dem Kirchenthore liege im Gebet ein armer Mann -- den solle er herein führen in die Kirche; Gott bedürfe seiner für das Himmelreich. Als nun Alexius in die Kirche kommt, läuten alle Glocken dieser und aller andern Kirchen der Stadt von selbst, und alle Welt lauft zusammen, zu fragen was geschehen sei, und, als sie es vernommen, Gott zu loben die ganze Nacht. Aber Alexius will der Ehre, vor der ihm grauet, entgehen, er besteigt ein Schiff, um nach Afrika zu segeln; doch Gott will es anders, er will ihn noch härter prüfen, und läßt das Schiff durch Stürme nach Rom verschlagen werden. Also kam er nicht allein in die Stadt, sondern auch in das Haus seines Vaters, der ihn nicht kannte, und ihm unter der Treppe des Palastes ein Lager, als einem Bettler, bereiten ließ. Da hatten die Truchseße und Diener ihren Hohn mit dem Armen, und beschütteten ihn im Vorbeigehen mit den heißen Brühen, die sie trugen; er aber litt alles geduldig. Schwerer

war es, auch Vater und Mutter, am schwersten, die Geliebte täglich vor sich vorübergehen zu sehen; am allerschwersten sich von Vater und Mutter und der Geliebten anreden und sich von ihnen nach sich selbst fragen zu laßen. Da erzälte er denn der unwandelbar Treuen von dem Alexius, den er wol gekannt und mit welchem zugleich er Almosen empfangen habe; „gedachte er auch mein?“ fragt die Getreue. „Ja, er gedachte des Ringleins, welches er dir beim Abschied gegeben, und deiner Traurigkeit; auch sein Herz war voll Kummer, um Vater, Mutter und um dich; doch hatte er auf alles Verzicht geleistet um des ewigen Lebens willen“. Hat er gedacht je wiederzukommen? „Das habe ich nie von ihm gehört“. Hat ihn seine Wanderschaft jemals gereuet? „Niemals“. So laß dir ihn, o Herr Gott, auf deine große Treue und Gnade befohlen sein. So redeten sie täglich miteinander, und das süße Leid der treuen Braut erneuerte sich mit jedem Gespräche; er aber getröstete sich der Treue seiner Gemalin. Doch nicht allzu lange dauerte sein selbsterwähltes Leiden; es gieng zu Ende, und Alexius schrieb auf ein Pergament seinen ganzen Lebenslauf nieder, und schloß die Urkunde fest in seine Hand, dann starb er. In dem Augenblicke begannen alle Glocken im Lateran und in allen Kirchen Roms überall von selbst zu läuten: Gott selbst war des Alexius Meßner. Und es wird verkündet, in des Euphemianus Hause liege der heilige Todte. Euphemianus findet unter der Treppe den armen Mann verstorben, dessen Todtenantlitz in englischer Verklärung leuchtet. Er findet auch den Brief in des Todten Hand, aber der Todte gibt den Brief dem Vater nicht. Es kommen die beiden Kaiser, Arkadius und Honorius, und versuchen, den Brief aus der Hand des Todten zu ziehen, umsonst; es kommt der Papst, auf Erden der Höchste, knieet nieder, und will unter Gebet des Briefes mächtig werden: der Todte hält den Brief unwandelbar fest. Da tritt auch unter Thränen Adriatica heran — und ihr allein öffnet sich die erstarrte Hand. — Das laute Weinen und Klagen, welches nun folgt, da Vater, Mutter und Geliebte jetzt erst erfahren, wer der Bettler unter der Stiege gewesen, beendigt der Papst: der Leichnam wird in das Münster getragen, und

Wunder ohne Zahl geschehen an dem Sarge. Nach zwei Jahren starb der Vater und ward zur einen Seite, bald auch die Mutter und ward zur andern Seite des Sohnes begraben; zuletzt starb auch Adriatica, und ihr Leichnam ward auf ihre Bitte zu dem Leichnam des Geliebten in dessen Sarg gelegt, und das zu Staub zerfallende Gebein bewegte sich noch einmal, um dem reinen Leib der Treuen neben sich eine Stätte zu geben.

Auch die heilige Elisabet hat in dieser Zeit, wenn auch erst an der Grenze unserer Periode, einen Dichter gefunden, welcher das Leben dieser glänzendsten Heiligen des Mittelalters mit voller Liebe und Hingebung in guter Sprache und reinem Stile beschrieben hat, und kaum dürfte ein Zeuguis für das Leben der frommen Fürstin gefunden werden, welches uns so ganz und gar in jene Zeit, in den Gedanken- und Anschauungskreiß jener Zeit versetzte, als diese, in sechs Bücher abgeteilte, und lange Zeit unbekannt gebliebene Legende (welche übrigens mit einer über hundert Jahre späteren, schlechten Reimerei gleiches Inhalts nicht zu verwechseln ist). Schon der eine Zug, mit welchem der Anfang ihres geistlichen Lebens geschildert wird, ist bezeichnender für das Innere der christlichen Frau, als vieles Andere, was jemals zu ihrem Lobe und zu ihrem Tadel gesagt worden ist: verklärten Antlitzes kniet einst Elisabet im Gebete in der Kirche bei Ausspendung des Sakramentes: „erhoben von Minne, schwebend in Süße, mit Freuden übergoßen, von Klarheit rings umschloßen“; ihre Wonne ist nicht auszusprechen, sie hat Gottes Wunder mit innerlichen Augen gesehen; darauf schlummert sie in ihrer Gefärtin Isentrut Schoß ein; bald lächelt, bald weint sie im Schlafe, und als sie erwacht sagt sie: „Ja Herr du wilt sein mit mir, mit dir will ich auch immer sein, von dir nicht scheiden, Herre mein“ — sie hat, so erzält sie auf Befragen, im Geiste den Herrn Jesum gesehen; so oft dieser trostreichen Antlitzes sie anschauet, hat sie gelächelt, sobald Er sich wieder abgewandt, geweint; endlich hat der Herr zu ihr gesagt: Wilt du mit mir denn immer sein, so will ich immer sein mit dir; und sie antwortet mit inniglicher Sehnsucht: „Ja Herre du wilt sein mit mir, so will ich immer sein mit dir, in immerwährendem Immer;

von dir gescheide ich nimmer". Eben so gehören die Stellen des Gedichtes, welche ihre Sterbestunde und den himmlischen Gesang, der im Augenblicke ihres Todes ertönte, ihre Aufnahme in den Himmel und ihre Verherrlichung als Heilige erzälen — Kaiser und Fürsten haben sie im Tode gehoben und getragen, dafür daß sie im Leben königliche Ehre verschmähete — mit zu dem besten unserer ganzen Legendenpoesie[52].

Zu den ältesten in deutscher Sprache bearbeiteten Legenden ist vielleicht (außer einem Bruchstücke von der im 13. Jarhundert mehrfach gedichteten Sage vom heiligen Georg, welches noch dem 9. Jarhundert angehört)[53] die Legende von Pilatus zu rechnen, welche ziemlich früh in der Vorbereitungszeit unserer Periode eine, der Mariendichtung Wernhers von Tegernsee und der Litanei aller Heiligen so der Zeit wie der Behandlung nach ähnliche Bearbeitung gefunden hat. Doch ist dieser Umstand — auch ein Zeugnis der Legendendichtung aus dieser Anfangszeit beizubringen — nicht der, welcher mich veranlaßt, dieser Legende hier Erwähnung zu thun. Vielmehr ist an dieser Legende die eigentümliche Mischung christlicher, deutscher und wenn man will, vielleicht auch keltischer Sagenelemente zu einem Ganzen bemerkenswert. Zu Mainz, so sagt die Legende, saß ein deutscher König, Tyrus oder Zirus genannt, der über die Maas, den Rhein und Main herschte, und einen unechten Sohn hatte — seine Mutter war die Tochter eines Müllers in einer einsamen Waldmühle — Pilatus, der seinen Bruder, den echten Reichserben, umbrachte, und von seinem Vater als Geisel nach Rom geschickt wurde. Dort begieng er abermals einen Mord, und ward nun nach Pontus gesandt (denn so wird beständig der Name Pontius, schon in der altsächsischen Evangelienharmonie, erklärt), wo er die wilden Völker bezwingt, und deshalb später auch zur Bezwingung der Juden gebraucht wird. So weit reicht nur das lediglich als Fragment vorhandene Gedicht des 12. Jarhunderts; die Legende aber lautet weiter: nach Christi Tod wegen seines ungerechten Urtheilsspruches zur Verantwortung gezogen, brachte er sich in Rom selbst um das Leben, und es wurde sein

Leichnam in die Tiber geworfen; als böser Geist aber regte er den Fluß zu großen Ueberschwemmungen auf; man suchte den Leichnam wieder aus dem Waßer hervor, und senkte ihn in die Rhone, aber auch hier tobte der böse Geist des Christustödters, so daß man den Leichnam auch aus der Rhone herausholen und in den See des noch heute nach ihm genannten Pilatusberges in der Schweiz versenken mußte, wo er liegt bis an den jüngsten Tag, Sturm und Wetter auf dem Bergeshaupt erzeugt, und den See zu wilden Fluten aufwühlt, wenn man etwas hineinwirft. So hat Pilatus seiner Geburt nach sich an eine, vielleicht historische, vielleicht aber auch mythische Begebenheit der deutschen Welt angelehnt — eine Vermischung, die ihrem Grunde nach dunkel, vielleicht schon durch die zwei und zwanzigste römische Legion, welche zur Zeit der Zerstörung von Jerusalem in Palästina stand, nicht lange darauf aber nach Mainz verlegt wurde, vermittelt worden ist; mit dieser Legion kamen vielleicht die ersten Christen nach Deutschland, die ihren palästinensischen Pilatus etwa in der Namensähnlichkeit mit dem deutschen grimmigen Königssohne, der nachher nach Rom gekommen, wiederfanden. Seinem Ende nach aber lehnt sich Pilatus an die, vielleicht auch deutsche, warscheinlich jedoch mehr keltische Sage von bösen Fluß-, Brunnen- und Seegeistern an[54]. Eben so hat die Legende vom heiligen Oswald sich mit einer nicht geringen Anzal altvolksmäßiger Züge, zum Theil sogar mit Reminiscenzen aus der alten nationalen Helden- und Mythuswelt ausgestattet[55]; und die Legende vom heiligen Brandanus und seinen Reisen stellt fast, wie die Sage vom Herzog Ernst, die Wunder- und Märchenwelt des Mittelalters dar[56].

Noch merkwürdiger ist es, daß an eine auch schon der älteren christlichen Welt bekannte Reliquienlegende von dem ungenäheten Rock Christi, der im Jahr 1512 zu Trier wiedergefunden sein soll, sich, vielleicht bereits im 12. Jarhundert, die älteste Heldensage unseres Volkes, älter noch als die Sigfridssage, angeheftet, man möchte fast sagen, angeklammert hat. Eben wegen dieser Verbindung, die sie mit der Legende eingegangen ist, habe ich derselben bei der Darstellung der Heldensage nicht, und um so weniger Erwähnung

gethan, als sie außer Zusammenhang mit der übrigen Heldensage da steht als eine einsame Ruine aus der grauesten Vorzeit. Die in ziemlich roher, den starren Stil des 12. mit der Ungeschlachtheit des 15. Jarhunderts verbindender Form abgefaßte Legende[57] erzält nämlich, der graue Rock Christi sei einem König Orendel und seinem Weibe Breida zu Theil geworden; Orendel sei von seinem Vater, König Eigil von Trier, ausgezogen, habe eine Meerfart unternommen, auf derselben Schiffbruch gelitten, sich dabei nur durch Festhalten an eine Schiffdiele gerettet, sich dann in die Erde ein Loch gegraben, ferner Aufnahme bei einem Fischer, Meister Eisen genannt, gefunden, darauf den ungenäheten Rock Christi, und dann die von Tempelherrn umgebene Frau Breida, aller Weiber schönste, gewonnen, mit welcher er nach Trier zurückgekehrt, dann aber nach kurzer Zeit, einer Verkündigung eines Engels zufolge, gestorben sei. Nun aber berichtet der Anhang zum Heldenbuch von einem Helden und König zu Trier, Erntelle und seiner Frau Brigita, als dem ältesten Helden, der je geboren ward, und auch Aventin weiß in seiner Chronik von noch zu seiner Zeit umgehenden Liedern von dem Herold, wie er ihn nennt, als einem geistlichen Bischof und König oder Hohepriester zu Trier, und seinem Weibe Pyrga; — und den Namen des Vaters des Helden, Eigil, tragen die in der Rhein- und Moselgegend vorkommenden Eigelsteine bis auf diesen Tag. Doch nicht allein in Deutschland ist dieser Name Orendel vorhanden: der nordische Mythus kennt einen Oervandil, dessen Fußzehe von Thor an den Himmel geworfen und dort zum leuchtenden Gestirn geworden ist, wie denn auch im Angelsächsischen earendel die Bezeichnung eines glänzenden Gestirnes ist. Arundel oder Aruwentil, wie der Name ursprünglich mag gelautet haben, muß nun den Pfeilschützen bedeuten, und alles dieß zusammengenommen, gewährt nicht nur die Gewißheit, daß wir hier wirklich einen uralten mythischen Helden vor uns haben, sondern auch die sehr augenscheinliche Mutmaßung, daß uns hiermit die Aufklärung der dunkeln Erzälung des Tacitus in der Germania gegeben ist, es seien Ulysses und dessen Vater Laertes auch an den Rhein gekommen, hätten Asciburgium erbauet, und

es sei dort einst ein Altar mit Laertes Namen gewesen. Tacitus, der in Wuotan den Merkur, in Donar den Jupiter, und zwar richtig, so weit überhaupt eine Vergleichung zuläßig ist. wiederfand, konnte, wenn ihm von dem Aruwentil und dessen Vater Eigil Kunde zukam, in diesen Helden schlechterdings nur Ulysses und Laertes, in den Eigilsteinen nur Laertesaltäre finden — wenn nicht gar, worauf ich nur hinzudeuten wage, die Odysseussage einen so tiefen Hintergrund hat, daß sie unsere Altväter noch mit den Griechen gemeinschaftlich besaßen [58].

Wir haben hiermit die verschiedenen Gruppen unseres Kunstepos in flüchtiger Uebersicht durchlaufen, und es bleibt uns jetzt noch übrig, die große Zahl von einzelnen, nicht auf einem größeren Sagenkreiße beruhenden, Erzälungen, die bald aus der einen, bald aus der andern dieser Gruppen entstanden sind, bald mehreren derselben zugleich angehören, einer eben so flüchtigen Musterung zu unterwerfen.

Es sind diese poetischen Erzälungen gleichsam die von dem Hauptstamme des Kunstepos sich ablösenden Wurzelschößlinge, die ohne den Zusammenhang mit einer ganzen Sagenwelt festzuhalten, sich ihre eigene Stätte und ihren eigenen Boden suchen; theils geistlichen Inhalts: legendenartige Darstellungen, ohne doch dem kirchlichen Gebiete anzugehören, oder ohne wenigstens ausschließlich auf demselben zu verweilen, oder biblische Dichtungen; theils weltlichen Inhalts: bald sind es ältere sagenhafte, bald historische, bald auch der Gegenwart angehörige, bald endlich auf der Erfindung eines Dichterindividuums beruhende Stoffe: größtentheils von ernsthafter, zum Theil auch scherzhafter Haltung. Dem grösten Theile nach stellen diese poetischen Erzälungen im 13. Jarhundert ungefähr das vor, was die Romane und Novellen im neunzehnten; auch haben sie mit den Romanen wirklich das gemein, daß nur eine Hauptbegebenheit erzält, nur eine Hauptperson oder nur ein Abschnitt aus dem Leben dieser Hauptperson geschildert wird, wogegen die bis dahin aufgezälten Epen, sowol die der Volks- als der Kunstpoesie angehörigen, entweder eine ganze Reihe von Hauptpersonen und großen Begebenheiten darstellen, oder wenigstens

einen reichen, tiefen Hintergrund von Sagen voraussetzen, aus welcher etwa nur die eine oder andere Person besonders hervortritt, ohne sich jedoch von der Sagenwelt abzulösen. Diese Ablösung von dem lebendigen Ganzen eines großen Sagenkörpers, welcher in der einen Hälfte dieser Erzälungen vollzogen ist, der völlige Mangel an Zusammenhang mit einer an dichterischen Figuren reichen, farbigen, auf lebendiger Volks- oder wenigstens Dichterüberlieferung beruhenden Sagenwelt, welcher in der andern Hälfte sich zeigt, stellt diese Erzälungen allerdings um einen Grad, ja um mehrere Stufen tiefer, als das eigentliche Kunstepos; noch deutlicher, als bei diesem, tritt in diesen Erzälungen die Bedeutung des dichterischen Individuums hervor: ob dieselben poetischen Wert haben oder nicht, ist fast lediglich durch das Vorhandensein oder den Mangel poetischer Befähigung des einzelnen Dichters bedingt; bemächtigt sich nun eine Masse mittelmäßiger oder gar geringer Talente dieser Erzälungen, so ist damit zugleich das Sinken und der Verfall dieser Dichtungsgattung gegeben; wuchern vollends diese Erzälungen so stark, daß die echten alten, zumal volksmäßigen Sagenstoffe darüber in Vergeßenheit kommen, so ist mit dem Verfalle dieser Dichtungsgattung zugleich auch der Verfall der ganzen Dichtkunst verbunden. Dieß ist in der That im Laufe der zweiten Hälfte des 13. Jarhunderts der Fall gewesen: die Dichtkunst ruhete zuletzt fast lediglich auf den Individuen, zumal auf den Erzälern, nicht mehr auf überlieferten, edlen poetischen Stoffen, nicht mehr auf der Dichtung, nur auf dem Dichter; ja zuletzt wurde augenscheinlich, wie heut zu Tage nur zu viel geschieht, überhaupt nicht einmal mehr die poetische Kunst und der Kunstgenuß, sondern die Unterhaltung und der Zeitvertreib von den Erzälern gefordert und gewährt. Hiermit hört dann auch das literarhistorische Interesse, insofern dasselbe einer Geschichte der Kunst zugewandt ist, auf; es hört auf, wenigstens den einzelnen Erscheinungen gegenüber, und kann etwa nur den Gattungen — den Klassen von Erzälungen — gewidmet bleiben. Wir werden diesen Grundsatz, welchem sich die Geschichte der Literatur, in sofern sie vorzugsweise Kunstgeschichte und nicht Büchergeschichte

sein will, unmöglich entziehen kann, schon jetzt, wir werden ihn noch mehr in der folgenden Periode, und fortan in immer ausgedehnterer Weise während der folgenden Jarhunderte bis auf die neueste Zeit in Anwendung zu bringen haben.

Schließen wir denn, um der Gleichartigkeit willen mit dem zuletzt behandelten Stoffe, der kirchlichen Sage oder Legende, an diese Legenden zunächst die geistlichen Erzälungen an, die theils den allgemeinen Boden der Legende beibehalten, zugleich aber auch in die weltliche Erzälung, und zwar meistens in die Geschichte, sowol die heilige als profane, übergehen, theils nur im Allgemeinen geistlichen Inhalts sind, ohne aus der Wurzel der kirchlichen Sage entsproßen zu sein.

An die Spitze dieser Erzälungen stellen wir billig, wie bisher öfter, eine bedeutende Dichtung aus dem 12. Jarhundert: das unter dem Namen des Annoliedes bekannte Gedicht. Es feiert dieß um 1170 verfaßte sogenannte Lied (denn es ist kein Lied, sondern, wie alle nicht lyrischen Erzeugnisse der Vorbereitungsperiode, eine in kurzen Reimpaaren abgefaßte, also zum Lesen oder Sagen bestimte Erzälung) in legendenmäßiger Weise das Leben und die Wunder des Erzbischofs Anno von Cöln, welcher auf diesem erzbischöflichen Stuhle von 1045 bis 1075 geseßen hat, doch bleibt es nicht bei der Person seines geistlichen Helden stehen, sondern schickt vielmehr eine dichterische Schilderung einiger Hauptmomente der biblischen Geschichte von der Schöpfung an, so wie der Weltgeschichte, zumal die Geschichte Julius Cäsars, gewissermaßen als Einleitung voran. Die Darstellung ist in vielen Stücken echt volksmäßig, und mitunter trefflich. So beginnt es mit einer Stelle, welche Zug für Zug aus dem alten nationalen Heldengesange abstammt: **Wir horten ie dicke singen von alten dingen, wie snelle helide vuhten, wie sie veste burge brechen, wie sich liebe winiscefte scheiden, wie riche künige al zegiengen. Nu ist zit daz wir denken wie wir selbe süllen enden.** Es ist kaum ein Zweifel, daß mit diesem Eingange der Inhalt unseres Nibelungenliedes gemeint ist. Eben so echt volksmäßig, mit den Schilderungen in Lamprechts Alexander verwandt, und von dem frischen kühlen Hauch des ältesten

Kriegsgesanges angeweht ist die Stelle, welche von dem Kampfe Cäsars gegen Pompejus, der Schlacht von Pharsalus handelt: „Cäsar besendet die guten Helden aus dem deutschen Lande sich zur Hülfe, und da sie vernahmen seinen Willen, da sammelten sich da alle, aus Gallia und Germania kamen Scharen manige, mit scheinenden Helmen und festen Halsbergen, sie brachten manchen Schildrand, wie eine Flut fuhren sie in das Land, und als sie gen Rom zogen, da begannen sich zu fürchten Pompejus und der Senat, denn sie sahen leuchten so breite seine Scharen, sie flohen bis gen Egyptenland, so gewaltig war der Heerbrand. Wer möchte zälen die Menge, die Cäsar entgegen eilten vom Ostenlande? wie der Schnee fällt auf den Alpen, mit Scharen und mit Volken, wie der Hagel fährt aus den Wolken. Mit geringerem Heere wagte Cäsar sich an die Menge, und da ward der hehrste Volkwig, der in diesem Merigarto (in der vom Meer umfloßenen Welt, ein altes schönes und damals noch sehr übliches Wort) jemals gekämpft wurde. Hei wie die Waffen klungen, da die Helden zusammen sprungen, die Heerhörner erschallten, Bäche Blutes floßen (**herehorn duzzin, beche blutis vluzzin**); die Erde unten dröhnte und der Abgrund zitterte, da die Gewaltigsten in der Welt sich suchten mit Schwertern. Da lag da manche breite Schar, mit Blut beronnen gar, da mochte man sehen **touwen** (sterben, das Stammwort unseres Wortes Tod) durch die Helme zum Tod gehauen des reichen Pompejus Mann, da Cäsar den Sieg nahm". Aber auch geistliche Schilderungen sind einfach und wolgelungen: wie Anno vor seinem Tode von seinem baldigen Eingang in den Himmel träumt: er sei gekommen in einen viel königlichen Saal, da sei alles behangen gewesen mit Golde, „viele edle Steine leuchteten überall, Sang und Wonne war groß und mannigfalt: da saß die Menge der Bischöfe, sie glänzten wie die Sterne zusammen; Bischof Bardo war ihrer einer, und Bischof Arnold, und St. Heribert glänzte wie ein Goldstein, allesamt e i n e s Lebens und eines Sinnes, und ein Stuhl steht noch ledig in dieser Versamlung der heiligen Herrn — er ist zu Annos Ehren gesetzt, und bald soll auch er dort sitzen, sobald der Fleck der Sterblichkeit an ihm getilgt ist".

Durch die Erhaltung dieses Gedichtes hat sich Martin Opitz ein Verdienst erworben, welches neben seinen übrigen Verdiensten um die Literatur nicht als das geringste zu betrachten ist. Die Herausgabe des Annoliedes war sein Schwanengesang: im Juli 1639 erschien es, am 20. August starb Opitz an der Pest, und seine Papiere, mit ihnen die kostbare Handschrift welche dieß Gedicht enthielt, wurden verbrannt, so daß uns, da eine zweite Handschrift bis jetzt noch nicht wieder entdeckt wurde, das Annolied bloß durch den von Opitz besorgten Druck erhalten ist.

In einer bis jetzt noch nicht völlig aufgeklärten Verwandtschaft zu dem Annoliede steht ein ungefähr gleichzeitiges Werk, die sogenannte Kaiserchronik, welche eine ganze Reihe von Stellen mit dem Annoliede gemeinschaftlich besitzt, sei es, daß sie aus dem, wie es scheint, etwas altertümlicheren Annoliede, oder daß beide zusammen aus einer noch ältern Quelle geschöpft haben. Es ist dieses in mehrfacher Beziehung äußerst merkwürdige, noch im 13. Jarhundert mehrfach überarbeitete Werk eine Art Legende aller Heiligen (wenigstens einer großen Anzal der bedeutendsten) und zugleich eine, nur sehr seltsam zusammengestellte und wunderlich verwirrte, aber fast überall in gutem altem poetischem Stil erzälte Profangeschichte**.

Eben so großen Beifall, oder noch größeren, als die sogenannte Kaiserchronik fand siebenzig Jahre später ein ähnliches Unternehmen des uns bereits als Legendendichter aufgestoßenen Rudolf von Ems, eines fruchtbaren Schriftstellers, der eben an der Grenze der guten Zeit steht und den Uebergang zu den Epigonen macht. Außer einem, bis jetzt noch nicht wiedergefundenen Trojanerkrieg, einer Alexandreis, dem Barlaam und Josaphat, der Legende vom Eustachius, und zwei noch nachher zu erwähnenden Erzälungen: Wilhelm von Dourlens oder Orlienz und „der gute Gerhard“ dichtete er nämlich vor dem Jahre 1254 für den Hohenstaufen Konrad IV. die ganze Geschichte des alten Testaments bis auf Salomo, wo der Tod seine Arbeit unterbrach. Der Ton dieser Dichtung ist äußerst gefällig — aus Gottfrieds von Straßburg Schule — anmutig und einfach, oft für die Größe der dargestellten Gegenstände fast zu gefällig und höfisch. Mit dieser Geschichte des

alten Testaments aber verband Rudolf zugleich auch eine Geschichte der heidnischen Völker, so daß man sein Werk mit dem Namen Weltchronik zu bezeichnen pflegt[60]. Welche sehr bedeutende dichterische Vorzüge Rudolf hat, wird man am besten inne, wenn man sein Gedicht mit dem gleichzeitigen, gröstentheils fast roh zu nennenden Werke gleiches Inhalts des Johann Enikel, eines Oestreichers, oder mit einem, dem Rudolfischen nachgeahmten, fast durchaus hölzernen Reimwerke eines ungenannten, am Thüringischen Hofe lebenden Dichters, auch aus derselben Zeit, vergleicht[61]. — Rudolfs Weltchronik ist dadurch übrigens noch besonders bemerkenswert, daß sie bis auf Luthers Zeit das einzige Werk war, aus welchem der Laienstand Kenntnis des alten Testaments schöpfen konnte und geschöpft hat.

Diese großen Reimchroniken, welche die ganze profane und heilige Geschichte in sich zu vereinigen und gewissermaßen als Stoff eines höfisch-geistlichen Epos zu behandeln suchten, sind gleichsam als wuchernde Zweige des eigentlichen Kunstepos zu betrachten; der Stoff mußte notwendig die Form weit überbieten, da zu einer freien Gestaltung der Materie durch ein dichterisches Talent höfischer Schule gar keine Möglichkeit vorlag. Eine Umdichtung des alten und neuen Testaments läßt sich lediglich als Umdichtung in ein eigentliches Volksepos, wie wir dieß am Heliand im 9. Jarhundert sahen, mit Erfolg bewerkstelligen; als Kunstepos verfällt es leicht auch in den besten Händen einer gewissen Gedehntheit, Breite und Mattheit, in schlechtern Händen dem gedankenlosen Reimen.

Ohne uns deshalb länger bei diesen Werken aufzuhalten, möge es mir erlaubt sein, aus der großen Anzal kleinerer geistlicher Erzälungen einige namhaft zu machen und mit einigen Strichen, wenn auch nur obenhin, zu charakterisieren.

Eine eigentümliche Verbindung ist die Legende eingegangen mit einer sehr weltlichen, ja leichtfertigen Erzälung in dem Gedichte vom Kaiser Heraklius, welches nach einem welschen Muster von einem gewissen Otto gegen die Mitte des 13. Jarhunderts, vielleicht gar erst in der zweiten Hälfte (nicht aber, wie der Herausgeber dieses Gedichtes, Prof. Maßmann, seltsamer Weise annimmt,

von Otto von Freising im 12. Jarhundert) gedichtet ist, und sich durch Fluß und Reinheit der Diction vorteilhaft auszeichnet[62]. Die Fabel dieser Dichtung ist, daß Heraklius, der Sohn reicher Eltern, bei seiner Geburt die Gabe erhält, aller Steine Kraft, aller Rosse Tugend und aller Weiber innersten Sinn und geheimes Thun zu erkennen. Nach des Vaters Tode läßt sich dieser Wunderknabe, nachdem seine Mutter mit seiner Zustimmung alle Güter zum Heil der Seelen an die Armen gegeben, und sich selbst dadurch in tiefe Dürftigkeit versetzt hat, nach damaliger Römersitte, wie es heißt, an einen reichen Mann verkaufen, da er in seiner Weisheit doch hinreichende Quellen zu seinem Lebensunterhalt besitze. Er wird an einen Diener des Kaisers, einen Truchseß, verkauft, und gibt nun in Gegenwart des Kaisers wunderbare Proben von den beiden ersten seiner Fähigkeiten: er sucht unter viel tausenden von kostbaren Steinen den unscheinbarsten, unter tausend edlen Rossen das scheinbar elendeste heraus, und thut mit Stein und Ross Wunder, wie mit keinem andern Steine oder Rosse geschehen können. Aber auch die dritte seiner Fähigkeiten erprobt er, indem er für den Kaiser, welcher eine Gemalin sucht, eine Jungfrau niedrigen Standes als die schönste und keuscheste auswählt — während alle die Scharen von Jungfrauen hohen Standes, welche sich am kaiserlichen Hofe befinden namentlich die letzte Eigenschaft vor des Heraklius scharfem Blicke vermissen laßen. Jahrelang lebt der Kaiser, Phokas genannt, in glücklichem Frieden mit seiner Athenais, als er einen weiten Kriegszug unternehmen muß, und sich wider des Heraklius Rat entschließt, seine Gattin während seiner Abwesenheit, um ihrer Treue desto beßer zu hüten, in einen festen Thurm zu verschließen. Gerade diese „Ueberhut", dieß Uebertreiben der gegen die Frauen angewandten Sorgsamkeit — ein bei den mittelhochdeutschen Dichtern, wie ich schon aus Gottfrieds Tristan einen Beleg mir mitzutheilen erlaubte, beliebter Stoff — reizt der Kaiserin Untreue, und bringt sie durch Beihülfe einer alten Frau, Morphea, zur Vollendung. Dieß alles ist von dem Dichter fast mit Gottfriedischem Schmucke, wenigstens in Gottfrieds Sinne und Stile erzält. Als der Kaiser, und mit ihm Heraklius, von seinem Zuge zurückkehrt, kann sich die Kaiserin

vor dem in die Tiefen des Weiberherzens blickenden Heraklius nicht verbergen; sie thut Buße, und wird auf des Heraklius Rat, welcher dem Kaiser nicht mit Unrecht die Schuld des Vorgefallenen gibt, von dem Kaiser geschieden, und dem Geliebten vermält. Durch diese glänzende Bethätigung seiner Weisheit steigt nun Heraklius immer höher, bis er zuletzt selbst Kaiser wird, und den Persern in einem furchtbaren Kriege das von ihnen geraubte heilige Kreuz wieder abgewinnt, eine Begebenheit, welche in dem Feste der Kreuzerhöhung noch heute von der Kirche gefeiert wird. — Zum Theil ist die erste Hälfte dieser Erzälung, welche, wie man leicht sieht, auf willkürlicher Verbindung einer weltlichen Erzälung mit der bekannten Legende von der Kreuzerhöhung beruhet, entlehnt aus einer ältern (noch dem 12. Jarhundert angehörenden) und weit edleren Erzälung von der Crescentia[63], welche auch von ihrem Gatten während dessen Abwesenheit der Hut seines Bruders anvertraut wird, von diesem aber zur Untreue verlockt werden soll; sie leistet jedoch Widerstand, und schließt den ungetreuen Schwager durch List in einen festen Thurm ein. Nach des Gatten Rückkehr verleumdet der Bruder die Gattin bei dem Gatten, und dieser verstößt die Unschuldige in das Elend, welches sie geduldig trägt, bis ihre Treue erkannt, und sie dadurch heilig wird; es sind dieß die Grundlagen vieler andern spätern Erzälungen, und, wie man sieht, die Grundstoffe unserer, freilich durch moderne Sentimentalität bis zur Verzerrung entstellten Griseldis.

Von ganz anderer Art, als diese, das kirchlich-Heilige mit dem gemein-Weltlichen seltsam vermischende Erzälung vom Heraklius, die eben in dieser Mischung von der nach und nach eintretenden Verweltlichung des kirchlichen Lebens ein nicht unbedeutendes Zeugnis gibt, ist eine andere, des kirchlichen, eigentlich legendenmäßigen Hintergrunds zwar entbehrende, aber desto tiefer geistliche, im besten Sinne moralische, oder fromme Erzälung: der arme Heinrich von Hartmann von der Aue, nächst dem Iwein das jüngste unter den Werken dieses Dichters, mithin in den letzten Jahren des 12. Jarhunderts gedichtet[64]. Im Mittelalter, zumal im 12. Jarhundert, aber auch noch lange hernach bis in das sechszehnte,

herrschte in Europa die Seuche des Aussatzes in furchtbarer Allgemeinheit, wie denn von diesem Schrecknis die überall außerhalb der Städte angelegten und meist noch heute fortbestehenden Sondersiechenhäuser Zeugnis geben. An diese für die damalige Kunst unheilbare Krankheit, deren Ursprung und mögliche Heilung, hefteten sich mancherlei Volkssagen, geistlicher und weltlicher Art: eine davon, und eine noch heute nicht ganz ausgestorbene, war die, daß der Aussatz nur durch Menschenblut, und zwar durch das Blut einer reinen, sich freiwillig opfernden Jungfrau geheilt werden könne. Auf diese, wie man sieht, halb heidnische Sage ist die zarte, innige, warhaft fromme und vortrefflich gehaltene Erzälung Hartmanns gegründet. Ein reicher Herr, der des Glückes reiche Fülle besitzt, wird vom Aussatz befallen, und geplagt, wie der fromme Hiob im alten Testament. Aber er trug sein Unglück nicht wie Hiob, mit Geduld, sondern statt, wie Hiob, Gott zu loben, ergrimmte er ob seines schmählichen Leidens und verwünschte Tag und Stunde, da er geboren war. Kein Arzt vermochte ihm zu helfen, und selbst die Aerzte zu Salerno in Italien, wohin er Hülfe suchend gezogen war, hatten keine Arznei für ihn — nur den Rat, dessen ich vorhin erwähnte. So war er denn zwar heilbar, aber doch konnte er nimmermehr geheilt werden, denn wo fände sich eine Jungfrau, die ihr Leben für einen Aussätzigen opfern wollte? Also wandert der arme Heinrich traurig wieder in die Heimat nach Schwaben, gibt seine Besitzungen auf, und zieht sich auf ein wildes Gereute (einen einsamen Meierhof) zurück. Da jammert des Elenden das zwölfjährige Töchterlein des Meiers, und es pflegt sein treulich und kindlich, gleich als sei der Herr nicht unrein und ein Scheusal vor aller Welt. Nach einiger Zeit erfährt das Mägdlein auch, wodurch der Kranke geheilt werden kann, und alsbald geht es ihr durch das Herz, sie sei es, die den Herrn heilen könne. In nächtlicher Stille pflegt sie unter Thränen dieser Gedanken, und die Willigkeit, ihr junges Leben zu opfern, die Innigkeit ihrer Sehnsucht, dem Kranken zu helfen, die Reinheit und die Festigkeit ihres Willens, welche sie dem Vater und der Mutter und dem Kranken selbst, der im Anfang ihr Anerbieten für

einen kindischen Einfall hält, und die sie sämtlich von ihrem Vorhaben abzubringen suchen, entgegen setzt, ist ganz vortrefflich geschildert. Sie zieht mit ihrem kranken Herrn nach Salerno, erschrickt nicht vor dem Arzte, der sie noch besonders ausforscht, ob nicht Drohungen von Seiten des Herrn oder sonstige Gründe, ob vielmehr ganz reiner freier Wille sie zur Selbstopferung bestimmen, nicht vor den Zubereitungen zum Abschlachten, nicht vor dem gezückten und eigens vor ihren Augen erst gewetzten Meßer. Kaum wird es jemals wieder möglich sein, die reine, völlig uneigennützige, sich ganz hingebende Liebe eines tiefen und reinen weiblichen Herzens so treffend, so ansprechend und warhaft ergreifend zu schildern, wie Hartmann dieß in unserem Gedichte gethan hat. Als nun das Kind schon auf dem Seciertische liegt, da wird endlich durch diese reine Güte auch das Herz des Kranken bewegt, daß er nicht mehr, wie früher, leidenschaftlich nach Heilung strebt — sein Herz ergibt sich Gott, da er sieht wie dieß Kinderherz sich Gott im Tod freiwillig ergibt: er demütigt sich und nimmt nun seine Krankheit willig als Fügung Gottes an. Das Kind, verlangt er nun, soll nicht sterben. Der Arzt erfüllt das Verlangen des Kranken, und er zieht mit der Geretteten, die indes darüber, daß sie das vermeintliche Ziel ihres Lebens nicht erreicht hat, bis in den Tod betrübt ist, in seine Heimat zurück, und siehe da, nachdem er nun sich gedemütigt hat, nimmt Gott den Aussatz von ihm. Späterhin wird das Mägdlein die Gemalin des durch sie nicht allein geretteten, sondern in der Seele umgewandelten Herrn.

Aehnlicher Tendenz, wenn gleich noch etwas mehr nach weltlicher Form ist die Erzälung von Rudolf von Ems, welche unter dem Namen der gute Gerhard längst bekannt, aber verloren geglaubt war, und erst neuerdings zugänglich geworden ist[65]. Handelte es sich im armen Heinrich Hartmanns um die Darstellung uneigennütziger, sich selbst opfernder christlicher Liebe auf der einen, eines ungeduldigen, zur Ergebung bekehrten Herzens anderer Seits, so ist der gute Gerhard Rudolfs eine Schilderung der anspruchlosen Bescheidenheit und der das geschaffene eigene Gute vernichtenden Selbstgefälligkeit. Kaiser Otto der Rote, wird

uns hier erzält, war ein weiser gerechter Kaiser, seine Gemalin, Ottogebe, eine milde Frau, welche ihren Herrn dazu bestimmt, daß er sein großes Gut zu milden Zwecken anwendet und namentlich das Bistum Magdeburg stiftet. (Die Erzälung verwechselt hier übrigens Otto den Großen mit seinem Sohn Otto II., welcher von seinem roten Haar den Beinamen der Rote führte). Aber der Kaiser dünkt sich, damit etwas Gutes und Großes gestiftet zu haben, und erfreut sich dieses Gedankens in vollem Behagen: er rückt Gott seine Gaben vor, sagt der Dichter. Da wird ihm offenbart, daß all sein Ruhm nunmehr zu nichte sei, und Gott seine Gaben ferner nicht mehr ansehen werde: weltlicher Preis möge ihm bleiben, aber der geistliche und ewige sei dahin. Er hätte sollen thun, wie ein guter Kaufmann, der niemals Fürsten Namen getragen habe, dennoch aber im Buche der Lebendigen verzeichnet stehe; es sei dieß der gute Gerhard in Köln. Der Kaiser zieht hin gen Köln, diesen geringen Mann, der ihn doch so weit übertreffe, selbst zu sehen; Gerhard sagt dem Kaiser auf dessen Befragen, er habe ja nichts Besonderes gethan — es sei „der gute Gerhard" nur ein zufälliger Beiname, den ihm die Leute aus übler Sitte beilegten. Aber er soll erzälen, woher er denselben trage, und er entschließt sich, seine Geschichte mitzuteilen, doch nur erst, nachdem er ernstlich im Gebete gerungen, ob es auch recht sei, daß er solches erzäle. Die jetzt folgende ausgedehnte und mit allem Schmuck ritterlicher Poesie ausgestattete Erzälung ist nun ein wahres Muster der Darstellung einfacher, anspruchsloser Bescheidenheit: wie er ehedem nach Reichtum, und besonders darnach getrachtet, daß man seinen Sohn wieder wie ehedem seinen Vater den reichen Gerhard nennen möge, wie er aber einst nach einem großen Handelsgewinne im Heidenlande diesen ganzen großen Gewinn hingegeben, um gefangene englische Ritter und eine norwegische Königstochter aus der Sclaverei loszukaufen; wie er die Jungfrau, die einem im Seesturm mit seinem Schiffe verschwundenen englischen König Wilhelm verlobt war, Jahrelang bei sich in Köln beherbergt, um sie auf ihren Bräutigam warten zu laßen; wie dann, nachdem alle Hoffnung, daß König Wilhelm noch am Leben sei, aufgegeben

ist, er diese Königstochter seinem Sohne zu vermälen im Begriffe stehet, als eben der verlorene König, freilich im Bettleraufzuge, erscheint, und Gerhard seinen Sohn alsbald zur Verzichtleistung auf Minneglück und hohe Ehre bestimt; wie er den König Wilhelm wieder nach England geleitet, und nun er selbst, von den englischen Landherren wiedererkannt, zum Könige soll gewählt werden, wie er dieß nicht allein, sondern allen Lohn, alle Anerkennung ausschlägt, und nur „um des roten Mundes der schönen Königin, seiner Pflegetochter, willen", einen Fürspan (Brustgeschmeide) und einen Ring für seine Gattin annimmt, und einfach als einfacher Kaufmann wieder nach Köln zurückkehrt — alles dieß ist mit solcher Herzlichkeit und Natürlichkeit erzält, daß wir die thatkräftige und dennoch demütige, die großherzige aber durchaus anspruchslose Figur des Kölner Kaufherren lebendig vor uns zu sehen glauben. Dieses in der That imponierende Beispiel wirkt denn auch auf Kaiser Otto, was es nach Gottes Willen soll: „wie er sich doch so kleinen Gutes gerühmt und gegen Gott vermeßen"; er kehrt nach Magdeburg zurück, und erkennt, daß das Gute, was man thue, um Gottes willen geschehen müße, um gut zu sein; er thut Buße seines Rühmens wegen, und nun bleibt ihm neben dem zeitlichen auch der ewige Preis.

Diese Erzälung mag unter den Werken Rudolfs von Ems das seinen Fähigkeiten am meisten entsprechende, das beste und zugleich das älteste sein: von geringerem Werte schon ist sein, ehedem viel besprochener und hochgerümter Wilhelm von Dourlens oder Orlienz**, die aus einem welschen Original umgedichtete und mit Sagenelementen mancher Art vermischte Geschichte eines brabantischen Fürsten — zugleich die, mit welcher ich zu den weltlichen Erzälungen übergehe, die ich aber auch zu übergehen mir erlaube, um nicht durch Schilderung von Gedichten mittleren Ranges die Zeit und die Geduld meiner Leser auf ungehörige Weise zu verschwenden. Ich darf auch von den übrigen, ungemein zalreichen weltlichen Erzälungen nur anführen, daß sie ihrem Ursprunge nach zu einem nicht geringen Theil ausländisch sind, und zum Theil noch in das 12. Jarhundert zurückreichen, wie

das Bruchstück einer ansprechenden und im guten Stil der Vorbereitungperiode erzälten, das Leben der Kreuzzüge darstellenden Geschichte vom Grafen Rudolf, welches Wilhelm Grimm herausgegeben hat[67], beweist. Verwandt oder wenigstens ähnlich sind die Gedichte Darifant, Demantin und Crane (sonst Assundin genannt), sämtlich von einem Dichter Bertolt von Holle aus der Mitte des 13. Jarhunderts verfaßt[68]. Andere sind vaterländischen Ursprungs, wie die von Konrad von Würzburg sehr gut erzälte bekannte Sage von Kaiser Otto mit dem Barte[69] (dem Roten, eine abermalige Verwechselung mit seinem Vater, Otto dem Großen, von dem die Sage eigentlich umgeht), wie er einem Ritter, Heinrich von Kempten, der ihm seinen Truchseß erschlagen, bei seinem Barte (Otto des Großen gewöhnlicher Schwur) Rache geschworen, dieser aber alsbald des Kaisers Bart ergreift, den Kaiser niederwirft und ihn zwingt, ihm das Leben zu schenken, deshalb aber für immer aus dem Angesicht des Kaisers verbannt wird, wie er dann in einem italienischen Feldzuge dem Kaiser das Leben rettet und von ihm Begnadigung und hohe Ehren erlangt. Eben so sind zwei in mehrfacher Beziehung merkwürdige vaterländische historische Gedichte vorhanden auf König Albrecht und Adolf von Nassau und die Schlacht am Hasenbühl am 2. Juli 1298, von denen das eine gleichzeitig ist und eine Reihe alter, damals in der Poesie fast ganz abhanden gekommener volksmäßiger Züge enthält, wie u. a. ein Ritter Sigfrid von Lindau erwähnt wird mit dem Beisatze: er sei ein gewaltiger Schmied in der Schlacht gewesen — mit unverkennbarer Beziehung auf Sigfrid den Drachentödter; oder wenn Ritter Dietrich von Kirnsberg dem andern Dietrich verglichen wird, der von Berne war genannt; sein Schwert heißt es, das gieng an seiner Hand, daß Gott selbst um Kunde fragte, wer jener Ritter wäre, und daß die Engel lachten, daß er solche Thaten thun konnte; und zu eines andern Ritters lautem Schwertesklang lachet froh ein roter Mund, der ihn zum Kampfe hat gesandt[70]. Volksmäßig ist ferner noch und sehr wichtig als Schilderung des deutschen Bauernlebens im Anfange des 13. Jarhunderts die Erzälung von dem Meier Helmbrecht,

verfaßt von einem östreichischen Dichter, Werner dem Gärtner; doch erlaube ich mir auch auf dieses Gedicht nur durch Nennung des Namens hinzudeuten [71].

Nur einer dieser Erzälungen darf ich etwas mehr als eine bloße Erwähnung des Namens widmen, da sie nicht allein noch mehr, als die zuletzt angeführte, dem Stile der volksmäßigen Darstellung sich nähert, sondern auch ihrer Gestaltung nach zum Theil mit unserer Heldensage übereinstimmt, ja eine von den wenigen alten Sagen ist, welche sich aus dem großen Ruin aller nationalen Dichtungen und Erinnerungen bis auf den heutigen Tag, wenn schon in verkümmerter Gestalt, in den Händen des Volkes erhalten hat: es ist das Gedicht vom Herzog Ernst. Es war diese Sage, zwar wol gewis nicht als Lied, vielmehr als gelesene (gesagte) Erzälung bereits vor dem Jahre 1180 vorhanden; von dieser ältesten Gestalt jedoch sind nur zwei dürftige Fragmente übrig; in der Mitte des 13. Jarhunderts wurde sie dann umgedichtet, und von dieser Umdichtung ist uns eine doppelte Recension erhalten. Für den Verfaßer galt lange Zeit Heinrich von Veldekin; daß er Verfaßer der Umdichtung nicht sein kann, begreift sich leicht, da Veldekin, der um das Jahr 1184 in höchster Blüte stand, kaum über den Anfang des 13. Jarhunderts hinaus gelebt haben wird; aber auch hinsichtlich des älteren Gedichtes ist seine Autorschaft großen Zweifeln unterworfen [72].

Die Sage ist die: Herzog Ernst ist der Sohn einer baierischen Herzogin Adelheit, welche später auf den Rat eben dieses ihres Sohnes den Kaiser Otto den Roten heiratet. — Wir begegnen diesem Kaiser hiermit schon zum dritten Male, und zum dritten Male in der Verwechselung mit seinem Vater, Otto dem Großen; aber wir werden dießmal sogar nicht bei Otto dem Großen stehen bleiben können; denn, so erzält das Gedicht weiter, Ernst wurde bei seinem Stiefvater durch den Pfalzgrafen Heinrich verleumdet, und auf diese Verleumdung hin seiner Güter entsetzt; es entbrennt eine Fehde, und da Ernst erfährt, daß Pfalzgraf Heinrich der Urheber seines Misgeschickes ist, erschlägt er denselben im Pallaste des Kaisers. Er muß darauf fliehen, und unternimmt einen Zug nach

Jerusalem in Gesellschaft seines treuen Dienstmannen, des Grafen Wetzel. Nun gibt es in der Geschichte zwei aufrührerische Grafen oder Herzoge Ernst, der erste wirklich ein Baier, zu den Zeiten Ludwigs des Frommen, der andere ein Schwabe, zu den Zeiten Kaiser Konrad des Saliers, im 11. Jarhundert, und wirklich dieses Kaisers Stiefsohn, der Sohn seiner Gemalin Gisela; beide hatten zu Helfern in ihrer Empörung einen Grafen Wernher, wovon der Name Wetzel bekanntlich nur eine Abkürzung ist. Wir sehen also hier drei ziemlich weit auseinander liegende Zeiten mit ihren Personen in ähnlicher Weise zusammengeschoben, wie wir dieß schon in unserer Heldensage hinsichtlich Attilas und des gothischen Dietrich wahrnahmen: es ist ein später Versuch einer Sagenbildung, gemischt aus Erinnerungen an die Karlinger, an die sächsischen Ottonen und an die Salier; doch ist der historische Stoff aus dem letzten Kreiße in der Sage der vorwiegende. Ausgebildet und erhalten haben aber kann sich die Sage vom Herzog Ernst und seinem Dienstmann Wetzel als ruhmwürdigen Helden nur in Lebensregionen und Gegenden, welche der Leitung und dem Verlaufe der Weltbegebenheiten fern standen — offenbar nur da, wo der empörerische Ernst seine Partei hatte — im Volke, dem er vermutlich näher stand und lieber war, als sein Stiefvater, der salische Konrad, und so ist aus ihm kaum hundert Jahr nach seinem Tod (er starb zu Konstanz im Jahr 1030) ein Sagenheld des Volkes geworden auf eine lange Reihe von Jarhunderten. Doch ist es dieser Umstand nicht allein, ja nicht einmal vorzugsweise, welcher den Herzog Ernst zu einem noch heute aus dem vielgelesenen Volksbuche bekannten Helden gemacht hat; es ist der zweite Theil der Sage und des Gedichts, welcher ihm die Folie gegeben hat, aus welcher er sich noch jetzt glänzend hervorhebt. An ihn hat sich nämlich die Kunde von den Fabeln und Wundern des Orients angeheftet, wie sie das Volk aus den Erzälungen der Kreuzfahrer und aus den gelehrten Mittheilungen der Geistlichen schöpfte und auffaßte. Auf seiner Fart nach Jerusalem gelangt Herzog Ernst zu einer einsamen, prächtig erbaueten und ausgeschmückten Burg, deren Beschreibung in manchen Zügen an den Graltempel und die Gralburg erinnert,

aber die Burg ist, wenn gleich mit Lebensmitteln reichlich versehen, ganz menschenleer. Die Kreuzfahrer thun sich mehrere Tage gütlich an den reichen Speisen, an dem kühlen Wein, und an dem wolthuenden Bade in goldner Badekufe, in welche das Waßer aus silbernen Röhren springt; da endlich erhebt sich eines Morgens rings um die Burg ein wüstes Geschrei, als wenn ein unzälbares Heer Kraniche in die Burg sich niederlaßen wolle: und dort reiten sie auch schon her, die Schnabelleute, mit langen dürren Hälsen und spitzen, ellenlangen Schnäbeln, reich und prächtig in Seide gekleidet, und eine aus Indien geraubte Jungfrau in ihrer Mitte führend, die wie eine bethauete Rose unter Thränen in der Mitte dieser Ungeheuer einhergehet. Der Schnabelkönig bietet ihrem roten Mündlein seinen langen Schnabel dar, und das rauhe Geschrei der Kraniche ist seine zarte Liebesrede. Zornig über diese Unbill fallen Ernst und seine Mannen über das „Schnabelvieh" her, schlagen ihnen ihre langen Hälse ab, und es entbrennt ein hitziger Kampf, in welchem auch Ernst viele Leute verliert, und dennoch die Befreiung der geraubten indischen Königstochter nicht erlangen kann, denn das Kranichvolk sticht sie mit seinen Schnäbeln todt. Die Helden gehen wieder zur See, und sehen von fern einen hohen Berg, um welchen ein Wald von Schiffsmasten starret — es ist der Magnetberg im Lebermeer (dem geronnenen Meere), der alle Schiffe an sich zieht, und an den bald auch das Schiff Herzogs Ernst anrennt, indem er krachend über die vermoderten Trümmer der längst hier festgehaltenen und nun schon zerfallenen Schiffe hinfährt. Nur sieben seiner Begleiter bleiben in dieser Not dem Herzog Ernst übrig; von Greifen läßt er sich nebst fünf andern, nachdem sie sich in Seehundsfelle eingenähet, von dannen auf einen fernen Felsen tragen; nur einer, seines Todes doch gewis und an Rettung verzagend, bleibt zurück, und läßt das Wrack des Schiffes sein Grab sein. Dann kommt Herzog Ernst zu den Arimaspen, die nur ein Auge haben, und für deren König er gegen die Plattfüße streitet, die über Moos und Sumpf laufen, wo weder Ross noch Mann fortkommen können, und beim Unwetter ihre breiten Füße als Schirme über die Häupter legen, eben so gegen das Volk der

Langohren, die ihre Ohren als Kleidung brauchen und sich in dieselben einwickeln, und gegen ein Riesengeschlecht, dem Herzog Ernst nur bis an die Kniee reicht. Ueberall ist Ernst siegreich; einen der Riesen fängt er ein, und bedient sich desselben in einem andern Kampfe, in welchem der Riese mit seiner Stange kurzweg ganze Stücke aus den geschloßenen Geschwadern der Feinde weghaut. Zulezt gelangt der wunderbare Held noch nach Jerusalem, thut auch hier große Thaten, und wird endlich von seiner Mutter nach Deutschland zurückberufen, wo er am Christmorgen, da alle Welt sich der Geburt des Heilands freut, und der Friede vom Himmel kommt, als der Bischof das Evangelium anhebt: Exiit edictum a Caesare Augusto auch von dem, in der andächtigen Erinnerung an den Heiland versöhnten Kaiser Frieden und Verzeihung erhält. — Es sind alle diese Ungeheuerlichkeiten übrigens keineswegs willkürliche Erfindungen des deutschen Dichters, sondern fast durchgängig alte orientalische Märchen, gröstentheils in der Erzälung von Sindbad dem Meerfahrer enthalten — einer Art orientalisch-germanischer Odyssee, wie einer solchen die Dichtung jeder Zeit, jedes Volkes, jeder Bildungsstufe bedürftig ist, und wie wir ja selbst eine Zeitlang nichts lieber gelesen haben, als von Chinchagguk, von Hawkeye, von Unkas, von Conanchet, von den Wändern der Susquehanna-quelle und der Steppe. Ein eigentümlicher Zauber aber muß gerade diesen orientalisch-deutschen Märchen eigen sein, daß sie mit so zäher Lebenskraft so viel Veränderungen der Bildung, der Literatur, des Geschmackes haben überdauern, und noch immer sich wirksam beweisen können. Im 15. Jarhundert wurde denn auch unser Gedicht in ein, lange Zeit gesungenes Volkslied umgekleidet, welches so beliebt wurde, daß der Berner Ton, in dem es verfaßt war, von ihm auch den Nebennamen: Herzog Ernsts Ton erhielt. Das im 16. Jarhundert entstandene und noch jezt umgehende Volksbuch vom Herzog Ernst ist jedoch nicht aus unserm Gedicht, sondern aus einer lateinischen Quelle hervorgegangen.

Noch sind diesen Erzälungen zum Schluße diejenigen anzureihen, welche, gleichfalls (wie Herzog Ernst) volksmäßige Stoffe, jedoch scherzhafter Art, und zum Theil auch in volksmäßiger Form

darstellen. Das eine dieser Stücke ist Salomon und Morolf. Aus sehr alter, warscheinlich jüdischer Tradition rührt die Aufstellung des Gegensatzes volksmäßiger, weltlicher, närrischer Weisheit gegen die ernsthafte, erhabene — wenn man will, gelehrte — heilige Weisheit des Königs Salomo her. Der Träger der ersteren ist Morolf, ein kluger Narr, der in einem Gespräch mit Salomo jeden Spruch des weisen Königs in eine Narrheit verkehrt. Schon im 6. Jarhundert finden sich Zeugnisse, daß ein solches Wechselgespräch zwischen Salomo und Morolf bekannt gewesen sei, und im 13. Jarhundert ist dasselbe schon so allgemein verbreitet, daß Morolf sprichwortsweise angeführt wird. Aus diesem gnomischen Gesprächspiel, oder vielmehr aus der Rolle, welche Morolf in demselben spielt, bildete sich aber nun schon in früher Zeit, jedenfalls vor der Mitte des 12. Jarhunderts, zuerst als Anhang auch eine epische Erzälung im Volkston und in volksmäßiger Form, in welcher Morolf als ein listiger Diener (das Gedicht nennt ihn Bruder) Salomons erscheint, der dem leztern die ihm durch List zweimal geraubte Gemalin zweimal durch größere List wiedergewinnt. Diese Erzälung ist uns in volksmäßiger Darstellung des 12. Jarhunderts noch übrig, und zugleich das einzige uns überlieferte Beispiel volksmäßigen Vortrages aus diesem Jarhundert, in welchem sonst nur die Kunstpoesie herscht, wenigstens allein auf uns gekommen ist. Ein Volksſänger des 12. Jarhunderts hat sich dieses, doch fremdländischen, Stoffes bemächtigt, und denselben wol nicht zum Gesange, in welcher Form doch die Volksſänger damals alles vorzutragen pflegten, sondern zum Vortragen (zum Sagen) eingerichtet, hierbei aber die Form der erzälenden Kunstpoesie auf eine eigene, nachher lange Jarhunderte beibehaltene Weise mit der Gestalt des Volksgesangs verschmolzen. Es besteht nämlich dieß Gedicht aus kurzen Reimpaaren, wie die Erzälungen der Kunstpoesie, aber es ist zwischen die je dritte und vierte Reimzeile eine reimlose Zeile eingeschaltet und dadurch aus den Reimpaaren ein fünfzeiliger Strophenbau geworden, welcher bis in das 17. Jarhundert einer der beliebtesten Töne des Volksgesanges blieb[78]. Uebrigens hat dieses Gedicht von Salomo und Morolf, welches den zweimaligen

listigen Raub der Gemalin Salomons und die zweimalige listigere Wiedergewinnung derselben durch Morolf schildert, mehr nur diesen literarhistorischen (freilich bedeutenden), weniger poetischen Wert, weshalb ich mich einer Auseinandersetzung des Inhaltes überhoben halten darf. — Das Gesprächspiel zwischen Salomo und Morolf, aus welchem eben dieses erzälende Gedicht hervorgegangen ist, muß zwar im 13. Jarhundert schon in deutschen Versen vorhanden gewesen sein, doch ist uns dasselbe nicht in der, gewis troß des derben Scherzes der von demselben unzertrennlich ist — edleren Form des 13. Jarhunderts, sondern in einer oft rohen und gemeinen, ja unflätigen Gestalt, die aus der verwilderten Volkspoesie im 14. oder beßer im 15. Jarhundert stammen muß, übrig geblieben. Bekannt ist uns ja Allen, wenn auch nicht das prosaische noch jetzt umgehende und vor wenig Jahren erneuerte Volksbuch von Salomo und Markolf (wie nachher der Name umgestaltet wurde), doch der eine oder andere Zug aus diesem alten Gedichte, wie z. B. der, daß Markolf behauptet, Natur gehe über Gewonheit (oder Kunst) — ein Satz, der eigentlich Markolfs Wesen und seinen Gegensatz zu Salomo ganz im Allgemeinen treffend bezeichnet — und diese Behauptung beweisen, oder, wo er dieß nicht könne, sterben soll. Da hat Salomo nun eine Lieblingskatze, die bei Tisch neben ihm sitzt und mit den Vorderpfoten das Licht zu halten gelehrt ist: und Markolf läßt aus seinem Ermel eine Maus über den Tisch dahin laufen. Die Katze zuckt, aber der König drohet, und die Kunst ist stärker als die Natur; eine zweite Maus lauft unter Markolfs Ermel hervor, und das Kätzchen wankt und schwankt unter seinem silbernen Leuchter, aber noch einmal trägt durch des Königs Drohworte die Gewohnheit den Sieg über die Natur davon; da lauft die dritte Maus — und hin fährt der Leuchter, und mit dem Leuchter Becher und Teller und Schüßel und — die Gewohnheit. Als Probe des übrigen Gespräches mag nur Folgendes dienen:

Salomo: Von dem Geschlechte Juda bin ich geboren, Und über Israel als König erkoren.	Markolf: In der Blinden Lande, des sei gewis, Ein Einäugiger ein König ist.

Salomo: Gott hat mir Weisheit gegeben,
Vor allen Menschen die da leben.

Markolf: Wer böse Nachbarn um sich hat,
Der lobe selbst sich, ist mein Rat.

S. Wer da hat, dem wird gegeben,
So lange als er hat sein Leben.

M. Wer wenig hat, den soll man pflücken,
Und dem Habenden es zuschicken.

S. Niemand soll davon Schaden hân,
Was er mit Ehren kann begân.

M. Der Fuchs der sich des Mausens schämt,
Vor Hunger er sich härmt und grämt.

S. Ein gut Weib und schöne
Die ist ihres Mannes Krone.

M. Einen Topf mit Milch man soll
Hüten vor den Katzen wol.

S. Wein bringet Unkeuschheit,
Wer trunken ist, der stiftet Leid.

M. Den Armen machet reich der Wein,
Drum sollt er allzeit trunken sein.

Es hängt, wie wir sehen, diese Erscheinung mit den gnomischen Dichtungen zusammen, welchen wir nachher noch eine besondere kurze Betrachtung zu widmen haben werden.

Das zweite der hierher gehörigen Gedichte ist der Pfaffe Amis. Hiermit kommen wir nun auf eine vollkommen volksmäßige, epische, wenn man will mythische Person zurück; der Pfaffe Amis ist eine der Formen des vielgestaltigen Helden der Schelmenstreiche und Schwänke, des Lügens und Leutebetriegens, der im deutschen Volke seit vielen Jarhunderten unter mancherlei Namen umgegangen ist, als Amis und Pfaffe von Kalenberg, als Peter Leu und Bochart, der zuletzt seine Proteusnatur in Till Eulenspiegel abgelegt hat, und in dieser Gestalt noch heute unter uns umgeht. Wie der Ernst des sinnenden tief innerlichen Geistes seinen Mythus hat und sein Epos, seine starken Helden und gewaltigen Heldenthaten, so hat auch der Scherz des heiteren Gemütes seine nicht erfundenen und nicht erfindbaren Sagen, seine Geschichten, die niemals und

nirgends geschehen sind, und doch überall und zu jeder Zeit sich zutragen; seine Schwänke und Streiche, die auf und ab getragen werden von der frölichen Lust des Erzälens durch alle Lande, zerstreut und vereinzelt lange Zeit, bis sie, gleichsam auf einen geistigen Ruf, sich plötzlich zusammenthun und um einen Helden des Scherzes und der Laune sich versammeln, gleichwie auch in der metallischen Auflösung die zerstreuten Theilchen des reinen Silbers auf den Ruf der chemischen Verwandtschaft sich plötzlich sammeln, um zum edlen glänzenden Krystall anzuschießen. Ich werde mir später erlauben müßen, auf diesen Gegenstand bei der Erwähnung des Eulenspiegels und seiner Verwandten zurückkommen. Der Pfaffe Amis, dessen Name und Stand warscheinlich aus England stammt, dessen Schelmenstreiche aber auf deutschem Grund und Boden gewachsen sind, ist eine der ergetzlichsten dieser Figuren; er durchzieht Land und Sand, um seine Schelmenstückchen auszuführen, ist bald in Frankreich, bald in Lothringen, bald wieder in England, bald in Konstantinopel, und überall ist er gleich bereit und gleich geschickt, die Albernen zu belügen und die Einfältigen zu betriegen, sich selbst aber den Seckel aus den Taschen der Angeführten reichlich füllen zu laßen. In der äußerst geschickten, launigen und witzigen Darstellung, in welcher wir ihn besitzen, ist er ein Geisteskind des Strickers, desselben Dichters, welcher sich auch, aber mit geringem Erfolge, an der Umdichtung des Rolandsliedes versucht hat; hier, auf dem Boden der Laune und des Scherzes ist er beßer an seinem Platze, eben so, wie auch in den kleinen Erzälungen, die ich zu übergehen mir erlaubt habe, und in der Fabel, wo wir ihm noch auf einen Augenblick wieder begegnen werden[74]. — Gleich zum Eingange tritt uns ein guter alter Bekannter entgegen: der Pfaffe Amis hat eine allzu reiche Pfründe, und diese will sein Bischof ihm nehmen, wenn er ihm nicht gewisse verfängliche Fragen beantwortet: es ist Bürgers Abt von St. Gallen, den Bürger von Burkhard Waldis im 16. Jarhundert, B. Waldis aber aus der lebendigen Volstradition des Scherzes, die wir hier nun einmal an den Pfaffen Amis angeknüpft sehen, entlehnt hat. Da kommen denn nun Fragen vor, wie die: wie viel

Tage von Adam her verfloßen seien? Und Amis antwortet: sieben, wenn die um sind, kommen dieselben sieben wieder. Wo die Mitte der Welt sei? Die Kirche, sagt Amis, die ich von euch habe, liegt eben recht in der Mitte: laßet es eure Knechte mit Seilen meßen, und wenn ein Halm breit fehlt, so sollt ihr die Kirche mir wieder abnehmen — ein Schwank der noch heute an den Namen eines niederhessischen Dorfes als Spottsage geheftet ist. Wie weit der Himmel von uns sei? Soweit ein Mann rufen kann; steigt hinauf, Herr Bischof, und wenn ihr da oben mich nicht von hier unten rufen hört, will ich verloren haben. Da alles dieß nichts an dem listigen Schelm verschlägt, so soll er einen Esel lesen lehren bei Verlust seiner Stelle. „Zwanzig Jahre, sagt Amis, braucht ein Mensch, um etwas rechtes zu lernen, für einen Esel muß ich dreißig Jahre haben". Es wird ihm zugestanden, und er kauft sich ein Eselchen. Dem Thierchen legt er ein altes Buch vor, und streut Hafer zwischen die Blätter. Das hungrige Langohr sucht und sucht, und schlägt im Suchen nach dem Hafer die Blätter um. Bald kommt der Bischof, um die Eselschule zu visitieren. Er kann schon viel, sagt Amis, Blätter umschlagen im Buche hat er schon gelernt. Damit ist der Bischof zufrieden; doch will er die Fortschritte des Lehrlings sehen. Da führt Amis seinen grauen Schüler in das Zimmer an den Tisch und legt ihm ein großes neues Buch, aber ohne Hafer, vor. Und das Eselchen sucht wieder, sucht, und findet nicht, schlägt ein Blatt nach dem andern um, aber der Hafer will nicht kommen, und so macht er seinem Unmute durch lauten Eselsgesang Luft. Seht, Herr Bischof, sagt Amis, das Blattwerfen kann er gut, nur ist er noch im ABC und kann eben erst das A, das A aber kann er, wie ihr hört, und Euch zu Ehren hat er sich recht darauf besonnen, und darum es so laut und kräftig mit wiederholtem Nachdruck ausgesprochen. — Wie wir sehen, haben wir eben hiermit den warhaftigen Eulenspiegel in einem seiner bekanntesten Streiche. Nachher, als Amis anfängt, auf seine Kunst zu reisen, hört er nun vollends auf, sich zu grämen und zu schämen, und auch mit heiligen Dingen treibt er seinen Spott und Spuk. Be-

zeichnend genug für den Gegensatz, in welchem in England früher schon, in Deutschland doch nach der Mitte des 13. Jarhunderts (aus welcher Zeit unsere Erzälung stammt) die Laienwelt zu der Geistlichkeit zu stehen begann, ist folgender Streich, den ich aushebe, um ein Zeitbild auch von dieser Art aufzustellen. Amis sucht sich eine reiche und alberne Gutsbesitzerin auf dem Lande aus, deren Mann eben nicht zu Hause ist. Dieser stellt er sich als einen ungemein frommen und heiligen Mann dar, und bietet ihr an, eine Nacht in ihrem Hause mit Gebet zuzubringen, und die Frau ist der Ehre froh daß ein so heiliger Mann auf ihr Haus Heil bringen wolle. Zum Opfer für sein Gebet erbittet er sich nur den Haushahn der Frau, und eiligst wird das Thier geschlachtet, kaum kann die Frau erwarten bis er gebraten ist. Amis zehrt ihn rein auf — nur die Knochen ließ er liegen — und verheißt, es solle vor dem Hahnenschrei doppelte Vergütung, zeitliche und ewige, für den Hahn werden. Vorher hat aber der listige Schelm bereits einen Hahn kaufen laßen, der dem geschlachteten ganz gleich sieht, und als nun die Zeit des Hahnenschreies herankommt, läßt er den gekauften Hahn auf die Stange fliegen und sein Morgenlied krähen. „Euer Hahn ist wieder da, das Zeichen ist geschehen, es ist Euch zeitlich bereits vergolten und nach diesem Zeichen mögt Ihr auch des ewigen Heiles gewis sein“, ruft er der andächtigen Hausfrau zu, und nun singt er bei dreißig Lichtern, die er um sich stellt, herrlich die Mette und eine Messe dazu, und ertheilt solchen Ablaß, daß der welcher nach dem Ablaß auch den stärksten Appetit hatte, daran Genügen gehabt hätte: alle Sünden, die gethan waren und noch gethan werden sollten und wollten durch das ganze Leben, die wurden von dem Pfaffen alle vergeben. Auf Andringen der Frau nimmt er nur ein Stück feiner weißer Leinwand von hundert Ellen zur Belohnung und zieht von dannen. Aber kaum hat der Schelm den Rücken gewandt, so kehrt der Hausherr zurück, und erfährt, wie sich seine thörichte Frau hat anführen laßen. „Weiß Gott, ruft er, das Tuch soll er wieder herausgeben“ und so sitzt er zu Pferde und jagt dem Landschelm nach. Aber Amis sieht ihn längst kommen, und eilig steckt er brennenden Zunder in das Stück

Leinwand. Zornbleich rennt ihn der Reiter an: „Ihr Betrüger, ihr habt gelogen und betrogen, her mit dem Tuche"! Demütig bittet Amis, es ihn nicht entgelten zu laßen, was seine Frau um Gotteswillen gethan; sie habe es ihm ja aufgedrungen. Da sei das Tuch, er wolle es nicht behalten ohne seinen Dank. Wer ist froher als der Ritter, da er sein Tuch wieder sieht? Er läßt den Schelm ziehen, schenkt ihm die zugedachten Schläge und reitet selbstvergnügt wieder zurück. Aber bald fängt es um ihn an, nach Brand zu riechen, das Tuch fängt an zu rauchen, und stärker und stärker zu dampfen; der Ritter wickelt es auseinander und helle Lohe flackert empor. Da schlägt den armen Mann das Gewißen, daß er eine Gottesgabe genommen: die Strafe Gottes sieht er aus dem Tuch brennen; voller Schrecken schleudert er die Leinwand in das Gras, läßt brennen was da brennen will, und hat er vorher dem Pfaffen nachgejagt, in noch stärkerem Rennen streicht er jetzt hinter ihm drein, und bittet ihn bei Gottes Ehre und der Christen Treue, seine Reue und Buße anzunehmen und sich den Schaden doppelt vergüten zu laßen. Sanftmütiglich läßt der schlaue Gauner sich die Reue des Herrn gefallen, und noch beßer den doppelten Ersatz, den ihm Frau und Mann gewähren. Um dieser offenbarten Heiligkeit willen kauften sich die Nachbarn in großer Zahl in das Gebet des heiligen Pfaffen ein, und „dem Pfaffen that das gar sanfte". Auch diese Erzälung ist später unter mehrfacher Variation wieder aufgetaucht, namentlich in den Streichen der fahrenden Schüler im 15. Jarhundert, wo der Töffel im Paradiese augenscheinlich eine Umkleidung derselben ist[75].

Wir sind mit diesen Erzälungen, die wir zum Theil, und die letzten dem Stoffe nach ganz in die Volkspoesie übergehen sehen, zum Abschluße des höfischen und ritterlichen Kunstepos gelangt, und zugleich zum Abschluße des auf der Heldensage — der einheimischen und fremden in ihren verschiedenen Verzweigungen und Ausläufern — beruhenden Epos überhaupt.

Wir wenden uns nunmehr zu der Thiersage, einem Stoffe, welcher mit den zuletzt abgehandelten, wenigstens in seiner weiteren Ausbildung, in gewisser Beziehung verwandt ist, und uns wieder

ganz in den Kreiß unserer volkstümlichen Anschauungen, Sagen und Dichtungen zurückversetzt.

Daß die Sage von den Thieren, von Reinhart dem Fuchs und Isengrim dem Wolfe eine uralte, bereits von den Franken im 5. Jarhundert besetzene und von ihnen mit über den Rhein genommen sei, ist bereits in der Schilderung der ersten Periode unserer Literärgeschichte berührt worden; — auch kann man ohne alle Uebertreibung behaupten, sie sei so alt wie das Volk, dem sie angehört[76].

Die Wurzeln dieser Sage liegen in der harmlosen Natureinfalt der ältesten Geschlechter, in dem tiefen und liebevollen Naturgefühl eines gesunden, kräftigen Naturvolkes. Wie ein solches Volk sich mit Innigkeit, ja mit leidenschaftlicher Empfindung an die Naturerscheinungen anschließt — wie es mit dem Frühling und Sommer jauchzt, mit dem Herbste trauert, mit dem Winter sich in den Feßeln schwerer Gefangenschaft fühlt — wie es diesen Naturerscheinungen die eigene Gestalt, die eigenen, menschlichen Empfindungen leihet, und diese Personificationen der Naturwesen zu großartigen Mythen, bald lieblich freundlicher, bald furchtbarprächtiger Gestaltung, ausbildet, wie in Sigfrid und Brunhild, so schließt es sich auch eng und liebevoll der näher stehenden, näher befreundeten Thierwelt an; — ja es schließt sich der Thierwelt nicht bloß an, es schließt sich ihr auf, es ziehet sie in sich selbst, in sein eigenes Leben, seinen eigenen Verkehr, als einen gegebenen und notwendigen, nicht gemachten, nicht ersonnenen, nicht erkünstelten Bestandtheil seines eigenen Daseins herein. Es ist die reine harmlose Freude des Naturmenschen an den Thieren — an ihrer schlanken Gestalt, ihren funkelnden Augen, ihrer Tapferkeit und Grimmigkeit, ihrer List und Gewandtheit — es ist die Freude an dem, was er an den Thieren und mit den Thieren erfährt und erlebt die Quelle der Erzälung von den Thieren, der Thiersage, des Thierepos. Etwas an und mit den Thieren erleben und erfahren aber kann der Mensch nur dann, wenn er einmal sich mit ruhiger, liebevoller Hingebung in die Thierheit versenkt, das Thier in seinem innersten Wesen, seiner geheimnisvollen Eigentümlichkeit

belauscht, und dann, wenn er zugleich, wie er an dem Wesen des Thieres Theil nimmt, das Thier wieder an seinemeigen en, menschlichen Wesen Theil nehmen läßt, es zu sich emporhebt, ihm Gedanken und Sprache, seinen Trieben Absicht und Bedeutung leihet. Dieses wechselseitige Austauschen des Thierischen mit dem Menschlichen und umgekehrt ist die notwendige Bedingung der Thiersage: die Thiere des Thierepos sind nicht nackte Thiere, dem Menschen fremd und außer psychischer Gemeinschaft mit ihm, aber noch viel weniger sind sie verkleidete Menschen, denen etwa aus bloßer Willkür nur thierische Gestalt geliehen worden; im ersten Falle würde das Thierleben vielleicht überall kein Gegenstand der Poesie — höchstens etwa der Naturmalerei — sein, wenigstens des echtesten Stoffes der Poesie, der Handlung entbehren; im letzten Falle wäre alle Erzälung von den Thieren nur eine langweilige Allegorie. Der Reiz der Thiersage liegt eben in diesem dunkeln Hintergrunde der Thiermenschheit und Menschthierheit, den wir nicht willkürlich mit unsern Verstandeslichtern der heutigen Welt erhellen dürfen, ohne das Ganze des Thierepos unwiderbringlich zu zerstören.

Es begreift sich hiernach von selbst, daß die Thiersage nur in den ältesten Verhältnissen, in dem unbefangensten und stillsten Naturleben eines Urvolkes entstehen könne, in Zeiten, wo der Friede mit der Natur noch verhältnismäßig wenig gestört war, und wenigstens in gewisser Weise die Wirklichkeit dem Verkehr mit der Thierwelt entsprach, welchen das Thierepos schildert: wo noch die Gedanken des Hirten- und Jäger[illegible]ns einen großen Theil des geistigen Horizonts des Volkes erfüllten, wo nicht allein Wald und Feld des Wildes voll waren, [illegible]ndern der Hirte auch noch einen mächtigen, ihm in Kraft und Geschicklichkeit ebenbürtigen und auf seine Heerde gleich ihm selbst berechtigten Gesellen in dem gefräßigen Wolfe, einen überlegenen, Wald und Heide beherschenden Helden in dem grimmigen Bären sah; wo für den Jäger, der einsam durch die dunkeln Tiefen und die sonnigen Halden des Urwaldes streifte, der graue Wolf auf grüner Heide und der rotbärtige Schleicher am Waldsaume Jäger waren wie er, und die

er darum außer ihrem eigentlichen Thier-Namen mit menschlichen, gleichsam Gesellen-Namen benannte. Es war aber auch für Jäger und Hirten der Waldeinsamkeit gut, sich mit diesen Waldgesellen auf freundlichen Fuß zu stellen, denn es war damals nicht so sehr das *äußere* Grauen vor der *Gefahr*, welche die Waldräuber bringen konnten, als das *innere* Grauen vor dem Dämon der in dem Thiere lebt, vor der unheimlichen, aus den zornfunkelnden Augen des Wolfes hervorleuchtenden Wolfsseele, noch in seiner vollen Stärke mächtig. Das Thier des Waldes war noch gleichsam mehr, als ein bloßes, dem Menschen untergeordnetes, wenigstens unterliegendes *Thier*: es war eine Verkörperung der unheimlichen, finstern und feindlichen Naturkraft, mit Zauber angethan, und darum, wie auf der einen Seite dem Menschen durch größere Ebenbürtigkeit in der Kraft näher stehend, so auf der andern Seite wieder über den Menschen erhaben und nicht durch die physische Gewalt allein zu bändigen. Haben doch die Hirten bei uns, so lange es noch Wölfe gab, sich ängstlich gehütet, den Wolf bei seinem Namen zu nennen: so hieß der Wolf u. a. Goldfuß, der Fuchs Blaufuß; hier in Hessen hieß der Wolf oft *Hölzing*, aber am gewöhnlichsten nannten ihn unsere Hirten und Jäger mit dem verstellten, jetzt noch als eine Art Schimpfwort übriggebliebenen Ausdruck *Wûl* oder *Wulch*, eben so wie man auch den Gottseibeiuns nicht mit seinem rechten Namen, sondern unter allerlei Verkleidungen noch heute zu nennen pflegt.

Es wird hiernach weiter von selbst einleuchten, daß die Thiersage ihrem Wesen nach ein[illegible] ihrem Ursprunge sich selbst unbewußte *Naturpoesie* ist, die auf gegebenen Verhältnissen und Zuständen, auf einem eigen[illegible]ichen Organismus des Volksgeistes ruhet und zu dessen wesent[illegible]en Bedürfnissen gehört, wie alle Naturpoesie, ja alle wahre Kunst überhaupt nicht ein willkürliches Spiel, sondern ein tiefes Naturbedürfniß des gesunden Volksgeistes ist. Alles, was man in früheren Zeiten, in welchen die Geheimnisse der echten Poesie unter den drückenden Massen unbehülflicher Gelehrsamkeit vergraben lagen, über *satirische* Tendenzen und *didaktische* Zwecke des Reineke Vos — welches Buch man allein

konnte — vorgebracht hat, fällt in sich selbst zusammen. Die Thiersage will so wenig etwas erzielen und bezwecken, wie die Heldensage: sie will nur sich selbst aussprechen, aussprechen in voller harmloser Ruhe und ungestörter Gemütlichkeit; die Satire dagegen ist ihrer Natur nach unruhig und ungemütlich, voller Anspielungen und den Stoff überall ihrem Zwecke mit Bewustsein unterordnend, auch überall an historische Beziehungen mit Bestimtheit angeknüpft. Dem Thierepos werden wir so wenig, wie dem Heldenepos eine geschichtliche Warheit zuschreiben können, und was für beide übrig bleibt, wird sich auf historische Anlehnungen beschränken müßen; nur sind die geschichtlichen Haltpunkte des Heldenepos überall fester und greifbarer als die wenigen allenfallsigen historischen Anlehnungen des Thierepos, die es jemals gelungen ist und gelingen wird aufzufinden: im Ganzen können die Versuche, die man gemacht hat, der Thiersage historischen und somit satirischen Boden zu verschaffen, als völlig mislungen betrachtet werden. Ein anderes ist es, daß sich satirische Beziehungen an die Thiersage anknüpfen, mit ihr verwebt werden können; und dieß ist allerdings geschehen, und zwar schon im 12. Jarhundert; gerade dieß aber beweist fast schlagend, daß die Tendenz der Thierfabel eben nicht satirischer Natur sei. Und wenn die Thiersage lehren soll — was soll sie lehren? Daß die ränkevolle Schlauheit über die ehrliche dumme Freßgier den Sieg davon trage? Das wäre doch ein Satz, der noch um ein gutes Theil trivialer wäre, als wenn man das Nibelungenlied auf die Lehre angelegt glaubte, daß der Mord bestraft werden müße, oder die Odyssee darauf, daß die Weiber ihren Männern treu sein sollen. Das heißt alle Poesie bis auf die Wurzel vernichten. Wer nicht an den Listen des Fuchses und an der Raubgier des Wolfes, an den Verwickelungen der Fabel, an der Handlung der Thiere selbst seine Freude haben kann, für den ist die Thiersage gar nicht vorhanden.

Doch ich unterbreche vorerst diese Polemik, die ich hier nicht umgehen konnte, aber auch nicht vollenden darf, da ich sie nachher von einem andern Gesichtspunkte wieder aufnehmen muß, um vorerst wieder zu unserer Thiersage zurückzukehren, und sie in ihrer ein=

fachen, ursprünglichen Gestalt und Bedeutung noch weiter im Einzelnen zu schildern.

Wie die Heldensage nicht schildert und malt, sondern Handlungen erzält, so sind der Thiersage Handlungen notwendig, dort von menschlichen Helden, hier von Thierhelden vollzogen. Zu solchen selbstthätig, und als Hauptpersonen auftretenden und die Handlung tragenden Thierhelden aber sind nicht die allzu nahe an den Menschen gerückten und in dessen Dienstbarkeit geratenen Thiere, es sind nicht die dem Menschen allzu fern stehenden Geschlechter der Vögel, auch nicht die kleineren Thiere zu gebrauchen: es müßen freie Thiere, es müßen heldenmäßige, es müßen Kampfthiere, Raubthiere sein; aber wiederum können es nur einheimische, dem Wald- und Feldverkehr des Menschen nahe stehende Raubthiere sein: und dieß ist in der ursprünglichen Faßung der Thiersage wirklich der Fall: Wolf und Fuchs sind die Hauptpersonen, und als dritter Träger der Fabel tritt jetzt zwar der Löwe, aber in der ältesten Gestalt der Sage der Bär hervor, welchem in den deutschen Wäldern das Königreich zukam. Alle übrigen Thiere sind Nebenpersonen, gleichsam das Heergefolge jener Helden, und treten in der ursprünglichen Thiersage niemals selbständig auf; wo dieß geschieht, da ist die Thiersage verlaßen und das Gebiet der kunstmäßigen Erfindung und Schilderung, wie in der griechischen Batrachomyomachie, oder der Allegorie, Satire und Komik betreten, wie in Fischarts Flohatz, dem Ameisen- und Mückenkrieg u. dgl.

Durch die Beschränkung der Sage auf jene deutschen Waldthiere zeigt sich uns die Thiersage als eine echt und ursprünglich deutsche Sage; mögen wir dieselbe auch im frühesten, jenseit aller Geschichte liegenden Anfange mit unsern Stammesverwandten, den Indiern und Griechen, getheilt haben — bei diesen sind nur Zweige und Blätter und einige vereinzelte Blüten des kräftigen Sagenstammes übrig geblieben, welcher auf dem Boden der deutschen Poesie allein gewurzelt hat; alles andere was unsere Poesie darbietet, theilen wir mit andern Völkern der Erde: Mythus, Heldenepos, Lyrik, Didaktik, Drama — und in manchem sind uns

andere Nationen überlegen — die Thiersage und das Thierepos haben wir ganz allein. Nur von den **Deutschen** gilt das, was ich vorher von dem Natursinne, der Liebe zu der Natur und der Fähigkeit, sich liebevoll der Natur anzuschließen, sagte, in seinem ganzen und vollen Umfange: dem griechischen und römischen Altertum war dieß Naturgefühl völlig fremd, bei dem Hindu ist es zum Naturdienst und zur Naturknechtschaft geworden, einzelne Seiten desselben haben gewisse slavische Stämme so wie die Litthauer und Letten. Allen diesen Völkern fehlt darum die **Thiersage** und das **Thierepos** gänzlich, oder doch in dem Zusammenhange, der die Sage zur Sage macht oder das Epos gestalten hilft. Doch nicht einmal allen germanischen Stämmen darf Theilname an **diesem** Zweige der Naturpoesie zugesprochen werden: es sind hauptsächlich nur die **Franken**, denen er angehört; unsere nördlichen Stammesbrüder, die Angelsachsen und Skandinavier entbehren der Thiersage, wie es scheint, eben so gänzlich, wie die keltischen Nationen. — Ihre Heimat ist die Mitte des westlichen Deutschlands, Nordfrankreich mit Flandern (wo deutsche Elemente vorherschend blieben, und dem Dialekt und der Poesie dieser Gegend den Sieg über die weichere und tönendere provençalische Mundart und Dichtung verschafften; in das südliche Frankreich ist die Thiersage niemals gedrungen) und später wieder das nördliche Deutschland.

Aber auch die **Namen** jener Träger des Epos, nicht bloß das Vorhandensein eben dieser Träger, des Wolfs, des Fuchses und des Bären, beweisen die ursprüngliche Deutschheit unserer Sage und wehren dem Verdachte, als könne die Dichtung etwa auf fremdem Boden entstanden und zu uns eingewandert sein. Der Wolf erhält den epischen Namen **Isangrim**, **eisengrimmig**, ganz wie im Heldenepos die epischen Beiwörter **herugrim** und später **swertgrim** gebraucht werden: eine treffende Bezeichnung der wie die grimme Eisenwaffe einschneidenden Raublust, des zermalmenden Gebißes des Wolfes; der Fuchs heißt **Reginhart**, der kluge Ratgeber; der Bär endlich **Brûno**, der Braune. Diese Namengebung, die das Thier gleichsam zum Gesellen des Menschen erhebt, da mit eben diesen Namen bekanntlich früh und spät auch

Menschen benannt wurden, ist ein einleuchtender Beweis für die ursprünglich epische Auffaßung der Thierwelt: man hat die Thiere selbst, in ihrem warhaftigeu, leiblichen Leben, nicht etwa bloß ein Abstractum des Thieres, eine Allegorie desselben im Auge, wenn man ihm so lebendige, treffende Beinamen gibt; in der Lehrfabel und allegorischen Darstellung erkältet sich diese epische Wärme alsbald, und statt der treffenden, lebendigen Eigennamen treten die Appellativa in nackter, kalter Allgemeinheit auf: der Fuchs ist ein Fuchs, der Wolf ein Wolf. Eben diese deutschen Eigennamen nun, **renard, isangrin** und **bruns**, tragen die Helden der Thierfabel auch in der französischen Abfaßung der Sage. Dagegen haben einige Nebenpersonen des Thierepos, wie der Hahn, in der Rückführung der Sage aus Frankreich nach Deutschland den französischen Namen beibehalten (**Chanteclêr**, im Reineke Vos **Cantard** und **Creiant** neben dem deutschen Henninc); dasselbe ist der Fall mit dem Löwen, seitdem dieser des Bären Stelle als Thierkönig eingenommen hat. Doch heißt der Löwe in der ältesten Faßung noch nicht **Noble**, vielmehr in dem nachher zu erwähnenden lateinischen Gedicht **Rufanus**, im ältesten deutschen Gedicht **Vrevel**. Diese Veränderung der Stellung des Bären und die Einsetzung des Löwen als Thierkönig ist überhaupt unter französischem Einfluße zu Stande gekommen: im zehnten Jarhundert, etwa um das Jahr 990, steht in einer von Fromund von Tegernsee erzälten Fabel das Königreich des Bären in Deutschland noch fest; in der Mitte des 12. als wir die Thiersage aus Frankreich zurückbekommen, ist der Löwe bereits an seine Stelle getreten. Die echteste, älteste Thiersage hat nur einheimische Thierhelden, wie die echte volksmäßige Heldensage nur von einheimischen menschlichen Helden getragen werden kann. — Eben so bezeichnend sind die meisten übrigen Namen der Nebenfiguren, wenn gleich nicht durch alle Zeiten so streng festgehalten, wie die der Hauptpersonen: der Esel heißt Baldewin (ein auch in der französischen Faßung festgehaltener Name, der noch heute als **baudet** vom Esel gilt), d. h. der Fröhliche, Unbekümmerte, der in seiner Stumpfheit Selbstvergnügte, der die Welt Welt sein läßt, wenn er nur seine Disteln zu speisen hat, die er mit seinem

Freudenliede (hûgeliet) begrüßt; die Wölfin heißt Herisuintha (vrowe Hersant in französischer Abstumpfung des deutschen Worts), d. i. die Heerschnelle, die dem Heere Folgende, nach den alten epischen Bezeichnungen des Wolfes, oder die wie ein Heer schnelle, starke, die mächtige Räuberin — ein menschlicher Eigenname, wie auch der des Herrn Wolfgemahls Isangrim; der Heher heißt noch im Reineke Vos Markwart, der des Holzgeheges (der Mark) Pflegende, der Holzförster u. s. w. — Wie der einheimischen Namen von lebendiger Bedeutung, so bedarf auch die echte Thiersage örtlicher Anknüpfung eben wie die Heldensage, welche auch nicht in unbestimten und unbestimbaren Gegenden umherstreift, sondern je nach ihrem Fortschritt und ihrer Gestaltung unter den einzelnen Volksstämmen sich an bestimte Oertlichkeiten anlehnt, wie wir im ganzen Nibelungenliede, aber auch insbesondere an Sigfrid gesehen haben. Eben so localisiert sich die Thiersage, wo sie in Flandern auftritt, dort, in Arras und in der Umgegend, wo sie in Deutschland erscheint, an dem Rhein, in welchem der Nibelungen Hort liegt u. s. w., Züge, welche der Lehrfabel gänzlich abgehen und abgehen müßen, in der Allegorie aber und Satire absichtlich gesucht werden, um die Pointen anzubringen, während sie hier ganz unabsichtlich ungesucht und von selbst dargeboten, gleichsam zufällig auftreten.

Erwägen wir endlich noch die ruhige, einfache, Handlung an Handlung anreihende Erzälung unseres Thierepos, wie sie sogar noch im spätern Reineke, wenigstens in der ersten Hälfte desselben vorkommt, die Vermeidung alles Schmuckes, aller Absichtlichkeiten, aller Schilderungen, die nicht ganz geringe Zahl alter epischer Züge und Wendungen, die gleichfalls selbst im Reineke noch nicht ganz verwischt sind — wie wenn Schantecler sagt: er wolle singen, wie ihn sein Vater gelehrt habe, oder wenn der an der Kufe des Mönchhofes trunken gewordene Isangrim in seines Vaters Weise ein Lied singt, und ihm dafür von den Stangen der Mönche „Unminne eingeschenkt“ wird (eine Erinnerung an das Minne trinken zum Schluße eines Gastmals, wie bei dem Gastmal in Etzels Saal), oder wenn es heißt, daß Sippeblut im Wasser nicht

verdirbt, u. dgl. mehr — erwägen wir dieß alles, so kann es keinem Zweifel unterliegen, wir haben ein Epos vor uns, ruhend wie jedes Epos auf der Warheit der Natur und vielhundertjähriger Ueberlieferung, mit tausend Fäden an das Leben angeknüpft, mit dem Volke innig verwachsen, von Niemanden erfunden, aber weiter erzält von Geschlecht zu Geschlecht in sorgsamer Bewahrung des von den Vätern und Vorvätern überkommenen Stoffes.

Welche Form in der allerältesten Zeit die deutschen Sagen von Reinhart, Isengrim und Brun mögen gehabt haben, ist schwer zu sagen, da aus jener ältesten Zeit, wie schon früher bemerkt worden, keine literarischen Ueberreste der Thiersage, sondern nur Zeugnisse für ihr Vorhandensein uns aufbewahrt worden sind; doch ist so viel nicht allein erlaubt, sondern fast geboten, anzunehmen: es sind auch einzelne Erzälungen von Fuchs und Wolf gewesen, die in alter Liedesform, vielleicht in sehr kurzer Faßung, umgegangen sind; später sehen wir mehrere und immer mehrere dieser Einzelgeschichten zusammenrinnen zu dem Ganzen, welches wir in unserem deutschen Reinhart Fuchs und noch ausführlicher in dem französischen **Renard** sowie in dem niederländischen **Reinaert** vor uns haben; es sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, Jagdlieder gewesen, wie die Heldengesänge, aus denen das Heldenepos erwachsen ist, Kriegslieder waren; Erzälungen von Jagdfarten mit einem Thiermythus verschmolzen und dadurch in dichterische Beleuchtung gestellt, wie die Heldenlieder Erzälungen von Kriegsfarten waren, verschmolzen mit dem Göttermythus.

Einer Analyse der Thiersage darf ich mich bei der allgemeinen Verbreitung des Reineke Vos für überhoben halten, und nur kurz die Geschichte der hier einschlagenden literarischen Erzeugnisse aufführen.

Nachdem die Thiersage eine lange Reihe von Jarhunderten in dem Volke unaufgeschrieben und eben darum in desto treuerer Ueberlieferung circuliert hatte, mit den Franken über den Rhein gewandert und dort festgewurzelt war, wurde sie zuerst auf niederländischem Gebiete aufgezeichnet.

Die früheste Abfaßung eines Stückes der Thiersage ist

lateinisch, unter dem Titel Isengrimus von einem gewissen Magister Nivardus in Südflandern im Anfang des 12. Jarhunderts, wo nicht am Ende des 11. verfaßt. Dieser Isengrimus enthält nur zwei Wolfgeschichten: die vom kranken Löwen, der durch das dem Isengrim abgezogene Fell geheilt wird, und von der Betfart (Wallfart) der Gemse, welcher samt ihrer Gesellschaft Isengrim nachgestellt hat. Wir sehen hier den Anfang der auch in der Aufzeichnung vor sich gehenden Verbindung der einzelnen Sagen, die freilich in der Kenntniß und Tradition des Volkes an sich längst verbunden waren. — Eine zweite, etwa 50 Jahre spätere Aufzeichnung ist gleichfalls lateinisch, in Nordflandern verfaßt, und führt den Namen Reinardus; sie hat dieselben beiden Erzälungen, welche auch der Isengrimus hat, außerdem aber noch zehn andere. In diesem Gedichte treten die satirischen Nebenbeziehungen, zumal auf das Kirchenregiment und den Pabst selbst, sodann aber auch auf die äußerst feindselig behandelten Cistercienser und ihren Stifter, den heiligen Bernhard selbst hervor; der Verfaßer muß demnach ein Benedictiner gewesen sein. Zu gleicher Zeit müßen auch französische Abfaßungen vorhanden gewesen sein, doch sind diese verloren.

In der Mitte des 12. Jarhunderts, um dieselbe Zeit, als in Flandern der Reinardus verfaßt wurde, gelangte die Thiersage auf dem Wege französischer Abfaßung in ihre Heimat, nach Deutschland, zurück, und wir haben also hier ungefähr dieselbe Erscheinung wie bei dem kerlingischen Epos: deutsche Stoffe gehen nach Frankreich, und gelangen durch fremde Organe wieder in ihre alte Heimat zurück. Nur sind in der Thiersage die Stoffe doch reiner deutsch — sie waren, wie sich J. Grimm ausdrückt, in der Ueberlieferung weit zäher — als in dem kerlingischen Epos: wir erhalten deshab das Thierepos ohne alle fremdartige Beimischung, wenn man die vorher schon berührten Namen ausnimmt, wieder zurück erstattet nach der Ausborgung in die Fremde.

Der Dichter, welcher bei uns in der Mitte des 12. Jarhunderts diese Rückerstattung durch Umdichtung eines französischen, uns verlorenen Originals vollzog, nennt sich Heinrich der Glichesäre — ob so mit wirklichem oder verstelltem Namen geheißen, bleibt

zweifelhaft: Glichesâre bedeutet einen, der sich versteckt, fremde Gestalt, fremden Namen annimmt — und war im Elsaß zu Hause. Sein Gedicht umfaßt zehn Erzälungen vom Fuchs und vom Wolf, und ist ganz in dem älteren strengen Stil des 12. Jarhunderts abgefaßt. Funfzig bis höchstens sechzig Jahre später, im Anfang des 13. Jarhunderts wurde dieses Gedicht, Reinhart Fuchs, von einem Ungenannten in die reineren Formen, welche seit Heinrich von Veldekin in der deutschen Poesie geltend geworden waren, umgeschmolzen, doch rührte der Umdichter nicht nur den Stoff nicht an, sondern änderte auch die Form nur sehr schonend und vorsichtig. Wie alle Gedichte der Vorbereitungszeit haben diese beide Recensionen, sowohl das Original Heinrichs des Glichesâres als die Umgestaltung des Ungenannten die übliche Form der Erzälung, die kurzen Reimpaare; es konnte, zumal da eine Uebertragung aus dem Welschen die Aufgabe war, eine andere Gestalt nicht gewählt werden. Mochten auch in ganz alter Zeit die Erzälungen vom Wolf und Fuchs in Liedesform verfaßt sein, diese Form der Lieder ist unwiederbringlich für uns verloren; doch sind alle jene Eigentümlichkeiten und Vorzüge, die ich vorhin an der Thiersage auszuheben mir gestattete, hinreichend auch in dieser Gestalt des Epos wahrzunehmen.

Die Umdichtung des Ungenannten war seit längerer Zeit (seit 1810) dem Namen, seit 1816 auch dem Inhalte nach bekannt; das Original Heinrichs des Glichesâres dagegen galt für verloren, bis sich vor wenig Jahren ein Drittel desselben in dem hessischen Städtchen Melsungen wieder gefunden hat, wo ein unbarmherziger Rentmeister die schöne Pergamenthandschrift im Jahr 1515 zerschnitten hatte, um zu haltbaren Umschlägen für seine Rentereirechnungen zu gelangen[77].

Gegen das Ende des 12. Jarhunderts, im 13. und 14. folgt nun eine Reihe französischer Bearbeitungen des Thierepos in verschiedenen Abstufungen; dem Inhalte nach sind diese französischen Gedichte die reichsten — sie umfaßen 27 branches oder Erzälungen. Um das Jahr 1250 folgte auch eine niederländische (holländische) Abfaßung des Reinhart vom einem gewissen Willem (gewöhnlich

de Matoc genannt), und diese Arbeit Willems wurde, jedoch in weit schlechterem Stile, von einem Ungenannten in der Mitte des 14. Jarhunderts fortgesetzt.

Aus dieser niederländischen Abfaßung kehrte nun das Thierepos zum zweiten Male zu uns zurück — freilich erst in der nächsten Periode unserer Literaturgeschichte, doch erlaube ich mir, um nicht unnötiger Weise auf dieselben Punkte zurückzukommen, die Geschichte unserer Thiersage jetzt gleich bis zum Ende durchzuführen. — Am Ende des 15. Jarhunderts wurde das holländische Gedicht Reinaert des Willem de Matoc, nachdem es in Bücher abgetheilt worden war, von einem in Lübeck wohnhaften Westfalen, Nikolaus Baumann, in das Plattdeutsche übersetzt, und dieß ist das unter dem plattdeutschen Namen Reineke Vos bekannte Gedicht, durch welches die ursprüngliche hochdeutsche Abfaßung, ja sogar der ursprüngliche hochdeutsche Name Reinhart für den Träger der Thiersage völlig in Vergeßenheit kam. Diesem im Jahre 1498 gedruckten und im Originaldruck nur noch in einem einzigen Exemplar vorhandenen Gedichte klebt allerdings — für uns Hochdeutsche schon der Sprache wegen — etwas Komisches an, was die ursprüngliche Abfaßung, wenigstens in der Art, nicht hat, auch sind die satirischen Nebenbeziehungen, dem niederländischen Original gemäß, etwas stärker aufgetragen, als der Thiersage dienlich ist, und ohne Vergleich absichtlicher, und häufiger vorhanden als in der alten hochdeutschen Faßung. Daraus bildete sich nun in einer Zeit, welche, wie ich künftig darzustellen haben werde, der Satire vorzugsweise zugeneigt war, im 16. Jarhundert, die Ansicht als sei das Ganze eine Satire, — nach einer freilich nicht allein völlig unzuverläßigen sondern lächerlichen Kunde noch dazu eine bestimte gegen den Jülichschen Hof gerichtete Satire, da der vermeintliche Verfaßer Baumann, oder nach einer anderen Version, ein gewisser Heinrich von Alkmar (welcher auch, aber ganz ohne Grund, für den Verfaßer des Reineke ausgegeben wird) von jenem Hofe beleidigt worden sein sollte; und so hat sich denn der Gedanke an eine Satire wie ein böses Erbübel immer weiter bis auf unsere Tage fortgepflanzt; seit J. G. Eccard hat man bis auf Mone

in Karlsruhe nicht abgelaßen, dieser vorgefaßten, auf gar keinem ersichtlichen Grund ruhenden und bloß aus der (in allen solchen Dingen unglaublich großen) literarischen Unkunde des 16. Jarhunderts geschöpften Meinung zu lieb überall historische Anknüpfungspunkte für diese vermeintliche Satire zu suchen*). — Im 16. Jarhundert betrachtete man das Gedicht als ein **speculum vitae aulicae** (Spiegel des Hoflebens) und that ihm die damals fast unerhörte Ehre an, es in das Lateinische zu übersetzen. Wie viel es dabei gewonnen, ist leicht abzunehmen. Der Originaldruck ist zweimal wiederholt worden: einmal von Hackmann im Jar 1711, das zweitemal von Hoffmann von Fallersleben 1834, mit einem sehr guten Wörterbuche. — Umarbeitungen sind dem Reineke aus der erwähnten lateinischen Uebersetzung im 16. Jarhundert mehrere, im 17. Jarhundert eine unter saurer Mühe der Harsdörferischen Versmacherei zu Stande gekommene, im 18. eine durch den zu einer solchen Arbeit wenig befähigten Gottsched, zulezt durch Goethe zu Theil geworden; Goethes Gedicht entbehrt jedoch zusehr der Naturgemäßheit („der natürlichen, einfachen Vertrautheit" sagt J. Grimm) als daß man aus demselben eine vollständige und richtige Ansicht von der Thiersage schöpfen könnte.

Wir bemerkten in dem auf der Heldensage ruhenden Epos, daß einige Sagen nicht in den größeren, breiteren Strom des Heldenliedes vom ersten Range mit aufgenommen wurden, vielmehr vereinzelt stehen blieben, und daß andere, wenn schon ihrem Wesen nach in die Hauptdichtung übergegangen, dennoch neben derselben

---

*) Noch immer tauchen, so wenig dieß auch nach dem Jahre 1834, in welchem die vollkommen abschließenden Forschungen J. Grimms über die Thiersage veröffentlicht wurden, glaublich und möglich scheint, Stimmen auf, welche die Thiersage nicht allein „durch und durch Satire, Persiflage einer bestimten Zeit" nennen, sondern auch in dem Thierepos „Verlarvung des Menschlichen" finden, und darum unsern Reinhart Fuchs mit einem albernen modernen italienischen Werke, Casti animali parlanti, zu vergleichen kein Bedenken tragen. Schwerlich haben diese Stimmführer den Reinhart Fuchs jemals lesen, gewis hat keiner unter ihnen von J. Grimm etwas lernen mögen.

sich selbständig zu erhalten wußten — von der ersten Gattung gab u. a. Ecken Ausfart, von der zweiten das Lied vom hörnernen Sigfrid einen Beleg ab. Eben dieselbe Erscheinung zeigt sich nun auch in dem Thierepos: auch hier finden sich mehrere Thiersagen, welche in die zusammenhängende Erzälung vom Wolf und Fuchs nicht aufgenommen wurden, und andere, welche wenn schon in dem Thierepos enthalten, dennoch auch neben demselben, in besonderer Bearbeitung, meist in etwas abweichender Form stehen blieben. — Wenn nun in einem Volke das Naturgefühl, welches eben so mit dem Thiere zu leben weiß, wie es die Thiere an dem eignen menschlichen Leben Theil nehmen läßt, entweder nicht vorhanden, oder was jedenfalls richtiger ist, früh erloschen ist, so daß sich gar kein Thierepos hat bilden können, gleichwol aber die an sich unzerstörbaren Stoffe der Thiersage sich in diesem Volke erhalten haben, so bemächtigt sich dieser abgesonderten, vereinzelt gebliebenen Theile der Thiersage das reflectierende Vermögen des Menschen, vermöge dessen er das Thier als ein streng von dem menschlichen Leben geschiedenes Wesen betrachten muß, und nur eine äußerliche Analogie zwischen Thier und Mensch gelten laßen darf. Die Kunstpoesie ergreift die Stoffe der Naturdichtung von den Thieren, und behandelt dieselben ihrem Wesen gemäß als Abbilder der Menschennatur und des Menschenlebens; aus der unmittelbaren Warheit des Thierlebens werden Gleichnisse für menschliche Zustände, aus der absichtslosen Darstellung der thierischen Handlung wird eine mit klarem Bewustsein auf ein bestimtes Ziel gerichtete Erzälung, aus der, vielfacher Anwendung fähigen, dieselbe aber niemals geltend machenden Thiersage wird eine bestimte Anwendung gezogen und ausgesprochen, und die epische Ruhe und Breite des Epos in möglichster, anschaulichster Kürze dieser Anwendung, als ihrem nunmehrigen Ziele entgegengedrängt — und aus dem Thierepos wird die Fabel geboren. Jede dieser beiden Dichtungsarten, das Thierepos wie die Fabel, hat ihr gutes Recht für sich; ein eben so gutes, wie die Natur= oder Volkspoesie und die Kunstpoesie neben einander zu existieren Recht und Bedürfnis haben. Dem griechischen Geiste, welcher sich ausschließlich der Betrachtung und

Darstellung des rein-menschlichen zuwandte, und das Eingehen auf die Natur verschmähte, ist es ganz gemäß, das Thierepos ganz, oder wenn man die kaum dahin zu rechnende Batrachomyomachie mit in Anschlag bringen will, fast ganz vernachläßigt, und lediglich die Fabel, die unter dem Namen der äsopischen bekannt ist, ausgebildet zu haben. Aber es wird sich die Fabel auch da, wo ein Thierepos besteht, alsdann bilden, wenn die Kunstpoesie zu voller Ausbildung oder gar zur Herschaft gelangt, und dieß ist in der deutschen Dichtkunst, schon im Laufe des 13. Jarhunderts, der Fall: es laufen in unserer Poesie die beiden Schöpfungen, das Thierepos und die Thierfabel, Jarhunderte lang und bis auf den heutigen Tag parallel nebeneinander fort, gleichsam die Tochter neben der Mutter, jedoch beide mit gesondertem Haushalt. Die Naturwarheit wird die Tochter zu aller Zeit von der Mutter borgen müßen, die ruhige Behaglichkeit und epische Fülle aber wird sie nicht zu gleicher Zeit aus dem Mutterhause mit hinüber nehmen dürfen: ihr besonderes Verdienst wird im Gegenteil ein ganz anderes, das der Gedrungenheit, des scharfen und kurzen Zielens und des richtigen Treffens sein. Es ist mir kaum zweifelhaft, daß auf diesem Wege durch genaue Erwägung des in der Geschichte aller Poesie so ungemein fruchtbaren Gegensatzes zwischen Natur- und Kunstpoesie sowol die Darstellung, welche Lessing (dem das Thierepos noch nicht aufgeschloßen war, und welcher eben darum die Bedeutung des Reineke Vos verkannte) von der Fabel gegeben hat, ergänzt, als die bis dahin resultatlos gebliebene Discussion zwischen den Brüdern Grimm und Gervinus über die Selbständigkeit oder Unselbständigkeit der Fabel erledigt werden könnte[78].

Die Fabel führt im 13. Jarhundert den Namen **bispel**, heutzutage Beispiel, d. h. neben der gehenden Rede, Gleichnisrede (denn das Wort Spiel in Beispiel ist nicht das Wort **ludus**, **jeu**, wie in Kinderspiel u. dgl., sondern nur durch Misverstand mit demselben gleich gemacht worden, es heißt Erzälung, Rede, wie in dem englischen **Gospel** statt **Godspell**, gute Rede, Evangelium) und bezeichnet sich selbst hierdurch in ihrem Wesen auf das Hinlänglichste. Alles das dagegen, was Epos ist oder als Erzälung

nur überhaupt mit dem Epos in Verbindung steht, was seinen Zweck in sich selbst trägt, heißt in der alten Sprache **maere**, und so kündigt der Reinhart Fuchs sich als **maere**, nicht als **bispel** an. Diesen Unterschied, welchen wir heut zu Tage nicht gleich kurz und treffend, wie in der alten Sprache wiedergeben können, bezeichnen wir am bequemsten durch die Ausdrücke Thierepos und Thierfabel, zwei Richtungen der Poesie, welche streng aus einander gehalten werden müßen.

Der Thierfabel- oder **bispel**-Dichter haben wir in der ersten Blütezeit unserer Dichtkunst drei, von denen der erste der in der Mitte des 13. Jarhunderts blühende Stricker, der Verfaßer der Umdichtung des Rolandsliedes und des Pfaffen Amis, so wie einer Anzal kleiner Erzälungen, ist. Die beiden andern liegen bereits auf der Grenzscheide unserer Periode, sogar jenseits derselben, am äußersten Ende des 13. Jarhunderts und im vierzehnten, müßen jedoch noch mit hierher gerechnet werden, da ihre Darstellung im Ganzen noch das Gepräge dieser Periode trägt, und sich nach einzelnen Jahren die Perioden der Literärgeschichte nur selten abgrenzen laßen. Sie sind der Schweizerdichter Boner und der etwas später, in der Mitte des 14. Jarhunderts lebende Niederdeutsche Gerhart von Minden, von denen letzterer zugleich eins der wenigen Beispiele einer Dichtung in mittelniederdeutscher (altplattdeutscher) Sprache gewährt. Alle drei zeichnen sich durch einfachen gewandten und gefälligen Erzälerton aus: der Vorrang gebürt jedoch, wie sich aus der Zeit, in welche seine Blüte fällt, schon ergibt, dem Stricker, wenn gleich einzelne seiner Fabeln noch etwas zu viel von dem Thierepos haben und die gedrungene Kürze der epigrammatischen Fabeln vermissen laßen. Seine Sammlung von Fabeln erhielt, vielleicht durch ihn selbst, die treffende Bezeichnung: die Welt, da die Fabel es nur darauf absehen kann, Zustände des Weltlebens, allgemeine aus dem Lauf der Dinge sich ergebende Erfahrungssätze in möglichster Vielseitigkeit durch Beispiele aus der belebten und unbelebten Natur zu versinnlichen [70]. Boner, welcher seine 99 oder 100 Fabeln um das Jahr 1300 dichtete, hat nicht ganz mehr den gewandten, zierlichen Stil der älteren Zeit; meistens

sind die Stoffe derselben aus Aesops Fabeln entlehnt. Er gab seinem Werke den Namen der Edelstein, und es blieb dieses Buch zwei Jarhunderte hindurch ein Lieblingsbuch der Lesewelt: es gehört unter die allerältesten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst, und ist sogar warscheinlich das älteste deutsche Buch, welches gedrukt worden ist (schon 1461 zu Bamberg)[80]. Gerhart von Minden ist ebenfalls ein Bearbeiter des Aesop; sein Werk ist erst in der neueren Zeit entdeckt, aber noch nicht vollständig bekannt gemacht worden[81]. Diese Dichter, die Repräsentanten der Lehrfabel oder äsopischen Fabel im 13. und 14. Jarhundert sind nun nicht allein die Vorgänger sondern auch die Vorbilder der Fabeldichter des 16. Jarhunderts, Erasmus Alberus und Burkard Waldis, und diese wieder Vorbilder für Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Zachariä, zum Theil für Lessing und alle die, welche ihm gefolgt sind, bis herab auf den Fabeldichter unserer Zeit, A. E. Fröhlich.

Dieser didaktischen Fabel werden sich vielleicht nicht unpassend die übrigen didaktischen Gedichte unserer Periode anschließen, welche, wenn auch nicht im Fabelgewande, darauf ausgehen, Lebensweisheit zu lehren, die Sitten, Anschauungen, Zustände ihrer Zeit zu schildern, vor dem Schlechten zu warnen, zu Zucht und Ehre zu ermahnen; — welche bald aus dem Munde des Volks die aus der Gesamt-Erfahrung des Weltlebens selbst geflossenen Sprüche der Weisheit aufzeichneten und in kunstreiche Form verarbeiteten, bald aus dem Schatze ihrer eigenen Erlebnisse Klugheitsregeln und Sittenlehren zusammenstellten.

Schon im 12. Jarhundert hat es solche Spruchdichter und Lehrer der Lebensweisheit in poetischer Form gegeben: wir besitzen ein von einem gewissen Heinrich, einem östreichischen Dichter vor dem Jahr 1163 verfaßtes, aus zwei Theilen bestehendes Gedicht: der eine ist von dem Dichter vom gemeinen Leben, der andere von des Todes Gehügede (von der Erinnerung an den Tod) benannt worden; beide sind in guter Diction, voll Ernst und Eindringlichkeit, abgefaßt, doch hauptsächlich nur in geistlicher Richtung[82].

Weltberühmt dagegen ist eine andere Sammlung von Sprüchen geworden, welche im Mai des Jahres 1229 verfaßt, unter dem Namen Bescheidenheit des Freidank auf uns gekommen ist. Das Wort „Bescheidenheit“ bezeichnet in der älteren Sprache so viel als die Fähigkeit das rechte Maß und die rechte Haltung zu bewahren, Weltklugheit und Ehrenhaftigkeit zugleich; der Name Freidank mag leicht ein angenommener sein; nicht unbegründete, von W. Grimm aufgestellte Vermutungen führen uns darauf, daß unter demselben der gröste der lyrischen Dichter seiner Zeit, Walther von der Vogelweide, verborgen liege[88]). Dieses Buch enthält zum einen, und zwar größeren Theile Sprichwörter des Volkes — solche, welche damals schon üblich waren, und noch heute, nach mehr als sechshundert Jahren, gäng und gäbe sind — in vortrefflicher Faßung und noch vortrefflicherer Zusammenstellung, in ungemein schlichter, einfacher, aber eben darum desto eindringlicherer Sprache; zum andern Theile, welchen man dem übrigen Inhalte nicht nachsetzen kann, Betrachtungen eines in den höchsten wie in den niederen Kreißen des Kirchenlebens, des Staats- und Volkswesens wol erfahrenen, gereiften Mannes, der mit ungemeinem Nachdruck und festem Ernste, aber ohne Schadenfreude, wie ohne Bitterkeit und Grimm die Gebrechen seiner Zeit aufdeckt und rügt. Mögen wir ihn begleiten zu der Schilderung der geschwätzigen Zunge, die kein Bein hat, und doch Stein und Bein bricht, welche die Treue zu scheiden vermag, daß die Liebe der Liebe verleidet wird — oder zu der Darstellung der Hoffart, die den kurzen Mann zwingt, daß er muß auf den Zehen gehen — zu den Sprüchen von Lügen und Triegen, die am Hofe werter sind als Fürstenkinder, und bei allen Herren, nur nicht bei Gott, willkommene Boten sind, oder zu denen vom Pfennige und von der guten Pfennigsalbe, die das starrste Gemüt lind zu machen vermag; mögen wir seine Urteile über die Kreuzfarten (denen der Verfaßer unter dem Hohenstaufen Friedrich II. selbst beigewohnt), oder über Rom und das geistliche Regiment der Weltstadt vernehmen — mögen wir uns an den heiteren Scherzreden erfreuen, daß es nicht gut sei mit dem Bären sich zu kratzen, weil die Hand darnach schwären könne, oder dem

tiefen Ernste zuhören, der uns von Gott und Ewigkeit, vom Antichrist und jüngsten Tage lehrt — überall treffen wir dieselbe kernige, durch und durch gesunde, aus dem edelsten Boden der deutschen Nation aufgewachsene Gesinnung, den echten, volksmäßigen Ernst, der aus unbefangener Heiterkeit, und den echten, edlen, volksmäßigen Scherz, der aus tiefernster Gesinnung hervorgeht. Man kann das Buch ein Epos oder vielmehr das Epos der deutschen Volksweisheit nennen, so gar nichts Gemachtes, Gezwungenes, Breites und Schleppendes, nichts Ueberflüßiges und Ermüdendes findet sich darin, so rasch und kurz, so treffend und einschlagend folgen Zug auf Zug die sinnvollsten und warhaftigsten Sprüche, gleichsam lauter lebendige Handlungen und Thaten. Und dieß ist auch wol der einzig mögliche Standpunkt, welchen didaktische Gedichte einnehmen können, wenn sie noch wahre Gedichte bleiben wollen, während das auf Lehren angelegte Gedicht sich notwendig in seinen poetischen Elementen zerstört. Schon sehr bald nach ihrer Abfaßung hatte Freidanks Bescheidenheit allgemeines Ansehen erlangt; bereits die Dichter der vierziger Jahre des 13. Jarhunderts berufen sich auf Freidank und führen seine Sprüche an — es ist, als ob er, wie ein echter Heldensänger, nur das ausgesprochen und in geschickte Worte gefaßt, was in den Herzen und in dem Munde vieler Tausende bereits vorhanden war — und so blieb sein Ansehen auch durch die folgenden Jarhunderte ungeschmälert; er gehört zu den Wenigen der alten Zeit, die wenigstens bis in das 17. Jarhundert, wo freilich alles Gute vergeßen wurde, niemals aus dem dankbaren Andenken der Nachwelt verschwanden; man nannte sein Werk nicht mit Unrecht die weltliche Bibel, und noch heute kann es als ein tägliches Vademekum zum Nutzen und Ergetzen gebraucht werden. Einen zweiten Edelstein, wie Freidanks Bescheidenheit, besitzen wir weder in alter noch neuerer Zeit.

Ein anderes, um etwa dreizehn Jahre älteres Gedicht ist der welsche Gast, von einem Friauler, dem die deutsche Sprache ursprünglich fremd war, Tomassin von Zirklaere um 1216 verfaßt. Auch dieses Werk verdient um seiner Gesinnung wie um seiner Darstellung willen Auszeichnung, doch hat es weder die

Volksmäßigkeit noch die Frische von Freidanks Bescheidenheit; es ist mehr eine höfische, und zum Theil, wenn man will, philosophische Zucht- und Sittenlehre[84].

Ein drittes Werk ähnlichen Inhalts ist der im Jahre 1300, also eben an dem Schluße unserer Periode verfaßte Renner eines gewissen Hugo von Trimberg, welcher Schullehrer zu Theuerstadt, einer Vorstadt von Bamberg war. Dieses Werk theilt mit Freidank die Volksmäßigkeit, doch nicht die edlen Formen, noch weniger die sinnvolle Kürze in welcher dort die volksmäßigen Sprüche erscheinen; es ist sehr oft gedehnt oder vielmehr willkürlich ausgereckt, es erscheinen lange Betrachtungen, auch nicht wenig Fabeln und einige Erzälungen als Belege der Sprüche und Maximen. Dazu kommt, daß — wovon früher, in der besten Zeit und eben bei Freidank, keine Spur erscheint — nicht wenig Gelehrsamkeit eingemischt ist. Den etwas seltsamen Titel hat das Buch einem ziemlich krausen Einfalle seines Verfaßers zu verdanken: es sollte hinrennen durch alle Lande und die Weisheit verkünden überall. Das ist allerdings in Erfüllung gegangen; neben dem Freidank war und blieb der Renner, wenn auch mit Freidank nicht in gleichem Ansehen, eins der verbreitetsten und gelesensten Bücher bis in das 16. Jarhundert. Sonst wäre der Titel der ersten Arbeit Hugos, die ihm aber verloren gieng, worauf er denn eine neue, eben den Renner, begann, für dieses weitläufige Compilationswerk paßender gewesen: er hatte dieses erste Werk den Samler genannt[85].

Unter den didaktischen Gedichten pflegen nach herkömmlicher Weise, und im Ganzen mit Recht, aufgeführt zu werden des König Tyrol von Schotten Lehren, die er seinem Sohne Friedebrant[86] ertheilt, so wie eine ähnliche Unterweisung, die ein Vater seinem Sohne gibt, unter dem Titel der Winsbeke, und ein didaktisches Gespräch einer Mutter mit der Tochter, die Winsbekin[87] genannt, doch sind diese Gedichte nicht in der Eposform, sondern in lyrischer Strophe abgefaßt, und außer ihnen gibt es in der [illegible] des 13. Jarhunderts noch eine große Anzal didaktischer Gedichte, so daß man auch diese mit hinzunehmen müßte, wollte

man die Didaktik dieser poetischen Periode unter einem und demselben Gesichtspunkte abhandeln.

Ohnehin gelangen wir nunmehr an die so eben erwähnte letzte poetische Erscheinung dieses ersten Blütenalters unserer Dichtkunst, an die Lyrik oder Minnepoesie, welcher ich eine, wenn auch bei dem kaum zu bewältigenden Reichtume des Stoffes, nur verhältnismäßig sehr kurze und bei weitem nicht erschöpfende Schilderung widmen muß.

Auf den alten Heldengesang, welcher die Thaten eines ganzen Volkes aus dem Munde des ganzen Volkes besingt, folgt bei allen Völkern ein Gesang, der statt aus dem Gemüte des Ganzen, aus dem des Einzelnen hervorquillt*); — es folgt eine Poesie, welche nicht mehr Thaten, sondern Empfindungen und Gefüle, welche Leid und Freude des einzelnen Menschen, des eigenen Herzens besingt. Diese Lyrik im engeren Sinne — denn im weiteren Sinne kann man auch den Heldengesang mit zur Lyrik zählen, so weit er überhaupt noch Gesang ist, und ihn zusammen mit dem Liebeslied, den Erzälungen, dem „Sagen", nach dem Ausdrucke unserer älteren Sprache, gegenüberstellen — ist jedoch wieder von doppelter Art: entweder werden Empfindungen und Gefüle besungen, welche Gemeingut sind, von Jedem geteilt werden, die Herzen Aller in gleicher Weise bewegt haben und noch bewegen: dieß ist das Volkslied, welchem wir in der nächsten Periode eine besondere Betrachtung werden zu widmen haben; oder es sind die ausschließlichen Erlebnisse eines Einzelnen, welche wie sie das Herz in mannigfachem Wechsel bewegt haben, nun auch in vielgestaltigen Weisen und tief bewegten Liedern austönen: es sind die Freudentöne des Glücklichen und Frölichen, es sind die Wemutsklänge eines traurigen, einsamen Herzens, welche nach Theilname und Mitgefül suchen, und durch die reine Form, in welche Leid und Feude im Liede gefaßt sind, Theilname und Mitgefül gewinnen. Dieß ist die Kunstlyrik, welche, wie das Epos in seinen verschiedenen Gestaltungen und Abstufungen, im Laufe des



*) J. Grimm altdeutscher Meistergesang S. 141.

13. Jarhunderts bei den Deutschen sich in einer ungemeinen Fülle der lieblichsten, zartesten, farbenreichsten und duftendsten Blüten entfaltete; es ist die Minnepoesie, der Minnegesang des heiteren Frühlings unseres Dichterlebens, welcher in jener reichen, glücklichen Jugendzeit, wie der Nachtigallengesang in einem jungbelaubten Maienwalde, in allen Hainen und auf allen Heiden, auf allen Burgen und in allen Städten unsers Vaterlandes aus tausend frölichen, tausend sehnenden Herzen seine anmutigen Lieder erschallen liess. Es ist die Minne, von der diese Poesie mit Recht, als ihrem Hauptgegenstande, den Namen führt, die Minne der glücklichen Jugendzeit, die aus den Liedern der Minnesänger spricht: die deutsche Minne, das heisst, das stille sehnende Denken an die Geliebte, das süsse Erinnern an die Holde, deren Namen man nicht auszusprechen wagt; und wie wir bei allen Völkern der Erde umsonst nach dem Ausdrucke suchen, welcher dem Worte Minne entspräche, so haben wir auch das Jugendlich-Träumerische, das Zarte und Innige, das Tiefe und insbesondere das Reine, was in diesem Worte ausgesprochen ist, unter allen Nationen allein als unser Eigentum.

Unverkennbar, und besonders bei der ersten Bekanntschaft, welche man mit den Minnesängern macht, ungemein anziehend ist die Jugendlichkeit dieser Poesie. Wie wir im Parcival den getreuen Typus des deutschen Jünglings sahen, der aus stiller Beschränkung und Einsamkeit mit einemmale heraustritt in die glänzende Welt voll Ereignisse, Thaten und Wunder, und staunend und sehnend, verlangend und schüchtern dieser fremden Welt gegenübersteht — so sehen wir das Helldunkel der ersten Jünglingszeit auch über die Minnepoesie ausgebreitet: von ferne nur wird der Geliebten nachgeschaut: kaum ein stummer Blick wird auf das Antlitz der Minniglichen gewagt, und begegnet ihr Auge dem träumerisch festgehefteten Auge des Liebenden, so sinkt der Blick mädchenhaft verschämt zu Boden, ja heimlich (tougenlich) wird die Geliebte viel lieber und viel länger angeschaut, als wenn sie es bemerkt; die spiegellichten Augen, der rote Mund und das innigliche, minnigliche

Lächeln des holden Mägdleins begleiten den Sänger überall, und nur einen Gruß, einen freundlichen (lachelichen) Gruß ersehnt er von der Zarten, die ihm das Herz verwundet; nur dann erhebt sich der helle Jubel des liebenden Herzens, wenn im frölichen Mai unter der grünen Linde die schönen Kinder zum zierlichen Reigen sich versammeln; dann wird der blöde Träumer hineingerißen in die laute Freude, und die Regel des Ringeltanzes zwingt ihn, ein Paar mit der Geliebten zu bilden. Der Name der Geliebten wird niemals genannt; es ist diese zarte, echt deutsche Zurückhaltung in der ganzen Minnepoesie und Minnesitte der damaligen Welt eine so feste und unverbrüchliche Anstandsregel, daß wir in der ganzen ungemein großen Anzahl von Minneliedern, welche sämtlich, wie gar nicht bezweifelt werden kann, wirklichen Herzenszuständen der Sänger ihr Dasein verdanken, auch nicht einmal einen Namen genannt finden; ja die Sänger vermeiden es sogar, sich selbst in ihren Liedern allzu kenntlich zu machen, so daß Walther von der Vogelweide nur einmal seine Geliebte Hildegund nennt, um durch die Anspielung auf das damals bekannte Volksepos Walther vom Wasichenstein und Hildegund seinen Namen zu verstehen zu geben. Es war eben die stumme, zurückhaltende, blöde Liebe der ersten Jugendzeit, die mit den roten Blumen auf dem Anger und der Heide erwacht, mit dem jungen Laube des Maienwaldes grünt, und mit den Vöglein der Frühlingszeit jubelt und singt; die mit der falb werdenden Linde, mit den wegziehenden Waldsängern, mit dem fallenden Laube trauert, und mit dem trüben Reif und Schnee des Winters in schmerzliche Klagen ausbricht. Frühlingsfreude und Sommerlust, oder Herbsttrauer und Winterklage sind die unzäligemal wiederholten Anfänge der Minnelieder. Eben dieses innige, bald freudig erregte, bald tief-wehmütige Mitleben mit der Natur, diese Freude an Laub und Gras und Blumen und Waldvöglein, an den langen lichten Sommertagen und der hellen wonniglichen Sommerzeit, diese Trauer um die verwelkten Blüten, die gefallenen Blätter und die in Reif und Schnee erstarrte Erde, welches sich in einer großen Menge von Minneliedern eben so einfach und unschuldig, als zutraulich und lieblich ausspricht, und

einen der bestimmtesten Charakterzüge dieser Poesie ausmacht, ist allerdings ein jugendlicher Zug, welchen die heutige Dichterwelt bekanntlich zum besondern Ziele ihres Spottes gemacht hat, und den wir in der That in unserer Zeit nur in der früheren Jugend an uns tragen; aber er ist ein für allemal ein wahrer Zug, nicht allein in der stillen Herzensgeschichte der kaum der Kindheit erwachsenen Jugend, sondern ein warhaftiger Zug unserer nationalen Physiognomie, über den niemand spotten darf, ohne sich selbst ein bedenkliches Urteil zu sprechen: es ist die uralte, in den Vorzeiten zum Mythus gestaltete Naturpoesie unseres Volkes, die zu seinen tiefsten und darum edelsten Anlagen gehört. Und daß unsere Minnepoesie diesen Typus der Naturpoesie so stark ausgeprägt an sich zeigt, gerade dieß macht sie zu einer warhaften, nationalen Poesie, zu einer Poesie, der man Weichlichkeit und Spielerei nur dann vorwerfen wird, wenn man verkennt, daß sie eben nur die eine Seite unseres Dichterlebens repräsentiert und erst mit dem tiefen Sinnen unseres Kunstepos und mit dem mächtigen Heldengesange unserer volksmäßigen Epopöen das Ganze unserer dichterischen Persönlichkeit darstellt. Haben wir aber durch unser Stubenleben unter dem Wust von Papiergeschäften und Bücherweisheit, unter der Last von Gelehrsamkeit und antiken Studien, oder durch den Verkehr in den Salons der modernen Societät uns gegen diese einfachen und unschuldigen Natureindrücke, gegen unser eigenes deutsches Lebensgefühl abgestumpft, so kann freilich die naive und einfache Minnepoesie kein günstiges Urteil erwarten. Sie erklingt aus einem frischen, unverkünstelten Jugendherzen, und will von einer gleichgestimten Seele aufgenommen sein. Ich habe darum kaum nötig zu bemerken, daß von einem überreizten, krankhaften Naturgefühl, wie sich dasselbe, dem Naturgefühl der Minnesänger äußerlich in einzelnen Punkten ähnlich, innerlich grundverschieden, aus Ossianischen Reminiscenzen und unter dem Einfluße Rousseauscher Natürlichkeiten in den siebenziger Jahren des vorigen Jarhunderts zu der bekannten Sentimentalität und Empfindelei ausbildete, die im Werther unübertrefflich geschildert und im Siegwart in gröbster Massenhaftigkeit niedergelegt ist, hier auch nicht die leiseste Spur gefunden wird.

Eben so, wie ich im Augenblicke die Minnepoesie als eine jugendliche zu schildern versuchte, hat man sie im besten Sinne, und mit Recht, eine frauenhafte Poesie genannt. Und in der That, in dem verborgenen Blühen dieser innerlichen, dieser Herzensliebe, wie sie im Minneliede sich darstellt, in dem stillen Glanze, der über den ganzen Minnegesang ausgebreitet ist, in dem ruhigen Fürsichsein, welches alles Heraustreten aus den gezogenen engen Schranken, alle Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit vermeidet, welches so wenig es auch sich vernehmen läßt, doch schon zu viel gesagt, gleichsam zu viel gedacht zu haben fürchtet, spricht sich die Zartheit und Reinheit des Frauensinnes, die Zartheit, Reinheit und Innigkeit der Frauenliebe oft mit überraschender Warheit, bis zum Rührenden aus. Gar manche dieser Lieder könnten geradezu statt von Männern, als von Frauen gedichtet gelten, und wir müßen ohne Frage die Existenz der Minnepoesie dem überwiegenden Einfluße des weiblichen Geschlechtes und nicht allein im Allgemeinen der mildernden, versöhnenden und veredelnden, sondern auch im Besondern der poetischen Einwirkung desselben auf die damalige Zeit zuschreiben. Jene Einwirkung ist bei den Deutschen immer vorhanden gewesen, und fehlt keinem Volke ganz, wenn sie gleich nirgends so bestimmt und eingreifend hervortritt, wie bei dem auf das Familienleben angewiesenen deutschen Volke; diese aber, die poetische Einwirkung der Frauen, trat damals zuerst und eben darum in gröster Stärke, Fülle und Reinheit in das Leben ein. Es ist unzäligemal wiederholt worden — und die Warheit büßt durch die Wiederholung nichts ein — die moderne Welt des Occidents unterscheide sich wesentlich dadurch von der antiken, daß in ihr die Frauen die ideale und poetische Seite der Gesellschaft bildeten; war auch hierzu die Grundlage bereits in den ältesten Zuständen, in dem sanctum et providum, dem Heiligen und Ahnungsreichen, was nach Tacitus in dem Wesen der deutschen Frauen lag, gegeben, und waren diese Anfänge durch das Christentum ausgebildet und vollendet worden, so trat doch eben jetzt, als die deutsche Welt sich vollständig in das Christentum eingelebt hatte, dieses Heilige und Ahnungsreiche des weiblichen Geschlechtes, es trat die zarte Scheu vor der innigen

Tiefe und unberührbaren Reinheit des weiblichen Gemütes, die Ehrerbietung gegen die edlere und höhere Seite der menschlichen Natur, die in dem reinen Weibe sich offenbart, zuerst in das volle Bewustsein der christlichen Völker des Abendlandes, und vor allen des deutschen Volkes ein, und, gleich allem Neuen, mit einer Stärke, welche das ganze Leben erfüllte und beherschte: es war die Huldigung, welche die abendländische Welt seitdem bis jetzt den Frauen darbringt, damals ein wahrer Frauencultus, welcher mit der ritterlichen Zucht und Ehre, mit der feinen Sitte und edlen Zier des Ritteriums auf der einen, und mit der Innigkeit und Lebendigkeit des christlichen Glaubens und des kirchlichen Lebens auf der andern Seite auf das Genaueste verbunden war. Wie wir uns nun in jeden Gegenstand unserer Achtung, Verehrung und Liebe hineinleben, und nach dem Grade unserer Verehrung auch dessen Wesen in unsere eigene Natur aufnehmen, so wurde auch in der Zeit des Frauencultus die Poesie frauenhaft — niemals hat sich die Männerwelt inniger und tiefer in die Gedanken- und Gefühlswelt der Frauen eingelebt, niemals sich für alle poetischen Motive stärker von der Frauenwelt inspirieren laßen, als in der letzten Hälfte des 12. und im Anfange des 13. Jarhunderts. Von den Conflicten des Liebelebens, die wir in unserer heutigen Poesie fast für unerlaßlich halten — von leichtem Flattersinn, von Eifersucht, von Untreue, von gebrochenen Schwüren, die aber doch nur durch die Männerwelt und deren Leidenschaftlichkeit in diese Poesie eingeführt sind, weiß die Minnepoesie ganz und gar nichts; sie sehnet sich nur und hofft, sie blühet still für sich, und ist treu, unverbrüchlich treu, weil sie nicht anders kann.

Dieser Grundcharakter unserer Minnepoesie ist es denn nun auch, der sie von der wenig älteren und meist gleichzeitigen südfranzösischen Liebespoesie, von den Dichtungen der Troubadours durchaus und völlig abscheidet, oder vielmehr sie derselben geradezu entgegensetzt. Die Poesie der Troubadours ist eine durch und durch männliche Liebespoesie, sie ist die Dichtung eines südlichen, unruhigen, glühenden Männergeschlechts, in welchem eben die Züge, welche in der deutschen Minnepoesie gar nicht vorkommen, der

Leichtsinn, die Untreue, die Eifersucht, die Trennung, das Wiederversöhnen unter Zweifeln und Vorwürfen, und das Wiedertrennen, mit einem Worte, die heftige aus sich selbst herausgehende und sich rücksichtslos bloß gebende Leidenschaft — gerade die Hauptsache ausmachen, welcher dagegen die charakteristische Physiognomie unserer Liebesdichtungen, die stille Milde, das Sehnen und Hoffen, die Bescheidenheit und Zurückhaltung, gänzlich fehlt. Es ist darum an ein Entlehnen des deutschen Minnegesangs von der Troubadourpoesie, von dem man viel zu erzälen wußte, ehe man die eine und die andere Dichtungsgattung gehörig kannte, auch nicht im Entferntesten zu denken; Minne und Minnegesang sind nichts Romantisches sondern eben etwas ganz und gar Deutsches. Etwas anderes ist es, wenn es sich um die allgemeine Inspiration handelt, welche für diesen Zweig der Dichtung von Frankreich aus und nach Deutschland übergegangen ist: diese mögen wir zugeben, wiewol wir auch dafür nur die allgemeine, naheliegende Vermutung, keine Beweise vorzubringen haben [88].

Eine andere Eigentümlichkeit, welche an dem Minnegesange ganz besonders hervorgehoben werden muß, ist das Melodische und Klangvolle desselben. Die Minnelieder sind nicht zum Lesen bestimmt, auch niemals in ihrer Blütezeit weder mit dem Munde noch mit den Augen gelesen, sie sind nur gesungen worden, gesungen in Begleitung der Saiteninstrumente, der Zither oder Geige; gesungen zunächst von dem Dichter selbst, bald in dem glänzenden Kreiße zuhörender edler Frauen und Jungfrauen, unter denen seine Erwählte sich befand, bald zum fröhlichen, zierlichen Reigentanze. Und so ist denn auch diese ganze Poesie in ihrer klangreichen, vollen Sprache, in ihren zierlichen Reimgebänden, ihren bald kurz abgebrochenen, in einer Reihe von Schlagreimen bestehenden, bald langgezogenen Zeilen, selbst nichts anders als Gesang und Musik, dem Liede der Feld- und Waldsänger, dem Lerchentriller und Nachtigallenschlag vergleichbar; und Nachtigallen nannten diese Sänger sich selbst: ein Grundton, eine Grundmelodie geht durch den Schlag aller dieser Frühlingssänger hindurch, aber jedes einzelne Vöglein moduliert die Töne und Sätze seines Gesanges

wieder anders; eben so stehet die Grundlage des Versbaues bei den Minnesängern nach unwandelbarer Kunstregel fest: zwei gleichen Theilen der Strophe folgt ein diesen ersten beiden ungleicher, als Abschluß (jene heißen die Stollen, dieser der Abgesang; und es ist dieser dreitheilige Strophenbau seitdem bis auf diesen Tag die, oft ganz unbewußt festgehaltene, Regel unserer Lieder geblieben); die Zahl der Zeilen, die Länge derselben, die Ordnung der Reime dagegen sind fast in jedem einzelnen Liede verschieden, und bleiben der Willkür der Dichter überlaßen. Und so sind denn ihre Lieder reine, helle Naturlaute, frei wie der Gesang der Waldvöglein, und dennoch, wie dieser durch den Naturinstinkt, vermöge der Kunst in sehr bewußte und feste Formen eingefügt. Neben dieser Form des dreitheiligen Strophenbaues gab es noch eine freiere, lediglich nach der Musik sich richtende Liederform (wogegen im dreitheiligen Strophenbau die Musik nach dem Liede sich richtete, wie bei uns jetzt noch), und dieß sind die Leiche, ursprünglich eine geistliche Liedesform, die sich aus den lang fortgezogenen Modulationen des kirchlichen Halleluja, oder vielmehr nur der letzten Silbe desselben hervorbildete, und als kirchliche Form Sequenz heißt. Schon gegen das Ende des 12. Jarhunderts aber wurde sie auch zu weltlichen Liedern, zum eigentlichen Minnegesang verwendet, und bietet nun hier oft die reizendsten Reimverschlingungen und die zierlichsten musikalischen Sätze in lebhafter, feßelloser Bewegung. — Wir pflegen die Italiener um ihre melodische Sprache und um die musikalische Haltung ihrer Verse zu beneiden, und, die Sache von unserer heutigen kalten und stumpfen Sprache aus angesehen, mit Recht; — wir werden sie nicht mehr beneiden, wenn wir die Klänge des Minnegesanges uns bekannt und vertraut gemacht haben, denn melodischer und klangreicher ist vielleicht kaum jemals und kaum irgendwo gedichtet und gesungen worden, als im Anfange des 13. Jarhunderts in Deutschland, als auf dem Minnesängersale zu Wartburg, wo den süßen Liedern Heinrichs von Risbach und Heinrichs von Osterdingen, Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide das wunderbare Königskind gelauscht hat, dessen

Herz durch diese melodischen Klänge irdischer Minne früh hinaufgezogen wurde zu himmlischer Minne, dessen Leben ein kurzer Liebestraum war von tiefem irdischem Leid und hoher göttlicher Freude, an dessen Sterbebette zu Marburg im Hessenlande die Engel ihre Paradieseslieder sangen und auf dessen Grabe sich ein Lied von Stein erhoben hat, ein zum großartigen Bauwerke verkörpertes Triumphlied der Gottesminne, welches uns beßer, als meine schwache Zunge vermag, in seiner Majestät und in seiner Lieblichkeit von den Wundern jener wunderreichen Zeit erzält, und aus der kunstreichen Harmonie seiner Säulen und Bogen die süßen Harmonien der Lieder vernehmen läßt, die damals sind gesungen worden in irdischer Freude und irdischer Sehnsucht, wie in der Freude an Gott und in Sehnsucht nach dem Himmel.

Denn nicht ganz ausschließlich sind die Lieder der Minnesänger der irdischen Minne gewidmet, wenn gleich diese in Verbindung mit der Naturfreude den Hauptgegenstand ihrer Dichtungen ausmacht: es fehlt nicht an schönen, begeisterten Liedern der himmlischen Minne, an Lobliedern auf die heilige Jungfrau, an Liedern, welche in begeisterten Tönen die Kreuzfarten preisen und an eigentlichen geistlichen Liedern, die der frommen Betrachtung der göttlichen Weisheit und Werke überhaupt gewidmet sind. Manche dieser Dichtungen gehen noch einen Schritt weiter und besingen oft in sehr ernsten und eindringlichen Tönen die Lage der weltlichen Dinge, Kaiser und Reich und Lehnsmannen, Papst und Kirche und Geistlichkeit, die Sitten und den Lauf der Welt und die Eitelkeit alles zeitlichen Lebens. Sie gehen hiermit in das didaktische Gebiet über, wohin die von mir bereits erwähnten Lehrlieder König Tyrols von Schotten an seinen Sohn Friedebrand und des Winsbeke und der Winsbekin ganz eigens gehören. Es ist darum der Gesang wie das Leben der ritterlichen Dichter des 13. Jarhunderts schon sonst eingetheilt worden in Frauendienst, Herrendienst und Gottesdienst, als die drei Kreiße, in denen ihr ganzes Dasein beschloßen war und sich in aller Fülle, Kraft und Innigkeit offenbarte.

Bei weitem die meisten dieser Dichter sind ritterlichen Standes, und ihre Kunst ist eine höfische Kunst, die in den

höheren Kreisen des Lebens auf den Burgen der Fürsten, Grafen und Edlen geübt und gepflegt wurde', während das Volk, wenn es auch dieser Art von Poesie nicht ganz fern stand, doch verhältnismäßig geringeren Theil an derselben hatte, und sich vorzugsweise an dem alten Heldengesange der fahrenden Leute, der blinden Volkssänger ergetzte. Darin hatte aber der Minnegesang doch mit dem Volksgesange etwas Gemeinsames, daß, wie ich vorher bemerkte, die Lieder der Minnesänger auch nur gesungen, nicht aufgeschrieben und gelesen wurden, vielmehr durch die mündliche Tradition des lebendigen Gesanges sich fortpflanzten; die meisten ritterlichen Dichter, wie Wolfram von Eschenbach selbst, konnten weder lesen noch schreiben, und Ulrich von Liechtenstein mußte ein Brieflein seiner Geliebten Wochenlang in der Tasche mit sich herumtragen, weil er eben keinen Schreiber zur Hand hatte, der es ihm hätte vorlesen können. Manche Dichter hatten auch einen Knaben oder Jüngling in ihren Diensten — ihr Singerlein genannt — den sie ihre Lieder und Weisen lehrten und zuweilen auch an die Geliebte absandten, um ihr im Namen des Senders dessen Lieder vorzusingen. Erst späterhin, als die schönste Zeit des Minnegesanges bereits im Erlöschen war, sorgte man für Aufzeichnung der von den einzelnen Sängern erhaltenen Lieder, und brachte sie in große Liedersammlungen, gewissermaßen Anthologieen, von denen die vollständigste durch eine unglückliche Fügung des Schicksals aus der Schweiz — Zürich ist ihre eigentliche Heimat und der Name unter dem sie bekannt ist, die Manessische Liederhandschrift — erst nach Heidelberg, dann aber nach Paris geriet, wo sie mit ihren glänzenden Miniaturen, welche Bild und Wappen der einzelnen ritterlichen Sänger darstellen, jetzt eins der besten Schaugerichte im Handschriftensaal der großen Bibliothek ausmacht. Aelter ist die ehedem dem Kloster Weingarten gehörige, jetzt zu Stuttgart befindliche, so wie die Heidelberger Liederhandschrift; beide sind in der neuesten Zeit, die erstere auch mit Nachahmung ihres Bilderschmuckes, diplomatisch treu abgedruckt worden.

Man ersieht aus diesen Sammlungen, welche offenbar nur das Beste, am allgemeinsten Gesungene enthalten, wie groß die Anzal

der singenden Ritter jener Zeit muß gewesen sein, aber auch, daß außer den Herren (den Rittern) schon in ziemlich früher Zeit sich Meister, Leute bürgerlichen Standes und Gewerbes mit der Minnepoesie befaßt haben — ja es erscheint unter den Minnesängern sogar ein Jude, Süßkind mit Namen —, daß also die Verbreitung dieser Kunst schon zeitig eine große Ausdehnung, und mit derselben die Kunst selbst ohne Zweifel eine gewisse, wenn auch nur traditionelle Regel, erhalten haben muß, womit denn die Erscheinung, welche wir in der folgenden Periode betrachten werden, der Meistergesang, schon eingeleitet und vorbereitet ist.
Die Zahl der Minnesinger, von denen uns Lieder erhalten sind, beträgt an einhundert und sechzig; es kann hiernach nicht möglich sein, sie alle, nicht einmal ausführbar, die bedeutendsten vollständig zu charakterisieren; nur einzelne der ausgezeichnetsten Erscheinungen mögen eine übersichtliche Schilderung in Anspruch nehmen und auf wenige Augenblicke zur geneigten Beachtung empfohlen werden**.

Noch älter als Heinrich von Veldekin, mit welchem um das Jahr 1184 wie die ritterliche Poesie überhaupt, so auch die Minnedichtung in ihre Blütezeit eintrat, oder ihm wenigstens gleichzeitig, sind einige Sänger, wie der von Kürenberg, Dietmar von Eist u. a.; diese singen noch in einfacheren, augenscheinlich volksmäßigen Weisen — meistens der Nibelungenstrophe — und zum Theil auch noch in der rhapsodischen Darstellung der Volkssänger, in kurzen Minnesprüchen von einer oder zwei Strophen; die Haltung ihrer Dichtung hat noch etwas Festes, Heldenmäßiges, und nur um so anziehender stehen neben diesen stärkeren Zügen die zartesten Bilder höfischer Poesie. So ist diesen ältesten Minnesängern noch das Bild von dem Falken geläufig, wie es im Anfange des Nibelungenliedes vorkommt: „Ich zog, läßt der Kürnberger seine Geliebte singen, ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr; da ich gezähmt ihn hatte, wie ich ihn wollte haben, und ihm sein Gefieder mit Golde wol umwand, da hob er sich viel hohe, und flog in andre Land; seitdem sah ich den Falken in Glanz und Schönheit fliegen; er führt an seinem Fuße seidene

Riemen und war ihm sein Gefieder allrotgülden — Gott sende die zusammen, die gern Geliebe (ein Paar) wollen sein". — Und eben so läßt Dietmar von Eist seine minnigliche Frau singen, die allein steht und über die Heide die Ankunft ihres Geliebten erwartet: da sieht sie einen Falken fliegen und „wol dir Falke, ruft sie ihm nach, du fliegst hin wohin dir lieb ist, einen Baum im Walde hast du dir erwählt, der dir gefällt; so habe auch ich gethan, meine Augen wählten sich Einen; darum beneiden mich schöne Frauen, doch warum laßen sie mir nicht meine Freude? Ich begehre ja keinen von ihren Geliebten". — Ein anderes Mal hört des Kürnbergers Geliebte den Sänger singen, da sie am Abend spät auf der Zinne ihres Burgthurms steht: das ist des Kürnbergers Weise, ruft sie — die singt ein Mann, der muß von hinnen weichen, oder ich kann ihm nicht länger widerstehen. Nun bringt mir, antwortet im Minnegespräch der Ritter, bringt mir her viel balde mein Roß und Eisengewand: ich muß um einer Frau willen weichen aus dem Lande, sie will mich zwingen, daß ich ihr hold sei. Doch nur die Welt soll das heimliche traute Minnespiel nicht wißen: der Abendstern, singt der Geliebte sogleich weiter, „der Abendstern der birget sich, so thue auch du, du schöne Frau, wenn du mich siehst; lenke deine Augen hin nach einem andern Mann, daß niemand es erfahre, wie unter uns zweien es gethan sei". — Etwas später und schon ein Nachfolger Heinrichs von Veldekin ist Friedrich von Hausen, ein edler und tapferer Ritter aus der Rheingegend, der lange seinem holden Mägdlein minnigliche Lieder sang, und in ihr Anschauen und in die süße Erinnerung an sie so verloren war, daß er guten Morgen bot, wenn es Nacht war, und er die Abendgrüße der Vorübergehenden nicht verstand — der lange Zeit seiner Holden sang, daß sie allein sein Herz gefangen habe, doch „alleine wollt' sie's glauben nicht, daß sie sein Auge gerne sieht" — bis er das Kreuz nahm und mit Kaiser Friedrich dem Rotbart nach dem Morgenlande zog; da nennt sie ihn ihren Aeneas, mit Beziehung auf Veldekins Aeneide, die damals in der ganzen gebildeten Welt von Teutschland den Spiegel der Minne aufgestellt hatte; doch, des solle er sicher sein, sie würde nimmer seine Dido. Und der Ritter

singt, nachdem er das Kreuz auf das Sturmgewand geheftet hat: „Mein Herze und mein Leib die wollen scheiden, die mit einander waren so manche lange Zeit; der Leib will gerne fechten wider Heiden; jedoch dem Herzen ein Weib so nahe liegt, vor allem was in der Welt mag sein; das mühet mich, daß sie einander nicht folgen wollen: die Augen haben mir den Schaden gethan, und Gott allein kann diesen Streit entscheiden. Da ich dich, Herz, nicht wenden kann noch deine Trauer enden, so bitt ich Gott, daß er geruh' dich senden an eine Stätte, da man dich wol empfange. Ich dachte, ledig würd' ich meiner Liebessorge, da ich das Kreuz zu Gottes Ehre nahm, allein mein Herz bekümmert wenig sich darum, wie mirs soll an dem Ende gehn: ich habe sie so oft geflehet und gebeten, doch that sie immer, als verstünd sies nicht: ihr Wort war unstät flüchtig, wie einst der kurze Sommer meiner Freuden, den in Trier ich verlebte". Und der Ritter ziehet dahin von der, die er umsonst gebeten und geflehet, und sendet übers Meer von seiner weiten Fart noch manchen heißen Gruß an die Geliebte, er denket unterweilen, wenn er ihr nahe wäre, was er ihr wollte sagen, das kürzte ihm die Meilen; ihm war daheime weh, und hier wol dreimal mehr, und wie er auch die Lande auf und ab fährt, ihr gedenkt er nahe, den Trost soll sie ihm laßen, und will sie sein Andenken freundlich aufnehmen, so freut er sich dessen auf seiner weiten Fart, denn „er vor allen Mannen ihr je war unterthan". So zeigt uns auch das Bild des edlen, trefflichen Sängers, das die Minnesänger-Handschriften enthalten, in treuer dichterischer Auffaßung seines Sängerlebens ihn, wie er kühn und frei auf dem schwebenden Schiffe steht, und ein Blatt, einen Liebesgruß an die ferne Geliebte, in die See wirft, daß die hochaufwogenden Wellen es hin tragen sollen in ihre Heimat, in die Heimat seines Herzens. Friedrich von Hausen kehrte nicht wieder; wenige Tage vor seinem großen Kaiser fiel der im ganzen Kreuzheere hochgeehrte und gefeierte Held vor Philomelium in Kleinasien, nach tapferem Kampfe und glänzendem Siege am Montage nach Himmelfart im Jahre 1190, und das ganze Heer erhob statt des Siegesgeschreies laute Klage um den gefallenen Helden**.

Unter diesen älteren Minnesängern ragt als ein Sänger der göttlichen Minne ein Dichter, Spervogel genannt, hervor, dessen geistliche Lieder zum Theil den Charakter einer warhaften Erhabenheit tragen: „Die Wurze (Kräuter) des Waldes, singt er, die Erze des Goldes, und alle Abgründe, die sind dir, Herre, kunde; die stehn in deiner Hand, und alle himmlischen Heere mögen dich nicht voll loben an ein Ende"; oder: „Er ist gewaltig und stark, der zur Weihnacht geboren ward: das ist der heilige Christ, den lobt alles was hier ist; wer die Heimat in der Finsternis hat, bei denen die den Christ nicht loben wollen, dem scheint die Sonne nicht licht, und der Mond hilft ihn nicht, und nicht die leuchtenden Sterne; — im Himmelreich ein Haus steht, ein güldner Weg dahin geht, die Säulen sind marmorn und von unserem Herrn mit edlem Gestein geziert: in dieß Haus gehet ein, wer von Sünden ist reine". — Daß aber schon eben diese älteren geistlichen Liederdichter auch anmutige Lieder weltlicher Minne sangen, mag uns der Klostergeistliche Wernher von Tegernsee, eben der, welcher das früher erwähnte Leben der heiligen Jungfrau gedichtet hat, beweisen; er sang: »**du bist mîn ich bin dîn, des solt du gewis sîn; du bist beslozzen in mînem herzen, verlorn ist daz slüzzelîn, du muost immer dar inne sîn**« — eine Strophe, die vielleicht mancher von uns eher dem Tyrolerbub unserer Zeit zugetraut hat, als dem Mönch Wernher von Tegernsee um das Jahr 1173. —

Nicht viel anders ist es mit den übrigen, und bereits bekannten Dichtern dieser Zeit: Gottfried von Straßburg dichtete eins der schönsten Lieder, von vier und neunzig Strophen, zum Lobe der heiligen Jungfrau (der Anfang ist: Du Rosenblüte, du Liljenblatt, du Königinn in der hohen Statt, wohin kein weiblich Wesen, als nur du, getreten; du Herzensfreud für alles Leid, du Freud in rechter Bitterkeit, dir sei gesagt, gesungen Lob und Ehre)[91], und Wolfram von Eschenbach sang ausgezeichnet schöne Tage- oder Wächterlieder, deren Gedanke der ist, daß der Wächter auf der Zinne den kommenden Tag verkündigt und die Liebenden an das Scheiden mahnt; eine Dichtungsform, die bald sehr populär, späterhin auch, so wenig geistliches auch in ihr lag, vielleicht aber

eben darum geistlich umgedeutet wurde und als geistliches Wächterlied nicht allein in der Reformationszeit sondern noch bis auf diesen Tag gesungen wird: das letzte dieser geistlichen Wächterlieder ist das bekannte erhabene Lied Philipp Nicolais: Wachet auf ruft uns die Stimme. — Eben so gehört auch Hartmann von der Aue nicht allein unter die erzälenden Dichter sondern auch unter die Minnesänger und zwar ist er der vorzüglichsten einer.

Einer der ausgezeichnetsten Minnesänger jedoch, wenn nicht der ausgezeichnetste, und zwar einer, der bloß Minnesänger war, es sei denn, daß etwa Freidanks Bescheidenheit von ihm herrührt, ist Walther von der Vogelweide. Neben den zartesten und innigsten, zuweilen auch heitersten und mutwilligsten Minneliedern sang er in ernsten, tiefen Tönen nicht nur wie Andere, zugleich das Lob des Herrn und der Mutter Gottes, sondern auch die Vergänglichkeit der irdischen Dinge, die Ehre des deutschen Volkes, die Pflichten und Würden des Kaisers, die Obliegenheiten der Fürsten und Lehnsmannen, das Recht und das Unrecht des Papstes gegen Kaiser und Reich und die Herrlichkeit der wahren Kirche, die nicht nach zeitlichem Gute trachtet, oft in dem Tone der ernstesten, aber zugleich wolwollenden, von aller hämischen Tadelsucht weit entfernten Rüge. Hätten die protestantischen Theologen des 16. Jarhunderts, die so eifrig nach Reformatoren vor der Reformation, nach „Zeugen der Warheit" suchten, Walther von der Vogelweide gekannt, sie hätten ihn vor vielen andern in die „Wolke von Zeugen", die sie zusammenbrachten, einreihen müßen, denn offenbar spricht sich in Walther weder eine unruhige Neuerungssucht, oder eine gereizte Stimmung, noch — und viel weniger — die gereizte Stimmung eines Einzelnen, vielmehr die einfache, ruhige Warheit aus, wie sie damals nicht etwa in der großen wüsten Masse, die heute oft Volk oder Publicum genannt wird, sondern in der Gesinnung des ausgewähltesten, besten und nach Rang wie nach Einsicht edelsten Theiles der deutschen Nation lag. Walthers früheste Dichterzeit fällt noch in die neunziger Jahre des 12. Jarhunderts, wo nicht noch früher; aus dieser Zeit sind seine Minnelieder. Nach dem Tode des Kaisers Heinrich VI., im Jahre 1197, wendet

er sich mehr den öffentlichen Angelegenheiten zu; er steht bei dem Kaiser Philipp dem Hohenstaufen bis zu dessen Tod durch die mörderische Hand Ottos von Wittelsbach: dann wendet er sich zu dem nunmehr allein rechtmäßigen Kaiser Otto IV., bis auch dieser das Reich verlor, und wir nunmehr Walther auf der Seite des Hohenstaufen Friedrich II. sehen. Zweimal während dieses Zeitraums hat er sich am thüringischen Hofe des Landgrafen Hermann, und auch noch nach dessen Tode, also 1215 oder 1216, bei dem jungen Landgrafen Ludwig, dem Gemahl der heiligen Elisabet, aufgehalten. Seine letzten Lieder sind etwa aus dem Jahre 1228, zu der Zeit, als Friedrich II. seinen Kreuzzug vorbereitete, welchem er, wenn er mit dem Verfaßer des Freidank eine und dieselbe Person ist, beigewohnt haben muß. Frische und Jugendlichkeit bewahrte er in seltenem Grade bis in das höhere Alter, denn zu den Zeiten des eben erwähnten Kreuzzuges muß er ein Sechziger gewesen sein. — Walthers Gedichte gehören zu den wenigen aus dem Dichterwalde der Minnesänger, welche in ansprechender und größtentheils in sehr geschickt entsprechender Form in unsere jetzige Sprache übergetragen sind; der Uebersetzer der Nibelungen und des Parcival, Karl Simrock, begann seine verdienstvolle Uebersetzerlaufbahn mit der Uebersetzung der Lieder Walthers im Jahre 1832, und es sind derselben treffliche Erläuterungen von Wilhelm Wackernagel beigegeben. Außerdem ist eine vortreffliche Schilderung der Poesie Walthers von Ludwig Uhland aus dem Jahre 1822 vorhanden. Ungeachtet nun dieser Dichter hiernach wol zu den zugänglichsten und bekanntesten unserer ganzen älteren Dichterzeit gehört, so trifft mich vielleicht dennoch kein allzu scharfer Tadel, wenn ich an einige Gedichte dieses ausgezeichneten Sängers wenigstens im Vorbeigehen erinnere. So ist unter seinen Minneliedern mit Recht bekannt und berühmt sein Lob der Frauen in der schönen Strophe: Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen: es gab niemals so Wonnigliches anzuschauen in Lüften noch auf Erden noch in allen grünen Auen; Lilien und der Rosen Blumen, wo die leuchten im Maienthaue durch das Gras, und kleiner Vögel Sang, sind gegen diese Wonne ohne Farb und Klang, so man sieht

schöne Frauen. Das kann den trüben Mut erquicken, und löschet alles Trauern an derselben Stund, wenn lieblich lacht in Lieb ihr süßer roter Mund und Pfeil' aus spiel'nden Augen schießen ins Mannes Herzens Grund". Eins seiner politischen Lieder ist das an Kaiser Philipp gerichtete, nicht minder als jenes erste berühmt gewordene: „Ich saß auf einem Steine, und deckte Bein mit Beine (schlug sinnend ein Bein über das andere), darauf setzt ich den Ellenbogen: ich hatt' in meine Hand geschmogen (eingedrückt, geschmiegt) das Kinn und eine Wange. Da dacht ich mir viel ange (besorglich) wie man zu Welt hier sollte leben: und keinen Rat ich konnte geben, wie man drei Dinge erwürbe, der keines nicht verdürbe. Die zwei sind Ehre und fahrendes Gut, das oft einander Schaden thut, das dritte ist Gottes Hulde, der zweien Uebergulde (was beide weit übertrifft): die wollt ich gern in einen Schrein. Ja leider, das kann nimmer sein, daß Gut und weltlich Ehre und Gottes Hulde mehre (jemals) zusammen in ein Herze kommen. Stieg und Wege sind ihnen benommen: Untreue ist in der Säße (Hinterhalt), Gewalt fährt auf der Straße, Friede und Recht sind sehre wund. Die drei zusammen haben kein sicheres Geleite, nur zwei, die werden ehr gesund. — Ich hört ein Waßer dießen (brausen, tosen) und sah die Fische fließen, ich sah was in der Welt nur war, Feld Wald Laub und Rohr und Gras. Was kriechet und was flieget und Bein zur Erden bieget, das sah ich und ich sag euch das: der keines lebet ohne Haß. Das Wild und das Gewürme, die streiten starke Stürme (Kämpfe), so thun die Vögel unter ihn (sich), nur daß sie haben einen Sinn: sie schaffen starke Gerichte, sonst würden sie zunichte. Sie wählen Könige und Recht und setzen Herrn und auch Knecht. O weh dir deutsche Zunge wie stêt dîn ordenunge! Daß nun die Mück ihren König hat, und daß deine Ehre also zergeht — bekehre dich, bekehre! Die Zirkel (Hauptreife, Diademe der kleinen Fürsten) sind zu hehre (nehmen sich zu viel heraus), die armen Könige bringen dich (Berthold der Reiche von Zähringen, Bernhard von Sachsen, Otto der Welf): Philipp, setz den Waisen auf (die deutsche Königskrone mit dem großen Diamant, welcher als der

einzige seiner Art diesen Namen führte; der sagenhafte Herzog Ernst hatte ihn mit aus dem Zauberberge gebracht) und heiß sie treten hinter sich (zurück). Ich sah mit meinen Augen Mann und Weiber taugen (verborgen, heimlich), daß ich da hörte und auch sah, was jeder that und jeder sprach.' Zu Rom da hört ich lügen und zwei Könige triegen. Davon hob sich der meiste Streit, der eh war und immer seit, da sich begannen zweien die Pfaffen und die Laien. Das war eine Not vor aller Not: Leib und Seele lag da todt. Die Pfaffen stritten sehr, doch war der Laien mehr. Die Schwerter legten sie nieder und griffen zu der Stole wieder, sie bannten, die sie wollten, und nicht den, den sie sollten; da störte man das Gotteshaus. Ich hörte fern in einer Klaus gar großes Ungebäre (trauriges Klagen und Händeringen); da weinte ein Klausenäre (Einsiedler), er klagte Gott sein Leid: o weh der Papst der ist zu jung, hilf Herr deiner Christenheit". — Und wie er hier in scharfer Klage den Streit um die Kaiserkrone und das politische Treiben des römischen Hofes tadelt, so klagt er in tiefer Wehmut die Vergänglichkeit alles dessen, was sein eigenes Leben ihm lieb und wonniglich gemacht: „O weh wohin geschwunden sind alle meine Jahr! Hat mir mein Leben geträumt oder ist es wahr? Was ich je wähnte, daß es wäre, ist das icht (etwas)? Darnach hab ich geschlafen und ich weiß es nicht. Nun bin ich aufgewacht, und mir ist unbekannt, was einst vertraut mir war wie meine andre Hand. Leut und Lande da ich von Kindheit bin erzogen, die sind mir fremd geworden, als wär es all erlogen. Die mir Gespielen waren, die sind träge und alt, und öde liegt das Feld, verhauen ist der Wald — nur daß das Waßer fließet, so wie es weiland floß, — wenn ich gedenke manchen wonniglichen Tag, der mir zerronnen ist, wie in das Meer ein Schlag: Immer mehr o weh!" — Walther von der Vogelweide starb zu Würzburg und liegt im Lorenzgarten des dortigen neuen Münsters unter einem Baume begraben, von dem die Nachtigallen herab sangen auf sein Grab. Seinem Namen zu lieb und den gefiederten Frühlingssängern, die er so oft im schönen Mai mit seinen Liedern begrüßt hatte, stiftete er ein Vermächtnis für die Nachtigallen: in seinen Leichenstein ließ

er vier Löcher hauen und täglich Semmelkrumen darein streuen zur Weide für die Vöglein. Lange Zeit wurde das Vermächtnis des lieblichen Sängers geehrt, und tagtäglich auf dem Grabe des von der Vogelweide den Vöglein ihre Weide gestreuet; bis später in der gierigen Zeit des 15. Jarhunderts die Chorherrn es bequemer fanden, die Semmeln selbst zu eßen, als sie den Vöglein hinzustreuen. Von den Nachtigallen verlaßen stand darnach noch der einsame Grabstein mit seinen Futtergruben manches Jarhundert, und erst in unserer Zeit ist er überschüttet oder zertrümmert worden**.

Von einem Minnesänger haben wir eine vollständige Beschreibung seines eigenen ganzen drei und dreißigjährigen Minne- und Ritterlebens; es ist dieß Ulrich von Liechtenstein, ein reicher Landherr in Oestreich, ein Vorfahr des jetzt fürstlichen Hauses Liechtenstein. Zwar ist dieses Buch, der Frauendienst, durch die Bearbeitungs Tiecks warscheinlich den meisten meiner Leser längst bekannt, doch darf ich demselben um so weniger ganz vorbeigehen, als es den Uebergang der Poesie in die Wirklichkeit, die Vermischung reiner, idealer Zustände mit dem gemeinen Leben, die Verwirklichung der Poesieen eines Gottfrieds von Straßburg — eine Art genialer Lüderlichkeit — und somit den drohenden Untergang der Minnepoesie sehr bestimt darstellt. Das Werk ist, ungefähr in Gottfrieds Weise, im Ganzen sehr geschickt und mit der allernaivsten Unbefangenheit, in poetischer Form geschrieben und in dasselbe sind zalreiche Minnelieder, deren Veranlaßung zugleich erzält wird, und sogenannte Büchlein d. h. Liebesbriefe eingeflochten, wie wir solcher Büchlein aus jener Zeit noch viele, auch einige von Hartmann von der Aue gedichtete, übrig haben. Ulrich hört schon als Knabe, während er noch auf der Gerte reitet, vorlesen und singen, daß kein Mann in seinem Leben Würdigkeit gewinnen möge, wenn er nicht guten Frauen ohne Wanken zum Dienste bereit wäre, wenn er nicht eine Frau, die ihrer Tugend nach ein rechtes Weib wäre, lieb hätte wie sein eigenes Leben — das gehöre zur Rlinks ehre und Ritterpflicht. Und der steckenreitende Knabe merkt sich diese Weisheit so gut, daß er, als man ihn im zwölften Jahre (etwa 1211) einer hohen fürstlichen

Frau (warscheinlich einer Prinzessin von Meran, einer der letzten ihres Hauses und nachher Gemalin Herzogs Friedrich des Streitbaren von Oestreich, später aber geschieden) als Edelknaben beigibt, nichts Eiligeres zu thun hat, als sich in die Gebieterin zu verlieben, ihr Blumen zu bringen, und sich, wenn sie dieselben annimmt, zu freuen, daß ihre weiße Hand auf der Stelle liegt, wo eben noch die seinige gelegen, — aber auch das Waßer, was über ihre zarten Händlein gegoßen worden, heimlich davonzutragen, und es zu — trinken. Nach fünfjährigem Verweilen im unmittelbaren Dienste seiner Herzensgebieterin lernt er die ritterliche Kunst, das Reiten und Speerstechen, dient als Ritterknecht, und wird endlich bei der Hochzeit einer östreichischen Fürstin Ritter, um von nun an all seine ritterlichen Thaten im Dienste seiner Frau und ihr zu Ehren zu vollbringen. Eine seiner Verwandtinnen entlockt ihm auf geschickte Weise sein Geheimnis und bietet sich zur Vermittlerin an. Die Prinzessin nimmt zwar den Dienst des Ritters an, jedoch von einem näheren Verhältnisse will sie nichts wißen, und wendet unter anderm vor, Ulrich habe doch einen gar zu häßlichen Mund. Das war nur zu wahr, denn Ulrich hatte drei Lippen statt zwei. Stracks wie dem Verliebten dieß hinterbracht wird, reitet er gen Gräz in Steiermark, und läßt sich von einem Chirurgen die wulstige dritte Lippe herzhaft abschneiden: der Chirurg will ihn bei der Operation binden, aber um seiner Frau willen hält er ohne Zucken den Schnitt, und fünfwöchiges Krankenlager in Folge der Operation mit gleicher Standhaftigkeit aus. Darauf willigt nun zwar die Herrin ein, ihn zu sehen und sich von ihm anreden zu laßen, aber doch nur, damit sie sehe, wie ihm seine Lippe nunmehr zu Gesicht stehe. Diese ganze Erzälung bis hierher, namentlich aber, wie er nun hinter der Prinzessin her reitet, und diese natürlich erwarten muß, er werde die Gelegenheit benutzen, mit ihr zu reden, wie er auch gern reden will, und sein Herz ihm zuruft „nu sprich, nu sprich, nu sprich“, und wie ihm als er aus Blödigkeit doch nicht gesprochen hat, die Prinzessin in dem Augenblicke da er sie vom Rosse hebt, eine Haarlocke zur Strafe für seine Feigheit ausrupft, gehört zu dem Lebendigsten und Naivsten, was man immer lesen

kann. — In einem der vielen Speerstechen, welche Ulrich nachher zu Ehren seiner Frau, und um ihre Aufmerksamkeit und ihren Dank zu gewinnen, besteht, wird ihm der kleine Finger der rechten Hand abgestochen, so daß derselbe nur noch mit der Haut an der Hand hängt, und der fürstlichen Frau die Kunde gebracht, Ulrich habe in ihrem Dienste einen Finger verloren. Sie beklagt ihn, hört aber bald, daß der Finger doch noch an der Hand sitze, und zeihet ihn darum der Lüge. Kaum hat Ulrich dieß erfahren, so ist er kurz entschloßen: er setzt das Meßer auf den inzwischen geheilten aber verkrümmten Finger, und heißt einen seiner Freunde herzhaft zuschlagen; dieser schlägt, und der Finger springt ab. Da wird nun der abgehauene Finger in ein köstliches Futteral von grünem Sammet mit goldnem Deckel und goldnen Schließen, die zwei in einander geschlungene Hände vorstellen, samt einem Büchlein (Liebesbrief) gelegt, und der Herrin zugesandt, und Ulrich tröstet sich auf das wolgemuteste, daß nunmehr doch seine Frau seiner gedenken müße. Es bleibt aber auch wirklich nur bei dem Gedenken, und jede weitere Annäherung, die der phantastische Ritter von Liechtenstein gehofft hatte, unterbleibt. Da läßt er wunderschöne Frauenkleider verfertigen, legt diese selbst an, bietet eine Menge seiner Diener auf, die er in köstliche Gewänder hüllt, und zieht nun als Frau Minne oder Frau Venus weit und breit in den östreichischen Landen umher, unter ungeheurem Menschenzulauf, und fast unaufhörlichem Speerstechen (Punieren), zu dem sich Edle und Freie, Grafen und Fürsten herbeidrängen, denn die Frau Minne zog umher, um den treuen Minnedienst der Herren zu erproben, und theilte goldne Ringlein an alle aus, welche mit ihr einen Speer gebrochen hatten, Ringlein welche die Kraft hatten Minne zu erwerben und die Minne treu zu erhalten. Alles dieß geschah einzig und allein zu Ehren seiner Herrin, die damals schon verheiratet war, geschah von Ulrich, der gleichfalls zu derselben Zeit, wie er selbst ganz unbefangen und sogar herzlich erzält, ein liebes Gemahel und Kinder hatte: es war ein wälischer Tristan oder Lanzelot in der deutschen Wirklichkeit. Doch des deutschen Tristan Geliebte war keine Isolde, des deutschen Lanzelot Herzens-

herrin keine Ginevra: Ulrichs Phantastereien, die in ärgerlichen Anstoß überzugehen droheten, scheiterten an dem reinen, festen Sinn der fürstlichen Frau: eine Zusammenkunft gewährt sie ihm, aber nur, um ihn auf die listigste und lächerlichste Weise zu dem Fenster, durch welches er kaum hereingekommen, wieder hinauszuspedieren, und er rollt unter lautem Owehgeschrei den Burgwall zwischen den Steinen, die hinter ihm her walzten, mit so argem Gepolter hinab, daß der Burgwächter auf der Zinne meint, der leidige Baland fahre mit gellendem Oweh Oweh aus der Burg aus, und sich kreuzigt und segnet. Solches ist geschehen in der Nacht des 14. Juni 1227. Aber der phantastische Minneritter ist durch diese Procedur nichts weniger als geheilt; er will verzweifeln, sich in das Waßer stürzen, und fängt doch wieder an, seine Minnelieder zu dichten und seine Büchlein zu schreiben. Seine Frau (hier hat Frau immer den Sinn von verehrter Herzensgebieterin; die Gattin heißt Weib oder Gemahel) läßt in ihn dringen, er möge über Meer fahren, d. h. sich an den eben vorbereiteten Kreuzzug Kaiser Friedrichs anschließen; aber zu solchen Thaten ist Ulrichs in überschwenglicher Minne erlahmter Geist zu schwach; noch vier Jahre flehet er um die Huld der Fürstin, bis diese endlich, um ihn los zu werden, ihm einen noch derberen Possen spielt, als die Fensterexpedition, wenigstens einen für Ulrich so kränkenden, daß er ihn nicht zu erzälen wagt. Von dieser Thorheit war Ulrich nun geheilt — er dichtete jetzt Trauerlieder und Scheltlieder auf die ungetreuen Frauen — aber nicht von der Thorheit überhaupt. Bald erwält er sich eine neue Gebieterin, und zieht nun für diese zweite, wie für die erste als Frau Minne, jetzt als König Artus im Lande umher mit zalreicher Begleitung und in glänzender Pracht: seine Rittergesellen nennt er Gawein, Lanzelot, Iwein, Kalogreant u. s. w., und sie erhielten diese Namen als Ehrenzeichen, wenn sie drei Speere, ohne zu fehlen auf König Artus verstochen hatten, denn dieser Artus kam gerades Weges aus dem Paradiese, um die Tafelrunde wieder herzustellen. — Und all diesen seltsamen Spuk erzält uns ein Mann von sechs und funfzig Jahren, mit all der naiven Freude und dem naiven

Leid das vor funfzehn, zwanzig, dreißig Jahren Erlebte schildernd, als hätte er es eben erst erlebt. Ob Ulrich klug geworden ist, steht darum sehr zu bezweifeln; Zeit genug hatte er dazu, denn er erreichte ein Alter von 75 oder 76 Jahren[93]. Jedenfalls sehen wir aus diesen Ereignissen, die allerdings in solcher Extravaganz nur für vereinzelte gelten müßen, doch ganz allein gewis nicht gestanden haben, welchen zerstörenden Einfluß die britischen Phantasieen, insbesondere Gotfrids Tristan auf die Wirklichkeit zu äußeren vermochten; wir begreifen, wie es möglich wurde, daß das Wort Minne schon im 14. Jarhundert vorzugsweise ein unsittliches Verhältnis bezeichnete, und daß es im 15. Jarhundert nur in der allerübelsten Bedeutung gebraucht wurde, so daß man es zuletzt gar nicht mehr über die Lippen bringen durfte, und der Gebrauch desselben völlig erlosch. Drei Jarhunderte, die inzwischen verfloßen sind, haben die unverdiente Schmach, die welscher Unrat ihm aufgeladen, von ihm abgewaschen, und es erstand wieder in der ursprünglichen Reinheit seines Sinnes in der alten Würde, das innerste und wahrste Leben des deutschen liebenden Gemütes auszusprechen.

Haben wir in Ulrichs von Liechtenstein Leben und Dichtung bereits eine Kehrseite des Minnegesanges betrachtet, so stellt sich uns in den zalreichen Gedichten des Ritters Nithart eine andere Kehrseite desselben vor. Nithart, warscheinlich zum Geschlecht der Herrn von Fuchs gehörend, aus Baiern gebürtig, nachher in Oestreich ansäßig, und in der Stephanskirche zu Wien begraben, wo sein Grabmal noch heute zu sehen ist, gehört derselben Zeit an, wie Ulrich, nur daß er noch etwas früher blühete, und gewis vor 1246 gestorben ist. Auch seine Lieder beginnen, wie die Lieder der übrigen Minnesänger, mit Naturschilderungen, mit dem Preise des Frühlings und der Blumen, sehr oft in der wahrsten, lebendigsten, farbenreichsten Darstellung; auch seine Lieder wenden sich von dem Maigesang dann, wenigstens zum Theil, zum Minnegesang, zum Preise der schönen Frauen; aber bald gehen sie der großen Mehrzal nach in die Schilderung des Bauernlebens jener Zeit über, besonders der Bauernhoffart in der Kleiderpracht und dem

Prunken mit Waffentragen, wodurch sie es den Rittern auf tölpelhafte Weise gleich zu thun suchten (unser heutiges Tölpel ist nur eine Umgestaltung von dem alten dörper, dem Schlagworte Nitharts, was nichts anders bedeutet, als einen Dörfer, Dorfbewohner). Am liebsten und geschicktesten schildert Nithart die lustigen Bauerntänze und die ansehnlichen Prügel, mit denen jeder Bauerntanz — und je lustiger er war, desto gewisser, und nicht bloß zu Nitharts Zeit — beschloßen wurde, die Streiche, die er den Dörpern spielte, und die, die ihm zur schuldigen Vergeltung wieder von diesen gespielt wurden. Die Lieder Nitharts schildern demnach nicht, wie die übrigen Minnesängerlieder, bloß die innerliche Welt, die bloß das zarte, aus Maienduft und Blumenglanz, aus stillem Hoffen und süßem Sehnen gewobene Phantasieleben der Minne, sondern die baare, wenn man will gemeine Wirklichkeit, die nur durch den glücklichen Humor, mit welchem er dieselbe darstellt, zu einem nicht selten äußerst ergetzlichen poetischen Objekte wird. Der Takt seiner Gedichte ist gröstentheils ein ungemein munterer, oft fast hüpfender, das Springen und Schwenken der Tänze, die sie schildern, und den ganzen tollen Jubel solcher Festlichkeiten des Dorfes höchst glücklich nachahmender; seine Schilderung ist kräftig, zuweilen derb, und streift sehr oft ganz dicht an den eigentlichen Volkston an oder geht geradezu in denselben über; die Sprache hält nicht überall die höfischen Convenienzformen der übrigen Minnesinger und Kunstdichter ein, sondern hat gleichfalls vieles, was in der gebildeten Sprache der damaligen Zeit für veraltet galt, und nur noch in den gleichzeitigen Volksgedichten gefunden wird. Gleichwohl sang Nithart keineswegs etwa für das Volk: seine Gedichte sind Spottgedichte, durch die er sich theils an den Bauern rächen, theils aber die höfischen Kreiße in denen er lebte, ergetzen wollte; aber allerdings schlug er einen Ton an, welcher das höfische Minnelied eines Theils mit der Komik, andern Theils mit dem Volksgesange verband, und der nicht allein von einigen späteren Minnesängern, sondern auch in volksmäßigen Darstellungen der folgenden Jarhunderte nachgeahmt und beibehalten wurde: er ist eine Brücke,

von dem Minnegesang nach dem Gebiete des Volkslieds hinüber geschlagen, welches uns in der nächsten Periode beschäftigen wird. Niłharts Lieder blieben Jarhunderte lang berühmt: im 15. und noch tief im 16. Jarhundert wurden sie gedruckt, freilich vielfach mit späteren Liedern vermischt, und liefern noch zu Fischarts Komik nicht unbedeutende Ingredienzien. Er selbst wurde durch seine Streiche mit den Bauern eine Art mythischer Person: man gab ihm den Namen Bauernfeind (ein noch heute im Oestreichischen bekannter Familienname), übertrug eine ganze Reihe alter und neuer Schwänke auf ihn, machte ihn mit dem ein Jarhundert später lebenden possenreißenden Pfaffen vom Kalenberge zu einer Person, und nannte ihn sogar wol den andern Eulenspiegel. Als Vertreter der Komik und Satire dieser unserer Periode, und Vorbote dieser Dichtungsgattungen für die kommenden Jarhunderte muß er aber allerdings neben dem Paffen Amis und Morolf betrachtet werden; wie der Stricker im Pfaffen Amis die höfische Erzälung in das Gebiet der Volkskomik herabführte, so Nithart die höfische Lyrik[94].

Aus der sehr großen Zahl der Epigonen von 1250—1300 nenne ich nur einen Namen: Heinrich von Meissen mit dem Beinamen Frauenlob. Alle Eigenschaften der Epigonenzeit, die wir früher uns vergegenwärtigten, finden sich bei ihm, wie bei Konrad von Würzburg, der auch zu den Minnesingern gehört, wieder: große Meinung von der eignen Person, von dem hohen Wert der eignen Dichtungen, Klagen über Verkennung und Tadel der Mitwelt, und vor allem ein Auskramen von großer Gelehrsamkeit, welche an die Gelehrsamkeit unserer heutigen Epigonenpoesie nicht selten sehr stark erinnert, die gleichfalls alle möglichen historischen Kenntnisse voraussezt, und sich besonders höchlich brüskirt zeigt, wenn man nicht alle Anspielungen auf literärische Zustände und Anekdoten von Lessing an bis auf den Verstorbenen und den Lebendigen herab sofort im Kopfe hat: um die Vergänglichkeit aller Dinge zu beweisen, fängt Frauenlob bei Artus an, und außer Ahasverus, Salomon und Simson, geht er von Aristoteles und Alexander bis auf Sigfrid und Rüdiger, Dietrich und Egge,

Parzival und Kantolan und sonst alle möglichen bekannten und unbekannten Sagen- und Romanhelden herab. Dazu kommt eine große Künstlichkeit der Form; Strophen von zwanzig künstlich verschlungenen Reimen sind bei Frauenlob schon gewöhnlich, sein sogenannter zarter Ton hat ein und zwanzig, sein überzarter aber nicht weniger als 34 Reime in der Strophe: beides zusammen, wunderliche, spitzfindige, scholastische Gelehrsamkeit und wunderliche Künstlichkeit findet sich bis zum Monströsen vereinigt in seinem Leich auf die heilige Jungfrau. Auch er war, wie die meisten der späteren Minnesänger, kein Ritter, sondern ein fahrender Sänger mittlern Standes, nicht aber, wie die Tradition sagt, ein Doctor der Theologie zu Mainz. Seinen Beinamen erhielt er von dem Lobe, welches er, der nun fast verbrauchten Sitte gemäß, den Frauen, oder auch dem Namen Frau im Gegensatz gegen Weib zollte. Damals, am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jarhunderts nämlich bildete sich bereits der heutige Sprachgebrauch wenigstens in seinen Anfängen aus: Weib hieß ehedem, nur in gutem, ehrenden Sinne, „das rechte weibliche Weib", wie die alten Minnesänger sagten; Frau bedeutet nur Herrin, im besondern Herzensgebieterin; in diesem letzten Sinne, als dem beliebtesten, ließen sich nun die Frauen am liebsten auch im Allgemeinen bezeichnen, und so sank der eigentümliche Name unverdient herab, der uneigentliche erhob sich, getragen durch die Gunst der Zeitverhältnisse. Genug, Frauenlob, der seine letzten Jahre in Mainz zubrachte, auch für den Stifter der dortigen Meistersängerschule gilt, stand bei den Frauen seiner Zeit und vor allem seiner Stadt im größten Ansehen: und nachdem er am Andreasabend des Jahres 1318 in Mainz gestorben war, trugen Mainzer Frauen seine Leiche aus seinem Wohnhause nach dem Grabe unter strömenden Thränen und lautem Wehklagen, und goßen Wein auf sein Grab in solcher Menge, daß derselbe um die ganze Kirche herumfloß. Noch vor wenigen Jahren ist sein Andenken in Mainz neu belebt worden**.

Größtentheils in der gelehrt-künstlichen Weise dieser spätern Epigonenzeit, welcher Frauenlob angehört, ist auch der Wettgesang

gedichtet, welchen wir unter dem Namen des Sängerkrieges auf der Wartburg noch übrig haben. Daß ein solcher Wettgesang auf der Wartburg im Jahre 1206 oder 1207, dem Geburtsjahre der heiligen Elisabet, Statt gefunden habe, wird schwerlich jemals ganz wegzuleugnen, freilich auch schwer zu beweisen sein; die Umstände, welche die Sage von diesem Sängerwettstreite berichtet, sind dagegen ohne Zweifel sämtlich erdichtet, und für nichts anderes zu halten, als für einen spätern gleichsam halbwehmütigen Nachklang der Erinnerung an eine dichterisch große, reiche, belebte, und durch die Poesie bis in ihre innersten Tiefen bewegte Zeit, eine Zeit, die auch Leib und Leben an die Poesie, deren Herrlichkeit und Ehre, zu setzen im Stande war. Möglich kann es sogar sein, daß der erste Theil des Wartburgkrieges, welcher das Lob des Herzogs von Oestreich, Leopolds, und das des Landgrafen Hermann von Thüringen, ersteres aus Osterdingens, letzteres aus des Schreibers und Walthers Munde, besingt, eine echte Reminiscenz an den 1207 in Wartburg wirklich vorgekommenen Sängerstreit enthält; aber auch dieser Theil des Gedichtes ist sicher erst aus der zweiten Hälfte des 13. Jarhunderts. Noch weit später ist der zweite Theil, in welchem der durchaus mythische Klingsohr aus Ungarland auftritt, und mit Wolfram von Eschenbach in künstlichen Rätseln seinen Scharfsinn oder vielmehr seine Spitzfindigkeit mißt. Das einst vielbesprochene, sogar berühmte Gedicht enthält namentlich in diesem zweiten Theile auch nicht einen Anklang aus jener glänzenden, in gleicher Frische, in gleichem Reichtume, in gleicher Herrlichkeit nur einmal vorhandenen Dichterzeit, an die dasselbe erinnern will, und von welcher wir hiermit Abschied nehmen[**].

Es bleibt mir nichts mehr übrig, als noch einige Worte über die Prosa dieser ersten klassischen Periode unserer Literatur zu sagen. Es war diese Zeit, von deren Beschreibung wir in diesem Augenblicke scheiden, eine Zeit so jugendlicher Frische, so reiner Harmonie, eine Zeit so ganz eingetaucht in Lied und Gesang, so voll der reichsten Sprachtöne und so gewis des edelsten Rhythmus, daß wir als Form poetischer Schöpfungen eben nur Rhythmus und Reim, Lied und Gesang zu suchen haben — es gab dafür gar

keine Prosa. Wie unsere eigene Jugend, war sie eine glückliche — oder vielmehr war sie eine reine, wahre Jugend — keine Prosa kannte, wie sie in Liedern, wenn auch unausgesprochenen, träumte, und alle unsere Gefühle jener Zeit, unser jugendliches Sehnen und Hoffen, unser jugendliches Weh und Leid sich unablässig auf und ab wiegten in Rhythmus und Gesang — so hat ein ganzes Volk, so hat unser Volk eine schöne Jugendzeit gehabt, allein und ganz erfüllt von Gesang und Liedestönen; das Leben war Poesie und Poesie war das Leben. — Und selbst diejenigen Sprachdenkmäler jener Zeit, welche in ungebundener Rede verfaßt sind — Denkmäler, welche zum grösten Theile hier gar nicht genannt werden können, weil sie nicht dem freien Spiel der Dichtung, sondern der strengen Arbeit des Lebens angehören: unsere Rechtsbücher: der Schwabenspiegel, der Sachsenspiegel und andere — wie sind doch auch sie angehaucht von dem poetischen Geiste jener Zeit! Vollends aber diejenigen Werke, welche mehr hierher gehören, die Erzeugnisse der Redekunst, die Predigten, welche Weichheit, welche Biegsamkeit der Sprache zeigen sie, welche dichterische Erhebung bei allem Ernste der Lehre, welche Zartheit der Darstellung bei aller Kraft und aller Würde die den heiligen Dingen ziemt, welche tiefe Innigkeit, welche Lieblichkeit, selbst welche Heiterkeit bei aller Strenge der kirchlichen Zucht, die sie üben! Da ist nichts Gesuchtes, nichts Blumenreiches, nichts auf die Rührung oder Erschütterung Berechnetes: es ist der einfache Ausdruck der kirchlichen, den Redner ganz erfüllenden, begeisternden Warheit, der in seinen Predigten zu Tage liegt, ohne allen Schmuck als den, welchen einem von seinem Gegenstande ganz erfüllten Herzen dieser Gegenstand selbst gibt. In mancher Beziehung können demnach diese Predigten des 12. und 13. Jarhunderts, deren wir einen ziemlichen Vorrat überliefert erhalten haben, selbst der heutigen Zeit, die doch, zumal in rhetorischer Hinsicht, um von dem christlichen Standpunkte zu schweigen, eine ganz andere Richtung eingeschlagen hat, als jene Jarhunderte, geradezu als Vorbilder empfohlen werden. — Damals zogen einzelne Prediger der Mendicantenorden voll tiefen und regen Volksgefühles, voll der Volksanschauungen und der

Volksbedürfnisse, voll des Mitleids mit dem armen, im Christentum unwißenden Volke, dem weder Benedictiner noch Weltgeistlicher predigen mochte, auf und ab in Deutschland, und predigten bald in den Münstern, bald vor den Kapellen auf den Außenkanzeln, bald auf einem Berge, bald unter einer grünen Linde, vor viel Tausenden von Zuhörern. Der Franziskaner Berthold von Regensburg, gebürtig aus Winterthur in der Schweiz, war einer dieser Reiseprediger, und es sollen nicht selten an zwanzigtausend Menschen seinen Predigten zugehört, und Hunderte ja Tausende ihn von Ort zu Ort begleitet haben, um ihn aber und abermals zu hören. Von ihm sind uns die meisten Predigten, die wir von einem und demselben Redner besitzen, überliefert worden, und von manchen derselben wird es auf den ersten Blick begreiflich, wie sie den Eindruck machen konnten, welchen sie wirklich gemacht haben. Mit dem Andenken an diesen frommen und begabten Bruder Berthold von Regensburg sei es gestattet, die Darstellung dieser Periode zu beschließen[97].

Die Periode unserer Literärgeschichte, zu welcher wir nunmehr übergehen, vom Anfange des 14. bis zu dem Ende des 15. Jarhunderts, zeigt uns in allen Punkten nichts als den traurigen Verfall aller der Dichtungsherrlichkeit, in welcher das 13. Jarhundert geglänzt hatte. Es ist ein weites Gefilde voll wild durcheinander geworfener Trümmer ehemaliger Größe und Herrlichkeit, und je weiter wir vordringen in dieses Gebiet der Zerstörung, desto öder werden die Felder, desto kahler die Berge, auf denen jene Trümmer umhergestreut sind, desto trüber und dunkler wird der Himmel, welcher über diesem Graus der Verödung sich ausbreitet; kaum daß noch hier und da an die alten zerfallenden Mauern ein einsames Hüttchen sich angebaut hat, in welchem die Sage von einer verschwundenen beßern Zeit in leisen Klagelauten erzält, und die Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft still gepflegt

wird für die kommenden Geschlechter; es ist eine poetische Wüste, welche wir zu durchschreiten haben, und in der nur sparsam eine grüne Oase hervorragt, um dem müden Wanderer eine Stätte der Ruhe und Erquickung zu bereiten. Beschleunigen wir deshalb unsere Schritte, um dieses Gebiet so schnell als möglich zu durchmeßen, und darum auch an den Ruhestellen, welche dasselbe darbietet, nur so lange zu verweilen, als unumgänglich nötig sein wird.

Welche Veränderung mit dem Untergange des Hauses der Hohenstaufen in der politischen Lage unseres Vaterlandes vorgieng, ist bekannt: es begann die Zeit, von welcher der Graf Platen sagte: „freilich geschehen ist viel, aber es mangelt die That"; unzälige Bestrebungen, Anstrengungen, Kämpfe, aber sämtlich ohne ein großes, mit klarem Bewustsein in das Auge gefaßtes und mit überlegener, des Sieges bewuster Kraft verfolgtes Ziel; sämtlich ohne ein, die Massen durchsäuerndes bewegendes, erhebendes Resultat; — was von Ziel und Erfolg seitdem in Anschlag gebracht werden kann, ist das Streben nach Sicherung und Vermehrung des Besitzes und der eignen politischen Geltung: war doch Rudolf von Habsburg selbst theils durch die gegebenen Verhältnisse, theils durch seine Neigung mehr auf die Vergrößerung seines Privatbesitzes, als auf die Mehrung des Reiches, mehr auf das Wachstum seines Hauses, als auf das Wachstum der deutschen Ehre bedacht — und seltsam genug ist es, daß man den misverstandenen Titel „allezeit Mehrer des Reichs" den römischen Kaisern deutscher Nation eben von der Zeit an beilegte, seitdem sie aufgehört hatten das Reich, und angefangen den Reichtum zu mehren. Eine solche Gesinnung, wie sie in Rudolf und in seinen Nachfolgern sich zeigte: die lediglich auf das Erwerben, das Verwalten, das Ordnen, das Haushalten gerichtete Aufmerksamkeit war nicht geeignet, große Thaten hervorzurufen, an denen wie das politische, so das poetische Bewustsein des Volks wieder hätte erstarken können; eine solche Gesinnung war nicht einmal geeignet, der Poesie nur Aufmerksamkeit oder Anerkennung zu schenken: neben den vielen Geschäften und Sorgen des kleinen Lebens ist für Poesie kein Raum, während sie unter den Geschäften, Sorgen und Thaten des großen Lebens

am besten gedeihet: im kleinlichen Leben der Haussorgen erscheint die Dichtkunst als ein müßiges, unnützes, beschwerliches Spielwerk. So eben sah Kaiser Rudolf sie an: voll zuversichtlicher Hoffnung und freudiger Erwartung eilten die Minnesänger der Epigonenzeit dem neugewählten Kaiser entgegen, der eine neue, beßere Zeit für Deutschland, und wie sie dachten, auch eine neue glänzende Zeit für die Dichtkunst, der Hohenstaufenzeit ähnlich, zu versprechen schien — aber wie sehr fanden sich die armen Sänger in Rudolf getäuscht! Rudolf wollte wol Oestreich haben, auch wol Oestreichs Minne, aber nicht Oestreichs Minnegesang; er wollte wol etwas geben, aber nur wenn er etwas Handgreiflicheres dafür wieder erhielt, als Minnegesang und Zitherklang; — die Sänger, die sich in den ersten Jahren freudig um ihn versammelt hatten, mußten ungeehrt und unbegabt, traurig und ärmer als sie gekommen waren, von seinem Hoflager wieder abziehen, und die Lieder aller Sänger, die diesen bittern Versuch gemacht hatten, sind des herben Leides und der schmerzlichen Klagen voll. Und wie das Haupt der deutschen Fürsten sich zeigte, so zeigten sich bald auch die übrigen Landesherrn; in das geschäftige Leben das doch keine That, in die Verwickelung der Parteien die doch kein Resultat hatte, hineingezogen, ließen sie den Gesang in ihren Burgen verstummen, oder hörten kaum noch mit halbem Ohr auf die Lieder der Sänger, welche schon längst nur zu viel durch äußere Gunst emporgetragen, bald ihren Gesang schweigen ließen, dem kein geneigtes Ohr, kein wolwollendes Herz mehr entgegen kam. Und im Fortgange der Zeiten mußten alle diese ungünstigen Verhältnisse sich verstärken und verschärfen; nachdem die letzten Regungen der Kreuzzüge aufgehört hatten, und der Blick der Ritterschaft durch keinen größeren, höhern, entferntern Gegenstand mehr gefeßelt, ihr Inneres durch kein Ideal mehr gehoben wurde, blieb das nackte Ich und die nackte Sorge für das Ich allein übrig, für das Ich, welches nicht einmal durch eine kräftige allgemeine Herschaft, durch ein Reichsregiment und eine Kaiserherschaft in Schranken gehalten wurde: daher denn die Ritterbündnisse, die zallosen Fehden, das Faustrecht und Raubleben, welches besonders seit der zweiten Hälfte des

14. Jarhunderts einriß und das ganze 15. zum Theil das 16. Jarhundert erfüllte. Von den Höfen und aus der Ritterwelt verschwand im Laufe des 14. Jarhunderts die Poesie völlig, um dem baaren, rohen Egoismus des äußern Lebens Platz zu machen. Diese rohe Eigensucht, die nur in den Gedanken an sich und den heutigen Tag lebte, bekam Vorschub durch die furchtbaren Weltereignisse, welche die Mitte des 14. Jarhunderts bezeichnen: Hungersnot und entsetzliche Seuchen durchzogen Europa, besonders Deutschland, von einem Ende zum andern, und eine ungeheure Angst durchzitterte die Welt, eine Angst, durch welche hier die Einen zu fanatischer Buße in den berüchtigten Geislergesellschaften, dort die Andern, wie es zu geschehen pflegt, zu desto roherem Genuße aufgestachelt wurden. In einer solchen Zeit ist kein Raum für Poesie; diese Zeit aber ist es, von welcher man die Begriffe, die man sich unter der Phrase „die finstern Zeiten des Mittelalters“ zu sammeln gewöhnt hat, ausschließlich entlehnt, um sie in der ungerechtesten Weise auch auf die hellen, heiteren, frölichen Zeiten des 12. und 13. Jarhunderts zu übertragen. Freilich das 14. Jarhundert ist trüb und wird von seiner Mitte an immer trüber, und zum Theil in noch weit dunkleren Schatten steht das 15. Jarhundert, denn nicht allein das politische Leben sank zur Vielgeschäftigkeit aber Thatenlosigkeit, zum Egoismus und zur Rohheit herab — das kirchliche und sittliche Leben hatte gleiches Schicksal. Wurde doch seit dem Anfange des 14. Jarhunderts die Christenheit irre an ihren Päpsten, spaltete doch der Streit König Ludwigs des Baiern mit dem Papste, der das Interdict auf das deutsche Reich legte, das Herz des frommen, kirchlich gläubigen Deutschen bis in seine innersten Fugen hinab; wurde doch die Kirche mehr und mehr durch dieselbe Vielgeschäftigkeit und dieselbe Thatenlosigkeit, durch denselben Egoismus und dieselbe Rohheit geschändet, welche auch das politische Leben befleckten; verloren doch die Träger des Evangeliums je mehr und mehr das Bewustsein ihres Berufes und mit diesem Bewustsein auch die weltbeherschende Kraft, durch welche sie früher der Verwilderung der Sitten, der Barbarei der Kriege und Fehden, der Tyrannei des

weltlichen Armes gesteuert hatten; ja, giengen sie nicht, zumal im 15. Jarhundert, in dieser Verwilderung der Sitten, in Genußsucht und Egoismus sogar den Weltleuten voran? — Es wankten die zwei Säulen der deutschen Poesie: die deutsche Treue und der christliche Glaube, und mit den Säulen mußte auch der kunstreiche Bau der Poesie wanken, der allein auf diese Säulen gegründet war.

Sehen wir uns auf andern Gebieten des damaligen Lebens um, so begegnen uns, wenn auch sonst erfreulichere, für die Poesie, die vaterländische Poesie, eben so wenig günstige, ja noch ungünstigere Erscheinungen. Das Wachstum der bildenden Künste während des 14. und 15. Jarhunderts, der Baukunst und Malerei, kann zum nicht geringen Theile als ein Erzeugnis der Poesie der vorangegangenen Periode angesehen werden, und dasselbe ist allerdings ein Trost in jener trüben Zeit, ein heller Lichtblick, welcher seinen Schein weithin verbreitet und uns vor allzu unbilliger Abschätzung jener Jarhunderte, zu welcher die politische und poetische Verwilderung derselben Anlaß geben könnte, nachdrücklich warnt; aber wie wir in den Zügen der Kinder die Züge des längst verstorbenen Vaters, der früh verblichenen Mutter aufsuchen, und bei der Freude an dem Wiederfinden der lieben Züge in den heitern Kindergesichten doch der Gestorbenen in tiefer Wemut gedenken, so gedenken wir auch bei dem Genuße der Bauwerke des 14., der Malerei des 15. Jarhunderts wehmütig der hingeschiedenen Eltern dieser heitern Kinder, des starken Heldengesangs und der lieblichen Minnedichtung. Mit dem Sinken der politischen Macht des Kaisers, der Landesherrn, der Ritter erhoben sich bekanntlich die Städte, die Städte mit ihrem Gewerbe und ihrem Handel; aber unter Handel und Gewerbe ist noch niemals die Poesie gediehen: höchstens daß einzelne Zweige derselben eine Zeitlang von dem Gewerbstand gepflegt werden — im Gegenteil ist die höchste Regsamkeit des Handels und Verkehrs, im Großen wie im Kleinen eine solche, welche die freie Bewegung des Geistes, wie sie schon der Wißenschaft, noch mehr der Poesie unerlaßlich ist, unmöglich macht. Eben so wenig günstig war der Poesie die in der Mitte

des 14. Jarhunderts hervortretende und immer stärker werdende Richtung der Welt auf die Bewältigung der Natur, auf Erfindungen und Entdeckungen; eben das, was das 14. und 15. Jarhundert groß macht: die Erfindung des Kompasses, des Schießpulvers, der Uhren, die Seereisen und die Entdeckung neuer Erdtheile, ja die Erfindung der Buchdruckerkunst — alle diese großartigen Richtungen und weltbewegenden Schöpfungen des menschlichen Geistes machten das 14. und 15. Jarhundert in der Geschichte der Poesie, sogar in der Geschichte der Cultur, klein. Die Zeit, in welcher der menschliche Geist sich mit ausschließlichem Eifer und mit glücklichem Erfolg auf die Bewältigung der Natur, auf den Ausbau und die Anwendung der sogenannten exacten Wißenschaften wirft, ist niemals weder eine sittlich große noch eine poetisch große Zeit; neben jenen großartigen Erfindungen und Entdeckungen, denen wir, was weltbewegenden, weltumgestaltenden Einfluß betrifft, in unsrer doch auch an ähnlichen Erscheinungen nicht ganz armen Zeit bei weitem nichts Aufwiegendes an die Seite zu stellen haben, gieng die tiefste sittliche, die tiefste poetische Verwilderung her; und gerade auf dem Höhepunkt des materiellen Strebens, am Ende des 15. Jarhunderts, ist die Formlosigkeit und die Inhaltsleere unserer Poesie, die Geschmacklosigkeit und die Rohheit in allen poetischen Dingen, gerade bei den Trägern der Zeitcultur, bei den regierenden Ständen, der Geistlichkeit und der reichern Bürgerschaft, zu einer Höhe gediehen, von der unsere ganze Culturgeschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Auch die Buchdruckerkunst war dem Gedeihen der Poesie, zunächst der Kunstpoesie, enschieden nachteilig: was bis dahin nur in kleineren, dem Dichter und der Dichtung geneigten, gleichgesinnten, für das Verständnis der Poesie empfänglichen Kreißen gesungen worden war, und in die Hände der Theilnamlosen und Abgeneigten kaum oder gar nicht gelangte, das wurde nun mit einem Male an Fremde, Unempfängliche, Gleichgültige, Feindselige hinausgegeben: das Gefühl des Daheim- und Vertrautseins, welches zur echten Poesie wesentlich gehört, wurde zerrüttet, das schon vorher vorhandene Hinzudrängen Unberufener zur Dichtkunst in das Unglaubliche gesteigert, die

Poesie noch mehr, als sie es schon war, zum Geschäft, zum Handwerk gemacht: der Dichter hatte nun nicht mehr, wie bisher, bestimte Personen vor sich, denen er nur Dies und Jenes vorzutragen wagen durfte: er hatte, daß ich mich so ausdrücke, nicht mehr wirkliche Gesichter vor sich, denen er in das Auge sehen, und vor denen er Scheu tragen mußte — nun stand nur noch eine formlose Masse aus allerlei Volk, ohne bestimte Physiognomie, Publicum genannt, ihm vor den Augen, oder vielmehr vor der Feder, dem man bieten konnte, was man wollte, und dem gegenüber man sich auch in rücksichtsloser Nachläßigkeit, in grober Keckheit und Frechheit darzustellen keine Scheu tragen durfte. Dieser Uebelstand, an welchem die Poesie des 15. Jarhunderts bis tief in das sechszehnte hinein leidet, ist später, wenn auch bis auf den heutigen Tag nicht ganz, doch in der Hauptsache überwunden worden, weit weniger der, an dem unsere Poesie bis jetzt noch krank liegt, daß sie nun eine Poesie für das Auge, für das stumme Lesen wurde, welches der Tod aller warhaftigen, lebendigen Poesie ist, während sie bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst eine Poesie, die ihres Namens wert war, für den Gesang und für den Vortrag gewesen war. Weder eine Ilias und Odyssee, noch ein Nibelungenlied würden vorhanden sein, hätte das Menschengeschlecht in jener Zeit die Buchdruckerkunst gehabt. Seit der Herschaft der Presse hat die Poesie aufgehört eine Tradition zu haben, und der Untergang unserer Heldenpoesie hält mit der Ausdehnung der Buchdruckerkunst auf das Genauste gleichen Schritt. Merkwürdig ist es zumal, daß die einzig echte Poesie, welche das 15. und 16. Jarhundert besitzen, bei denen zu Hause ist, welche weder lesen noch schreiben können — das Volkslied.

Die Buchdruckerkunst diente zunächst nur der Gelehrsamkeit, und eben diese müßen wir auch unter den Feinden unserer Poesie seit dem 14. Jarhundert aufzälen: wir sahen sie bereits im 13. Jarhundert drohend nahen, sehen sie im 14. Jarhundert zerstörend wirken, im 15. Jarhundert zur tödlichen Feindin werden, und diese Feindschaft weit über die Grenze unserer Periode hinaus bis in das 17. und 18. Jarhundert hineinerstrecken, bis sie erst in der

zweiten klassischen Periode unserer Dichtkunst besiegt, doch aber bei weitem nicht überwunden wurde. Die Wunden, die sie unserer Poesie geschlagen hat, sind noch nicht vernarbt, sie bluten noch heute und werden noch lange bluten. Die spitzfindige, von den romanischen Mischvölkern erzeugte und mit bewunderenswürdigem Scharfsinne cultivierte Philosophie, die Scholastik, begann im 13. Jarhundert auch in Deutschland bekannt und von bedeutenden Geistern vertreten zu werden, früh im 14. Jarhundert aber einen ihrer Sitze, wenn nicht in Deutschland, doch in einem zum deutschen Reiche gehörigen Lande, in Prag, sodann in Heidelberg, im Anfange des 15. Jarhunderts in Leipzig aufzuschlagen. Das Wißen fieng an ein Uebergewicht über das Leben zu bekommen, wie es dasselbe in einem gesunden Volkskörper niemals erhalten darf: es begann sich eine Scheidung im Volke zu bilden, welche weit tiefer und weit nachteiliger in das innerste Leben desselben eingreift, als die Scheidung der weltlichen Stände, als die Scheidung zwischen Geistlichen und Laien: die Trennung zwischen Wißenden und Unwißenden, von denen die ersteren nach dem auch hier geltenden Spruche: „das Wißen blähet auf" die andern verachteten, und als unwürdig und unfähig des hohen Standpunktes, den sie selbst einnahmen, der tiefsten Barbarei gleichgültig überließen — nichts, und namentlich keine Poesie anerkannten, in so fern nicht alles, und eben auch die Poesie mit ihrem Weisheitsstempel bezeichnet war; abgesehen davon, was hierher nur zum Theil gehört, daß sie bloß von Thaten wußten und wißen wollten, welche auf dem Papier geschehen, dagegen Reich und Kirche dahin fahren ließen, wohin sie wollten. Daher finden wir in dieser Periode, besonders in deren erster Hälfte, eine zweitheilige Poesie: die eine künstlich, gelehrt, spitzfindig, hochtrabend, wie wir sie schon bei Frauenlob bezeichneten, die andere roh, formlos, täppisch, ungeschlacht: jene im Dienst der Wißenden, diese der Unwißenden. Doch die erstere konnte mit der immer höher steigenden Weisheit nicht Schritt halten, und nur die andere blieb übrig, die, zumal in sofern sie vaterländische Stoffe behandelte, dem alten Heldengesang angehörte und denselben fortzusetzen versuchte, von Seiten der Wißenden mit

der tiefsten Verachtung, als alte Märchen und läppische Possen, belegt wurde. Im Ganzen läßt sich wirklich der Charakter der Poesie unserer Periode dahin bestimmen, daß sie zu größerer Volksmäßigkeit zurück zu kehren strebte. In der Zeit nun, als auf dem hier bezeichneten Wege die Poesie schon tief genug gesunken war, im 15. Jarhundert, trat das sogenannte Wiedererwachen der Wißenschaften, d. h. die Bekanntschaft mit den Originalen der griechischen und römischen Literatur, ein, und neben diesen spielte allerdings unsere damalige Poesie die allerärmlichste Figur. Jetzt war es vollends um unsere vaterländische Poesie, es war um unser Nationalgefühl, um unser Nationalbewustsein geschehen. Von nun an galt nichts mehr, wurde nichts mehr gelesen, nichts mehr geübt und getrieben als lateinische Poesie: die Gelehrten schämten sich nunmehr im eigentlichsten Sinne ihrer Muttersprache, und waren naiv genug, sich selbst als Barbaren zu bezeichnen, welche gar nichts gewesen, nichts gewußt und nichts vermocht, bis das Licht der griechischen und lateinischen Poesie bei ihnen aufgegangen. Die alte Herrlichkeit des deutschen Kaisers, die alte Herrlichkeit des deutschen Reiches, die alte Herrlichkeit der deutschen Poesie wurde vergeßen als sei sie niemals vorhanden gewesen. Die philologische Poesie setzte sich auf den verlaßenen Thron und beherschte drei Jarhunderte lang die Welt mit schönen Phrasen. Die andere Seite dieser Erscheinung, die Notwendigkeit des Emporwachsens einer philologischen Gelehrsamkeit auch im Interesse der deutschen Poesie werde ich später zu schildern haben.

Aber wir müßen zurückkehren von diesen äußern Feinden, um auch die innern Feinde unserer Poesie näher kennen zu lernen. Niemals ist ein Volk von einem andern unterjocht worden, wenn es nicht schon vorher der Gesinnung nach von ihm überwunden und die Partei des Feindes im eignen Lande stärker war als vielleicht die feindliche Heeresmacht; ähnlich verhält es sich auch auf unserem Gebiete: in unserer Poesie selbst war schon der Feind aufgewachsen, der ihr in dem materiellen Streben, in dem politischen Verfall, in der Philosophie und fremden philologischen Gelehrsamkeit

äußerlich entgegentrat. Die Keime des Verfalles von innen heraus liegen zum Theil schon in der Geschichte der vorigen Periode zu Tage; sie dürfen fast nur aufgezält werden.

Wir haben schon früher zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß zeitig im 13. Jarhundert, während der höchsten Blüte unserer Poesie, die edelsten und begabtesten Geister sich nicht den edelsten Stoffen hingaben; daß sie, statt die unvergänglichen und unverwüstlichen Stoffe des Volksepos zu ihrem Eigentume zu machen und zu neuen, von dem glänzenden Lichte ihres Genius durchleuchteten Schöpfungen zu gestalten, sich an geringen, trivialen, ja schlechten Gegenständen fremden Ursprungs bald nur versuchten, bald sich verherrlichten; an der nationalen Heldensage, dem nationalen Epos gehen sie meistens achtlos, zuweilen halb verachtend, mit Achselzucken gleichsam, vorüber. Dieß Verschmähen der edlen, lebenskräftigen volksmäßigen Sagen- und Dichtungselemente mußte sich später notwendig rächen; das Wagstück, wenn ich so sagen darf, die ganze Poesie auf die Spitze von Dichter-Subjecten, von Individualitäten zu stellen, statt sie auf das Dichtungsobject und auf das mitdichtende und mitsingende Volk zu gründen, mußte mislingen, da nicht jedes Menschenalter, ja nicht jedes Jarhundert warhaft große Dichter erzeugt, also die Kunstpoesie notwendig ihrem Verfalle entgegen geht, mithin, ist die Volkspoesie nicht gleichzeitig gepflegt, die ganze Poesie ohne Rettung zu Grunde gehen muß. Hätten sich nicht schon im Beginne des 13. Jarhunderts Volkspoesie und Kunstpoesie so scharf geschieden, ein Verfall unserer Dichtkunst in dem Grade, wie er wirklich eintrat, wäre unmöglich gewesen. Daß aber ein trauriger Verfall drohe, war schon an der Epigonenpoesie des 13. Jarhunderts deutlich zu bemerken: das Uebergewicht der Form über den Stoff, welches in der Kunstpoesie von Anfang an gesetzt ist, wird hier schon zur Förmlichkeit; bald wird die ganze Poesie zu leeren, alles Stoffes beraubten, zur starren, todten Form, und wie die Form ohne Inhalt sich nicht behaupten kann, so verliert sich auch zuletzt das am längsten haftende Bewustsein der alten Maße und Regeln, und die Form verknöchert so ganz, wird so ganz unbehülflich und

ungeschlacht, daß sie schlechterdings verlaßen werden muß, wenn noch irgend ein Funke poetischen Bewustseins im Volke übrig geblieben ist. Eben so war in der Neigung der Epigonenpoesie zum Schildern, zum Buntmalen, ein sicheres Vorzeichen des Verfalles gegeben: bald werden die bisher nur bunten Farben grell und schreiend, und auf dem allernatürlichsten und ebensten Wege tritt an die Stelle der feinsten Zier und des edelsten Schmuckes, welchen wir an Wolfram, Hartmann, Gottfried bewundern, die platteste Alltäglichkeit und plumpste Gemeinheit. Der edle, aber eben nur dem Dichter welcher ihn zuerst gebraucht, naturgemäße und wolanstehende Ausdruck wird schon in der Epigonenzeit zur Phrase, bald in der Zeit des Verfalles zur unbeholfenen, zuletzt zur völlig sinnlosen Redeweise, gerade wie unsere früheren Epigonen und Göthokoraxe das als leere Phrase draschen, „was Göthe sprach und Schiller", und wie unsere Epigonen von 1838 bis 1848, in denen man ohne große Sehergabe schon die Todtenvögel und Leichenhühner unserer neuesten Klassicität sehen kann, die Freiheitsworte von 1813 und 1814 zu der sinnlosesten Phraseologie herabgewürdigt hatten.

Nehmen wir noch hinzu, daß der feine, edle, volltönende Dialect, welcher im Anfange des 13. Jarhunderts sich zur Gemeinsprache der gebildeten Welt erhoben hatte, theils in der allgemeinen äußern Rohheit der beiden folgenden Jarhunderte, unserer Periode, sich vergröberte, theils aber auch nicht einmal seine ausschließliche Herschaft behauptete, da die Dichtung diese Heimat verließ, um unstät überall herumzuschweifen, um sich bald diesem, bald jenem ungebildeteren Dialecte in die Arme zu werfen, so werden wir den Untergang unserer Poesie wenn auch mit tiefem Bedauern bemerken, doch sehr begreiflich, ja fast in jeder Hinsicht notwendig finden.

Theilen auch nicht alle Dichter unserer Periode alle hier aufgezälten Uebelstände und Gebrechen in ganz gleichem Maße, ist namentlich zwischen denen der ersten Hälfte des 14. Jarhunderts und denen welche der zweiten Hälfte desselben angehören, ein bedeutender Unterschied zu bemerken, und findet sich auch eine noch größere Kluft zwischen dem 14. Jarhundert überhaupt und dem

funfzehnten — im Ganzen läßt sich ein günstigeres Urteil nicht fällen, und an der Zerrüttung der Form haben alle Dichter des 15. Jarhunderts so ganz gleichen Anteil, daß man fast versucht wird, für dieses Jarhundert den Namen Dichter ganz zu verbannen und die Bezeichnung ungeschickte Reimer an dessen Stelle zu setzen. In den Worten wankte die richtige, während des 13. Jarhunderts so äußerst feine Betonung, in den Verszeilen das Maß, so daß bald eine Hebung zu wenig, bald eine oder gar zwei zu viel erscheinen; in der Verbindung der Verse, zumal der kurzen Reimpaare, verschwand die alte feine Regel, mit dem Reimgebände nicht auch den Sinn abzuschließen, vielmehr den letztern an je zwei Reimgebände zu vertheilen; seit dem 14. Jarhundert macht ungeschickter Weise fast jede Verszeile auch einen Satz aus, so daß die in Hartmanns, Gottfrieds, Wolframs Munde so wolklingenden Reimpaare eine ermüdende und doch holpernde Eintönigkeit erhalten.

Dagegen erhebt sich nun, ganz im Gegensatze zu der früheren Periode, die Prosa theils zu ausgedehnterem Gebrauche, theils zu einer nicht ganz zu verachtenden Gewandtheit und Geschmeidigkeit; ja manche Prosawerke des 15. Jarhunderts, gerade aus dem tiefsten Verfalle der Poesie, haben etwas ungemein Zutrauliches, Anschmiegendes, Herzliches, einen Klang der Sprache und einen vollen, runden und weichen Bau der Sätze, daß das sechszehnte, dieses in der Prosa schöpferische Jarhundert wol Ursache hätte, die ältere Zeit um diese Eigenschaft zu beneiden.

Durchlaufen wir denn in möglichst eilendem Schritte die einzelnen Erscheinungen, welche die Poesie des 14. und 15. Jarhunders aufzuweisen hat.

Das Volksepos, die vaterländische alte Heldensage dauert im Bewustsein und Gesange des Volkes, aber freilich des, von den Besten seines Kreißes verlaßenen und immer schärfer abgeschiedenen, also in zunehmendem Fortschritte roher werdenden Volkes unvermindert durch diese ganze Periode hindurch. Hierher gehören die Bearbeitungen der Ravennaschlacht, des Rosengartens, des Königs Laurin und anderer Sagen aus dem Sagenkreiße von Dietrich von Bern, deren wir schon früher Erwähnung gethan haben; die feste,

zusammenhängende Gestalt der Sagen gerät in diesen Bearbeitungen des 14. Jarhunderts mehr und mehr in Verwirrung, die Fugen lösen sich und die Darstellung wird unbeholfener, breiter und doch zugleich dürftiger. Nur in einem Punkte ist eine organische Fortbildung des Volksepos zu bemerken: in Ansehung der Versform. Aus der alten Langzeile der Nibelungenstrophe, die nur mit der älteren Sprache zugleich ihr Dasein behaupten kann, bildete sich nach dem Vorgange der neueren, in unserem Nibelungenliede wie es zuletzt redigiert wurde, bereits vorliegenden Strophen, eine Strophe von acht Kurzzeilen, sämtlich untereinander reimend, die ungeraden mit weiblichen, die geraden wie bisher, mit männlichen Endreimen. Zugleich wurde die vierte Hebung in der zweiten Hälfte der ehemaligen vierten Langzeile in der nunmehrigen achten Kurzzeile unterdrückt, so daß alle Zeilen der Strophe eine gleiche Anzahl Hebungen bekamen. Diese Form, welche wenigstens im 15. Jarhundert bereits die herschende war, führte ursprünglich den Namen Hildebrandston, von dem Hildebrandsliede, welches vorzugsweise der Liebling des Volkes geblieben war, und es wurden in demselben die meisten, wenigstens die gesungensten Volkslieder des 15. und 16. Jarhunderts abgefaßt, woher es kam, daß im 16. Jarhundert auch andere Bezeichnungen dieser Strophe üblich wurden, z. B. der Benzenauer Ton, von einem nachher noch zu erwähnenden historischen Volksliede, Herzlich thut mich erfreuen, von einem andern Volksliede dieses Anfangs, Wilhelm von Nassau u. dgl. m. Diese wolklingende Strophe hat das Volk mit treuer Beharrlichkeit durch alle Jarhunderte festgehalten bis auf den heutigen Tag, denn sie ist dieselbe, in welcher noch jetzt die Marktsänger und Drehorgelmänner ihre Mordgeschichten absingen. Bekanntlich ist sie auch in die kirchliche Poesie der Protestanten übergegangen, und wird in dem Liede: Befiehl du deine Wege noch heute in unsern Kirchen gesungen; auch unserer modernen Kunstpoesie ist die alte Strophe unseres nationalen Heldengesanges nicht fremd geblieben, denn die Lieder: Frisch auf zum frölichen Jagen, Dir folgen meine Thränen u. a. sind in diesem alten der Volksüberlieferung angehörenden Heldentone abgefaßt.

In dieser Strophe wurden denn auch während der ersten Hälfte des 15. Jarhunderts, nicht das Nibelungenlied, denn dieses lag dem der Verwilderung verfallenden Sinne des Volkes schon zu hoch und zu fern, wol aber die Gedichte zweiten und dritten Ranges: Otnit, Hug- und Wolfdietrich und der Rosengarten umgedichtet, wobei allerdings gar manche von den Schönheiten des Originals dem Reime aufgeopfert wurde; doch sind die besten Züge unversehrt erhalten, und das Ganze macht, ungeachtet mancher Ungeschicktheiten und Plumpheiten der Darstellung und Versform dennoch auch in dieser Abfaßung einen nicht unangenehmen Eindruck: Frische und Lebendigkeit läßt sich dieser Umarbeitung wenigstens nicht absprechen. Diesen drei Gedichten wurde noch der König Laurin hinzugefügt, und diese vier Stücke nannte man das Heldenbuch. Dieses wurde im 15. Jarhundert zweimal, sodann im 16. Jarhundert noch mehrere Male gedruckt**, und erhielt die Erinnerung wenigstens an einige Theile der alten Heldensage und Heldendichtung bis zu dem Ende des 16. Jarhunderts lebendig, bis denn im 17. Jarhundert auch das Heldenbuch, als völlig veraltet, in Verachtung und Vergeßenheit geriet, und die letzte Spur der Erinnerung an die alte große Zeit völlig erlosch. — Später, um das Jahr 1472, wurden eben dieselben Stoffe, der Otnit, Wolfdietrich, Rosengarten, aber auch noch eine nicht geringe Anzal anderer, dem Etzel- und Dietrichkreiße angehöriger Sagen von einem fränkischen Volksdichter (warscheinlich einem Marktsänger oder Bänkelsänger, so genannt, weil sie bei den Volksversammlungen auf Bänke zu steigen und von hier aus ihre Producte abzusingen pflegten) Kaspar von der Roen aus Münnerstadt, abermals umgedichtet, und auch diese Umarbeitung ist, jedoch erst von dem Herausgeber derselben, Herrn von der Hagen, das Heldenbuch genannt worden**. Diese zweite Umdichtung gehört zu den traurigsten Zeugnissen unserer Volkspoesie des 15. Jarhunderts; sie überbietet an Geschmacklosigkeit und Unform fast alles, was man sich vorstellen kann: der Volkssänger verwischt, gleichsam absichtlich, alles Gute, Echte, poetisch Wirksame, was er in den älteren Liedern vorfand, und thut sich, seiner

ausdrücklichen Erklärung zufolge, nicht wenig darauf zu Gute, daß er „viel unnützer Worte“ wie er sagt, weggeschnitten, und die Zahl der Strophen auf die Hälfte oder gar ein Dritteil herabgesetzt habe. Nur von einem seiner Genoßen, welcher alsbald angeführt werden soll, wird Kaspar noch übertroffen.

Was das Kunstepos angeht, so sind die alten Gedichte von Karl dem Großen ganz oder fast ganz vergeßen; neu aus dem Niederländischen herübergeführt, meist nur übersetzt, werden die späteren Gedichte von den Heimonskindern, von Ogier von Dänemark, Malagis dem Zauberer, Valentin und Namelos u. a. Gedichte, mit deren Schilderung und Analyse ich meine Leser nicht aufhalten darf; dagegen dauern die Bearbeitungen der Alexandersage in zunehmender Verwirrung, Vergröberung und Zerstückelung, zum Theil daneben in denselben Werken in ermüdender Weitschweifigkeit fort; — im Gral- und Artuskreiße machte man im Anfange des 14. Jarhunderts die wichtige Entdeckung, daß Wolfram viele Abenteuer Parcivals ausgelaßen habe, und nun hatte ein Gönner der damaligen stoffhungrigen Poesie, ein Freiherr von Rapoltstein, nichts Eiligeres zu thun, als diese Ergänzungen des Wolframschen Parcival im Jahre 1336 durch zwei Dichter, einen Schreiber und einen dolmetschenden Juden, aus dem französischen Werke des Menessier in deutsche Verse übersetzen und dem Wolframschen Parcival anhängen oder einfügen zu laßen. Kaum kann es etwas Bezeichnenderes für die poetische Bewustlosigkeit dieser doch verhältnismäßig noch beßeren Zeit geben, als diese Procedur; gerade das, was Wolfram mit sicherem dichterischem Takte verschmähet hatte in sein Gedicht aufzunehmen, das wurde jetzt als eine Hauptsache, als ein unverantwortlich vernachläßigter Dichterschatz betrachtet[100].

Aber dieß ist noch nichts gegen die Umdichtung der Artussagen zu einer Art von cyklischem (die sämtlichen einzelnen Sagen zusammenfaßenden und im Zusammenhang erzälenden) Gedichte, welche etwa einhundert und vierzig Jahre später, im Jahre 1478, ein baierischer Dichter, seines Handwerks ein Wappenmaler, Ulrich Füterer (oder Fürterer) mit Namen, in der Titurelstrophe

mit saurerer Mühe zu Stande brachte. Hier geht nun die Dichtung, wenn wir nach den Stellen urteilen sollen, welche aus diesem glücklicherweise nicht gedruckten Monstrum bekannt geworden sind, geradezu in Unverstand und Unsinn über. Es beweist der einzige Umstand, daß ein ganz roher Reimer sich an die künstliche Titurelstrophe, der nur ihr tiefsinniger und sprachgewandter Erfinder, Wolfram von Eschenbach, gewachsen war, wagen und getrosten Mutes zwei Foliobände der abenteuerlichsten Dinge in derselben durchreimen konnte, die gänzliche Maßlosigkeit und Bewustlosigkeit der Zeit. Beßer sind die Bearbeitungen in Prosa, welche, besonders von Tristan und Isolt nach der älteren Recension, gleichfalls in den siebziger und achtziger Jahren des 15. Jarhunderts im Drucke erschienen.

Die Legendenpoesie der vorigen Periode dauert durch die ganzen zwei Jarhunderte unseres Zeitraumes fort, und im Anfange des 14. Jarhunderts bringt sie noch manches Anmutige hervor: dahin gehört ein großes Passionale, welches nicht allein die Lebensgeschichte der heiligen Jungfrau und Christi, sondern auch der Apostel und einiger späteren Heiligen enthält, und sich mit manchen ähnlichen Erscheinungen des 13. Jarhunderts wol meßen kann[101]; sodann die Geschichte der Bekehrung eines heidnischen Königs, der Littower genannt, von einem gewissen, sich Schondoch nennenden, sonst unbekannten Dichter; es ist die alte, anmutige Sage, die sonst auch von dem Sachsenherzog Wittekind erzält wird: wie er in feindlicher Absicht gegen den christlichen König und gegen das Christentum sich in der Verkleidung eines Bettlers in eine Kirche begibt, und hier ihm, indem der Priester die Monstranz erhebt, aus der Hostie ein Kind von wunderbarer Schönheit und Herrlichkeit entgegentritt, das doch außer ihm keiner sieht — wie er dann ergriffen und vor den christlichen König geführt wird, und wie nun sein Herz bewegt ist, daß er, der als Feind der Taufe gekommen war, die Taufe jetzt zuerst nimmt, und die Seinigen gleichfalls bewegt, sich vor dem Herrn des Himmels zu demütigen — das alles ist einfach und anmutig erzält, und verfehlt seines Eindrucks nicht[102]. Die aus der zweiten Hälfte des 14. Jarhunderts

und aus dem 15. stammenden, zum Theil niederdeutschen Legenden werden dagegen immer übertriebener (so wird Konrads von Würzburg goldne Schmiede durch einen goldnen Tempel Hermanns von Sachsenheim nachgeahmt und überboten) immer derber, ungeheuerlicher, ungeschlachter; eine der gelesensten ist die schon vorher erwähnte von den Reisen des heiligen Brandanus, in welcher alle nur möglichen, oft ganz sinnlosen Abenteuer, weit mehr noch als in Herzog Ernst, zusammengehäuft sind; es muß ältere Abfaßungen dieser Legende gegeben haben, aber es ist von denselben bis jetzt keine zum Vorschein gekommen[103]. Will man sich auf eine recht augenfällige Weise von dem großen Unterschiede überzeugen, der zwischen der Legendenpoesie des ausgehenden 13. Jarhunders (also nicht einmal der besten Zeit!) und der des 15. herscht, so halte man neben das ältere Gedicht von der heiligen Elisabet, welches ich früher bezeichnete, die armselige Reimerei des Johann Rothe von 1430, die freilich weit bekannter ist, als das ältere Werk[104]. Am Ende des Zeitraums geht die Legendenpoesie in Legendenprosa über.

Daß das Thierepos im Reineke Vos jetzt zum zweiten Maie zurückkehre, ist an seinem Orte bemerkt worden; ich wiederhole jene Anführung hier nur darum, um zu bemerken, daß Reinecke Vos weitaus das beste aller erzälenden Gedichte ist, welche wir aus dem 15. Jarhundert übrig haben.

Sehr reich ist die Zeit an einzelnen nicht auf einem größeren Sagenkreiße ruhenden Erzälungen, wie das damals, als man die größeren Sagenkreiße nachgerade zu vergeßen begann, nicht anders sein konnte: man griff nach dem Neuen, noch Unbearbeiteten, dabei aber möglichst Wunderbaren, Seltsamen, Fernliegenden, und, wenn nach dem Geschichtlichen, nach den mit der völligsten Willkür sagenhaft ausgeschmückten, oft dadurch völlig verzerrten historischen Stoffen, zuletzt aber mit ganz besonderem Eifer nach der Allegorie, deren Existenz jedesmal das Zeichen einer in Krankheit und Absterben begriffenen Dichterzeit ist. Ich würde mir gewis nicht den Dank meiner Leser verdienen, wollte ich auch nur einige dieser Werke einer genaueren Erörterung unterwerfen, und etwa von der

Bearbeitung der alten, schon im Morgenlande ausgebildeten Sage vom Apollonius von Tyrus, seinen Schicksalen und künstlichen Rätselspielen (eine Lieblingslectüre der damaligen Zeit, wie schon der Wartburgkrieg gezeigt hat), die im Anfange des 15. Jarhunderts ein gewisser Heinrich von der Neustadt aus Wien verfaßt hat[105]; — von Herzog Wilhelm von Oestreich — eine schon im Anfange des 14. Jarhunderts bearbeitete und sehr gern gelesene Geschichte[106], von Friedrich von Schwaben[107], und anderen Erscheinungen des Breiteren erzälen. Ja die Bearbeitung der Sage von den sieben weisen Meistern, einer alten indischen Erzälung, die aus dem Indischen in das Arabische, aus dem Arabischen in das Griechische, aus dem Griechischen in das Lateinische, aus dem Lateinischen in das Französische, und daraus endlich unter den Händen eines der beßern Dichter des angehenden 15. Jarhunderts, Hans Büheler, in eine deutsche gereimte Erzälung übergieng, und in Prosa noch heute als ein nicht ganz zu verachtendes Volksbuch umlauft, darf ich eben nur nennen[108]; dagegen aber wol anführen, daß hin und wieder in diesen formell äußerst verwarlosten Gedichten ein sehr dankbarer, auch von den großen Dichtern der Neuzeit mit Erfolg benutzter dichterischer Stoff vergraben liegt. So ist aus einer, der Mitte des 14. Jarhunderts angehörigen Erzälung, Peter von Staufenberg und die Meerfei[109] der Stoff zu einer der lieblichsten Märchenerzälungen gefloßen, welche unsere Zeit geschaffen hat: Fouques Undine; eben so beruhet Schillers Gang nach dem Eisenhammer und Anderes gleichfalls auf Erzälungen jener Zeit.

Am grösten ist übrigens die Anzal der kleineren, anekdotenartigen Erzälungen, und wol kaum geringer als dieselben von der vorigen Periode hervorgebracht worden waren; auch sagte diese kürzere Form den Fähigkeiten dieser Jarhunderte mehr zu, als die längeren Darstellungen, welche fast durchgängig verunglückt genannt werden müßen, während in diesen kleineren Stücken selbst noch gegen das Ende des vierzehnten Jarhunderts, ja hin und wieder sogar noch im fünfzehnten eine glückliche Erfindung, zum Theil auch eine verhältnismäßig geschickte Darstellung herscht. Ihren

Inhalt nach zerfallen sie in drei, aus dem 13. Jarhundert überkommenen Klassen, deren Bezeichnungen noch bis gegen das Ende dieser Periode festgehalten werden: ernsthafte, vorwiegend lehrhafte Erzälungen wirklicher Begebenheiten (maere, woher es gekommen ist, daß späterhin Märe, Märchen, nur von kürzeren Erzälungen, freilich nach und nach in völlig abweichendem Sinne, gebraucht wurde), mutwillige Erfindungen, Schwänke (aventiure, Abenteuer, mit welchem Ausdrucke noch bis tief in die Opitzische Zeit hinein willkürliche Geistesspiele, im Gegensatze gegen die Wirklichkeit, bezeichnet wurden), unter welchen sich übrigens auch manche bedenkliche, von der sittlichen Zerrüttung der Periode trauriges Zeugnis ablegende Stücke finden, und endlich Allegorieen (bispel, mit welchem Ausdrucke man auch fortwährend die der Allegorie zunächst verwandte Fabel bezeichnete). Den gewandtesten Stil und die präciseste Darstellung haben die, dem Geschmacke und der Fähigkeit der Zeit am meisten zusagenden Abenteuer[110].

Unter den allegorischen Gedichten, die sich in langer Reihe durch das 14. und 15. bis in den Anfang des 16. Jarhunderts hinziehen, zum Theil auch strophisch verfaßt sind, und in sofern sich mit der Lyrik berühren, wie ein allegorisches Jagdgedicht von der Minne eines gewissen Hadamar von Laber[111], gehe ich zwar auch der vielgenannten Mörin des Hermann von Sachsenheim[112], welche die Reise in den Venusberg, den christlichen Widerstand des in diesen Berg entrückten Ritters, und die Treue des treuen Eckart schildert, vorbei, darf es jedoch wol nicht umgehen, ein anderes, noch weit berühmteres Buch aus der äußersten Grenze dieser Periode wenigstens mit einigen Worten zu schildern. Es ist dieß der berühmte Theuerdank, dessen Verfaßer dem Stoffe, und zum Theil wol auch der Form nach, Kaiser Maximilian ist. Maximilian oder sein Kaplan, Melchior Pfinzing, welchem er die Redaction übertragen, schildert in diesem ungemein unbehülflichen und trockenen Reimwerke seine eigenen Jugendschicksale unter dem allgemeinen Bilde einer Brautfart des Theuerdanks (seiner selbst, Maximilians) nach Ehrenreich (Maria von Burgund), König Rumreichs (Karls des Kühnen)

Tochter. Auf dieser Fart kommt er an drei Engpässe, an deren jedem ihn ein Feind erwartet: an dem ersten Fürwittig, an dem zweiten Unfalo, am dritten Neidelhart; alle drei suchen ihn an der Gewinnung der schönen Ehrenreich zu verhindern und trachten ihm nach dem Leben. Der Sinn dieser wolfeilen Allegorie ist nicht schwer zu entdecken: Fürwittig soll die Unbesonnenheit der Jugend, Unfalo die Unglücksfälle, Neidelhart die politischen Feinde bezeichnen, aber schwerer ist es zu glauben, daß der kaiserliche Poet uns zumutet, Geschichtchen hinzunehmen wie die, daß Fürwittig den Theuerdank verleitet, seine spitzen Schnabelschuh unter den umlaufenden Granitstein einer Poliermühle zu halten, worüber denn mit dem Schuh beinahe (doch nur beinahe!) der Fuß und das Bein und der ganze Maximilian-Theuerdank unter den Polierstein geraten und zerquetscht worden wäre. Eben so müßen wir alle Hirsch-, Gems- und Bärenjagden mitmachen, und kaum werden wir hier und da in der Geschichte der politischen Kämpfe (gegen Neidelhart) spärlich entschädigt. Am Ende besiegt denn Theuerdank seine Gegner, und sie werden als Verbrecher gerichtet (eine saubere poetische Gerechtigkeit!), Fürwittig geköpft, Unfalo gehängt, Neidelhart von der Mauer herab zu Tode gestürzt. Was noch das Beste an dem Ganzen ist, sind die sehr charakteristischen und zum Theil vortrefflichen Holzschnitte, außerdem verdient kaum etwas, als der von den lombardischen Sagen (Rother, Otnit, Hugdietrich) entlehnte Gedanke, das Ganze unter den sagenmäßigen Zug einer Brautfart zu bringen, einige Anerkennung. Aber es war das Werk eines Kaisers, eines vielbewunderten Kaisers, das Buch wurde mit verschwenderischer Pracht in nur vierzig Exemplaren auf Pergament gedruckt, es steckte voll Geheimnisse, zu denen man sich anstrengte den Schlüßel zu finden, und über welche ansehnliche Commentare zu Stande kamen; und so fand es denn Leser und Bewunderer genug. Drei Ausgaben des Originals erschienen von 1517—1537; darauf leistete der Hesse B. Waldis dem Buche den Dienst, die argen Verse ein wenig zu corrigieren, und dieser Waldis-Maximilianische Theuerdank erlebte abermals vier Auflagen, ja spät im 17. Jarhundert wurde er noch einmal auf fast unerhört alberne

Weise umgedichtet; in Auctionen mit Hunderten von Ducaten bezahlt, galt das Buch für eine Kostbarkeit ersten Ranges[113]. Jetzt ruhet der Theuerdank im Staube der Bibliotheken, wie der edle Maximilian in dem Moder seiner Kaisergruft. Laßen wir sie ruhen, den großen Kaiser und sein kleines Buch.

An geschichtlichen Reimwerken ist kein Mangel: das älteste, dem Anfang dieser Periode angehörige ist eine östreichische Reimchronik eines gewissen Ottokar, gewönlich von Horneck genannt[114]; auch diese zeigt schon auffallende Verwilderung der Form; spätere Reimchroniken, z. B. eine welche das Concil zu Kostnitz schildert, sind kaum lesbar.

Wenden wir uns überhaupt von der erzälenden Poesie von der ich schon zu viel gesagt zu haben fürchte, wiewol ich nicht den zwanzigsten Theil des Vorhandenen namhaft gemacht habe, zur Lyrik, welche uns mehr, und in mancher Beziehung auch weit erfreulichere Stoffe zu Betrachtungen gewährt.

Im Anfange dieser Periode wird die Minnepoesie, die Lyrik des 12. und 13. Jarhunderts, noch in gewohnter Weise fortgesetzt — woher es kommt, daß in manchen Lehrbüchern der deutschen Literärgeschichte bald die erste Hälfte des 14. Jarhunderts, bald sogar das ganze 14. Jarhundert mit zu der vorigen Periode gerechnet wird — ja es gibt noch bis in den Anfang des 15. Jarhunderts einelne edle Herren, welche sich, und nicht ganz ohne Glück, mit der Minnepoesie beschäftigen, wie Heinrich von Mügeln[115] aus Meißen, Graf Oswald von Wokenstein[116], Graf Hugo von Montfort[117], welcher letztere bis in das 15. Jarhundert lebte, und nach alter Rittersitte, des Lesens und Schreibens unkundig, seine Lieder zu Rosse, auf der Jagd, im Felde und Walde, dichtete, und durch seinen Jäger, Burk Mangolt, aufschreiben ließ; doch sind dieß nur vereinzelte Erscheinungen, die mit dem 15. Jarhundert völlig erloschen. Die Ritterwelt hatte sich, wie gesagt, im Ganzen von der Poesie losgesagt, und die Kunstlyrik geriet aus den Händen der Herren in die der Meister, in die Hände der Bürger in den reich aufblühenden Städten: aus dem Minnegesang wurde der Meistergesang, der nach festen Regeln

schulmäßig gelernt und schulmäßig geübt wurde. Als solche, die schon längst überkünstliche Strophe des Minnegesangs zur künstlichsten Spielerei ausbildenden Meister, die jedoch noch nicht den eigentlichen spätern Meistersängern angehören, sind vor allen Muscatblüt[118] und Michael Beheim[119] zu nennen.

Wir wißen nicht ganz genau, wann dieses Institut der Meistersänger und ihrer Zünfte oder Gesellschaften in den Städten entstanden ist; Frauenlob gilt für den Stifter der Mainzer Meistersängerschule als der ältesten, doch ist dieß fast unzweifelhaft eine Fiction, wenigstens eine Verwechselung einer kirchlichen Singschule mit einer bürgerlichen; so viel ist gewis, daß sie in der Mitte des 15. Jarhunderts bereits existierten und gegen das Ende desselben als ein sehr altes, in graue Vorzeit und sagenhaftes Dunkel sich verlierendes Institut galten. Ihre Sitze waren vorzüglich die süddeutschen Städte, vor allem Mainz, sodann Augsburg, Nürnberg, Memmingen, Colmar, Ulm und andere, auch kleinere Orte. Hier schloßen sich theils die Meister eines und desselben Handwerks, wie in Colmar die Schuhmacher, in Ulm die Weber, theils aber, und in den meisten Städten, die gesanglustigen und gesangkundigen Meister aus verschiedenen Handwerken zu einer Sängerzunft aneinander, wiewol sie nicht für eine eigentliche Zunft, sondern nur für eine (freie) Gesellschaft gelten wollten. Ehrbar, sittlich, streng und fromm übten diese Meister ihre Kunst als eine, vorzugsweise heiligen Zwecken gewidmete; ja in den späteren Jarhunderten, nach der Reformation, durften den Gesängen nur biblische Texte untergelegt werden; und wenn sie darum auch nicht die Poesie repräsentieren, so repräsentieren sie dafür in desto erfreulicherer Weise das beste des damaligen socialen Lebens: die strenge Ehrbarkeit, die sittliche, ernste Haltung, die stille Genügsamkeit und zufriedene Häuslichkeit, das feste Zusammenhalten und die treue Einigkeit des deutschen Bürgerstandes. Wenn der Handwerksmeister sein Webschifflein in Ruhe gestellt, Ahl und Pechdraht bei Seite gelegt, die Nadel aufgesteckt und die Scheere an den Wandhaken gehängt hatte, dann übte er sich in der einsamen

Stille seines Kämmerleins in der Nachbildung oder Erfindung künstlicher Gesänge und kam dann der Sonntag heran, so wurde die mit bunten Schildereien gezierte Schultafel ausgehängt, zur Ankündigung, daß Sonntags Nachmittags nach den Gottesdiensten Schule gesungen werden solle auf dem Rathause oder — wie zumal späterhin gewöhnlich war — in der Kirche. Es versammelten sich dann die Meister der Sängergesellschaft, die Singer und Dichter, die Schulfreunde und Schüler derselben, und ein großer Kreiß von Bürgern und Bürgerinnen; die Meister, um ihre neu erfundenen Töne, neue Gedichte in neuer künstlicher Reimverschlingung und künstlicher Weise, die Singer und Dichter, um die Nachdichtungen fremder berühmter Töne, die Schulfreunde und Schüler, um die Gesänge der Meister zu eigener Uebung hören zu laßen; und tiefes, ehrerbietiges Schweigen herschte in der oft ungemein zalreichen Versamlung. Oben an saß der Vorstand der Gesellschaft, das sogenannte Gemerk: der Büchsenmeister (Kassierer), der Schlüßelmeister (Verwalter), der Merkmeister und der Kronmeister. Neben dem Merkmeister standen die Merker (ein schon in der späteren Minnepoesie vorkommender Ausdruck), d. h. die Kritiker, Richter, welche jeden Fehler sorgfältig aufmerkten und am Schluße des Gesanges das Urteil über die Sänger sprachen. Der vorzüglichste Sänger der dießmal abgehaltenen Singschule wurde dann von dem Kronmeister mit einem, oft recht kostbar gezierten (der Gesellschaft zugehörenden und verbleibenden) Kranze gekrönt, ihm auch wol ein sogenanntes Kleinod an einer Kette um den Hals gehängt. In manchen bevölkerten und reichen Städten besaß die Meistersängergesellschaft einen sehr ansehnlichen Schatz von Pretiosen (zusammen auch Kleinod genannt), so daß diejenigen Meister, welche früher schon gekrönt worden waren, in jeder Singschule mit ihren Zierden ausgestattet erscheinen konnten. Gekrönt und mit dem Kleinod versehen zu werden, war für den Gekrönten selbst, für Gattin und Kinder, für die ganze zalreiche Verwandtschaft und für die Zunft selbst, welcher der gekrönte Meister angehörte, die höchste Ehre und Freude. Die vorzüglichsten Gedichte wurden dann in ein großes Buch zusammengeschrieben

und dieses von dem Schlüßelmeister sorgfältig aufbewahrt. Das waren die Feierabend- und Feiertagsbeschäftigungen, die Sonnabend- und Sonntagsvergnügungen der Handwerker der Vorzeit, das waren die Erholungen und Freuden der alten Väter des bescheidenen Handwerks, und — wer mit mir von den Handwerkerfamilien jener Zeit abstammt — unserer Väter, deren wir uns warlich nicht zu schämen haben in ihrer beschränkten Häuslichkeit, ihrer strengen Züchtigkeit und bescheidenen Ehrbarkeit, während der höhere Bürgerstand oft in Genußsucht und Prachtliebe sich verzehrte, der Bauer zum großen Theile in geistiger und physischer Niedrigkeit am Boden lag, die Gelehrten dem Genius und dem Weine dienten, zallose Müßiggänger und fahrende Leute einer maßlosen Trunksucht fröhnten, und die Ritterschaft in blutigen Händeln und rohen Fehden ihr edles Erbteil vergeudete. — Jarhunderte lang dauerte die Uebung dieses Meistergesanges; im 16. Jarhundert war er am lebendigsten, aber auch das siebzehnte mit seinen dreißigjährigen Kriegsstürmen vermochte ihn nicht zu zerstören; er dauerte tief in das 18. Jarhundert fort, und nachdem er am früheſten in Mainz, der ältesten Heimat, erloschen war, wurde in Nürnberg, der zweiten Heimat, um das Jahr 1770 die letzte Singschule gehalten [120]. Nur in Ulm überdauerte der Meistergesang sogar die Schrecken der französischen Revolutionskriege: noch waren daselbst im Jahre 1830 zwölf alte Singmeister übrig, welche zuweilen noch, nachdem sie erst vom Rathause aus ihrer „Schaustube", dann auch aus einem andern städtischen Locale ausgetrieben worden waren, in den Handwerkerherbergen zuweilen noch ihre alten Töne sangen, ohne Noten und ohne Textbücher, bloß aus dem treuen Gedächtnisse, so daß es unbegreiflich erschien, wie sich die künstlichen Texte und noch künstlicheren Weisen so lange Zeit durch bloße Tradition hatten erhalten können. Im Jahr 1839 waren nur noch vier dieser alten Männer übrig, das Gemerk: der Büchsenmeister, der Schlüßelmeister, der Merkmeister und der Kronmeister, und diese haben am 21. October 1839 den alten Meistergesang feierlich beschloßen und bestattet: ihre Lade, ihre Schultafel mit den Gemälden, ihre Tabulatur, Sing- und

Liederbücher dem Liederkranze zu Ulm durch förmliche Urkunde mit dem Wunsche übermacht, „daß, gleichwie der Meistersänger Tafel Jarhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen lud, so Jarhunderte hinab die Banner des Liederkranzes wehen und seine Lieder späten Enkeln tönen mögen“ [121].

Die Poesie dieses nunmehr völlig verklungenen Meistergesanges war freilich nicht viel mehr als eine Reimkunst in strengen Formen, nach unverbrüchlichen Regeln, in welcher eine freie Bewegung des dichtenden Geistes kaum möglich war; ja es wurde, eben recht handwerksmäßig, auf den Geist der Dichtungen, wenn nur keine „falsche Meinungen“ (anstößige, unchristliche, später auch, da die Meistersänger hauptsächlich in evangelischen Städten ihren Sitz hatten, unevangelische Gedanken und Stellen) oder „blinde Meinungen“ (Undeutlichkeiten) vorkamen, vielmehr alles recht deutlich, verständig, plan und ordinär gefaßt war, gar nicht, sehr viel aber auf die Worte und Silben gesehen, über die es zwei und dreißig Strafregeln gab. Der Strophenbau war streng der der alten Minnesänger, der dreitheilige, mitunter bis zur Ungeheuerlichkeit, zu einhundert Reimen die Strophe, ausgedehnt, und mit den wunderlichsten Namen bezeichnet: so gab es nicht allein einen blauen und einen roten Ton, sondern auch eine gelb-Veielein-Weise, ein rot-Nußblüh-Weis, eine gestreift-Safranblümleinweis, ein warme Winterweis und eine englische Zinnweis, eine gelb-Löwenhautweis, eine kurze Affenweis und eine Felt-Dachsweis. Am Ende des 17. Jarhunderts waren solcher verschiedener Bauarten der Singstrophe oder Töne (Weisen) in Nürnberg nicht weniger als zwei hundert zwei und zwanzig in voller Uebung. Als die Anfänger ihrer Kunst verehrten sie eine Zwölfzal von alten Meistern, zum Theil wirkliche Minnesänger der alten Zeit, wie Walther von der Vogelweide, Wolfram (der sich freilich zu einem Wolfgang Rohn muste machen laßen), Reinmar von Zweter (aus welchem „der Römer von Zwickau“ wurde), den Marner, Regenbogen und vor allen Frauenlob. Der Inbegriff aller dieser Regeln und Ordnungen hieß die Tabulatur, und dieses Wort ist uns ja noch jetzt geläufig, um

in der Redensart: „da gehts ganz nach der Tabulatur“ auszudrücken, daß es so recht streng und steif regelrecht hergehe. So gieng es denn auch wirklich in der Meistergesangs-Poesie her: der Meistergesang war etwas aus aller Entwickelung der Poesie Heraustretendes, mit der Zeit in keinem Contact Stehendes, ausschließlich das Altüberlieferte formell Festhaltendes; darum hat er auch nur als das langhingedehnte Ende des Minnegesangs, nicht um seiner selbst willen, in der Literärgeschichte Bedeutung; weit wichtiger ist er, wie sich bereits ergeben hat, für die Cultur- und Sittengeschichte.

Dem Meistergesang gegenüber, gerade am andern Pole der lyrischen Dichtkunst, liegt nun in diesem Zeitraume eine andere Art Lyrik von ungleich höherer Bedeutung: das weltliche Volkslied. Ist der Meistergesang die bis zum Erstarren getriebene Form der alten Kunstlyrik, des Minnegesangs, so bricht nun hier der ungekünstelte, frische, oft derbe und heftige, aber immer lebendige und nicht selten hochpoetische Laut der Volksfreude und des Volksleides hervor; es strömt die alte Volkspoesie, wenn auch nicht als Epos, sondern als Lyrik mit wunderbarer Kraft aus tief verborgen liegenden Quellen an das Licht; sie strömt aus mit so gesundem, reinem Lebenswaßer, daß an den Ufern ihrer Bäche und Ströme die edelsten Blüten aller Lyrik sproßen konnten, die auf Erden jemals sich entfaltet haben; sie strömt aus mit solcher Gewalt und Stärke, daß sie, später abermals auf zwei Jarhunderte verschüttet, mit neuer Kraft hervorbrach und die Dichterauen dieser späten Jarhunderte tränken, daß ein Herder und ein Goethe aus ihr schöpfen, und zum Theil durch sie für sich und ihre Zeit und für uns das werden konnten, was sie geworden sind.

Ich habe mir so eben gestattet, die Geschichte des Meistergesangs alsbald bis zum Ende durchzuführen; ich bitte für die Geschichte des Volksliedes um gleiche Vergünstigung, die jedoch etwas ausgedehnter wird sein müßen, als die ich für den Meistergesang erhalten habe: dieser ist sich stets selbst gleich und hat keine Entwickelung; das Volkslied aber entsteht im 14., wächst im 15. und blühet im 16. Jarhundert, also in einer Zeit, welche jenseits der Grenzen unserer Periode liegt; indes der Stoff ist, so weit

er das weltliche Volkslied befaßt, untrennbar, und so dürfte es am bequemsten sein, das Ganze da abzuhandeln, wo die Geschichte seines Entstehens und Wachstums erzält werden muß: nur einen Zweig des Volksliedes, der sich auf einen andern Boden verpflanzt, werden wir erst in der Literärgeschichte des 16. Jarhunderts zu betrachten haben.

Daß bereits in der älteren Zeit, im 12. Jarhundert, ein Volkslied in dem Sinne, wie wir es hier betrachten, müße existiert haben — daß es Lieder müße gegeben haben, welche die Erlebnisse und Empfindungen des Individuums mit einfacher Treue und Warheit, eben darum aber auch mit der grösten Intensität und Stärke aussprachen, zugleich jedoch nur eben bei den allgemeinsten, von jedem Andern bereits gemachten Erfahrungen und sofort von ihm getheilten Empfindungen stehen blieben, ohne sich, wie die Kunstpoesie des Minneliedes, auf die umständliche und zusammenhängende Schilderung der nur den Einzelnen berührenden Ereignisse einzulaßen — daß ein solches Volkslied bereits im 12. Jarhundert müße existiert haben, und daß dasselbe sogar eine der bedeutendsten Grundlagen der Minnepoesie müße gewesen sein. das ist mehr als warscheinlich, und sogar, namentlich aus den Erzeugnissen der ältesten Minnesänger, zur Genüge nachweisbar. Mögen selbst dergleichen Lieder oder Liederstrophen, Laute der augenblicklichen, starken Empfindung, des regsten Lebensgefühls, gleichsam nur Rufe und angeschlagene Töne, neben der Minnepoesie fortgedauert haben in den Kreißen, zu welchen die Kunstpoesie der Minnesänger nicht herab gelangte, so sind sie wenigstens, der Natur der Sache nach, damals nicht aufgezeichnet, und in der Literatur von dem Gesange der Ritter und Hofleute gleichsam erdrückt worden. Später, nachdem diese Kunstpoesie der höheren Stände abstarb, im 14. Jarhundert, und der Minnegesang allmälig verstummte, drängen sich jene Naturlaute wieder hervor, gewinnen festen Boden, und beherschen im 15. und 16. Jarhundert die ganze Lyrik (wenn man den kaum in Anschlag zu bringenden Meistergesang ausnimmt) ausschließlich. Daß es im 14. Jarhundert solche Lieder gegeben habe, welche allgemein, auf allen Straßen und in allen Herbergen, von

Rittern und Knechten, zu Stadt und Land gesungen und „gepfiffen" worden seien, erzält die Limburger Chronik unter Angabe des Anfangs solcher Lieder ausdrücklich; es scheinen diese Lieder ein Mittelglied zwischen der Minnepoesie und dem Volksgesange zu bilden — sie scheinen Minnelieder mit volksmäßigen Stoffen — wie diese Berührungen zwischen Minnegesang und Volksgesang auch noch im Verfolg nachgewiesen werden sollen.

Das Volkslied unserer Periode hat ganz dieselbe Grundlage wie die alten Volkslieder, aus denen das alte Epos entstanden ist: das wirklich Erlebte, wirklich Erfahrene, das warhaftige Leben ist sein Stoff, wie der Stoff der alten, epischen Volksgesänge; nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß jetzt nicht Thaten und Erlebnisse des ganzen Volkes gesungen werden, sondern das, was der Einzelne erlebt hat und ihm widerfahren ist, beides aber mit gleicher Unmittelbarkeit der Anschauung, beides mit gleicher Warheit: dort sind es Thaten, hier Empfindungen, welche dargestellt werden, aber beidemale nicht erdichtete Thaten oder durch Betrachtung angeregte Empfindungen, nicht Thaten und Empfindungen für welche erst Theilname gewonnen werden müste, sondern solche, welche diese Theilname schon besitzen, weil sie vor dem Liede bereits vorhanden waren; es sind Empfindungen von solcher Einfachheit, Warheit und Allgemeinheit, daß sie jeder schon in sich trägt, in gleicher Weise, wie das Lied sie darstellt, und daß also auch dieses Volkslied nichts anderes thut, als Vorhandenes auszusprechen. Diese wirklich erlebten Zustände, diese Empfindungen, von denen das Herz voll ist, werden von dem Volksliede im Augenblicke des Erlebens und Empfindens, rasch und bewegt, wie das Herz in diesem Momente selbst ist, ausgesprochen, rhapsodisch hingeworfen, ohne sich um den Zusammenhang der Erlebnisse und Gefühle unter einander zu kümmern, wie denn im Momente der lebhaften Empfindung niemand sich Rechenschaft darüber zu geben versucht oder im Stande ist, wie die Empfindung entstanden, und wie die eine aus der andern hervorgegangen sein möge. Nur die bewegtesten Momente werden festgehalten, und diese gleichsam stoßweise im Liede ausgesprochen,

wie auch uns die Gefühle im Zustande lebhafter Erregung — wie Liebe und Leid den in warhafte Liebe und tiefen Abschiedsschmerz wirklich Eingetauchten — stoßweise bewegen. Auf die Ausfüllung der Mittelglieder, auf die Darstellung der Gedanken, auf die Färbung der Begebenheiten, auf die Ausmalung und Schilderung — lauter Eigenschaften der Kunstpoesie — legt das Volkslied auch nicht den geringsten Accent; alles concentriert sich in der einfachen, wahren, starken Empfindung. Daher ist das Volkslied, eben wie das alte Epos, voll scheinbarer Sprünge und Lücken, denn was sich von selbst versteht und verstehen soll, wird eben nicht erzält, nicht besungen; unverweilt und raschen aber kräftigen Schrittes eilt es vorwärts von Moment zu Moment, und reißt den Hörer gewaltsam mit sich fort. Dieß ist das, was Goethe als den „kecken Wurf“ des Volksliedes so sehr und mit dem vollsten Rechte bewunderte; und es ist dieser kecke Wurf eben nichts anderes, als die volle, reine, starke Naturwarheit, welche aus diesen Liedern spricht. Mit dem Texte derselben aber ist notwendig verbunden und gleichsam zusammengewachsen die Melodie, eben so kunstlos, eben so einfach, eben so bewegt und ergreifend wie der Text selbst: alle künstliche Mittel, namentlich die Harmonie verschmähend oder derselben geradezu widerstrebend, ist sie eben nichts als reine Melodie, aber in solcher wunderbaren Zusammenstimmung mit dem Texte, daß, wie allgemein zugestanden ist, auch die grösten Künstler mit bewustem Streben nur äußerst selten eine dem Volksliede nahe kommende Uebereinstimmung der Musik mit dem Texte erreicht haben. Nicht gesungene Volkslieder sind halbe Volkslieder oder gar keine.

Und wer hat diese Lieder verfaßt? und wo sind sie gedichtet worden? Niemand, könnte man antworten, niemand hat sie verfaßt und nirgends sind sie gedichtet worden, von allen vielmehr und überall. Es ist hier eben wieder wie mit dem volksmäßigen alten Epos: es ist kein Name erhalten, und kann kein Name erhalten sein, weil Zustände und Erlebnisse, Gefühle und Empfindungen besungen werden, welche nicht Einen allein und besonders, sondern Allen die demselben Volke entsproßen sind, Allen, in denen gleiches Blut fließt, in ganz gleicher Weise angehören, und an welchen

jeder mithin seinen Theil Dichtung in Anspruch nimmt. Der Dichter ist auch hier nur das Organ, durch welches die große Menge der Gleichempfindenden, Gleichgestimten, zum Gesange gleich Befähigten sich ausspricht, und der eben darum in der großen Menge sich notwendig verliert. Finden sich doch dieselben Volksliederstoffe an den entgegengesetzten Enden Deutschlands vor, lauten sie doch in den verschiedensten Gegenden einander ganz ähnlich, jedesmal aber sind sie dem localen Sinne, dem besondern Dialect, der provinciellen Sitte genau assimiliert, und dadurch im Einzelnen wieder von einander verschieden. Wer soll diese Lieder gedichtet haben? — Zudem wißen wir, daß überall, wo noch bis jetzt ursprünglicher, nicht durch die moderne Bücherpoesie angefreßener Volksgesang vorhanden ist, die neuen unter dem Volke umlaufenden Lieder von Gesellschaften verfaßt werden; einer dichtet, oder singt vielmehr, eine Strophe; ein anderer setzt die zweite, ein dritter die dritte hinzu, wie es die Stimmung und die Lust des frölichen Augenblickes dem einen oder dem andern eingibt; wir wißen dieß von den Heimgarten (Abendgesellschaften des Volkes) in Tirol, wir finden es aber auch anderwärts eben so; z. B. ist Oberhessen einer der wenigen glücklichen Landstriche in Deutschland, wo noch das Volk singt, ohne Mildheimisches Liederbuch, ohne Großheim, Gleim und Abela, oder vielmehr trotz dieser Zerstörer unseres Volksgesanges: auch hier entstehen die, noch heute oft gar nicht unglücklich erfundenen Liedchen in den Spinnstuben, wo nachdem der Vorrat von Liedern der Vorsängerin erschöpft ist, der dichtende Trieb bei drei, vier und mehr Personen angeregt wird, so daß sie gleichsam in die Wette Strophe auf Strophe reimen. Manche dieser neueren Volkslieder sind vielen der älteren und ältesten in der Haltung so auffallend ähnlich, daß wir eine gleiche Entstehung auch bei diesen anzunehmen gezwungen sind; andere sind durch Hinzudichtungen zu einzelnen, oft lange schon im Munde des Volks umgelaufenen Strophen entstanden; alle aber haben das miteinander gemein, daß die erregte Empfindung, wie ein starker elektrischer Funke, von Satz zu Satz, von Strophe zu Strophe überspringt, und wo er hinschlägt, erschüttert und zündet.

Die Stoffe dieser Volkslieder sind theils, und zwar in der älteren Zeit sehr häufig, historisch; es werden Begebenheiten gesungen „von einem der auch dabei gewesen" wie es oft in solchen Liedern am Schluße heißt, gesungen nach dem nächsten und wahrsten Eindrucke, den die Begebenheiten auf den Einzelnen hervorbrachten; und durch die einfache Warheit der Schilderung dieses Eindruckes verbreiteten sich solche Lieder auch weit hinaus über den Kreiß, dem sie ursprünglich angehörten. So wurde der Raubritter Eppelin von Gaila und der Landfahrer Schüttensamen zunächst in und bei Nürnberg, schon im 14. Jarhundert der Lindenschmidt, gleichfalls ein Räuber, zunächst im Breisgau, dann aber auch weit und breit in ganz Deutschland besungen; so blieb das Lied, welches auf die Eroberung der Feste Kufstein in Tirol und die Hinrichtung ihres Befehlshabers, Hans Benzenauer durch Maximilian I. im Jahre 1505 gedichtet wurde, ein volles Jarhundert im Munde des Volkes durch ganz Deutschland, gab die Melodie zu vielen andern Liedern her, und Anstoß zu andern Dichtungen ähnlichen Inhalts. So sangen sich die Landsknechte ihre Lieder auf die Pavierschlacht selbst im frölichen Jubel des Sieges, und dieser Siegesjubel, und die kecke fröliche Tapferkeit der Knechte George Frundsbergs die aus diesen Liedern tönten, klangen gleichfalls ein volles Jarhundert durch alle deutsche Gaue hin und aus allen deutschen Gauen wieder. Eben dahin sind die alten Schweizerlieder auf die Sempacher und Murtenschlacht zu rechnen; eben dahin die Lieder vom Möringer, von Heinrich dem Löwen, vom Ritter Trimunitas und viele andere.

Der gröste Theil der Volkslieder aber besteht aus Liebesliedern, die zugleich Natur- und Wanderlieder sind, aus Abschiedsliedern, Liedern von der Treue und von der Untreue, vom Scheiden und Meiden, vom Wiedersehen nach dem Wandern, das sieben Jahr gedauert hat, und vom Nimmermehrwiedersehen, es sind Grüße an die Geliebte, zur Bestellung aufgetragen der lieben Frau Nachtigall die das Bächlein entlang lauft, es ist die Trauerklage um die gestorbene Braut, die so lange dauern wird, bis daß alle Waßer zu Ende gehn, und, da alle Waßer nimmer-

mehr vergehen, auch selbst nimmermehr kein Ende nehmen wird. Es kann kaum etwas Ergreifenderes geben, als diese einfachen Gruß- und Abschiedslieder mit ihrer innigen Melodie: „Insbruck ich muß dich laßen, ich fahr dahin mein Straßen, in fremde Land hinein“; — oder „Warum bist du denn so traurig? Bin ich aller Freuden voll? Meinst ich sollte dich vergeßen? Du gefällst mir gar zu wol — Laub und Gras das mag verwelken, aber treue Liebe nicht: kommst mir zwar aus meinen Augen, aber aus dem Herzen nicht“; — oder „So viel Stern am Himmel stehen, an dem blauen güldnen Zelt“, oder „Es steht ein Baum im Odenwald, der hat viel grüne Aest“, oder das Lied von der Untreue „Es stehen drei Sternlein am Himmel“ und von der Treue „Es stund eine Linde im tiefen Thal“, und so viele andere, von denen oft ein einziges ganze Bände künstlicher Poesie voll erlogener oder nachgeahmter Empfindung aufwiegt. Und welche Macht solche Volkslieder und alte Volksmelodien besitzen, wie sie augenblicklich wieder einschlagen und alle Herzen erfüllen und auf allen Lippen schweben, so wie sie nur wieder erweckt werden, das haben wir ja selbst noch vor einigen Jahren gesehen — wie griff die Melodie des Mantelliedes mit einemmale so allgemein und so mächtig durch, und es war dieß die aus dem 16. Jarhundert stammende Volksmelodie eines Volksliedes, dessen Anfang lautet: es waren einmal drei Grafen gefangen.

Andere Volkslieder sind Wein- und Gesellschaftslieder, voll echter, ungekünstelter Lust, voll Witz und Humor, voll aufsprudelnder Frölichkeit, voll heiterer Unbesorgtheit: „der liebste Buhle den ich han, der liegt beim Wirt im Keller, der hat ein hölzin Röcklein an und heißt der Muskateller“; oder „Wo soll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlein? wie soll ich mich ernähren, mein Gut ist allzu klein“ — sämtlich eben so wahr, so naturgetreu und einfach, wie die Liebes-, Abschieds- und Naturlieder.

Manchen dieser Lieder fehlt es nicht an scharfen Ecken und derben Natürlichkeiten, wie das kaum anders sein kann; aber roh ist zumal unter den ältern Volksliedern wol kein einziges. Der Umstand ist dagegen schon öfter geltend gemacht worden, daß diese

Lieder das bewegte, unruhige, wanderlustige Leben des 15. und 16. Jarhunderts, den bewegten Sinn und die sorglose Unabhängigkeit der unstäten Gesellen jener Zeiten abspiegeln — und es war jene Zeit, ganz besonders die Reformationszeit, eine so unruhige, so wanderlustige, so unstäte, wie sie bei uns nur werden kann, wenn hunderte von Eisenbahnen die Kreuz und Quer durch Deutschland werden gezogen sein —; daß diese Volkspoesie fast ganz und gar eine Männerpoesie ist, während die vorangehende Kunstlyrik, der Minnegesang, vorzugsweise eine Frauenpoesie war. Verlangen wir für diese in ihrer Milde und Stille, in ihrer Verschämtheit und ihrem ruhigen allmäligen Entfalten der Herzensempfindungen, mit einem Worte, verlangen wir für diese in ihrer Frauenhaftigkeit Anerkennung, so werden wir der Poesie, die wir jetzt betrachten, auch in ihrer Raschheit und Kräftigkeit, in ihren starken Accenten, ja in ihrer Heftigkeit, Keckheit und Derbheit, also in ihrer Männerhaftigkeit, Anerkennung nicht versagen können.

In dieser Volkslyrik hat nun die zweite Hälfte des 14., hat das 15. und vor allem das 16. Jarhundert sich bewegt, und fast zallos ist die Menge der Lieder, die damals alle Herzen und alle Lippen erfüllten, die das Kind schon mitlallte und in die der ergraute Greis noch mit innigem Wolbehagen einstimmte; die, nur in stärkeren Klängen, als dreihundert Jahre früher die Minnepoesie, alle Dörfer und Straßen und alle Städte und Märkte erfüllte; der sich sogar manche der lateinischen Dichter nicht ganz entziehen konnten. Die höchste Blüte der Volkspoesie fällt in den Anfang des 16. Jarhunderts, zu der Zeit, als noch diese Lieder bloß mündlich cursierten, oder höchstens auf einzelnen Blättern gedruckt zu haben waren; in der Mitte des 16. Jarhunderts wurden schon Sammlungen veranstaltet, und im letzten Viertel desselben begann nach und nach die von dem echten Volksliede gänzlich ausgeschloßene Gelehrsamkeit, die Reflexion und vor allem die Fremdländerei auf dasselbe Einfluß zu üben; Producte des angehenden 17. Jarhunderts erinnern bereits an die modernen Versuche, das Volkslied nachzuahmen, die bekanntlich Johann Heinrich Voß so übel gelungen sind, und zu denen sogar Schiller den rechten Ton nicht finden konnte:

es sind schon beinahe Lieder für das Volk — einer der schlimmsten Auswüchse unserer ganzen Poetasterei — statt Lieder aus dem Volke. In der Zeit der gelehrten Poesie des 17. und der Reimerei des angehenden 18. Jarhunderts war das Volkslied völlig vergeßen und verachtet. Da wies zuerst Herder in seinem Buche von deutscher Art und Kunst und in seinen Völkerstimmen wieder auf diese edlen Perlen unserer Poesie hin, und Goethe bemächtigte sich mit der ganzen Stärke seines Dichterbewustseins dieser Stoffe, die unter seinen lyrischen Gedichten mit besonderem Glanz hervorleuchten, wie denn Goethes Größe überhaupt in der Behandlung von Gegenständen mit volksmäßiger Grundlage sich am hervorragendsten zeigt; — Bürger entlehnt von Volksliedern seine besten Züge, und seine schlechtesten von der, an sich unmöglichen, willkürlichen Nachahmung derselben (Lenore ist volksmäßig, des Pfarrers Tochter von Taubenhain ist das gerade Gegenteil von Volksmäßigkeit, eine der unglücklichsten Nachäffungen); doch dauerte es noch lange, bis das Volkslied allgemein zu dem Einfluße gelangte, den es, ist das poetische Gefühl des Volks gesund, notwendig haben muß. Die Aufklärer der letzten Decennien des vorigen Jarhunderts — und die Aufklärerei, ihrer Natur nach geschmacklos, ist selten eine Freundin der Poesie, gewis immer eine erbitterte Feindin der Volkspoesie — hatte nicht Worte genug, um ihren Aerger über diese läppische, rohe Dichtkunst und über deren Gönner, zumal Herder und Goethe, auszusprechen; und wie wollte das deutsche Volkslied wol anders wegkommen, da der bekannte Schulrat Campe den Erfinder des Spinnrads für einen unvergleichbar größern Mann erklärte, als den Dichter der Ilias und Odyssee; — der Buchhändler Nicolai verspottete das Volkslied förmlich in zwei Almanachen, welche freilich die entgegengesetzte Wirkung thaten, und volle dreißig Jahre dauerte es nach Herder, bis Clemens Brentano mit Achim von Arnim das Wunderhorn herausgab, und durch diese voll des tiefsten poetischen Sinnes veranstaltete Samlung dem Volksliede die sichere und herschende Stellung in unserer Poesie erwarb, welche dasselbe seitdem in den Augen aller Urteilsfähigen behauptet und für alle Zeiten behaupten wird. Man hat

dieser Samlung den Vorwurf gebracht, sie biete fast nirgends echte Texte dar, und dieser Vorwurf ist gegründet, ihr Verdienst besteht aber, auch bei den unechten, willkürlich verschmolzenen, mit eignen Dichtungen vermischten Texten der alten Volkslieder, ungeschmälert fort, und zeigt sich in dem fast bewundernswürdigen Takte, mit welchem sie das poetisch Wirksamste ausgewählt, gewissermaßen nur den Duft dieser Volkspoesie des 15. und 16. Jarhunderts in sich vereinigt hat. Eine vortreffliche Auswahl alter Volkslieder in echten Texten hat Ludwig Uhland herausgegeben[122]; historische Volkslieder sind in der neueren Zeit, wenn gleich weder gehörig vollständig noch mit richtiger Auswahl von Wolf, Soltau und Körner gesammelt worden. Unter den lebenden bedeutenden Dichtern ist nur einer, welcher das alte Volkslied, und zwar auf die vortrefflichste Weise zu reproducieren verstanden hat: Heinrich Hoffmann aus Fallersleben.

Kehren wir jetzt wieder zurück zu der Geschichte unserer Poesie im 14. und 15. Jarhundert, welche die ersten Keime des Volksliedes hervortrieb.

Zwischen der absterbenden Minnepoesie und dem Volksliede, die ich als die beiden Gegensätze dieses Zeitraums nebeneinander gestellt habe, finden sich mancherlei Zwischenglieder, welche den Uebergang aus der ruhigen, sinnenden, schildernden, den Ausdruck wählenden höfischen Poesie der älteren Zeit in den bewegteren, lebhafteren, unvermittelten und kecken Ton der Volkspoesie darstellen. Schon die früher genannten spätesten Minnesänger, die Grafen von Wolkenstein und von Montfort, schlagen mitunter Töne an, welche an das bald laut werdende Volkslied erinnern; dazu kommen die Gesprächlieder zweier Liebenden, welche in dieser Zeit nicht selten erscheinen, und schon ganz den traulichen, herzlichen, belebten Ton des Volksliedes haben: z. B. das Lied welches ein „Empfahen" überschrieben ist, in dem das Mädchen beginnt: Willkomm mein liebstes Ein. Er: Genad (der übliche Gruß damaliger Zeit gegen Höherstehende und Hochgeachtete) traut Fräulein rein. „Sag an dein Gelingen, wo bist du so lange gewesen, du Wandrer, von mir?" Mich hat nie so sehr verlanget als die Zeit nach dir.

„Wie ist es dir gangen anderswa?“ Mich freute nichts, wie viel ich Freud ansah. „Hast du seither je gedacht an mich?“ Mein Gedanke steht allzeit, Frau, an dich. „Ohn Gefähr in ganzer Stätigkeit?“ Sicherlich auf meinen Eid. „Gewis, des bin ich froh“. Frau, dem ist also. — Manche dieser Gesprächlieder waren zugleich zur Begleitung mit dem volksmäßigen Instrumente der Trompete (oder dem Waldhorne), eingerichtet, und nahmen sich in dem den abgestoßenen Tönen dieses Instrumentes angepaßten Versmaße ungemein gut aus[123]. — Eben so beginnen jetzt die, in der späteren Volkspoesie, wie bemerkt, eine nicht unbedeutende Rolle spielenden Weinlieder, von denen die frühere Minnepoesie, und überhaupt die ganze Dichtung des 13. Jarhunderts, mit Ausnahme einer scherzhaften unter dem Namen Weinschwelg bekannten Dichtung, fast keine Spur zeigt, die auch, wenn gleich noch in der Form des Minneliedes, dem Stoffe nach schon jetzt ganz volksmäßig sind, z. B. „Wein Wein von dem Rhein, lauter klar und fein, Dein Farb gibt gar lichten Schein, wie Kristall und Rubin. Du gibst Medicin für Trauren. Schenk du ein! Trink, gut Kätterlein. Machst rote Wängelein. Du söhnst die allzeit pflegen feind zu sein, den Augustin und die Begin. Ihnen beiden scheiden kannst du Sorg und Pein, daß sie vergeßen Deutsch und auch Latein“. — Hiermit verwandt sind die sehr zalreichen Weingrüße und Weinsegen, die zwar in der Form der sagenden Poesie (in kurzen Reimpaaren) gedichtet sind, aber dieser volksmäßigen Weinpoesie ganz und gar angehören; z. B. folgender Weinsegen von dem Schwankdichter Hans Rosenblüt: „Nun gesegn dich Gott, du lieber Eidgesell! Mit rechter Lieb und Treu ich nach dir stell, bis daß wir wieder zusammen kommen; dein Name der heißt Kützelgaumen. Du bist meiner Zunge eine süße Naschung und bist meiner Kehle eine reine Waschung; du bist meinem Herzen ein edles Zufließen und bist meinen Gliedern ein heilsam Begießen, und schmeckest mir baß denn alle Brunnen die aus den Felsen je sind gerunnen, denn ich die Enten nicht leiden mag. Behüt dich Gott vor St. Urbans Plag (dem Podagra), und beschirm mich auch vor dem Strauchen, wenn ich die Stiege hinab muß tauchen, daß ich auf meinen Füßen bleib

und fröhlich heimgeh zu meinem Weib und alles das wiße was sie mich frag. Nun behüt mich Gott vor Niederlag" [124].

Eine nähere Verwandtschaft der alten Lyrik mit dem neuen Volksliede, wenn schon auf einer ganz andern Seite liegend, zeigt sich in dem geistlichen Liede, welches in dieser ganzen Periode, doch hauptsächlich am Ende des 14. und im Anfang des 15. Jarhunderts mit Glück cultiviert wird. Die alte Minnepoesie hatte bekanntlich ihre geistliche Seite, hauptsächlich in den Lobgesängen und Leichen eines Gottfried von Straßburg und vieler Anderer; es waren Betrachtungen und Schilderungen der göttlichen Dinge, als die eigentlichen Elemente des geistlichen Liedes, der Kunstdichtung. Jetzt werden diese Lieder mehr wirkliche Lieder, sie treten zum Theil aus der Betrachtung, dem Sinnen und Schildern, heraus in die wahrhafte Empfindung, in die Darstellung des im eigenen Herzen Erfahrenen und Erlebten, wie z. B. in dem schönen Liede, welches anhebt: „Himmelreich ich freu mich dein, daß ich da mag schauen Gott und die liebe Mutter sein, unser schöne Frauen, und die Engel mit den Kronen die da singen also schone; des freuen sie sich; Gott der ist so minniglich" [125]. Dasselbe ist, wenn auch nicht in allen, doch in mehrern Liedern der geistlichen Dichter Heinrich von Lauffenberg und des Mönchs von Salzburg zu bemerken, welche in das Ende des 14. und in den Anfang des 15. Jarhunderts fallen [126]. Aber ganz im Volkstone, trotz der halblateinischen Abfaßung (die schon früh Sitte war, und sich vom 10. bis in das 15. Jarhundert hinzieht) ist das Weinachtslied: »In dulci jubilo Nun singet und seid froh, unsers Herzens Wonne liegt in praesepio; und leuchtet wie die Sonne matris in gremio. Alpha es et O, Alpha es et O«. Aus diesem um die Mitte des 15. Jarhunderts, vielleicht noch etwas früher, entstandenen Liede spricht der volle, wahre Jubel der Christfreude und aus seiner, ihm wie einem echten Volksliede eigens angehörigen, prachtvoll jauchzenden Melodie der helle, laute Freudengesang einer ganzen Gemeinde, eines ganzen Christenvolks, welches dem Frolocken, das alle Herzen in gleicher Stärke durchzittert, durch weithinschallende Jubeltöne Luft machen muß. Darum ist denn auch dies Lied

unverändert in die evangelische Kirche mit hinübergenommen worden, hat in der Mette (Lichterkirche) auf Weihnachten, wo es vorzüglich gesungen zu werden pflegte, Jarhunderte lang viel tausend Herzen erfreut und erhoben, und erst in den Zeiten unserer Großväter und Väter sind seine Jubelklänge verstummt.

In naher Verbindung mit der lyrischen Poesie steht, wie bereits im vorigen Zeitraume, die didaktische Poesie; auch sie zeigt sehr deutlich den Charakter der ganzen Periode: den Uebergang von der kunstmäßigen zu der volksmäßigen Darstellung, und das endliche Ueberwiegen der letzteren. Im 14. Jarhundert sind noch zwei Dichter übrig, welche bei vielen Steifheiten in Stoff und Form dennoch am lebhaftesten fast unter allen Dichtern dieser Periode an die gute Zeit des 13. Jarhunderts erinnern: der Gnomiker Heinrich der Teichner, ein Oestreicher, ein zarter und sinniger Spruchdichter[127], und der etwas spätere, gleichfalls Oestreich angehörige Peter Suchenwirt, dessen Lehrgedichte zwar in der Form schon Vieles vermissen laßen, um ihres Inhalts willen aber gröstentheils Auszeichnung verdienen[128]. Volksmäßiger, lebhafter, kräftiger, aber in der Form bei weitem mehr verwildert sind solche Lehrgedichte, in welchen z. B. die Pflichten der städtischen Beamten dargestellt werden; volksmäßig sind die schon seit dem 14. Jarhundert vorkommenden Rätsel- und Lügengedichte, wie das sogenannte Traugemundslied (d. i. Dolmetscherlied), in welchem zum Theil dieselben, zum Theil ganz ähnliche Fragen aufgegeben werden, wie in dem bekannten Texte zum Dessauer Marsch, doch großenteils poetischer als in diesem: „Nun sage mir, Meister Traugemunt, zwei und siebzig Lande sind dir kund: durch was ist der Rhein so tief? durch was sind die Frauen so lieb? durch was sind die Matten so grüne? durch was sind die Ritter so kühne? kannst du mir das aut (etwa) sagen, so will ich dich für einen stolzen Knappen haben. Das hast du gefragt einen Mann der dir's wol gesagen kann. Von manchem Ursprung (Quelle) ist der Rhein so tief, von hoher Minne sind die Frauen lieb, von manchen Wurzen (Kräutern) sind die Matten grüne, von manchen starken Wunden sind die Ritter kühne“[129]. Eine besondere, und bis zum Ausgang

des 16. Jarhunderts sehr üblich gebliebene, ja noch in der jetzigen Zeit nicht ganz vergeßene Form, in welche sich seit dem 14. Jarhundert die Volksweisheit einkleidete, sind die Priameln, eine Reihe von Vordersätzen — meist aus Aufzälungen bestehend — denen ein oft unerwarteter, kurzer Schlußsatz nachfolgt; der Name ist aus praeambulum, Vorspiel, Vorbereitung, entstellt. Dergleichen sind z. B. „Wer einen Raben will baden weiß und darauf legt sein ganzen Fleiß, und an der Sonne Schnee will dörrn und allen Wind in einen Kasten sperrn, und Unglück will tragen feil und Narren binden an ein Seil und einen Kahlen will beschern — der thut auch unnütz Arbeit gern". Oder: „Ein böhmisch Mönch und schwäbisch Nonn, Ablaß den die Kartheuser hon, ein polnisch Brück und wendisch Treu, Hüner zu stehlen Zigeuner Reu, der Welschen Andacht, Spanier Eid, der Deutschen Fasten, köllnisch Maid, eine schöne Tochter ungezogen, ein roter Bart und Erlenbogen, Für diese dreizehn noch so viel giebt Niemand gern ein Pappenstiel". In manchen dieser Priameln liegt neben freilich oft sehr großer Derbheit ein ganz ungemeiner Witz und schlagende Warheit [180].

Am Schlusse dieser Periode fängt sich denn auch die Satire an zu regen; doch verspare ich das Eingehen auf dieselbe lieber auf die Schilderung des 16. Jarhunderts, des eigentlichen Zeitraums deutscher Komik und Satire; eben dahin verlege ich auch die Erwähnung der, bereits in dieser Periode vorkommenden Schwänke und Possen, sowie der Volksbücher, lauter Erscheinungen, die erst das 16. Jarhundert sich völlig angeeignet und zur Blüte gebracht hat.

Dagegen darf ich nicht übergehen, daß in dieser Periode die Anfänge der dramatischen Poesie unseres Volkes liegen. Auch bei den Deutschen ist, wenn gleich unter sonst weit abweichenden, ja widersprechenden Verhältnissen dennoch, gleich wie bei den Griechen, das Drama aus dem religiösen Cultus hervorgegangen. In der Passionszeit wurde die Geschichte des Leidens und des Todes Christi nach der Erzälung der Evangelien vorgelesen, und zwar schon sehr früh von verschiedenen Personen, an welche die Reden der Apostel, des Herodes, des Pilatus, der Hohenpriester, des

jüdischen Volkes u. s. w. vertheilt wurden, während der Priester die Reden Christi vortrug: eine Einrichtung, welche von dem 12. Jarhundert an bis in das 17. in katholischen und evangelischen Kirchen Statt fand. Bald kam, und zwar gleichfalls schon im 12. Jarhundert, ein Costüm der vortragenden Personen hinzu, und ohne Zweifel mit dem Costüm auch zugleich die Handlung. Die Sprache war in den Hauptstücken die lateinische, der Ort der Action, wie sich von selbst verstand, die Kirche. Daß man bei dem Texte der Evangelien nicht streng stehen blieb, vielmehr Abkürzungen, Versificationen, und zum Theil Erweiterungen aus der kirchlichen Tradition, bald auch Ausschmückungen vornahm, begreift sich von selbst. Die Verfaßer dieser Passionstexte waren, wie die Ordner und Führer der ganzen Darstellung, die Geistlichen. An einzelnen Stellen wurden auch schon früh deutsche Gesangstücke oder Recitative eingeschoben, wie es scheint, zuerst, um die Klage der Maria unter dem Kreuze darzustellen. So ist der Anfang unseres Dramas ein religiöser, er ist der Natur der Sache gemäß ein tragischer Anfang. Doch schon im 14. Jarhundert verband sich mit diesem tragischen Elemente auch das komische. Dieses wurde vertreten theils durch den gewinnsüchtigen Judas, theils durch den Kaufmann, bei dem die nach dem Grabe Christi gehenden Weiber ihre Specereien kauften, und welcher ganz in dem Costüm und in der Haltung eines landfahrenden, aufschneidenden Krämers, eines Quacksalbers oder Marktschreiers auftrat. Dieser Profanation der kirchlichen und heiligen Dinge konnte die Kirche nicht mit Stillschweigen zusehen; es sind aus dem 13. und 14. Jarhundert zalreiche Verbote von Seiten der Provincialsynoden und einzelner Bischöfe vorhanden, durch welche die Aufführung der Schauspiele in der Kirche, die dabei statt findenden Vermummungen und die ärgerlichen Possen streng untersagt wurden. Demungeachtet erhielten sich die Schauspiele, nur daß sie außerhalb der Kirche in das Freie verlegt, und hierdurch noch volksmäßiger gestaltet wurden — die lateinische Sprache fiel gänzlich oder fast ganz weg, um deutschen Reimen Platz zu machen, und diese Volksspiele duldete die Kirche, ja sie scheint sie unter Umständen, so lange sie unter Leitung der

Geistlichen und der weltlichen Obrigkeit blieben, sogar begünstigt zu haben, wie denn dergleichen Passions- und Auferstehungsspiele an einzelnen Orten bis tief in das vorige Jarhundert fortgesetzt, und in dem gegenwärtigen Jarhundert mit nicht ungünstigem Erfolg im südlichen Baiern wieder erneuert worden sind. Neben der Aufführung der Passions- und Osterspiele fanden auch Darstellungen der mit der Geburt Christi verknüpften Begebenheiten — des Lobgesanges der Engel, der Auffindung Christi durch die Hirten, der Anbetung der heiligen drei Könige Statt, und auch der Inhalt einzelner Gleichnisreden Christi gab Stoff zu dramatischen Darstellungen, wie u. a. im Jahre 1322 die Geschichte der fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen zu Eisenach von den Predigermönchen im Thiergarten aufgeführt wurde: das hoffnungslose Ausgeschloßensein der thörichten Jungfrauen machte auf den zuschauenden Markgrafen Friedrich von Meissen einen solchen Eindruck, daß er in dumpfes Hinbrüten verfiel und nach wenigen Tagen vom Schlage gerührt wurde. Späterhin, doch immer noch im 14. Jarhundert, kamen zu diesen Darstellungen biblischer Stoffe auch Aufführungen der Geschichte einzelner Heiligen hinzu. Man pflegt solche geistliche Schauspiele Mysterien zu nennen, wiewol dieser Name wol nur in Frankreich und etwa in Italien, doch niemals in Deutschland üblich gewesen ist, wo immer die Bezeichnung Spiel gegolten hat.

So viele Zeugnisse nun auch, besonders aus Mitteldeutschland, über die Aufführung solcher geistlichen Stücke vorhanden sind, so daß man annehmen muß, es seien dergleichen, zumal der Passions- und Osterspiele, sogar auf den Dörfern sehr gewöhnlich gespielt worden, so hatten sich doch bis auf die neueste Zeit verhältnismäßig nur wenig vollständige Texte derselben auffinden laßen. Inhalt und Form des Dialogs mochten traditionsmäßig feststehen, so daß man das Aufschreiben desselben nicht bedurfte: oft war nichts mehr nötig, als nur den Gang des Stückes und die Anfänge der Reden aufzuzeichnen, wie wir eine solche lateinisch geschriebene Anweisung mit den Anfangsworten der deutschen Verse von einem in Frankfurt aufgeführten Passionsspiel noch übrig haben; nur die kunstreicheren, ausgeführteren Partieen wurden vollständig aufgezeichnet, wie etwa

die Klage der Maria, oder solche Stücke, welche im Ganzen von dem hergebrachten einfacheren Typus sich entfernten und zu einer größeren Fülle und Ausführlichkeit sich zu erheben suchten. Was schon seit längerer Zeit von diesen Dramen in vollständigen Texten bekannt war, beschränkte sich auf einige Osterspiele [181] und einige Heiligenspiele [182]; gerade die gangbarsten Stücke, die Passionsspiele, wollten sich nicht wieder auffinden laßen, bis im Jahre 1842 sich das erste, einst zu Alsfeld aufgeführt, der langen Verborgenheit entzog, welchem denn einige Jahre später noch zwei andere gefolgt sind [183].

Große Kunst dürfen wir in allen diesen Stücken nicht suchen; im Gegenteil tragen sie sämlich den Stempel dieser Periode, die Verwilderung der Sprache und des Versbaues, oft in sehr stark ausgeprägten Zügen, an sich. Das Beste, was noch der Kunst der alten und beßeren Zeit angehört, ist die Klage der Maria, welche im Ganzen eine gute Haltung und viele einzelne treffliche Züge hat; z. B. „O weh Tod, diese Not könntest du wol enden, Wenn du von dir Her zu mir Deine Boten wolltest senden: O weh der Leide, der Tod will uns scheiden; Tod, nimm uns beide, daß er nicht alleine zum Jammer von mir scheide. Herzenskind, deine Augen sind dir so gar verblichen. Deine Macht und deine Kraft ist dir so gar entwichen. O weh viel lieber Sohn mein! O weh der großen Marter dein! O weh wie jämmerlich du hängest, o weh wie Du mit dem Tode ringest! O weh wie bebet dir dein Leib! O weh was soll ich armes Weib, seit ich dich liebes Kind mein leiden sah so große Pein. Des sticht mich zu dieser Stund ein Schwert durch meines Herzens Grund. Simeonis grimmig Schwert hat mich wol gefunden; reichlich ist mir Pein gewährt in diesen selben Stunden. Ach liebes Kind, sprich mir doch zu ein Wort, ob ich dein Mutter bin! Ach er kann nicht, er ist dahin. Ach du harter Kreuzesbaum, wie du deine Arme hast zerthan, wovon ich großen Jammer han. Ach wüßtest du zu dieser Stat, was man an dir versperret hat, du thätest deine Arme zusammen sint (alsbald) und ließest ruhen mein liebes armes Kind“. Johannes führt die klagende Mutter von dem Kreuze des Sohnes abwärts, aber kaum

ist sie entfernt, so ruft der Herr: Eli Eli lammah asabthani, und es ist von fast erschütternder Wirkung, wie die Mutter nun aufschreit: O wehe ich höre einen Ruf — das war mein Kind Jesus, der in seinen Aengsten rief! und wie sie nun zum Kreuze zurück eilt, um auszuhalten bis zum Consummatum est. — Das Beste, was der neuen Zeit in diesen Stücken angehört, ist das derb Volksmäßige, das Komische, wie wenn der Kaufmann, der an Maria Magdalena und Maria Salome die Salben verhandelt, sich mit seinem Weibe zankt und prügelt, oder wenn Judas mit Kaiphas um die dreißig Silberlinge hadert, die ihm Kaiphas in schlechter Münze auszalt, oder auch — und dieß ist wenigstens in dem Alsfelder Passionsspiel eine der besten Stellen — wenn Maria Magdalena vor ihrer Bekehrung, der Weltfreude hingegeben, z. B. sich vor dem Spiegel schmückt, lustige Volksliedchen singt, ausgelaßen tanzt, und nachdem sie einen Tänzer müde getanzt hat, spricht: „jo, jo Herr jo! Ihr seid schon müde worden do! Was will ich euch Gesellchen tanzen aufs Stroh! Wären ihr mehr, ich thäte ihnen allen also“.

Als eine ganz besondere Art von Mysterie ist zu erwähnen ein seltsames Stück welches von der Päpstin Johanna handelt, „ein schön Spiel von Frau Jutten“, dessen Verfaßer ein Stadtpriester, Theodorich Schernberg, gewesen sein soll. Das Stück ist übrigens nicht, wie man denken könnte, komisch, sondern sehr ernsthaft angelegt: eine Schar Teufel mit seltsamen, auch im Alsfelder Passionsspiel wieder erscheinenden Namen verführt die Päpstin zu ihrer Unthat, darnach aber thut sie ernsthaft und feierlich Buße[134].

Von diesen geistlichen Stücken, welche, wenn auch in kirchlich unzuläßiger, doch keineswegs vom poetischen Standpunkte unorganisch zu nennender Verbindung noch beides zusammen in sich trugen: Tragödie und Komödie, löste sich, wiederum in gesetzmäßiger Weise, die letztere, die Komödie, schon in unserem Zeitraum zu selbständigen Produkten ab: es sind dieß die, auch noch in die folgende Periode hinüber reichenden Fastnachtsspiele, Schwänke und Possen voll des treffendsten, aber freilich auch des derbsten, oft niedrigen und schmutzigen Volkswitzes. Auch von diesen Fastnachtsspielen sind uns wenigstens von zwei Dichtern oder Reimern

ziemlich zalreiche Proben übrig geblieben: von Hans Rosenblüt, einem Nürnberger, der vorher schon bei den Weingrüßen und Weinsegen erwähnt wurde, einem Wappenmaler, auch von seinen losen Reden der Schnepperer genannt[135] und von Hans Folz, einem aus Worms gebürtigen, aber gleichfalls in Nürnberg ansäßigen Barbierer[136].

Sollen wir die Zeit der Entstehung unseres Dramas nach der Zeit beurteilen, wann bei den Griechen das Drama entstanden ist, so weist sich dieselbe als die vollkommen naturgemäße Epoche aus: das Epos ist vollendet, abgeschloßen und hat seinen Kreiß im Volke durchlaufen; dem Epos ist die Lyrik gefolgt, und nun kommt die Zeit, in welcher sich objective und subjective Dichtung in der dramatischen Darstellung durchdringen. Aber wir stehen in dem schweren Nachteil gegen die Griechen, daß die ersten Keime unseres Dramas in eine Zeit der Verwilderung und in dem noch schlimmern, daß sie in eine Zeit des Sich-selbst-Vergeßens, des Untergangs der alten nationalen Erinnerungen fallen; in eine Zeit, in der, um noch einmal auf den schon angeführten Spruch zurückzukommen, viel geschehen, aber nichts gethan worden ist. Die Keime, dürfen wir daher erwarten, werden in sich selbst ersticken; und leider ist dem so — es hat sich bei uns kein nationales Drama gebildet, und wir werden in den folgenden Perioden Gelegenheit haben, zu bemerken, wie wir in jedem Zeitraum aber und abermal einen neuen Anlauf zum Drama machen, und jedesmal wieder inne halten mitten im Anlaufe; wie wir von diesem Anfange zu jenem Anfange und wieder zu einem dritten Anfange überspringen, ohne jemals über den Anfang hinauszukommen. Selbst in der zweiten klassischen Periode werden wir noch von dieser Bemerkung Anwendung machen können.

Es bleibt mir nur noch übrig, einige Worte von der Prosa unseres Zeitraums zu sagen. Zu eigentlich poetischen Schöpfungen wird auch in dieser Periode die Prosa noch nicht oder kaum verwandt, und ich darf deshalb um so schneller über dieselbe hinweggehen.

Vor allem ist zu erwähnen, daß in dieser Zeit sich zuerst eine geschichtliche Prosa bildet, die in zalreichen Chroniken des

14. und 15. Jarhunderts zu Tage liegt. Wenn es ein Verdienst der Geschichtschreibung ist, in einfacher, anspruchloser Darstellung einfach die Thatsachen zu erzälen, in einem Stile, welcher sich den Thatsachen genau anbequemt — ein Verdienst, welches freilich heut zu Tage sehr gering angeschlagen wird, da wir die epische Unmittelbarkeit der Geschichtserzälung theils durch die unvermeidliche Lage der Dinge, theils aber auch durch eigene Willkür, um nicht zu sagen durch Superklugheit, wie es scheint unwiederbringlich eingebüßt haben — wenn es aber überhaupt noch für ein Verdienst gelten kann, so gebürt dieses Verdienst einer großen Anzal von Chronikschreibern des 14. und sogar des 15. Jarhunderts in hohem Grade. Doch haben die ältern Geschichtsschreiber in Ansehung der fließenden, geschmeidigen Darstellung im Ganzen den Vorzug vor den späteren, dem 15. Jarhundert angehörigen. Da es unmöglich ist, auch nur die Bedeutendsten derselben nur mit Namen hier aufzuführen, so begnüge ich mich unter ihnen die durch ihre fließende Darstellung vor allen ausgezeichneten Straßburger Chronisten: Friedrich Closener aus der Mitte[137], Jacob Twinger von Königshofen aus dem Ende des 14. Jarhunderts[138] zu nennen, und zu erwähnen, daß in den nächsten Rang nach ihnen die oben gelegentlich erwähnte Limburger Chronik[139], sodann ein von einem ungenannten Hersfelder bearbeiteter Abschnitt aus der hersfeldischen Geschichte, die freilich nur in einer späteren Ueberarbeitung vorhandene hessische Chronik des Johann Riedesel[140] und der dem 15. Jarhundert angehörige schlesische Geschichtsschreiber Peter Eschenloer[141] zu stellen sind. In härterem Stile sind schon die Schweizer Chroniken von Diebold Schilling und Petermann Etterlin[142] aus dem Ende des 15. Jarhunderts abgefaßt, und noch starrer, oft geradezu wunderlich ist das in seltsame Allegorien gekleidete Geschichtswerk, welches die Regierungsgeschichte Kaiser Friedrichs III. und Kaisers Maximilians I. unter dem Namen „der Weißkunig" schildert. Der Verfaßer auch dieses Werkes ist ursprünglich wie von dem Theuerdank, Kaiser Maximilian selbst, und nur die Redaction übertrug er, wie dort seinem Kaplan Pfinzig, hier seinem Geheimschreiber Treitzsauerwein. Das

Beste sind auch hier die vortrefflichen Holzschnitte von Hans Burgmaier. Manuscript und Holzschnitte lagen fast drei Jarhunderte unabgedruckt, und sind erst im Jahr 1775 unter die Presse gekommen.

Nächst der historischen Prosa, und dieselbe an Feinheit, Weiche und Gefügsamkeit noch überbietend, ist die didaktisch-asketische Prosa zu nennen. Diese wird hauptsächlich vertreten von der damaligen mystischen Theologie, während die scholastische Theologie sich nur der lateinischen Sprache bediente. Diese Schule der Mystiker drang, im Gegensatze gegen die ausschließlich auf das Wißen und die Gelehrsamkeit sich richtenden Scholastiker, vorzugsweise auf die Ausbildung des inneren Menschen: sie wollten, um es kurz zu bezeichnen, mehr Christum selbst haben als von Christi Lehre viel wißen; diese Innerlichkeit, diese Stärke und Warheit der Empfindung drängte sie zu dem ausschließlichen Gebrauch der Muttersprache hin, in welcher allein der Mensch innerlich wahr sein kann, gab ihnen aber zugleich auch eine Richtigkeit, Gewandtheit und Durchsichtigkeit des Ausdrucks, die wir noch heute nur bewundern können, und eine poetische Färbung der ganzen Rede, welche der ganz ähnlich ist, die wir früher dem Franziskaner Berthold zugeschrieben haben. Unter den vielen Abhandlungen, Sammlungen von tiefen Aussprüchen und von Regeln für ein innerliches, beschauliches Leben, unter der großen Zahl von Erbauungsbüchern (die hauptsächlich in den Nonnenklöstern gern gelesen wurden) und der ansehnlichen Menge von Predigten dieser mystischen Schule — einer Vorläuferin der Reformation wenigstens von einer Seite her — darf ich nur an Wenige erinnern. Aus der ersten Hälfte des 14. Jarhunderts sind bekannt die Häupter dieser Schule in Deutschland, Heinrich Seuße, gewöhnlich Suso genannt, dessen Schriften fast vor allen andern eine tiefe, zarte Innigkeit, eine treue, fromme und heitere Gottesliebe athmen, und deren Stil mit zu dem Wohlklingensten, Geschmeidigsten und Gebildetsten gehört, was die ganze Periode aufweisen kann[143]; sodann der berühmte Predigermönch zu Köln, dann zu Straßburg, Johann Tauler (wie er gewöhnlich genannt wird, eigentlich wol Tâler),

dessen Predigten eine Eindringlichkeit, Warheit und Tiefe haben, wie sie kaum einmal in Jarhunderten erreicht wird, so daß sie noch heute als ein schwer zu erreichendes, in ihrer Art niemals zu übertreffendes Muster gelten. Die folgende Zeit der Streittheologie und der wißenschaftlichen oft abstrusen Dialektik verkennt ihn — in ganz gleicher Weise urteilen der bekannte Joh. Eck, das Haupt der Scholastiker des 16. Jarhunderts auf katholischer Seite, und Theodor Beza auf der protestantischen (reformierten) Seite nur höchst geringschätzig von Tauler; erst die spätere Zeit, zumal Ph. J. Spener erkennt seinen hohen Wert wieder vollständig an[144]. In der jüngsten Zeit sind die Schriften beider merkwürdigen Männer, sowohl Seußens als Taulers erneuert worden, wobei freilich die zarte Haltung der Sprache und des Stils hin und wieder hat darangegeben werden müßen.

Weniger bekannt sind die, freilich oft in ermüdende Allegorien verfallenden aber in ihren besten Stücken ganz vortrefflichen Andachtsbücher: Hermanns von Fritzlar Heiligenleben[145]; Ottos von Passau vier und zwanzig Alten oder der güldene Thron der minnenden Seele aus dem 14. Jarhundert; die vier und zwanzig Harfen, eine Nachahmung von Ottos von Passau Werke; der Schatzbehalter oder Schrein der wahren Reichtümer, aus dem 15. Jarhundert u. a. m.

Am Schluße dieser Periode stehet noch ein merkwürdiger Prediger, gleichfalls wie Tauler, ein Straßburger, und ebenwol den letzten Zweigen der mystischen Schule angehörend, Johann Geiler, genannt von Keisersberg. Seine höchste Blüte fällt in das letzte Decennium des 15. und in das erste des 16. Jarhunderts (er starb 10. Merz 1510 und liegt zu Straßburg im Münster unter der für ihn gebauten Kanzel begraben), und sein Ruhm war dem des 150 Jahr ältern Tauler gleich. Im Ganzen schließt sich sein Stil an den seiner Schule an — derselbe ist in vielen seinen erbaulichen Schriften, z. B. in der ersten Hälfte seines Buches, welches er Granatapfel nannte, wo er vom anhebenden, zunehmenden und vollkommenen Menschen handelt, dem Stile Taulers sehr ähnlich, doch unterscheidet er sich in der Sache von Tauler

und den ältern Mystikern durch genaueres Eingehen auf die biblische Geschichte und in Folge davon durch eine bestimtere Einwirkung auf das äußere Leben; darum ist schon in diesem Werke sein Stil etwas kräftiger, fester, auch volksmäßiger und derber, als bei seinen Vorgängern, mehr noch in andern, in welchen er gegen das verderbte Weltleben seiner Zeit, gegen die Zerrüttung der Sitten, den Luxus und die wilde Genußsucht, gegen die Verweltlichung des geistlichen Standes eifert. Nicht ganz selten kommen Darstellungen bei ihm vor, die uns höchst seltsam, ja possierlich erscheinen. So rührt von ihm der, durch das ganze 16. Jarhundert fortgetragene und unzälige Mal wiederholte, am Besten von Fischart eingekleidete Einfall her, den er ganz ernsthaft auf der Kanzel vorbrachte: „woher wol der Name Bischof komme? Er halte dafür, es heiße Beißschaf, weil heut zu Tage die Bischöfe ihre Schäflein statt sie zu weiden, wie die Hunde und grimmigen Wölfe bißen und verzehrten". Ein anderes Beispiel ist, daß er das Leben eines Christenmenschen mit dem Leben eines Hasen vergleicht, und in einer Reihe von Predigten alle Eigenschaften des Hasen auf den Christen anwendet: das Häslein läuft beßer den Berg hinauf als hinab, also soll auch ein Christenmensch und besonders ein Klostermensch eifriger und beßer den Berg hinauf zu Gott dem Herrn in guten Werken laufen, als den Berg wieder hinab nach seinen Lüsten; — das Häslein hat lange Ohren: also soll auch ein Christenmensch und besonders ein Klostermensch lange Ohren haben — um zu hören was Gott spricht; man soll das Häslein braten — also soll auch das geistliche Häslein gebraten werden im Feuer der Widerwärtigkeit; man soll das Häslein spicken, da es ein gar dürres mageres Thierlein ist — also muß auch das geistliche Häslein damit es nicht verbrenne im Feuer der Leiden, gespickt werden mit dem Fett der Andacht und Liebe. — So seltsam und barock indes dieß alles nicht allein scheint, sondern allerdings ist, so vergißt man doch sehr bald die Wunderlichkeiten, von denen der fromme Prediger ausgeht, nicht allein über seiner treuen, herzlichen Sprache und seinem reinen, warhaft christlichen Eifer, sondern auch über seiner äußerst gewandten und treffenden Ausführung der an sich so ungereimten Vergleichungen. —

Es gab eine Zeit, in welcher man nur von diesem einen Prediger, welcher vor Luther vorhanden gewesen sei, wußte oder wißen wollte; daß dem nicht so ist, haben wir selbst bereits gesehen, doch ist so viel allerdings richtig, daß Geiler fast der einzige volksmäßige Redner in der nächsten Zeit vor Luther ist, von dem wir Predigten übrig haben. Die volksmäßigsten Züge müßen übrigens in denjenigen Predigten Geilers aufgesucht werden, welche von dem Franziskaner Johann Pauli nachgeschrieben worden sind.

Mit der Prosa, welche in der Geschichtschreibung und in der geistlichen Betrachtung und Rede herscht, kann sich die übrige Prosa, können sich insbesondere die Uebersetzungen, welche nunmehr beginnen (denn früherhin kannte man die Objectivität, die zu einer Uebersetzung gehört, gar nicht; es gab von allem Fremden nur Bearbeitungen) nicht meßen. Nur die alte, vorlutherische Bibelübersetzung, die in vierzehn Ausgaben bis zum Jahr 1520 erschienen ist, trägt, als unverkennbar aus der mystischen Schule hervorgegangen, in der Hauptsache deren Gepräge; sie ist im Ganzen weicher als Luthers Uebersetzung (nicht härter und ungeschlachter, wie die herkömmlichen Anführungen derselben irriger Weise besagen), und stehet eben dadurch, wenn ihr auch einzelne Vorzüge vor Luthers Uebersetzung zukommen, doch im Ganzen derselben unverkennbar nach. Die übrigen Uebersetzungen ringen sichtlich mit der fremden Sprache und nehmen sich darum, dem freien, leichten natürlichen Erguß in den Chroniken und geistlichen Schriften gegenüber, etwas steif und unbeholfen aus. Dieß ist selbst der Fall mit den Schriften des Albrechts von Eybe, des Nicolaus von Wyle und mit der alten Uebersetzung des Boccaz — welche Werke zu den hervorragendsten gehören; — die Aufzälung dieser ziemlich weitschichtigen Literatur werden mir meine gütigen Leser erlaßen.

Haben wir in der Periode, welche wir so eben flüchtig durchliefen, den Verfall der nationalen Poesie, wie sie aus älterer Zeit

überliefert war, ihr Versinken in sich selbst betrachtet, so zeigt sich uns in dem Zeitraume, welchem wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit zuwenden, im 16. Jarhundert und in den ersten vier und zwanzig Jahren des siebenzehnten der Kampf einer hereinbrechenden neuen Zeit mit diesen schon abgestorbenen Elementen der vorigen Jarhunderte; ein Kampf, welcher damit endigt, daß die wenigen Reste des Alten völlig zertreten, die noch kaum auflodernde Flamme des alten poetischen Nationalbewußtseins gänzlich ausgelöscht wird. Sahen wir jenen Verfall schon dadurch vorbereitet, daß noch in der guten Zeit, im 13. Jarhundert, die Kunstpoesie ein ungehöriges Uebergewicht über die Volkspoesie erhielt; sahen wir, daß dieser Sieg der Kunstpoesie über die Volkspoesie sich durch einen schmählichen und gänzlichen Verfall der Kunstpoesie im vierzehnten und funfzehnten Jarhundert rächte, und daß dagegen in diesen Jarhunderten eine neue volksmäßige Poesie emporwuchs, freilich der alten an Umfang, Tiefe und Fülle nicht vergleichbar, aber doch frisch und kräftig, wie alles natürlich Gewachsene und aus den Säften eines gesunden Bodens Genährte — so werden wir in diesem Zeitraume den völligen Untergang der nur noch kümmerlich gepflegten alten Volkspoesie und das gänzliche Vermodern der Kunstpoesie — wir werden auf der andern Seite das schnelle und kräftige Anwachsen und die volle Blüte der im vorigen Zeitraume emporgekeimten neuen Volkspoesie und Volksliteratur überhaupt zu bemerken Gelegenheit haben. Aber auch diese neue Volksliteratur kann sich der eindringenden und bald eine ausschließliche Herschaft usurpierenden Gelehrsamkeit, sie kann sich der immer schärfer hervortretenden Scheidung zwischen Gelehrten und Ungelehrten, sie kann sich der alle Kräfte in Anspruch nehmenden Theologie mit ihren Streitigkeiten, sie kann sich dem eingeführten fremden Rechte und den zum Theil durch den Einfluß desselben herbeigeführten veränderten Staatsverhältnissen — sie kann sich diesem allen gegenüber nicht behaupten. Von allen Seiten angefochten, eingeengt, zurückgedrängt, verachtet, verspottet, unterdrückt, wird sie zuletzt von der Gelehrsamkeit völlig erdrückt, und an die Stelle der alten Kunstpoesie und der alten und neuen Volkspoesie tritt die

gelehrte Poesie der modernen Zeit mit Martin Opitz. Nur ein einziger reiner, deutscher Klang ist stärker als das verwirrte Getöse der mancherlei Sprachen, und dringt rein, klar und scharf durch den irren Lärm der fremden Töne hindurch: das evangelische Kirchenlied.

Dieses gewaltige Ringen der neuen, einbrechenden Zeit mit der alten, welches sich während des 16. Jarhunderts auf den Gebieten der Religion und der Kirche, der Sitte und des öffentlichen Lebens, der Politik und der Rechtsverhältnisse in ähnlicher Weise darstellt wie auf dem Gebiete der deutschen Nationalliteratur, offenbart sich auf diesem letztern aber nicht allein negativ, durch das Vernichten des Alten, sondern auch positiv, durch Erschaffung neuer Dinge, und zwar vor allem durch zwei hervorstechende Erscheinungen, welche nicht vorher nicht nachher in gleicher Weise und mit gleicher Energie auftreten: einmal durch das Entstehen einer neuen weltbeherschenden Prosa als Ausdruck eines neuen Weltbewustseins; einer Prosa, welche auf Jarhunderte hinaus für alle kommenden Erscheinungen der Literatur Maß und Regel gab — sie noch heute gibt, und zuverläßig noch auf länger als ein Jarhundert geben wird; und durch das Emporblühen der Komik und Satire, die jedesmal, wenn sie bedeutend aufgetreten ist, das Zeichen war, daß zwei Welten, eine alte und eine neue, sich von einander zu scheiden strebten; mit Aristophanes nahm die alte Welt Griechenlands ein Ende: es schloß sich die Welt der hellenischen Thaten, und es begann die Welt der hellenischen Gedanken; eben so stehet als Markstein in der deutschen Literatur zwischen der alten und neuen deutschen Welt Johann Fischart. Hat doch selbst die römische Literatur auf der Grenze zwischen der alten Weltherschaft und dem neuen griechisch-römischen Leben der Kaiserzeit gleichfalls ihre literarischen Grenzpfäle: Persius und Juvenal.

Diese beiden Erscheinungen sind dem 16. Jarhundert so wesentlich eigentümlich, und unterscheiden es so scharf von der vorhergehenden Zeit, daß dasselbe notwendig als eine besondere Periode von den beiden vorigen Jarhunderten, mit denen es sonst so vieles gemein hat, ausgesondert werden muß.

Schon aus dem Bisherigen ergibt sich, daß der Vorwurf, welcher besonders in der neuesten Zeit, meist von katholischer Seite, dem 16. Jarhundert gemacht worden ist, als habe erst dieses Jahrhundert ganz willkürlich und aus revolutionärem Kitzel alle Erinnerungen an die beßere alte deutsche Zeit zerstört, als habe es die alte große Literatur aus Haß gegen das Papsttum absichtlich ignoriert und unterdrückt, einen historischen Irrtum, wenn nicht ein historisches Falsum enthält: die Herrlichkeit der alten Literatur war schon längst abgeblüht, die deutsche Welt hatte sich schon längst abgestumpft gegen die edlen Genüße, welche die Poesie der früheren Jarhunderte ihr darbot, sich schon längst unfähig gemacht, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten; das 16. Jarhundert hat nichts weiter gethan, als diese Bahn vollständig bis zum Ziele durchschritten: es hat die welken Blüten weggeworfen, das unverständlich Gewordene gänzlich beseitigt und langer Vergeßenheit gleichgültig preis gegeben, den nicht mehr fortzusetzenden Weg verlaßen und sich einem neuen zugewendet. Wir können diese allerdings gewaltsame Unterbrechung unserer nationalen literarischen Cultur tief beklagen; wir können noch tiefer beklagen die Zerrüttung des nationalen Gesamtbewustseins, die gänzliche Vernichtung aller altnationalen Erinnerungen — beklagen den Verlust unserer politischen Größe, und was mehr ist unserer politischen Treue, das Zerreißen der alten Bande der Liebe und des Dankes zwischen Kaiser und Fürsten, und Fürst und Adel, und Adel und Bauern -- denn alles dieß liegt allerdings im 16. Jarhundert in den letzten Zügen, dem Tode nahe; nur daß wir nicht auf das 16. Jarhundert und dessen kirchliche Ereignisse allein oder nur hauptsächlich die Schuld dieser Zerstörung werfen.

Der Feind vielmehr, welcher uns auf diesem unserem Gebiete der deutschen Nationalliteratur zunächst und so entschieden entgegentritt, daß wir alle übrigen Gegner (wie namentlich die theologische Streitgelehrsamkeit) nur als Verbündete dieses Hauptfeindes anzusehen haben — ein Gegner, welcher uns schon in der vorigen Periode als ein gefährlicher erschienen ist, jetzt als ein siegender, übermütiger, vernichtender Feind über den Trümmern der nationalen deutschen Poesie fast hohnlachend stehet — dieser Feind ist die so-

genannte klassische Gelehrsamkeit, die griechisch-römische Philologie. Diese wurde damals mit einem Eifer, einer Energie, einer Aufopferung ergriffen, welche Bewunderung erregt, so daß das 16. Jarhundert bekanntlich als das goldene Zeitalter der Philologie gilt und gelten muß; doch von all diesem Fleiße, dieser Regsamkeit, dieser ungemein gesteigerten geistigen Aufregung, welche die Philologie hervorbrachte, kam im 16. Jarhundert der deutschen Poesie nichts zu Gute, alles zum Schaden. Aber schon jetzt sind wir an einem Punkte angekommen, welcher gebieterisch fordert, auch die andere Seite hervorzuheben, und die dringende Berechtigung dieses Feindes, die Notwendigkeit seines Sieges über uns, wenn auch vorerst noch nicht in allen, doch in den nächsten und wichtigsten Beziehungen zu betrachten.

Es ist eine ganz allgemein zugestandene Warheit, daß ein Volk, welches sich beharrlich gegen alle fremde Elemente sträubt, sich von dem Verkehr mit dem Geiste anderer Völker eigensinnig absperrt, sich der Anerkennung des Fremden hartnäckig verschließt und weigert, — allmälich in sich selbst erstarrt und verknöchert, ja noch mehr, daß es zu trauriger, namentlich auch sittlicher Fäulniß versumpft und vermodert. Hat doch das Volk der Griechen selbst kein anderes Schicksal gehabt. Nur durch einen regen Anteil an dem allgemeinen Völkerleben vermag das besondere Volksleben ein Leben zu bleiben, und nach diesem Anteil mißt sich sein Anteil an Einwirkung auf andere Völker, seine geistige und sogar seine politische Macht ab. Ein gänzliches Absperren gegen die fremde und insbesondere jene ältere Cultur war deshalb bei einem gesunden und mit einem so bedeutenden Berufe ausgestatteten Volke wie das deutsche ist, auf keinen Fall zu erwarten; es war nicht zu erwarten, daß es sich für alle Zeiten damit begnügen würde, die Griechen und Römer nur aus der dritten, vierten Hand, entstellt und verfälscht und gleichsam nur durch einen trüben Nebel hin zu erkennen. Es mußte eine Zeit kommen, in welcher die Quellen selbst eröffnet wurden, eine Zeit, in welcher neben dem starken Bewustsein des eigenen Lebens und der eigenen Geschichte auch das Bewustsein fremden Lebens und fremder Geschichte erwachte; eine

Zeit, in welcher von dem mit jedem Jarhundert zusammengetragenen Neuen und Neueren und Neuesten auch einmal auf das Alte, das Aelteste zurückgegangen wurde. Diese Zeit ist das 15. Jarhundert, in welchem man, wie die warhaften Quellen der Kirche so auch die warhafte Quelle der alten Kultur des Menschengeschlechts wieder entdeckte. Nun aber war damals das Bewustsein des eigenen Lebens im deutschen Volke nicht mehr ein starkes, es war die Erinnerung an die eigene Geschichte, dieses instinktartige, aber darum kräftige Erhalten und Benutzen des alten Erbes schon im Erlöschen; mit desto entschiedenerer Energie trat nun das Bewustsein eines fremden Lebens, die Erinnerung an eine fremde Geschichte und die Kenntnis von derselben in das Leben des deutschen Volkes ein; es trat die Berechtigung des individuell Volksmäßigen gleichsam freiwillig, fast möchte man sagen ermüdet, vor der Berechtigung des allgemein Menschlichen, der besondere Beruf vor dem allgemeinen, zurück. Nehmen wir hinzu, daß zu eben dieser Zeit das materielle Streben, oft in vollester Rohheit, auf das Volk eindrang, und daß das Volk — abgesehen von den religiösen Heilmitteln, an denen ich jetzt, als einem anderen Gebiete angehörig, vorbeigehe — eben keine Hülfsquellen mehr in sich hatte, keine geistigen Gegengewichte mehr besaß, um sie neben den Materialismus in die Wagschale zu werfen, so müßen wir dieses, wenn auch übermächtige und gar manche edle Elemente in seine Fluten begrabende Hereinbrechen der fremden Gelehrsamkeit für jene Zeit sogar als ein ungemein wolthätiges und auf weltlichem Gebiete selbst als das einzig mögliche Heilmittel betrachten — sei es auch, daß wir es vorerst nur als eine Art Gegengift wollen gelten laßen. Aber wenn wir endlich bedenken, daß die deutsche Poesie bereits im 15. Jarhundert so in sich versunken war, daß sie aus sich selbst etwas nach größerem Maßstabe Angelegtes, gleich der älteren Poesie, etwas warhaft Bedeutendes, das ganze Volk Bewegendes zu erzeugen für unfähig erklärt werden muß — so werden wir nicht umhin können, einzugestehen, daß nicht allein durch Einführung von fremden und edlen Stoffen überhaupt, sondern auch nur durch energische, imperatorische, und wenn man so will, despotische Einführung despotisch herschender Stoffe eine

neue Zeit der Poesie heraufgeführt werden konnte. Es läßt sich freilich neben der ausschließlichen Herschaft des Einheimischen und dem eben so unbeschränkten Regimente des Fremden noch ein Drittes denken, und findet ein Drittes wirklich statt: die Verschmelzung des Einheimischen und des Fremden zu einem einigen, organischen Ganzen; aber dieser Weg der Verschmelzung ist ein langer und mühevoller Proceß. Er ist allerdings gemacht, er ist vollendet worden, aber erst im Laufe von fast drei Jarhunderten: das Resultat desselben ist eben unsere zweite klassische Dichterperiode; und es wird bei der Schilderung derselben von diesen Gegenständen abermals, unter einem wiederum etwas veränderten Gesichtspunkte die Rede sein müßen. Alsdann wird sich vielleicht sogar ausweisen, daß diese zweite Glanzperiode unserer Dichtkunst nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht die Alten, die Griechen und Römer, Jarhunderte lang über uns den eigentlichen despotischen Schulstab geführt hätten.

Dabei können und sollen jedoch die Nachteile, welche die im 16. Jarhundert zur ausschließlichen Herschaft gelangte griechisch-römische Philologie unserm nationalen Leben und unserer nationalen Dichtkunst insbesondere damals und für die Folge zugefügt hat, keineswegs verschwiegen oder beschönigt werden. Allerdings wurde eine Vorbereitung für das Leben, was die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum ist, mit einer Arbeit des Lebens selbst, was sie nicht ist, verwechselt, aus dem öffentlichen Leben wurde eine große lateinische Schule gemacht, in welcher Schulkünste, lateinisch reden und lateinisch schreiben und lateinische Verse machen, das einzig Geltende, zu Ehren und Ansehen bringende waren; statt des natürlichen Ausdruckes eines wahren Gefühles, welches sich gar nicht hervorwagen durfte, galten nur angelernte, nachgeahmte, und am Ende erlogene Phrasen in fremder Sprache; die Welt der Handlungen und der Thaten trat tief in den Schatten vor einer Bücherwelt, welcher alle Beziehung auf das wirkliche Leben in Staat, Gesellschaft, Kirche und Poesie fehlte; das Volk galt für eine armselige rohe Masse, der etwa nur dadurch aufzuhelfen sei, daß man sie ihren casum und terminum richtig setzen lehrte, und die, wo dieß nicht gelinge, der Barbarei preis gegeben werden

müße; die Poesie dieses Volkes galt für etwas nicht viel besseres, als die Poesie der alten Deutschen den Römern gewesen war; schon im 16. Jarhundert war die Bezeichnung „ein deutscher Poet" eine Art Schimpfwort; — der geistige Blick wurde ganz geflißentlich nur auf die allernächsten Gegenstände, wie in Schulen freilich löblich und nützlich ist, gerichtet und daran dergestalt gefeßelt, daß alles, was außerhalb des Bücherkreißes fiel, ganz naiv als allotria bezeichnet wurde; eine durch lebendige Ueberlieferung weiter getragene, im Blut und Herzen der jungen Generation festgewachsene Geschichte des eigenen Volkes gab es hinfort nicht mehr, nur noch ein schulmäßiges Compendium von Geschichte fremder Völker, was aus einem Buche gelernt werden mußte, und am Ende natürlich zur fable convenue wurde. Und nicht allein diese Nachteile, unter denen eine gesunde, nationale Poesie unmöglich gedeihen konnte, durch welche auch der letzte Rest von ursprünglichem Dichterbewußtsein und angeborener Dichterkraft ausgetilgt werden muste, auch noch andere, nahe verwandte Nachteile dieser antiken Gelehrsamkeit dürfen nicht außer Acht bleiben, wenn wir den Untergang alles echt deutschen, nationalen Gefühls und Bewußtseins begreifen wollen, wie er am Ende der Periode, von welcher wir reden, eintrat. Unter diesen möge es genügen, darauf hinzuweisen, daß das in aller Unbefangenheit und Ehrlichkeit verfolgte Streben, die Römer- und Griechenwelt zu dem ausschließlichen Lebensinhalt unseres Volkes zu machen, uns aus *unsern* Denk-, Gefühls- und Anschauungskreißen hinweg in den Kreiß der Gedanken und Anschauungen der *antiken Heidenwelt* zu versetzen, dem christlich-kirchlichen Leben die allerschwersten, noch heute bei weitem nicht geheilten Wunden geschlagen hat; unsere Poesie aber wird entweder gar nicht vorhanden sein, gar nicht gedeihen, oder wenigstens keine vollendete Poesie sein, wenn sie den wesentlichen Lebensinhalt unseres Volkes, den christlichen, aus den Augen verloren hat. Auch diesen Gipfel des Tadels der klassischen Philologie, der sie auf dem Gebiete unserer Literärgeschichte trifft, werde ich neben dem vorhin angedeuteten Gipfel des Lobes derselben zu seiner Zeit aufzustellen haben.

Ihren nahen Tod nicht ahnend, treibt sich die deutsche Poesie

in ihrem alten volksmäßigen Gewande noch einmal in der vollsten, heitersten Unbefangenheit, in frölicher Lust und Laune, die kaum jemals so lustig, neckisch und zügellos gewesen war, auf und ab in dem auch bereits seinem Untergange geweiheten deutschen Reiche: unbekümmert um die tiefe Verachtung, welche von Seiten der Gelehrten auf ihr lastete, unbekümmert um die Kälte und Gleichgültigkeit, mit welcher die höheren Stände fast ohne Ausnahme ihr begegneten, sang die Poesie des Volkes selbstvergnügt ihre Weisen, reimte ihre Schwänke, und ließ ihre Possen ausgehen in die Welt. Ist die alte Volkspoesie auch gestorben, um nicht wieder zu erstehen, sie ist wenigstens eines heitern und frölichen Todes gestorben. Selbst die Spaltung, welche im 16. Jarhundert durch das Herz des deutschen Volkslebens hinschnitt, die religiöse und kirchliche Trennung, welche besonders zwischen Süd- und Norddeutschland eintrat, konnte im 16. Jarhundert der deutschen Volkspoesie noch nicht viel anhaben; im Gegenteil, die Laune wurde durch dieselbe nur geweckt und geschärft, und die alten Reminiscenzen, das Volkslied vor allem, hatten noch aus der alten Zeit Protestanten und Katholiken gemeinschaftlich. Erst gegen das Ende des 16. Jarhunderts fangen die Wunden an zu schmerzen und die geistige Gemeinschaft zwischen den Gliedern der nunmehr getrennten Kirchen auch auf dem Gebiete der Dichtung sich zu lösen, und sehen wir schon in der zweiten Hälfte des 16. Jarhunderts das Uebergewicht der poetischen Kräfte sich auf die Seite der Protestanten und sogar schon von Norddeutschland werfen, vom 17. Jarhundert an und so weiter bis in die neuere Zeit hinein ist die Gemeinschaft der evangelischen Kirche und ist Norddeutschland der fast ausschließliche Boden, auf welchem deutsche Poesie, ja deutsche Literatur überhaupt, wächst, gedeihet und blühet.

Gehen wir nunmehr auf die einzelnen Erscheinungen der Literatur, zunächst der Poesie dieses Zeitraums ein, so finden wir das alte vaterländische Epos in vollständigem Absterben begriffen; nicht allein daß nichts Neues in diesem Kreiße mehr gedichtet wurde — selbst nicht einmal in dem Stile eines Kaspar von der Roen am Schluße des 15. Jarhunderts, auch das Vorhandene wurde nach-

gerade völlig vergeßen; vom Nibelungenlied und von der Gudrun hat im 16. Jarhundert schwerlich jemand ein Wort gewußt, als Kaiser Maximilian und sein Schreiber, oder der gelehrte Historiker Wolfgang Lazius; das **Verständnis** war gänzlich erloschen. Das Heldenbuch wurde zwar noch mehreremale gedruckt und im Laufe des 16. Jarhunderts noch gelesen, aber bei allen Gelehrten war es ein **barbarum**, ein Altweiberbuch, und am Ende des Zeitraums, im Anfange des 17. Jarhunderts galt es für eine wunderliche Antiquität, für ein Curiosum, wofür es ja noch heut zu Tage mancher hält, statt in ihm ein Stück von dem eigenen Leib und Leben anzuerkennen. Auch manche von den Einzelsagen wurden noch fortgesungen und sogar gedruckt[146], aber diese Drucke der Dietrichssagen standen bei der hohen Gelehrtenwelt in noch üblerem Geruche, als das Heldenbuch; dieß war doch noch in Folio gedruckt und flößte durch seine wolbeleibte ansehnliche Natur noch einigen Respect ein bei den Folio- und Quartgelehrten; die Dietrichssagen hingegen waren im kleinsten Octav, und schon dieß Format war damals nur für den ungelehrten Pöbel bestimmt; das Lied von Sigfrids Drachenkampfe aber befand sich nun vollends auf einem fliegenden Blatte, und diese Drucke standen bei der gelehrten Welt in nicht beßerem Ansehen, als bei uns Maueranschläge und Komödienzettel.

Das alte Kunstepos erlischt gleichfalls in seinen letzten kaum noch aus der Asche emporglimmenden Funken; die freudige, helle Flamme, in der es ehedem loderte und leuchtete, war ja schon im vorigen Jarhundert zusammengesunken. Daß man noch am Ende des vorigen Jarhunderts die Umdichtung der Metamorphosen des Ovid von einem Dichter aus dem Anfange des 13. Jarhunderts **Albrecht von Halberstadt**[147], und die liebliche Erzälung von **Konrad von Würzburg**, Engelhart und Engeltrut[148], abdruckte, will wenig oder nichts sagen; das erstgenannte Werk hat ja ohnehin die ihm zugewandte Neigung lediglich seinem römisch-klassischen Inhalte zu verdanken. Merkwürdig ist es übrigens, daß uns von diesen beiden Werken **gar keine** Handschriften erhalten sind, wir sie bloß aus diesen Drucken des 16. Jarhunderts kennen.

Die Bekanntschaft mit dem Stoffe der Artussage dauert indes fort, nur nicht mit den Gedichten der alten Zeit, welche diese Sage behandelten; die Kenntnis derselben wurde aus den deutschen prosaischen Bearbeitungen der französischen Gedichte dieses Kreißes geschöpft. Mit dem Ende dieser Periode aber, um das Jahr 1620 ist, wie von dem volksmäßigen Epos, so auch von dem Kunstepos die letzte Kunde erloschen, und nur als Volksbücher fristeten einige dieser alten Sagen auf den Krammärkten der kleinen Städte und Marktflecken ein kümmerliches Dasein bis auf unsere Tage herab, wo die allerneuste Weisheit sie auch von da vertrieben hat, damit der Bauer und Bürger statt dieser alten guten Sachen Nordhäuser Schauerromane oder noch Schlimmeres zur Hand nehme.

Selbst die einzelnen poetischen Erzälungen fließen jetzt sparsam; der fruchtbarste unter allen Erzälern dieses Jarhunderts, der volksmäßigste, launigste und lebendigste ist der Nürnberger Schuster und Meistersänger Hans Sachs; der beste, welcher freilich nur eine, aber eine ganz vortreffliche poetische Erzälung geschrieben hat, ist Johann Fischart, dem wir nachher bei der Satire auf seinem eigentümlichen und fruchtbaren Felde begegnen werden.

Hans Sachs entfaltete dagegen seine Eigentümlichkeit am vollständigsten und vorteilhaftesten in der Erzälung, der ernsthaften und scherzhaften, von denen er jene unter dem Titel „Histori und Geschicht“, diese als „Fabeln und gute Schwenk“ in seinen Werken aufführt. Diesem merkwürdigen Manne, der unter allen Dichtern des 16. Jarhunderts noch heute nicht allein der bekannteste, sondern fast allein bekannt, wenn auch nicht gekannt ist, müßen wir hier, wo wir ihm zum ersten Male und zwar gleich in seiner eigentlichen Dichterheimat begegnen, wenigstens einige Worte der Betrachtung widmen. Als Dichter, das Wort im höchsten Sinne gefaßt, als schöpferisches, die Welt gestaltendes oder umgestaltendes, die Zeit beherschendes Ingenium kann Hans Sachs allerdings nicht gelten; wol aber ist er ein ungemein glücklich begabtes Talent, in der Auffaßung des Gegebenen schnell und sicher, in der Darstellung leicht und ungezwungen, dem Stoffe in der Behandlung

fast immer entschieden überlegen, milde und gemäßigt, dabei von heiterer Laune und höchst ergetzlichem Humor. Am hervorstechendsten zeigen sich diese guten Eigenschaften in seinen weltlichen Erzälungen, und sodann in seinen Dramen, welche nachher besonders erwähnt werden müßen; weit weniger in seinen geistlichen Dichtungen, z. B. den in Erzälungsform umgereimten Psalmen und sonstigen biblischen Stücken, denen man das allzeit fertige Reimen, die oft handwerksmäßige und mit dem Stoffe es wenig genau nehmende Fertigkeit allzusehr ansieht; noch weniger in seinen Meistergesängen, in denen er sich von den übrigen Meistersängern nicht besonders unterscheidet. Auch zeigt sich in seinen Versen, daß die hergebrachte alte Form der kurzen Reimpaare durch ihn nicht wieder geadelt werden konnte, wenn dies überhaupt in der neuen Sprache möglich war; der Verfall der dichterischen Technik tritt bei Hans Sachs zuweilen so auffallend hervor, daß man recht wol begreift, es konnte eine gänzliche Umgestaltung der deutschen Verskunst, wie sie nachher durch Opitz eingeführt wurde, unmöglich ausbleiben. Demungeachtet bleibt seinen Erzälungen ihr Verdienst ungeschmälert; alle künstlichen Producte des folgenden, siebenzehnten, und die ganze bezopfte Schar der Dichterlinge im Anfang des 18. Jarhunderts, die mitunter gar hochmütig auf den Nürnberger Schuster herabsahen, werden weit von ihm übertroffen; ja er überragt an Lebendigkeit und Raschheit der Darstellung, an gesundem Gefühl und natürlichem treffendem Ausdrucke noch um ein sehr Ansehnliches unsern Gellert, und vollends wird heut zu Tage in unserer von Neuem der Künstlichkeit und Absichtlichkeit zugewendeten Zeit ihm so leicht niemand gleich kommen. Wie einfach, und doch wie lebhaft, wie ganz ohne ausgesprochene Tendenzen und doch wie treffend für so manche Erscheinungen seiner Zeit ist sein bekannter Schwank vom Schlaraffenlande, mit dem er alle früheren hoch- und niederdeutschen Darstellungen desselben Gegenstandes weit hinter sich läßt! Wie naiv und herzlich, in welchem ansprechenden Tone und mit welcher scharfen Zeichnung versehen sind seine Erzälungen von St. Peter mit der Geiß und von dem faulen Bauernknecht! und wie vortrefflich ist die polternde Geschäftigkeit einer hadernden, zänkischen Frau im

Kifferbeskraut geschildert! Ein Gartenliebhaber fragt nämlich um Rat, was für Blumen und Gemüse er in seinen Garten pflanzen solle, und unter vielen Sämereien zur Zier und zum Nutzen werden ihm denn auch zuletzt Kifferbsen (Sommererbsen, Aufmacherbsen) empfohlen. Aber der Ratfragende fängt bei diesem Namen an, laut aufzuschreien: „o nur keine Kifferbsen, keine Kifferbsen! Kifferbeskraut (im Doppelsinn: das Keifkraut, Zankkraut) wächst mir schon genug in Hof und Haus, ist mir wie Unkraut noch nie verdorben, nicht im kalten Winter erfroren, nicht im heißen Sommer verdörrt, es wächst in meinem ganzen Haus; im Keller und im Bad, in Küche, Stube und Kammer macht Kifferbeskraut mir Jammer, zu oberst auf dem Boden oben thut das Unkraut oft wüten und toben; was meine Frau arbeitet und thut, das arg Unkraut bei ihr nicht ruht, ob sie die Kinder badt und zwecht (wäscht), Waßer trägt oder Küchlein becht, in der Küche aufräumt und spült, das Haus kehrt und in den Betten wühlt, daß sie Federn lieſt oder hechelt, oder Flachs in der Sonne aufwechelt (aufstellt), fegt Pfannen oder hat ein Wäsch, da wächst das Kifferbeskraut gar resch, daß ich in dem Kraut mich verirr und endlich gar mich drinn verwirr; — meine Frau füllt mich früh und spät überflüßig, voll und satt, daß ich wünscht, daß Kifferbeskraut nie wäre gesäet oder gebaut, sondern daß dieses Krautes Frucht wüchs nimmermehr und wär verflucht, und verdürb, Blätter samt dem Stroh, des würd manch guter Gsell herzfroh". Eben wie solche häusliche Scenen werden auch die bürgerlichen Handwerksscenen auf das Vortrefflichste geschildert: wie der Schneider mit großen Stücken Zeugs nach der Maus wirft (in die Hölle wirft, wie wir sonst sagen), und ihm dann im Traume zu seiner großen Angst vom Teufel eine ungeheure Fahne von all den Lappen gezeigt wird, die er jemals nach der Maus geworfen, und wie er da hoch und heilig gelobt, nie wieder nach der Maus zu werfen; wie ihn dann später die Gesellen an die Fahne erinnern, und er lange Zeit das Werfen einstellt, bis er einmal ein gülden Stück (Goldbrokat) zu verarbeiten bekommt; als ihn auch jetzt die Gesellen an die Fahne mahnen, meint er: ein solches Stück sei gar nicht in der Fahne

gewesen, und hin fliegt ein großes Stück nach der Maus. Endlich stirbt das Schneiderlein, und St. Peter läßt ihn aus Barmherzigkeit doch im Himmel hinter dem Ofen sitzen. Da sieht er aber einst, als er hinter dem Himmelsofen hervorkriecht, auf der Erde eine Frau ein Tüchlein stehlen, und flugs wirft er unsers Herrgottes Fußschemel nach der Frau, daß sie krumm und bucklicht wird. Es kommt indes bald aus, wohin der Schneidereifer den Fußschemel geschleudert, und der Herr spricht zu ihm: „O Schneider, Schneider, und sollt ich allmal haben geworfen dich, mit meim Fußschemel bei dein Tagen, wenn du den Leuten ab hast trahen, die Fleck geworfen nach der Maus: meinst nicht, es wär auf deinem Haus längst kein Ziegel mehr auf dem Dach, auch hättest du längst durch meine Rach auch müßen gehen an zwei Krücken, mit krummem Bein, gebognem Rücken, wärst längst geworden zu eim Krüppel; was wirfst denn du, du grober Trüppel?" — Ueberhaupt hält sich unser ehrlicher Dichter ganz in dem engeren Kreiße bürgerlicher Sitte und Anschauung, und eben in diesem Maßhalten, in dem Bewustsein seiner Schranken, was so vielen fehlt, zeigt er sich seiner Dichtergaben würdig. Seine besten Stoffe sind auch in der That aus dem wirklichen bürgerlichen Leben, sonst aber auch aus alten und neuen, damals durch Uebersetzungen bekannt gewordenen Schriftstellern entlehnt, und bei der gerechten Verwunderung, die uns ergreift, wie nur ein Schuster das alles habe lesen können, feßelt uns zugleich das Erstaunen über das angemeßene Gewand, welches er seinen erborgten Stoffen zu leihen versteht. Es hätten die Erzälungen unseres trefflichen Hans Sachs, die schon öfter mit zweckmäßiger, jedoch sparsamer, Auswahl herausgegeben worden sind und in größerem Umfange zur Herausgabe vorbereitet wurden, eine regere Theilnahme verdient, als ihnen das deutsche Publicum zu Theil werden ließ. In der Reformationszeit vertrat Sachs gewissermaßen die Auctorität des der Reformation zugewendeten Bürgerstandes, und stand selbst bei den Reformatoren, wenigstens bei Melanchthon in gutem Ansehen (bekanntlich hat er die Reformation in einem Gedichte: „Die Wittenbergische Nachtigall" schon 1523 begrüßt, und zur Verbreitung derselben unter den Bürgern Nürn-

bergs viel beigetragen); die folgende gelehrte Dichterzeit begann ihn zu verachten, so daß Hans Sachs fast geradezu das Ideal aller schlechten Reimer wurde, und der Spottreim auf ihn geschmiedet werden konnte: Hans Sachse war ein Schuh-Macher und Poet dazu; doch schon Hoffmannswaldau weiß ihn recht wol zu würdigen, und bekanntlich war es wieder Goethe, welcher, wie auf das Volkslied, so auch auf Hans Sachs mit allem Nachdruck hinwies. Indeß auch Wieland, mit dem doch Hans Sachs wenig Verwandschaft hat, erkannte seinen Wert wol. — Von welcher Fruchtbarkeit unser dichtender Schuhmachermeister war, kann man daraus abnehmen, daß er z. B. in den Monaten Juli, August und September des Jahres 1563, also in seinem neun und sechzigsten Jahre, nicht weniger als vier und dreißig Geschichten und Schwänke, und außerdem noch sechs geistliche Stücke, die Meistergesänge nicht gerechnet, gedichtet hat, und daß manche von diesen Schwänken mit zu seinen besten gehören; — diese Thätigkeit setzte er fünf und fünfzig Jahre lang, vom Jahre 1514 bis zu dem Jahre 1569, aus welchem die letzten seiner Gedichte sind, fort, und so wird es begreiflich, daß er noch zwei Jahre vorher, ehe er sein Dichten einstellte, im Jahre 1567, zweihundert und acht Komödien und Tragödien, siebenzehnhundert Schwänke und viertausend zweihundert Meisterschulgesänge, im Ganzen aber sechstausend und acht und vierzig Produkte seiner Muse zälen konnte. Er konnte dieß um so leichter genau ausrechnen, und wir ohne Mühe ihm nachzälen, da er mit echt bürgerlicher Pünktlichkeit nicht allein allen seinen Gedichten sein „Hans Sachs“ anhängt, sondern auch gewißenhaft Tag und Jahr der Verfertigung angibt[149]. Daß unter dieser Masse viel Eilfertiges, bloß Handwerksmäßiges sich finden müße, läßt sich erwarten, doch trifft dieser Tadel die gedruckten Sachen am wenigsten, da er diese mit großer Sorgfalt, fast mit Aengstlichkeit auswählte, und namentlich verordnete, daß von allen seinen Meisterschulgesängen kein einziger gedruckt werden sollte: eine Bescheidenheit und Selbstkenntnis, die man viel unberufenen Dichtern des 17. Jarhunderts und noch viel späterer Zeit gar sehr wünschen möchte. — Am Ende seines Lebens, im achtzigsten Jahre, wurde der noch als betagter Greis so rührige

Mann geistesschwach, Gehör und Sprachvermögen verschwand. Da saß er denn, nach der Erzälung eines seiner dankbaren Schüler, schneeweiß und grau wie eine Taube an Haar und Bart, hinter seinem Pulte vor seinem großen Buche, und neigte nur noch das weiße Haupt gegen die Besuchenden und sah sie mit seinem milden lieblichen Greisenantlitz freundlich an, bis er im zwei und achtzigsten Jahre seines Lebens, am 25. Januar 1576, sanft entschlummerte.

Der andere Erzäler, der im 16. Jarhundert nennenswert ist, gehört zu den ersten Geistern dieses Jarhunderts überhaupt: Johann Fischart, genannt Menzer; sein hierher gehöriges Gedicht enthält die Beschreibung der im Juni des Jahres 1576 Statt gefundenen Reise der Zürcherischen Büchsenschützengesellschaft von Zürich nach Straßburg, welche dieselbe zu Schiffe in einem Tage vollendete, und die zum Zeugnis dieser schnellen Fart einen Keßel mit Hirsebrei, der in Zürich gekocht worden war, noch warm nach Straßburg brachte — eine schon früher einmal ausgeführte Schifferthat. Das Gedicht führt den Titel: „das glückhaft Schiff von Zürich", und ist durch Warheit und Lebendigkeit der Schilderungen, durch edle und gewandte Sprache, durch Körnigkeit und Gedrungenheit des Ausdruckes, sowie durch die Höhe des Standpunktes, auf welchen sich der Dichter stellt — es gilt ihm darum die Stärke des Willens, die Rührigkeit der Arbeit, die ihres Zieles und Erfolges gewis ist, den ehrenhaften bürgerlichen Sinn der Eidgenoßen und die Bedeutung des freundschaftlichen Verkehrs der Städte unter einander zu schildern — es ist durch dieses alles nicht allein das hervorragendste erzälende Gedicht dieses Zeitraums, sondern auf zwei folgende Jarhunderte hinaus ohne Frage das vorzüglichste, mithin eins der besten Gedichte seiner Art, die wir überhaupt besitzen [130].

Die übrigen erzälenden Gedichte unseres Zeitraums erlaube ich mir mit Stillschweigen zu übergehen, indem keins derselben sich über das Gewöhnlichste erhebt, und selbst Valentin Andreäs Christenburg, aus dem Ende dieser Periode, sich zwar an Fischarts Darstellungsweise anzuschließen sucht, aber durchaus auf Allegorie

gegründet ist, und deshalb zum großen Theile sich in ermüdender Breite verliert[151].

Das Thierepos, durch Reineke Vos bekannt, erhielt sich in diesem Jarhundert im Beifall der Zeitgenoßen, wenn schon unverstanden, und nach der vorwiegenden Neigung des Zeitalters bloß von der satirischen Seite aufgefaßt oder dahin umgedeutet; von dieser Seite her nahm sogar die gelehrte Welt einige Notiz von dieser Poesie. Daß sie aber wirksam war, sehen wir daraus, daß in dieser Periode sich aus derselben eine ganz neue Dichtungsgattung entwickelte, welche, wenn auch dem eigentlichen Thierepos bei weitem nicht gleichzustellen, dennoch ihre eigentümliche Bedeutung hat, und ihre Wirkungen auf die Zeitgenoßen, ja auf die folgenden Geschlechter, bis auf den heutigen Tag, in sehr merklicher Weise äußerte. Es ist dieß das sogenannte allegorisch-satirische Thiergedicht, ein Mittelglied zwischen Thierepos und Fabel, welches in unserer Periode, der es ganz eigens angehört, durch den Froschmeuseler Georg Rollenhagens, den Flohatz Fischarts, den Ameisen- und Mückenkrieg des Christoph Fuchs, den Gans-könig Wolfhart Spangenbergs und den Eselkönig Roses von Kreuzheim (dieß Werk ist jedoch in Prosa verfaßt) vertreten wird; anderer mehr neben- und untergeordneter Erscheinungen dieser Art zu geschweigen.

Nicht auf alle diese Gedichte paßt der Name, welchen man für dieselben in Gang gebracht hat: allegorisch-satirisches Thier- (oder gar Lehr-) Gedicht; wenigstens ist das bei weitem originellste lebendigste und witzigste unter ihnen, Fischarts Flohatz, ein rein komisches Gedicht, zumal in seiner ersten Hälfte, und nichts weniger als satirisch oder gar allegorisch, am allerwenigsten lehrhaft. Diejenigen Plagen der armen Menschheit, die dem Arzte Nicolai den Aufenthalt in Italien zur Hölle zu machen vermochten, und die Lebens- und Todesleiden der nicolaitischen Thierchen sind hier mit einer Warheit, einer Lebhaftigkeit, einer Laune geschildert, welche unübertrefflich ist, und kaum wird es einen Stoff geben in welchem der zu allem Komischen erforderliche Gegensatz des unmöglichen und dennoch geforderten Mitleidens in so voller Warheit und

Schärfe heraustrâte, wie in diesem Gedichte Fischarts. Daß es von Natürlichkeiten und Derbheiten voll, ja übervoll ist, darf bei einem Gedichte dieser Art nicht befremden; dergleichen Dinge sind von der Komik und Satire überhaupt unzertrennlich, vollends von der niederen Komik, die gar nicht wäre, was sie ist, gar nicht existierte, wenn ihr das Gebiet der Derbheiten und Unsauberkeiten verschloßen werden sollte. Freilich ist dies seltsame und seltene Buch darum auch keine Lectüre für alle, und schwerlich würden heut zu Tage, wie im Jahre 1577, die Exemplare dem Drucker unter der Presse weggerißen werden, schwerlich würde die heutige Zeit es förmlich verschlingen und im buchstäblichen Sinne zerlesen, wie es die lachlustigen Kinder des 16. Jarhunderts thaten — woher es kommt, daß troß wiederholter starker Auflagen nur wenige Exemplare durch die lesenden Hände der Zeitgenoßen hindurch bis auf unsere Tage sich gerettet haben[152].

Genauer und wol am genauesten trifft die Bezeichnung allegorisch-satirisches Lehrgedicht auf den bekannten Froschmeuseler zu, welcher in den sechziger Jahren des 16. Jarhunderts von George Rollenhagen gedichtet, aber erst 1595 zum ersten Male (seitdem sehr oft) gedruckt worden ist. Dieses Gedicht ist der eigenen Angabe des Verfaßers zufolge auf eine Art Weltspiegel angelegt, und die homerische Batrachomyomachie für diesen Zweck umgearbeitet worden. Der Eingang der Erzälung ist übrigens vollkommen episch, mit traulichem und oft sogar zartem Anschmiegen an die Thierwelt, besonders an das Geschlecht der Mäuse, gedichtet; bald aber wird dieser Weg des Thierepos verlaßen, und die nunmehr auftretenden Thiere sind lediglich verkleidete Menschen, welche über alle geistlichen und weltlichen Dinge auf Erden umständliche Unterhaltungen pflegen: das Papsttum wie die Alchymie, das Schatzgraben und den Vorzug der Monarchie vor der Aristokratie und Demokratie besprechen und mit reichlichen Beispielen aus der Fabelwelt belegen. Erst der Schluß des Ganzen, die zweite Hälfte des dritten Buches, in welchem die zwischen den Mäusen und Fröschen gelieferte Schlacht beschrieben wird, ist wieder eine Anlehnung an die epische Erzälung. Zum Ueberfluß wird noch in den Ueberschriften der drei Bücher gesagt,

daß das erste vom Privatstande, das zweite vom geistlichen und weltlichen Regimente und das dritte von den Kriegsachen handele, auch der geneigte Leser in der Vorrede zum dritten Buche erinnert, daß obwol hier von Mäusen, Fröschen und Hasen die Rede sei, doch immer Menschen abgemalet und gemeinet seien. Troß dieser bewusten und die poetische Wirkung oft geradezu zerstörenden Allegorieen ist jedoch der Stil dieses Gedichtes gröstenteils sehr lebhaft, die Schilderung anschaulich und sorgfältig, die Sprache rein und der Versbau geschickt, so daß der Froschmeuseler ohne Bedenken als eins der besten poetischen Producte des 16. Jarhunders betrachtet werden kann, und keineswegs mit Unrecht so lange Zeit, fast allein unter allen Gedichten des 16. Jarhunderts, in so hohen Ehren gestanden hat. Auch heute noch wird sich das Lesen wenigstens des grösten Theiles dieser Dichtung nicht übel lohnen.

Die noch übrigen Gedichte haben weniger Anspruch auf unsere Beachtung: der Ganskönig von Wolfhart Spangenberg, einem Sohne des bekannten Theologen und Geschichtschreibers Cyriakus Spangenberg, ist nur eine Lobrede auf die Gans, nämlich die gebratene Martinsgans, und bloß der erste Theil, in welchem die Vögel sich über den zum Königtum in ihrem Reiche würdigsten beraten, hat eine Anlehnung an das Thierepos, doch enthält eben diese Abteilung fast nichts als Reden, keine Handlung. Das Büchlein ist übrigens nicht ungeschickt geschrieben, in guter Sprache und fließenden Versen, und steht schon an der Grenze unserer Periode, denn es erschien zu Straßburg im Jahre 1607. — Der Ameisen- und Mückenkrieg von Johann Christoph Fuchs aus dem Schmalkaldischen, nachher verändert von dem Pfarrer Balthasar Schnurr von Lendsiedel ist eine nicht unebene Bearbeitung eines lateinischen oder vielmehr macaronischen (aus italienischen und lateinischen Wörtern gemischten) Gedichtes, und hat darum noch weniger Anspruch auf Beachtung in einer deutschen Literärgeschichte[188]. Der Eselkönig ist eine prosaische, doch auch nicht mislungene Satire auf die zweibeinigen Namensvettern, die ohne Verdienst zu Ansehn, Ehren und Reichtum gelangen; im Einzelnen

enthält es manche, wie es scheint, volksmäßige Züge; das Ganze kann in keinen großen Betracht kommen[154].

Die an das Thierepos sich anschließende Lehrfabel hat in unserm Jarhundert zwei Vertreter: Erasmus Alberus und Burkard Waldis, zwei Hessen, der eine aus Staden in der Wetterau, der andere aus Allendorf an der Werra gebürtig, beide Theologen, Alberus Superintendent zu Hanau und nachher an vielen andern Orten, zu Neubrandenburg in Mecklenburg gestorben, Waldis, nachdem er früher Mönch gewesen war, und nachher ein unstätes Leben geführt hatte, Probst und Pfarrer zu Abterode am Meißner (nicht aber Kaplan der Margareta von der Sal, wie die literargeschichtlichen Elementarbücher noch immer angeben). Das Verdienst beider Dichter besteht übrigens nicht in der Erfindung neuer Thierfabeln, vielmehr nur in der, bei E. Alberus etwas weitläufig angelegten aber in desto strengerem Stil gehaltenen, bei Waldis höchst lebendigen und launigen Darstellung. Des Alberus Fabeln sind nur neun und vierzig[155], Waldis dagegen hat dreihundert fremde Fabeln behandelt. Doch fängt jetzt noch mehr, als früher bei dem Stricker, die äsopische und phädrianische Sitte an, überzugreifen, unter den Titel Fabeln auch kurze epigrammatische Erzälungen aus der Menschenwelt, Possen und Schwänke zu mischen, und diese finden sich auch schon in den dreihundert Fabeln, welche Waldis erborgt hat. Das vierte Hundert seiner Fabeln aber ist fast ganz sein Eigentum, an Stoff und Form, nur besteht dasselbe, mit Ausnahme weniger Stücke, unter denen eins (die Betfart des Esels in Gesellschaft des Fuchses und Wolfes) dem alten Thierepos angehört, aus lauter lustigen Erzälungen, aus Schwänken und Anekdoten, welche meistens der Zeitgeschichte angehören, zum Theil aber auch aus der lebendigen Volkstradition entnommen sind, wie die Erzälung von dem Sauhirten, der ein Abt wird, die, wie früher bereits erwähnt, zum Theil schon der Sage vom Pfaffen Amis angehört, und aus welcher Bürger seine bekannte Dichtung der Kaiser und der Abt schöpfte, so wie früher schon Hagedorn, Gellert und Zachariä eine ihrer besten Quellen in dem Fabelbuche des alten Pfarrers von Abterode fanden[156].

Der Lehrgedichte und beschreibenden Dichtungen gibt es in diesem Zeitraume eine sehr große Anzal, doch sind dieselben bei weitem zum grösten Theil Reimereien ohne irgend ein Verdienst, und außer Hans Sachs, in dessen Werken sich einzelne, nicht übel geratene Lehrgedichte vorfinden, z. B. ein Landsknechts-Spiegel, welcher das Leben und Treiben dieses wilden Geschlechts sehr treffend schildert — sind nur Fischart und Bartholomäus Ringwald zu nennen.

Fischarts beschreibende und lehrende Gedichte sind bis jetzt von fast allen, und eins der vorzüglichsten geradezu von allen Bücher schreibenden Literatoren unbeachtet geblieben, und doch gehören sie mit zu den besten Produkten der beschreibenden und lehrenden Dichtkunst, die wir nicht allein aus dem 16. Jarhundert, sondern auch aus den folgenden Zeiten besitzen, so daß selbst die neueste Zeit in den meisten Beziehungen kaum, in manchen gar nicht mit ihm wetteifern kann. Einige derselben sind seinem philosophischen Ehezuchtbüchlein einverleibt, welches zur einen Hälfte eine Uebersetzung von Plutarchs Lehre von dem ehelichen Leben, zur andern aber eine treffliche eigene Abhandlung Fischarts über Haus- und Familienleben enthält. Es ist zu bewundern, mit welcher Zartheit und Freisinnigkeit dieser gröste Satiriker unserer Nation das Glück und den Frieden des häuslichen Lebens, die stille Eingezogenheit, die unermüdliche Thätigkeit, die ruhige Milde der wahren Hausfrau schildert — doch er wäre ja eben nicht der warhaft große Satiriker, er wäre nur ein Spaßmacher, wenn nicht auf dem Grunde seiner Seele der tiefste Ernst und der zarteste Sinn wohnte, den er uns in diesem Werke, dem Ehezuchtbüchlein, auf die ansprechendste und oft ergreifendste Weise in der Prosa, wie in den Versen, offenbart. Ich will mich zum Belege für mein Urteil nur auf zwei kurze Stellen berufen, welche übrigens nebenher auch auf die Sprachgewalt dieses merkwürdigen Geistes, die bei der Schilderung seiner Komik zur Erwähnung kommen muß, vorzubereiten geeignet sind[157]:

„Derhalben soll ein Mann fein wonen Mit Vernunft beim Weib, und jr schonen, soll nicht ausrichten alls mit Rauhe, Sonder

gelindlich und mit Treue: Dann Räuhe machet doch nur Scheue Und Scheue bringt alsdann Untreue, Also bringt Räuhe alsdan Reue Wann sie sieht, wie sie nichts gedäue. Aber Sanftmut und Gelindigkeit Bringt willig Treu, schaft willig Leut. Ein Man soll nicht ein Sturmwind sein Der im Haus einsmal alls werf ein, Sondern brauchen der Sonnen Witz Die allgemach wirkt durch jr Hitz. Soll nicht einsmals alls wölln demmen, Sonder allgemach das bös hinnemmen: Und wo die Kält nichts will erhalten Da soll die Wärm jr Statt verwalten. Dan wo man alles nur will stürmen Da dringt man die Leut sich zu schirmen". Und wiederum von den Frauen: „Wann er schreiet, Sie nur schweiget, Schweigt er dan, Redt sie jn an, Ist er grimmsinnig, Ist sie külsinnig, Ist er vilgrimmig, Ist sie stillstimmig, Ist er stillgrimmig, Ist sie troststimmig, Ist er ungstümig, Ist sie kleinstimmig, Tobt er aus Grimm, So weicht sie jm, Ist er wütig, So ist sie gütig, Mault er aus Grimm, Redt sie ein jm. Er ist die Sonn, Sie ist der Mon; Sie ist die Nacht, Er hat Tagesmacht; Was nun von der Sonnen Am tag ist verbronnen, Das kült die Nacht durch des Mons Macht: Also wird gestilt Auch was ist wild. Sonst gern geschicht, Gleich wie man spricht: Zwen harte Stein Maln nimmer klein. Ein gescheid Frau laßt den Mann wol wüten; Aber dafür soll sie sich hüten, das sie jn nicht lang maulen laße, sonder durch linde Weis und Maße Und durch holdselig freundlich Gspräch bei Zeiten jm den Mund aufbrech".

In demselben Sinne und in derselben Weise, wie hier über das Verhältnis der Ehegatten, redet er in seiner Anmanung zu christlicher Kinderzucht über das Verhältnis der Eltern zu den Kindern. Vielleicht ist niemals herzlicher, zarter, lieblicher und doch zugleich eindringlicher und ernster über die Kinder und kindliches Leben, über Elternfreude und Elternpflicht gedichtet worden, als in diesem kleinen, kaum zweihundert Verse faßenden, und bis vor Kurzem unbekannt gebliebenen Gedichte Fischarts[158]. Eben so gehört sein Lob des Landlebens und sein Lob der damals beliebten Laute zu dem anschaulichsten, heitersten und anmutigsten,

was man lesen kann, und seine „ernstliche Ermahnung an die lieben Deutschen“ ist anerkanntermaßen das Kräftigste, Nachdrücklichste und Ernsteste, was in beinahe drei Jarhunderten über deutsche Ehre und deutschen Sinn — Fischart nennt ihn „das deutsche Adlersgemüt“ — ist gedichtet worden, und ein unvergänglicher Denkstein des edlen Johann Fischart, wie für die Gegenwart des heutigen Tages so für alle kommenden Geschlechter. Da dieses vortreffliche Stück u. a. in Wilhem Wackernagels Lesebuch aufgenommen ist, so kann ich mich der Mitteilung desselben überhoben halten, und nur wünschen, daß an demselben unsere heranwachsende Jugend den Dichter, und vor allem des Vaterlandes Ehre lieb gewinnen möge.

Der andere, etwas spätere Lehrdichter ist Bartholomäus Ringwald, ein Pfarrer zu Lengefeld bei Sonnenburg in der Altmark. Von ihm besitzen wir zwei Lehrgedichte: die lautere Warheit wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann in seinem Berufe verhalten soll; ein anschauliches Bild der Zeit und ihrer Sitte, der Uneinigkeit in Deutschland, der Trunksucht, der Kleiderpracht, des Leichtsinns, voll ernsten Sinnes und doch voll Gutmütigkeit und Laune, fast durchgängig voll lebhafter Schilderungen in einer reinen Sprache und ziemlich geläufigen Versen. Es wurde zumal in Norddeutschland schnell ein Lieblingsbuch der lesenden Welt; zwischen den Jahren 1585 und 1598 erlebte es zehn Auflagen. Das zweite Lehrgedicht ist der treue Eckart, eine Vision von Himmel und Hölle, in welcher gleichfalls äußerst gelungene Sittenschilderungen, z. B. von einem eitlen Putzdämchen damaliger Zeit, vorkommen, an deren einfacher und treffender Warheit wir uns füglich noch heute, und beßer als an hunderten der modernen Producte sein sollender poetischer Schilderung, ergetzen und erfreuen können.

Die Lyrik unserer Periode zeigt die beiden, in dem vorigen Zeitraum bereits geschilderten Erscheinungen, den Meistergesang in seiner ehrbaren, aber steifen und unheilbarer Verknöcherung entgegengehenden Weise, und das Volkslied, dessen Anfang in der vorigen, dessen Blüte und Untergang in der jetzigen Periode liegt. Nur ein einziger Dichter findet sich, welcher die alten

künstlichen Formen des alten Minnegesangs noch mit einem Hauche wahren Lebens zu beseelen vermocht hat: es ist dieß der schon genannte hessische Dichter Burkard Waldis. Er dichtete den ganzen Psalter in Lieder des kunstreichen, frei nach alter Minnesängerart, aber streng durchgeführten dreitheiligen Strophenbaues um, durchgängig in gebildeter, würdiger, oft edler Sprache, ohne an die gleichzeitige ungeschickte Steifheit, die bald der Worte zu viel bald zu wenig besitzende Unbehülflichkeit und Mattigkeit, an die ängstliche Peinlichkeit und Silbenstecherei der Meistersänger auch nur durch die leiseste Anlehnung zu erinnern. Eine ganze Reihe dieser Waldisschen Psalmen wurde im 16. Jarhundert in den evangelischen Kirchen gesungen, viele erhielten sich im Kirchengesange durch das 17. Jarhundert und einige sogar bis auf unsere Tage. Neben diesem geschickten, aber ohne Nachfolge gebliebenen Rückgriffe in die Kunst der älteren Zeit stehen jedoch auch schon Anticipationen der neuen Zeit, die erst funfzig Jahre später mit Opitz kommen sollte: es zeigten sich die Versmaße der Alten, so wie die der romänischen Poesie, verbunden mit dem Versuche den Reichtum an Epitheten, an willkürlich gewählten, stark gefärbten Bezeichnungen, welchen die damals blühende Nachahmung der Alten in lateinischen Poesien entfaltet hatte, auch für die deutsche Sprache zu benutzen; und der erste bedeutende Versuch, die gelehrte Poesie bei uns einzuführen, gieng von einem sehr befähigten Dichteringenium aus: Paul Melissus, eigentlich Schede genannt, dichtete in den sechziger Jahren des 16. Jarhunderts die ersten deutschen Sonette und Terzinen, und versuchte sich zuerst in größerem Maßstabe an sogenannten Jamben und Trochäen, überall mit sichtlichem Streben nach der Eleganz der modernen lateinischen Poeten, oft zwar in einer gesuchten, zuweilen geschraubten, fast monströsen Sprache, aber nicht selten auch in treffenden und warhaft dichterischen Ausdrücken. Daneben sucht er mit echt gelehrter Schulmeisterlichkeit jeden Vocal der deutschen Sprache nach Länge und Kürze durch ein besonderes Zeichen kenntlich zu machen, wobei er übrigens in der Sache selten fehlgriff, vielmehr nur in den Mitteln irrte. Sein hauptsächlichstes Dichterwerk, welches auf uns

gekommen ist, besteht in einer Umdichtung der ersten fünfzig Psalmen.

Das bedeutendste, großartigste und auf alle kommenden Jarhunderte hinaus wirksame Erzeugnis der Lyrik des 16. Jarhunderts ist jedoch das evangelische Kirchenlied, die edelste Lyrik, welche das deutsche Volk überhaupt geschaffen hat, das lebendigste Zeugnis für den lebendigen Glauben der evangelischen Kirche, und ihr köstlichstes Kleinod.

In den ältesten Zeiten beschränkte sich die Theilnahme der Gemeinde am Kirchengesange auf das Singen des Kyrie eleison der Litanei, später auf kurze Reimstrophen, namentlich bei Bittfarten (Processionen), und die glänzende Dichterzeit des 13. Jarhunderts förderte, lediglich der Kunstpoesie zugewandt, die Theilnahme des Volkes am religiösen Gesange ganz und gar nicht; diese Periode brachte es bloß zum geistlichen Liede, zu der sinnenden Betrachtung der göttlichen Dinge, zur tief innerlichen Versenkung in die Geheimnisse der Schöpfung und Erlösung, zur kunstreichen und glänzenden Schilderung der Wunder der heiligen Dreifaltigkeit, der himmlischen Anmut und Erhabenheit der Mutter Gottes und der Herrlichkeit des ewigen Lebens, Gedichte, deren Einführung in die kirchliche Liturgie weder beabsichtigt, noch auch nur möglich sein konnte. Der Kirchengesang war und blieb lateinisch, den Sängerchören und kirchlichen Singschulen an den Domstiften angehörig, und der Inhalt dieser lateinischen Gesänge war Hymnik, eine, wenn man so will, mehr epische Abzweigung der Lyrik, die sich darauf beschränkt, die Thaten Gottes, die Schöpfung, Erlösung und Heiligung, an und für sich darzustellen, ohne auf die Wirkung dieser göttlichen Thaten im Herzen der Menschen einzugehen; welche ausgezeichnete Dichtungen eben in dieser Beschränkung die lateinische Hymnik hervorgebracht hat, ist bekannt. Aber schon gegen die Mitte des 14. und mehr im Anfang des 15. Jarhunderts gieng das geistliche Lied mit der Lyrik mehr auf den Anschauungskreiß des Volkes ein, indem es theils in einfacherer Sprache sowol die allgemein=christlichen Warheiten, nicht bloß das abgesonderte Denken und Sinnen der Einzelnen, als auch das christliche Leid und die christliche Freude

zu besingen anfieng, theils schon in der äußeren Form sich dem Volksliede gleich stellte, indem eine ganze Reihe weltlicher Volkslieder in demselben Tone und mit beibehaltenem Gedankengang in geistliche Lieder umgekleidet wurden. Von dieser Art sind die früher erwähnten Lieder des Mönchs (Johann) von Salzburg und Heinrichs von Laufenberg; eben dahin gehört auch das Lied In dulci jubilo.

Die Reformation, deren Leben und Wesen darin besteht, die Erkenntnis der Sünde und die Erlangung des Heiles in Christus zu der eigenen Herzensangelegenheit eines jeden einzelnen zu machen — und hiermit, nach Joseph Görres eigenem Geständnisse, das Vollkommenste im Christentum zu erstreben —, welche den ganzen Accent der göttlichen Offenbarung und der Kirche auf die eigene Erfahrung von der Sünde und von der Gnade legte, und welche die Scheidewand zwischen Klerus und Laien niederriß, indem sie bei aller Verschiedenheit der geistlichen Gaben auch für den Begabtesten keine andern Gnadenmittel anerkennt, als für den Unbegabtesten, vielmehr beide in gleicher Sünde und in gleicher Erlösung, in gleichem Leid und in gleicher Freude des höheren Lebens zusammenfaßt, ist eben darum eine warhaft, und im edelsten Sinne volksmäßige Erscheinung, eine volksmäßige Gestaltung der Kirche, wie denn überhaupt in dem warhaften Volksleben die warhafte Kirche, dem Keime nach und der Entwickelung bedürftig, vorgebildet liegt. Der entwickelungsfähigen edlen Volkselemente, welche die Reformation vorfand, hat sie sich eben darum auch, als der ihr ganz eigens zustehenden Mittel mit der folgenreichsten Energie bedient: der Prosa, durch welche sie sogar auf Gebieten herschend geworden ist, die ihr kirchlich gegenüberstehen, und des volksmäßigen Gesangs, durch den sie ihre Glaubensartikel gleichwie mit lebendigen Buchstaben in die Herzen aller ihrer Glieder für Gegenwart und Zukunft eingeschrieben hat. Volksmäßig aber ist dieser Gesang, volksmäßig ist das evangelische Kirchenlied in dem strengsten Sinne, den wir früher für volksmäßige Dichtung, für das Volksepos wie die Volkslyrik festgestellt und festgehalten haben: es wird nur das wirklich Erlebte, das wirklich Erfahrene, und zwar

das, und nur das Erfahrene und Erlebte ausgesprochen was alle Andere in ganz gleicher Weise erlebt und erfahren haben; rasch und bewegt, wie der Augenblick der lebhaftesten Empfindung die Seele erschüttert, wird das wirklich erlebte Herzensleid der Sünde in tiefen Schmerzenslauten, die wirklich erfahrene Errettung, die himmlische Herzensfreude, das „denn du bist mein und ich bin dein, uns soll der Feind nicht scheiden“, in hohen Jubeltönen tief aus Herzensgrund ausgesungen; das Stillstehen und Rückblicken, das Schildern und Ausmalen, der figürliche Ausdruck und die Lehrhaftigkeit sind dem echten evangelischen Kirchenliede eben so fremd, wie dem alten volksmäßigen Epos und dem weltlichen Volkslied auf ihrem Gebiete. Und wie das evangelische Kirchenlied dem Inhalte und der Darstellung nach volksmäßig ist, so ist es auch volksmäßig hinsichtlich der äußeren Form: der Hildebrandston, als die Gestalt des alten Epos in jetziger Zeit und des historischen Volksliedes, der dreitheilige Strophenbau und die nun längst volksmäßig und singbar gewordenen kurzen Reimpaare sind die Formen, in welchen sich das echte Kirchenlied des 16. Jarhunderts ausschließlich bewegt, und die dasselbe selbst in der folgenden Periode, wo fremde Formen sonst allgemein herschend waren, in seinen besten Producten streng festgehalten hat. Dazu kommt, daß nicht wenige dieser Kirchenlieder sich dem Tone und Gang und sogar der Melodie nach an wirkliche weltliche Volkslieder der damaligen Zeit anschließen; so ist das Lied „O Welt ich muß dich laßen“ seinem Anfange und sogar den Grundelementen seiner Melodie nach (derselben, die wir heut zu Tage als die Melodie von „Nun ruhen alle Wälder“ bezeichnen) eine directe Anlehnung an das weltliche Volkslied „Inspruck ich muß dich laßen“; so ist „Herzlich thut mich verlangen“, eins der köstlichsten Sterbelieder aus dem Ende unserer Periode, eine Erinnerung an das frühere geistliche Lied „Herzlich thut mit erfreuen“, und dieses, eine Schilderung der seligen Ewigkeit, eine geistliche Umdichtung des schönen weltlichen Sommerliedes „Herzlich thut mich erfreuen die liebe Sommerzeit“; und selbst in des Paul Speratus Liede: „Es ist das Heil uns kommen her“ finden sich ganz directe Beziehungen auf den damals noch im Volke

umgehenden alten Heldengesang. Die Freude, die das Volk Jarhunderte lang an seinen lieben irdischen Königen und Helden im Liede bewahrt und ausgesungen hatte, wurde nun im Kirchenliede erhoben zur Freude an dem himmlischen Könige und dem starken Helden, der auch den Tod bezwungen hatte; die weltliche Sehnsucht wurde zur himmlischen, der weltliche Schmerz des Scheidens zur göttlichen Traurigkeit, die Treue gegen den irdischen Geliebten zur Treue gegen den himmlischen Bräutigam der Seele verklärt — der Volksgesang wurde durch das Evangelium geheiligt, wie überhaupt das Christentum niemals die natürlichen Gaben und Kräfte der Individuen wie der Nationen vernichtet, sondern sie vielmehr erhält, pflegt, durchdringt und heiligt. Die eigentliche Umkleidung, die sogenannte Contrafactur der weltlichen Stoffe in geistliche, welche die Sache einer bewusten Kunst, oft der Künstlichkeit ist, hat übrigens das evangelische Kirchenlied nicht angenommen, vielmehr ist überall nicht der rohe Stoff sondern nur der geistige Duft des Volksliedes; die zum Grunde liegende und der christlichen Veredlung fähige warhafte Empfindung in das Kirchenlied hinüber gegangen. Vor allem ist endlich noch zu beachten, daß eben wie in dem weltlichen Volksliede sich auch in dem kirchlichen die Melodie auf das engste an den Text anschmiegt, und das Kirchenlied als bloß gesprochenes oder gar nur gelesenes Lied nur ein halbes Lied ist; ganz ist es das, was es ist, nur durch den Gesang, und zwar durch den Gesang der Gemeinde. Es ist mithin ein warhaftes Volkslied, es ist das heilige Volkslied, und darum eben hat es im Reformationszeitalter so ungemeine, fast erstaunliche Wirkungen hervorgebracht, daß es, kaum gedichtet, sofort vor allen Thüren gesungen wurde, und die Volksmassen sich um den einzelnen Sänger versammelten, um ehe er noch vollendet, in die letzte Strophe des ihnen eben erst bekannt gewordenen Liedes mit frölicher Stimme lautsingend einzustimmen, daß es alsbald in alle Kirchen und in alle Häuser drang, und ganze Städte wie mit einem Schlage durch das Kirchenlied für den evangelischen Glauben gewonnen wurden. Luthers Lieder „Nun freut euch liebe Christen gmein“, „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir“, des Paul Speratus

„Es ist das Heil uns kommen her", des Nicolaus Decius köstliches Gloria in excelsis: „Allein Gott in der Höh sei Ehr" flogen wie von Windesflügeln getragen von einem Ende Deutschlands zum andern, standen alsbald, nicht gelesen und gelernt, nur gehört und mit heilsbegierigem Herzen aufgenommen, in dem Gedächtnisse auch der Männer des niederen Volkes, ja der Weiber und Kinder fest, fest für eine lange Tradition auf eine lange Reihe von Generationen, ergriffen und erhoben alle Herzen, und ergreifen und erheben sie noch heute; keiner folgenden Zeit ist es möglich gewesen und wird es möglich sein, etwas auf gleiche Weise Wahres, Wirksames, der Gemeinde so ganz angehöriges, etwas so Ursprüngliches, Gemeindebildendes zu erzeugen: unsere Zeit, wie alle folgenden Zeiten, werden im evangelischen Kirchenliede auf die älteste Periode desselben als auf das unveränderliche Maß und die bleibende Richtschnur der warhaft kirchlichen Lyrik zurückgehen müßen.

Uebrigens gilt das Gesagte eben nur von den eigentlich evangelischen Kirchenliedern, und zwar unter diesen im vollesten Umfang wieder nur von denen, in welchen das Lebenselement der evangelischen Kirche, das „ich bin Dein und Du bist mein", die preisende Verkündigung der Thaten Gottes, und die Aneignung von Seiten des Menschen zum vollsten Ausdrucke gekommen ist; anders verhält es sich schon mit den, zu manchen Zeiten, auch neuerlich, weit über Gebür gepriesenen Liedern der böhmischen Brüder: die Lieder dieser Gemeinde sind, dem Charakter der letztern gemäß, bei weitem mehr Lieder der Exposition und der Lehre, so daß sie gar oft zur Weitschweifigkeit und Trockenheit herabsinken (nur eins unter ihnen ragt weit hervor, und wird im Jahre 1850 noch eben so in der evangelischen Christenheit gesungen wie im Jahre 1550: „Nun laßt uns den Leib begraben"); — anders verhält es sich auch mit manchen spätern Liedern der evangelischen Lyrik, welche theils nur Repetitionen des schon längst beßer, frischer und lebendiger Gesungenen enthalten, theils sich von der herschenden Reimsucht, theils von der herrschenden Gelehrsamkeit influieren laßen. Die besten Lieder haben wir von Luther selbst, von Paul Speratus, Nicolaus Decius, und Paul Eber

aus der ersten Hälfte und der Mitte des 16. Jarhunderts, sodann von Nikolaus Herman, Martin Schalling, Bartholomäus Ringwald, Ludwig Helmbold, Philipp Nicolai, Johann Pappus, Christoph Knoll und Valerius Herberger aus der zweiten Hälfte des 16. und aus dem Anfang des 17. Jarhunderts. — Der gemeinschaftliche Charakter dieses Kirchenliedes der älteren Zeit, gegenüber den Erscheinungen der folgenden Periode oder noch späterer Zeiten ist der des allgemeinen evangelischen Bekenntnisses, ohne Anwendung desselben auf besondere Lebensverhältnisse; die schwere Zeit des folgenden Jarhunderts, die Pest und der dreißigjährige Krieg erzeugten die innigen Kreuz- und Trostlieder, durch welche sich die sonst poetisch ganz unfruchtbare Zeit des 17. Jarhunderts auszeichnet[150].

Ehe ich meine Leser bitte, mich zu der zweiten bedeutenden Erscheinung dieser Periode, zu der Komik und Satire zu begleiten, möge es mir erlaubt sein, noch einen Augenblick bei der Entwicklung des Dramas unseres Zeitraumes zu verweilen. Der naturgemäße Fortschritt von den religiösen Dramen ist, wollen wir auf die hier einzig gültigen, ja genau genommen einzig vorhandenen Maßstäbe und Muster der Griechen zurückgehen, der, daß nunmehr die Heldensage des Volks durch die Bühne in das wirkliche Leben eingeführt, mit demselben umkleidet oder vielmehr verschmolzen werde. Wäre nun unser Volksbewustsein theils an sich stark genug geblieben, theils nicht durch das übermächtige Eindringen fremder Stoffe und durch die Gelehrsamkeit wie durch die hitzigen religiösen Kämpfe geschwächt worden, so hätten wir im 16. Jarhundert die Sage von Sigfrid, Dietrich und Hildebrand in ähnlicher Weise auf unserer Bühne erblicken und zu Meisterstücken der dramatischen Kunst sich gestalten sehen müßen, wie durch Sophokles und Euripides die Helden der Sage vom Trojanerkrieg und der Sage vom Oedipus auf die Bühne traten, jetzt fast als das einzige Beispiel echter dramatischer Volksstoffe, alsdann vielleicht mit Rivalen des deutschen Dichtergeistes, wie auch neben das griechische Epos in dem deutschen Epos ein wenn schon uneifersüchtiger Nebenbuhler gestellt ist. Das rechte, volksmäßige, die reinste Gestaltung und

die durchgreifendste Wirkung zulaßende Drama muß nämlich — so lernen wir von den Griechen, von denen wir hier, wie die Sachen jetzt stehen, nur zu lernen und alles zu lernen haben — dem Epos gleich, allgemein bekannte Stoffe, in dem ganzen Volk noch lebendige, großartige, dichterische Motive enthalten, so daß dem dramatischen Dichter nichts weniger als die Aufgabe gestellt ist, seinen Stoff zu erwählen oder zu erfinden, vielmehr nichts übrig bleibt als diesen Stoffen nur einen lebendigen, bühnengerechten Leib und, ein in gleicher Weise der volksmäßigen Tradition wie der Gegenwart anpassendes Gewand zu geben. Ich begreife wol, daß es nicht leicht ist, aus dem Kreiße unseres Theaterlebens heraus, in welchem das Erfinden des Stoffes, und zwar neuen und immer neuen Stoffes mit zu den Requisiten eines dramatischen Dichters gerechnet zu werden pflegt, sich auf einen, allen nun schon fast herkömmlich gewordenen Ansichten ganz fremden, ja widerstrebenden Standpunkt zu versetzen, doch darf ich wol daran zu erinnern mir erlauben, daß die grösten Dramen unserer neuen klassischen Periode auch nicht auf Stofferfindung Seitens der Dichter beruhen, daß ihnen vielmehr, und eben den besten vorzugsweise überlieferte, und zwar volksmäßige, sogar sagenhafte Stoffe zum Grunde liegen: so Goethes Götz von Berlichingen, so Schillers Wallenstein und Wilhelm Tell, so vor allem Goethes Faust. Und doch hatten beide große Dichter das Hindernis zu überwinden, diese wenn schon volks- und traditionsmäßigen, aber beinah abgestorbenen Stoffe wieder zu beleben und zugänglich zu machen; welche ganz andere Gestalt würden diese Dramen angenommen und welche unvergleichbar größeren Wirkungen würden sie hervorgebracht haben, wäre Berlichingen und Wallenstein, Tell und Faust dem ganzen deutschen Volke noch so lebendig gegenwärtig gewesen, wie den Athenern ihr Ajas und Odysseus, ihr Oedipus und ihre Antigone. — Daß wir nun zu einem echten, volksmäßigen, mit dem griechischen Drama in Parallele zu setzenden Drama nicht gelangt sind, hat eben seinen Grund darin, daß zu der Zeit, als sich dasselbe den poetischen Naturgesetzen, um mich so auszudrücken, gemäß hätte entwickeln müßen, gerade die hochpoetischen, dem ganzen

Volke gemeinsamen Stoffe, die Elemente der Heldensage, in dem Bewustsein des Volkes abstarben, und von den Begabtesten geradezu verschmähet und verachtet wurden. Die Zeit, in welcher es möglich war, eine nationale Bühne zu schaffen, gieng ungenuzt vorüber, und wir haben nach unzäligen Versuchen, nach unaufhörlich wiederholtem Springen und Tasten bald nach diesem bald nach jenem Stoff bis auf den heutigen Tag noch keine nationale Bühne, ja selbst Schillers und Goethes Vorgang scheint beinah umsonst gewesen zu sein. Ich bin sonst kein Freund von der brodlosen Kunst, in der Geschichte durch Wenn und durch Aber aus Häckerling Gold machen zu wollen, dießmal aber kann ich die allzu nahe liegende Bemerkung doch nicht unterdrücken: hätten die beiden grösten lateinischen Dichter des 16. Jarhunderts Eobanus Hessus aus Bockendorf und Euricius Cordus aus Simtshausen, hätte noch Frischlin, der ja lateinische Dramen dichtete, ihre bedeutenden dichterischen Talente, statt auf elegante lateinische Verse, die heute doch niemand mehr liest und lesen kann, auf die deutsche Dichtkunst und zwar wohin damals alles drängte, auf das deutsche Drama gewandt, hätten sie oder ihres Gleichen uns den Tod Sigfrids oder den Markgraf Rüdiger, oder den Tod der Söhne Etzels, oder den alten Hildebrand mit seinem Sohne oder auch nur Otnit und Hugdietrich oder selbst nur den Herzog Ernst auf die deutsche Bühne gebracht — welche ganz andere Gestaltung würde unser Drama erhalten haben! Möglich, daß das Ende des 16. Jarhunderts dann auch uns, wie damals den Engländern, einen Shakespeare gebracht hätte! Und daß in diesen, hier nur beispielsweise genannten Gegenständen die reichsten dramatischen Stoffe und Motive liegen, wird niemand verkennen, wenn gleich so viel angemerkt werden muß, daß das Niebelungenlied durch seine dramatische Haltung gewissermaßen dem Drama vorgegriffen hatte.

So blieb es denn bei untergeordneten, bei gänzlich fruchtlosen und bald völlig vergeßenen, weil von vorn herein verachteten Versuchen. Aber Versuche, ganz richtige Versuche, zu einem nationalen Drama zu gelangen, sind in jener noch zur Erzeugung eines solchen Dramas äußerlich befähigten Zeit allerdings gemacht

worden. Der gesunde Sinn und richtige Takt eines Hans Sachs ergriff unter vielen andern volksmäßigen Stoffen, aus welchen er seine, freilich ungefügen und unbeholfenen, weil von der Gesamtentwickelung der Nation abgetrennte, Dramen dichtete, wirklich den Tod Sigfrids als Gegenstand eines Dramas; in der Schweiz wurde zu derselben Zeit, im Jahre 1545, die Geschichte ihres sagenhaften Nationalhelden, des Wilhelm Tell aufgeführt[180], und noch am Ende der Periode, im Anfang des 17. Jarhunderts nahm ein anderer Nürnberger, Jacob Ayrer, den Otnit und Hugdietrich als Stoffe zweier seiner Dramen auf. Alles dieß fiel in der, lediglich der antiken Gelehrsamkeit zugewandten, und sogar schon mit dem modernen Auslande buhlenden Zeit gänzlich wirkungslos zu Boden; es waren Samenkörner, die auf den harten Weg gestreut und von den Füßen der Vorübergehenden zertreten wurden; diese Dramen, in denen wir jetzt die merkwürdigsten Zeichen ihrer Zeit erkennen, blieben damals unbekannt, unbeachtet, oder wurden als roh, barbarisch und wenigstens längst veraltet, als „alt Weibermärchen" in hochmütiger Beschränktheit verachtet. Dafür mußte denn die folgende Zeit mit dem Drama wieder ganz von vorn anfangen, um bald wieder eben so am Boden zu liegen, wie die ältere, und ein abermaliger dritter Versuch im 18. Jarhundert hatte kein beßeres Schicksal, nur ein verdienteres, bis endlich Lessing den einzigen noch möglichen Weg einschlug, wenn auch nicht zu einem nationalen, doch wenigstens zu einem Drama zu gelangen.

Ich glaube hiermit von dem Drama des 16. Jarhunderts scheiden zu dürfen, und will nur noch bemerken, daß die beiden Dramatiker dieser Periode, Hans Sachs und J. Ayrer bei aller Kunstlosigkeit ihrer dramatischen Producte oft einen so lebhaften ansprechenden Dialog, ja mitunter eine so gelungene, rasche Handlung haben, daß man ihre Werke, selbst von dem heutigen Standpunkt aus, keineswegs verachten kann; vor allem gilt dieß von H. Sachs und am meisten freilich von seinen Fastnachtsspielen; Ayrer ist in manchen Stücken schon derber, sogar roher, als H. Sachs.

Es ist uns noch übrig, die für diesen Zeitraum am meisten charakteristische und demselben sogar eigentümlich zugehörige litera-

rische Erscheinung, die **Komik** und **Satire** zu betrachten. Diese ist, mit Ausnahme der mehr epischen Volkskomik, die ich bei dem Pfaffen Amis schon berührte, und auf welche ich nachher alsbald zurückkommen werde, keine Erscheinung, welche sich durch mehrere Jarhunderte hindurch in stetigem Wachstum zu höchster Blüte entfaltet, und an welche man den Anspruch machen darf, daß sie von allen Zeiten in gleicher Weise gepflegt, fortgebildet und durch neue Schöpfungen bereichert werden müße. Sie gehört nur bestimten Verhältnissen und Weltlagen an: die Komik einem lebens- und genußfrohen, heitern und sorglosen, aber zugleich gemütskräftigen und willensstarken Zeitgeschlechte — denn die bloß äußerliche Lebenslust erzeugt nichts als oberflächliche Scherze und nur zu bald triviale Späße; beide, **Komik** und **Satire** (und beide werden, in der Theorie getrennt, in der Wirklichkeit immer zusammen vorkommen) gehören einem Zeitgeschlechte an, welches mitten inne gestellt ist zwischen das Gröste und das Kleinste, das Höchste und das Niedrigste, zwischen den unbekümmerten Genuß, der nur für den Tag lebt, und die höchsten Ideen, welche auf Jarhunderte hinaus die Welt gestalten und beherschen, zwischen eine alte Zeit, die troß ihrer Kraft in sich selbst versunken, unbehülflich und sich selbst unverständlich geworden ist, und eine neue Zeit, welche unter kräftigen aber oft ungefügen Schlägen das edle Metall aus dem tauben Gestein heraus zu hämmern sucht, welches mitten hinein gestellt ist zwischen das altererbte Nationalleben und zwischen fremde Sprache und Sitte, zwischen Ansprüche, denen die Kräfte sich geltend zu machen, und zwischen Kräfte, denen Ansprüche und Berechtigungen fehlen. So stand einst die Ironie des Sokrates, so stand die unsterbliche Komik eines Aristophanes an dem Scheidepunkte zweier Welten der griechischen Cultur, so steht auch das 16. Jarhundert mit seinem Brant, Hutten, Murner, Fischart, mit seinen Schwänken und Anekdoten, seinem Eulenspiegel und Lalenbuch, seinem Faust und Fortunatus auf dem Scheidepunkte zweier Welten des **deutschen**, ja des europäischen und christlichen Culturlebens. Es hat kein Jarhundert gegeben, in welchem gleich unerschöpfliche, unauslöschliche Lachlust herschte, wie in dem aller bittern Kämpfe

und Stürme vollen 16. Jarhundert; kein Jarhundert, in welchem neben der ungebundensten, materiellsten Genußsucht, einer unersättlichen Eß- und Trinklust sich so viel Lebensernst und Gemütstiefe, so viel strenge Gelehrsamkeit und unermüdlicher Eifer, so viel Fähigkeit zur Resignation und Aufopferung gefunden hätte; in welchem neben der zügellosesten, bis zur Lüderlichkeit herabgehenden Unsitte so viel Bewustsein von Zucht und Ordnung, neben dem elegantesten fremdländischen Geschmacke so viel Rohheit und Tölpelhaftigkeit des äußern Verhaltens, neben der gemeinsten Geldhungrigkeit so viel Gleichgültigkeit gegen Geld und Gut und gesicherten Besitz, neben dem stillsten Heimatsgefül eine so rastlose, fast gespensterhafte Unruhe aufgetreten wäre. Die Gegensätze ließen sich leicht verdoppeln und verdreifachen, ohne den Gegenstand zu erschöpfen — und bis auf diesen Tag ist es noch nicht einmal versucht worden, ihn zu erschöpfen, noch harret das 16. Jarhundert seines Culturhistorikers, denn das was von Schilderungen desselben vorhanden ist, erregt bei dem, der das Jarhundert kennt, kaum mehr als ein mitleidiges Lächeln — so viel aber wird aus den Aphorismen, die ich zu geben wagte, schon einleuchten, daß es ein Jarhundert war, welches zur Komik und Satire gebieterisch herausforderte, und daß, so wie sich ein hervorragender Geist fand, welcher sich dieser Gegensätze bewust zu werden und zu bemächtigen vermochte, eine Komik und Satire ersten Ranges sich gestalten muste. Freilich dürfen in einer solchen Komik die Gegensätze nicht gemildert und abgestumpft erscheinen: zahm kann eine Komik solcher Zeiten, eine Komik ersten Ranges nicht sein: sie ist sprudelnd, übermütig, heftig, derb, keck, entzieht sich den Unsauberkeiten der Zeit keinesweges, und gilt darum in Zeiten der Zöpfe und Reifröcke, in Zeiten der Superklugheit und Sentimentalität, oder der trocknen Philisterhaftigkeit als gemein, als niedrig, als pöbelhaft und narrenhaft. Wer aber mit leben kann in jenen Gegensätzen, sich eintauchen in die Widersprüche eines mit Riesenkräften in sich selbst und mit sich selbst ringenden Zeitalters, der schöpft auch aus der Komik desselben einen reichen, unaufhörlich sich erneuernden und stets gesteigerten Genuß.

Der Chorführer der Satirik unseres Zeitraums ist der Straßburger Stadtsyndikus (Kanzler) **Sebastian Brant**, den wir auch schon zu dem vorigen Zeitraum hätten rechnen können, da sein **Narrenschiff** im Jahre 1494 erschien, bequemer aber und an sich richtiger, da **hier nach Jahren** fast unmöglich gerechnet werden kann, hier an die Spitze stellen, weil er den Ton anschlug, welcher durch das ganze 16. Jarhundert hindurchklingt. Sein Buch nannte er darum das Narrenschiff, weil der Narren so viel seien, daß Karren und Wagen sie nicht zu führen vermöchten; er müße hiermit ein Schiff ausrüsten, sie unterzubringen, und nun sei schon ein Laufen und Rennen von allen Seiten, ja sie wateten durch das Waßer und schwömmen nach dem Narrenschiff, weil sie fürchteten zu spät zu kommen. Doch wer sich für einen Narren halte werde nicht aufgenommen: nur wer sich für witzig halte, der sei Herr **Fatuus**, sein Gevattermann. Da werden denn nun einhundert und dreizehn Narrensorten in das Narrenschiff geladen, jedem seine Kappe geschnitten und lange Schellenohren daran gesetzt; den Reigen führt Brant selbst, als Vertreter der neuen Büchergelehrsamkeit, als Büchernarr, der viel Bücher habe und immer neue kaufe, und sie doch weder lese noch verstehe; dann kommen Geiznarren und Putznarren, Ehrnarren und alte Narren u. s. w., alle mit den treffendsten Zügen, meist knapp und scharf, zuweilen freilich fast trocken und unlebendig geschildert. Der Versbau ist die aus den Fugen geratene und verwilderte Form der kurzen Reimpaare, die Sprache der ziemlich harte und rauhe elsaßische Dialekt, sie vergütet aber diesen Mangel durch einen ungemeinen Reichtum an spöttischen Bezeichnungen, mit dem es dazumal kein Dialekt Deutschlands scheint aufnehmen zu können. Das Buch hatte unglaublichen Erfolg; binnen wenig Jahren erschien eine lange Reihe von Ausgaben und Nachdrücken; es wurde in das Plattdeutsche und in das Lateinische übersetzt und lateinisch und deutsch nachgeahmt; die Sprüche und Einfälle desselben waren bald in aller Leute Mund und Geiler von Kaisersberg legte es sogar einer ganzen Reihe seiner Predigten zum Grunde. Und zu diesem **Erfolge** war das Buch schon als treuer Sittenspiegel und rücksichtsloser Strafprediger

berechtigt, wenn wir auch den satirischen Wert desselben weniger in Anschlag bringen wollten (was wir jedoch bei einem genauern Verständnis der Sprache und der besondern Beziehungen, auf denen alle Satire ruht, nicht werden thun dürfen), und den poetischen Wert allerdings nur sehr mäßig nennen können. Schade, daß der neuerliche Herausgeber des fast unzugänglich gewordenen Buches, Strobel in Straßburg, so wenig, oder weniger als wenig, für das Verständnis desselben hat thun wollen[161].

Noch zu Brants Lebzeiten, welcher im Jahr 1520 starb, trat ein an schneidendem Witze, an poetischer Lebendigkeit, an satirischer Schärfe und zum Theil sogar an Umfang des Gesichtskreißes, aber auch an Rücksichtslosigkeit und Derbheit ihm überlegener Nebenbuhler auf: der Franziskanermönch Thomas Murner, gleichfalls aus Straßburg. Ein unruhiger, fast wilder Charakter, trieb sich Murner unstät an den verschiedensten Orten umher, voller Entwürfe und Pläne, voll Neid und Misgunst, voll Hochmut und Dünkel überall Streit und Händel anspinnend; und diesen Charakter der Ungebundenheit, des trotzigen Selbstgefühls, der Unstätheit und Rohheit verleugnen auch seine Werke nicht. Das hindert jedoch nicht, ihn als eins der bedeutendsten satirischen Ingenien unserer Nation zu betrachten. Offenbar angeregt durch Brants Narrenschiff dichtete er, nach seiner eigenen Angabe[162] um das Jahr 1508, eine Narrenbeschwörung, die übrigens nichts weniger als eine sklavische Nachahmung von Brants Narrenschiff ist, wie die Literatoren annehmen und auch Gervinus sagt, im Gegenteil sehr viel speciellere und überall weit lebendigere Züge enthält, als Brants Narrenschiff; darauf folgte die Schelmenzunft, wie die Narrenbeschwörung voll des beißendsten, aber auch derbsten Witzes, und mitunter voll Derbheiten an Stellen wo sie wenigstens nicht nötig sind, auch nicht ohne Ausbrüche blind um sich schlagender Rohheit. Dieses letztere Werk, die Schelmenzunft, dichtete er als einen Auszug aus Predigten, die er zu Frankfurt am Main gehalten hatte, und die nach seinen eigenen Aeußerungen grob genug gewesen sein mögen. Mit am stärksten griff er seinen eigenen Stand, den geistlichen, und vor allem den Mönchsstand in seiner scheinbaren

Heiligkeit auf das Bitterste und Schonungsloseste, aber auch auf das Treffendste an. Es folgten noch einige satirische Werke von ihm, als die Badenfart, die Geuchmatte, die Mühle von Schwindelsheim; da trat Luther auf und bald warf sich Murner, der noch Luthers Schrift von der babylonischen Gefangenschaft in das Deutsche übersetzt hatte, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen zu haben meinte, Luther sei ein Verführer des Volkes und ein Zerstörer des Glaubens, mit aller Kraft seiner Satire auf Luther und dessen Anhänger. Seine früheren Werke überbot er bei weitem durch das merkwürdige im Jahre 1522 geschriebene Buch: Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat. Seit fast sechzig Jahren war dieses bedeutenste Gedicht Murners den Literatoren nicht wieder zu Gesicht gekommen, da sich nur äußerst wenig Exemplare erhalten haben, und daher mag das theils schiefe, theils ganz falsche Urteil rühren, welches die Verfaßer der gangbaren literargeschichtlichen Handbücher, offenbar nach oberflächlichem Lesen einiger Abschnitte aus seiner Narrenbeschwörung oder Schelmenzunft, über Thomas Murner fällen. Es ist nicht allein das bei weitem bedeutendste Buch Murners, in welchem er in strengem Zusammenhange und von allen Seiten eine Idee verficht, und zwar mit ungewöhnlicher Kraft und schneidenden Waffen verficht, sondern auch die bedeutendste satirische Schrift auf die Reformation überhaupt, welche jemals erschienen ist, so daß ihr protestantischer Seits nur die Werke Fischarts gegenüber gestellt werden können. „Freilich übertrifft der weit gebildetere und feinere Fischart mit seiner unverwüstlichen Heiterkeit und seiner aus dem Gefühle sicherer Ueberlegenheit hervorgegangenen, lächelnden Ruhe den derben, wild um sich schlagenden, erbitterten Franziskanermönch bei weitem, aber es wird nicht geleugnet werden können, daß Murner, der freilich auf das innere Wesen der Reformation nicht eingeht, die schwachen Außenwerke derselben, das Bilderstürmen, das gewaltsame Auflösen aller kirchlichen und gesellschaftlichen Ordnung, welches besonders von Hutten vertreten wurde (gegen Hutten ist die Schrift Murners zum Theil speciell gerichtet), das leere Wortgeklingel, welches die rohen Haufen mit den Schlagwörtern der

Reformation: Freiheit, Warheit und Evangelium trieben, mit den wirksamsten Waffen und den treffendsten Hieben angreift. Allerdings kommen ganz ungewöhnliche Derbheiten vor, aber selbst die ärgsten und anstößigsten Stellen sind nicht ganz ohne poetische Rechtfertigung, und ein Pasquill wird mit Gervinus dieses Buch nur der nennen, der es nie gesehen oder wenigstens nicht durchgelesen hat. Die Diction und Darstellung ist ungemein lebhaft, in raschem Schritte, Schlag auf Schlag wirkend; die Sprache aber noch weit rauher und der Versbau noch ungefüger, als bei Brant. — Gegen diese poetische Schrift Murners wider die Reformation stehen seine prosaischen Werke gleicher Tendenz und der berüchtigte Holzschnitt: „der lutherischen evangelischen Kirchendieb und Ketzer Kalender" an Inhalt und Umfang weit zurück. —

Neben Murner ist auf der gegenüberstehenden Seite aufzuführen Ulrich von Hutten, dessen weltberühmte Satiren übrigens kaum der deutschen Literaturgeschichte anheim fallen, da sie ursprünglich lateinisch geschrieben waren, und sich also, wie die epistolae obscurorum virorum, an denen Hutten Theil hatte, gar nicht übersetzen laßen, oder, wie die Gespräche, in der von Hutten selbst besorgten Uebersetzung das beste Salz verlieren. Auch ist seine Klagrede weit mehr eine Strafschrift, als eine Satire, so daß eine Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes fast ganz aus unserm Gebiete heraus und dem der deutschen Culturgeschichte zufallen muß. Mehr Berücksichtigung würde er an der Stelle, an der wir stehen, von unserer Seite finden müßen, wenn es sich bestimmt erweisen ließe, daß einige prosaische Schriften satirischen Inhalts, wie namentlich der Karsthans (Bauer mit der Hacke), durch welches Büchlein Murners so eben erwähnte Schrift hervorgerufen wurde, wirklich Hutten zum Verfaßer hätten.

Die überaus große Menge kleiner satirischer Schriften in Poesie und Prosa, in deutscher und lateinischer Sprache, welche durch die Vorgänge Murners und Huttens in Sachen der Reformation hervorgerufen wurden, darf ich übergehen, und nur so viel bemerken, daß manche derselben gar nichts Satirisches oder Komisches enthalten, als den Titel, durch welchen in der Zeit, als die Literar-

geschichte hauptsächlich in einer Geschichte der Büchertitel bestand, Viele verleitet worden sind, nüchterne, gelehrte, polemische Schriften des 16. Jarhunderts unter die Rubrik der Satire zu bringen; dieß gilt z. B. von des Erasmus Alberus Buche: Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran, von Cyriakus Spangenbergs Werke: Wider die bösen Sieben ins Teufels Karnöffelspiel, und von unzäligen andern. Zumal in der zweiten Hälfte des 16. Jarhunderts suchte man sich in solchen abenteuerlichen, fratzenhaften und zuletzt völlig geschmacklosen Titeln theologischer Streitschriften zu überbieten, oft in thörichter Nachahmung Fischarts, bis denn diese Satirik und Polemik der Büchertitel um das Jahr 1630 erlosch.

Dagegen tritt nun mit dem Jahre 1570 der schon vorher, und noch so eben wieder genannte Johann Fischart genannt Menzer, als das gröste komische und satirische Talent seines Jarhunderts, als das gröste der deutschen Nation überhaupt, auf den Schauplatz; und zugleich schreiten wir aus der Darstellung der poetischen Literatur unseres Zeitraums in die der prosaischen Literatur hinüber, da Fischart in Poesie und Prosa zugleich Satiriker ist, jedoch in der Prosa seine eigentliche Größe und Bedeutung hat, ohnehin auch in der Satire die strenge Sonderung der Poesie von der Prosa nicht ausführbar ist. Auch Fischarts Wohnort war, wie seiner Vorgänger, Brants und Murners, Straßburg, so daß der Elsaß als die eigentliche Heimat unserer Satire betrachtet werden muß, um so mehr, als wir im 17. Jarhundert noch einmal einem elsäßischen Satiriker begegnen werden. Seine satirische Thätigkeit begann mit kirchlichen Stoffen: 1570 schrieb er den Nachtraben oder die Nebelkräh, gegen einen Jacob Rabe, welcher von der evangelischen Kirche zu der katholischen übergegangen war, und in den nächstfolgenden Jahren Spottgedichte auf die Franziskaner und Dominikaner („der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit" und „von St. Dominici des Predigermönchs und St. Francisci artlichem Leben"), sämtlich in Reimen, die geistlose krottestische römische Mühle, und Anderes, was zum Theil noch jetzt nicht wieder aufgefunden ist; im Jahre 1579 aber die weltberühmt gewordene

Umarbeitung des holländischen Buches: **Byencorf der roomscher kerke**, von Philipp Marnix von Aldegonde, unter dem Titel: Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms, seiner Hummelszellen oder Himmelszellen, Hurnaußnester, Brämengeschwürm und Wespengetös: — ein Werk, welches eine ungewöhnliche Anzahl von Auflagen und Nachdrücken erlebte und unter allen Schriften Fischarts die bekannteste und am wenigsten seltene ist; endlich im Jahre 1580 das vierhörnige Jesuiterhütlein, in Reimen, die beißendste, witzigste und treffendste Satire, die jemals gegen die Jesuiten geschrieben worden ist[163]. Sehr bald aber wandte er sich auch anderen, weltlichen Stoffen zu, und leistete hierin, indem er sich an Rabelais anlehnte, noch bei weitem größeres, als in der kirchlichen Satire. Schon vor dem Jahre 1573 verfaßte er eine ungemein witzige Satire auf die damalige Mode der Astrologie, des Nativitätstellens, Prognosticierens, Praktikschreibens*) und Kalendermachens, zwar nach Rabelais Vorgange (der übrigens wieder einen älteren Deutschen zum Vorgänger hatte), aber denselben durch Umfang wie durch Inhalt weit überbietend. Der Titel dieses Buches ist (in der dritten Ausgabe): Aller Praktik Großmutter, das ist, die dickgebrockte pantagruelische betrugdicke Prockdick oder Pruchnastickatz, Laßtafel, Bauernregel und Wetterbüchlein, auf alle Jahr und Land gerechnet und gericht, durch den wolbeschickten Mäusstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristophans Nebelstatt. Im Jahre 1575 erschien das bedeutendste seiner Werke, eine Umarbeitung eines Theils des Gargantua und Pantagruel von Rabelais unter dem Titel „Affenteuerliche ungeheuerliche Geschichtschrift", oder wie er denselben einige Jahr später bei einer neuen Ausgabe umgestaltete: Affenteuerliche naupengeheuerliche Geschichtklitterung, von Thaten und Rathen der vor kurzen langen Weilen vollen wol beschreiten Helden und Herrn Grandgusier, Gargantua und Pantagruel. Wenig später schrieb er sein komisches, merkwürdiger Weise von allen Unzartheiten und Derbheiten völlig

*) Praktik ist der alte Titel der die Regeln für das Aderlaßen und dergleichen angebenden Kalender.



freies Podagramisches Trostbüchlein, gleichfalls nach ältern Vorbildern, doch nicht nach Rabelais. — Endlich widmete er noch kurz vor seinem frühzeitigen, im Winter 1589 erfolgten Tode eine eigene Satire der monströsen Büchergelehrsamkeit und Bücherwut seiner Zeit, in dem Catalogus Catalogorum, gleichfalls nach Rabelais, aber gleichfalls an Fülle und Reichtum des Witzes diesen grösten Satiriker der Franzosen weit hinter sich laßend.

Die am meisten in die Augen fallende Eigentümlichkeit Fischarts ist seine große Gewalt über die Sprache: freier, kühner, dictatorischer, man könnte fast sagen despotischer, hat noch niemand die deutsche Sprache behandelt, als er: zu den seltsamsten Begriffen muß sie ihm neue Wörter, zu den abenteuerlichsten Einfällen nie gehörte Satzgefüge, zu den ausschweifendsten Gedankenverbindungen die halsbrechendsten Perioden liefern. Und wiederum fallen die seltsamen, abenteuerlichen und ungeheuerlichen Wörter zuerst in das Auge, so daß man in der Zeit, da man nichts las als Büchertitel, die Titel der Fischartschen Werke als Curiositäten anführte, und sie ganz ehrlich als Beleg gebrauchte „was doch ein närrischer Kopf für närrische, stachlichte, kurzweilige Wörter und Unwörter" machen könne[164]. Ja, wer Fischart nicht liest, sondern nach Bouterweks Rat nur in ihm blättert, meint wol noch jetzt, die ganze vorgebliche Kunst des gepriesenen Mannes bestünde in schlechten Wortwitzen. Doch nur eine geringe Bekanntschaft mit ihm offenbart die Gewalt, welche er in diesen Wortbildungen auf den Leser ausübt: er hat die Narren seiner Zeit, er hat die Narren aller Welt in diese Wörter gebannt, und diese führen nun in diesen Wörtern den grandiosesten Fasching auf, den man sich denken kann, so daß man mittanzen muß den tollen Wörtertanz, man mag wollen oder nicht. Denn man fühlt es wol, daß hier nicht ein Narr, sondern ein Meister der Narren zu uns, ja zu dem eigenen Narren in uns spricht, wenn er nach einer langen Vorrede voll der seltsamsten Wörter und sinnverwirrendsten Bilder uns anredet: „Wohin meinst aber, du mein kurzweiliges Geschöpf, daß dies vorgespielte, vorgetrabte, vorgelaufene an- und vorgebaut werde? Gewis, zu nichts anderem, als daß du mein Jünger, und etliche andere deiner Mit-

narren nicht gleich nach dem äußeren betrüglichen Schein urteilen lernet; also, daß, wenn ihr einmal von der Bibel über etliche Titel von Büchern unseres Gespinstes kommt, die euch wunderlich krabatisch in die Ohren lauten, als aller Praktik Großmutter, der Praktikmutter erstgeborner Sohn, Flöhatz, die Kunkel oder Rockenstub, Faßtratzbrief, Bacbuc, Flaschtasch, Taschflasch, Schwalm- und Spatzenhatz, die Göffelöfflichkeit, Froschgosch, Anatomie der Knackwürste, Trollatische Träume und andere dergleichen Winholdisch und elloposkleronisch Sauerwerk — daß ihr, sag ich, nicht gleich darauf fallet, und meinet, es werde nichts anderes als Spottwerk, Narrerei und anmuthige Lügen darin gehandelt, sintemal die Rubrik und Titel einen so anlachen. O nein, meine lieben Kinder, es hat weit die Meinung nicht — es kann sich im Marcolfischen Esopo auch ein Salomo verbergen; ihr pflegt doch selber zu sagen das Kleid macht keinen Mönch, und mancher ist verkappt in eine Mönchskutt, trägt doch einen Mönch Ilsanischen Landsknechtsmut, mancher trägt ein Pfaffenschlappen, trüg billiger ein Reiterskappen, mancher der nie kein Pferd beschritt, singet doch ein Reiterlied, **non est venator** jeder durch **cornua flator**, es jagen nicht all Hasen, die Hörner blasen. So nun dieß nicht nach dem äußerlichen Schein anzusehen, so will sich auch gebüren, daß man hie dieß Büchlein recht eröffene und dem Inhalt gründlich nachsinne, so wird sich befinden, daß die Specerei darin von mehrerem und höherem Wert ist, als die Büchse von außen anzeigt und verheißet, das ist, daß die fürgetragene Materie nicht so närrisch und aus der Abweise geschaffen, wie die Ueberschrift vielleicht möcht fürwenden". Ich habe hier den Satiriker sich selbst charakterisieren laßen, und kann nur hinzufügen, daß er, auch in seinen seltsamen Wörtern, wie er verlangt, sehr genau will gelesen sein, um mit Ueberraschung und stets gesteigerter Lust zu entdecken, wie dieses wunderliche Wortgetöse keineswegs ein willkürliches Fratzenspiel ist, sondern alle diese Wörter die spitzigsten und oft feinsten satirischen Stacheln enthalten. Und selbst bevor man diese feineren Beziehungen nach längerer Bekanntschaft auffindet, gewährt es ein eigentümliches Vergnügen, sich von diesen schwirrenden und klirrenden Tönen, gleichsam in

einen Traum einwiegen, und wie es im wirklichen Traume geschieht, von diesen unaussprechbaren Wortkobolden auf und abschaukeln zu laßen. Eben so ist Fischarts Stil höchst eigentümlich, und in seiner Art ein wahrer Musterstil für die Satire: in der Regel eine lange Reihe Vordersätze, die priamelartig aufeinander gehäuft werden, und in der lebhaftesten Bewegung der Komik reimend an einander schlagen, bis sie endlich in einen scharf zugespitzten, oft unerwarteten Schlußsatz auslaufen. Bald schießt er wie eine Harpune pfeilschnell dahin, eine lange Reihe von Wörtern und Sätzen in schnurrendem Wirbel hinter sich herziehend; bald gaukelt er, links und rechts und rechts und links sich wendend, plötzlich verschwindend und eben so plötzlich wieder auftauchend, wie ein Gnome, vor uns herum; bald erhebt er sich stolz und kühn mit edler Stirn, und mit durchdringendem Blicke uns feßelnd, um im nächsten Augenblicke am Boden zu liegen und sich im Sande zu kugeln, bald schmiegt er sich traulich und mit lächelndem, kindlichem Munde kosend an uns, um im Momente zurückzuspringen und uns anzugrinsen; bald sieht er uns wehmütig innig an, um alsbald in ein helles Gelächter auszubrechen; bald ist er ehrbar, ernst und trocken, bald mutwillig bis zur Ausgelaßenheit und Ungezogenheit. Er hat alles, weise Narrheit und närrische Weisheit, Zorn und Sanftmut, Milde und Strenge, Weichheit und Härte, nur eins hat er nicht: Thränen, und schon hieraus ist abzunehmen, wie unglaublich schief die Parallele ist, welche, wenn ich nicht irre, Franz Horn zwischen ihm und Jean Paul gezogen hat. Damit geschieht beiden Unrecht: dem jugendlichen, zarten, fast minnesängerisch träumenden Jean Paul, daß man ihn neben diese derbe, eckige, durchaus ihrer selbst bewußte und scharf verständige Natur eines geborenen Satirikers – dem seinen Stoff mit strenger Herrschaft meisternden, imperatorischen Fischart, daß man ihn neben die weiche, in Formlosigkeit fast zerrinnende, von dem Stoff beherschte Natur eines geborenen Gefühlsdichters stellte.

Fischart steht mitten in seiner Zeit: die ganze Größe und die ganze Kleinheit der damaligen Verhältnisse, die ganze Hoheit und die ganze Niedrigkeit Deutschlands, die unbehülfliche Bücherweisheit

der Stubengelehrten und die Rohheit des großen Haufens, die neue Welt der fremden Cultur und die ältesten vaterländischen Erinnerungen, die Neigung zu jener und die Liebe zu diesen stehen in seinem Bewustsein in gleich klarer und scharfumrißener Form fest, und sprechen sich in seiner Darstellung in gleich berechtigter Weise mit überraschender Objectivität aus; er schildert mit eben der unübertrefflichen Laune die schwerfällige, umständliche, superkluge Beredsamkeit der damaligen mehr als halb lateinischen Staatsmänner, wie das wilde Getös und Gesaus eines abendlichen und mitternächtlichen Zechgelages. Zumal aber hat sich das ganze Volksleben des 16. Jarhunderts noch einmal in ihm concentriert, und er ist eine unerschöpfliche und warhaft köstliche Fundgrube für alles das, was in Sitte und Sprache, in Liebe und Haß, in Spott und Scherz, in Anekdote und Sprichwort, in Gesang und Lied damals noch im deutschen Volke vorhanden war. Darum ist er denn, wie von einem echten Satiriker freilich nicht anders erwartet werden kann, der Beziehungen und Anspielungen voll und übervoll, und kann nicht verstanden werden, wenn man nicht mit ihm sich mitten in jene Zeit hineinstellt, und sich mit dem ganzen Anschauungskreiß des 16. Jarhunderts bekannt gemacht hat; so daß heut zu Tage allerdings eine längere Beschäftigung, ja für manche Partien ein eigenes Studium erforderlich ist, um ihn vollständig zu verstehen, dann aber auch auf das Vollständigste, oft Glänzendste belohnt zu werden.

Eine Analyse seines Hauptwerkes, des Gargantua, zu geben, ist hier weder rätlich noch möglich; ich darf mich darauf beschränken, zu erwähnen, daß Gargantua eine Figur aus der altfranzösischen Riesensage ist, welche Rabelais in moderner Form einführte, um das Unförmliche und Verkehrte, das Maßlose und Abenteuerliche seiner Zeit daran zu schildern; Fischart benutzt den von Rabelais entlehnten Gargantua eben so, doch in viel ausgedehnterem Maße, wie Rabelais, so daß man, kehrt man von Fischart zu Rabelais zurück, diesen kaum für einen Satiriker gelten zu laßen Lust hat. Da werden nun von Fischart nacheinander mit beizender Lauge übergoßen die Thorheiten der Genealogieen und Stammbäume, die

Schwelgerei und die Trunksucht, die Kleiderpracht und unvernünftige Kindererziehung, die superkluge Gelehrsamkeit, die Händel- und Proceßsucht, und so fortan, alles in den lebendigsten, wahrsten, wärmsten Gestalten, voll des frischesten, unmittelbarsten Lebens, ohne auch nur ein einzigesmal aus dem Tone, aus der Rolle zu fallen. Das Buch ist eine Welt, eine Welt voll unerschöpflichen Reichtums, mag man es vom Gesichtspunkte der satirischen und komischen Kunst, oder vom Standpunkte des Geschichtsforschers zumal des Culturhistorikers betrachten: denn es soll sich niemand rühmen, das 16. Jarhundert zu kennen, wer nicht Fischarts Gargantua kennen und verstehen gelernt hat.

Vortrefflich ist auch sein Bienenkorb, wiewol ihm hier der Stoff weniger, und nur die, freilich ganz ausgezeichnete Einkleidung angehört. Dieß Buch steht, wie ich bereits bemerkte, eben so einzig auf protestantischer Seite wie Murners lutherischer Narr auf katholischer Seite; nur daß Fischart in heiterem, lächelndem, siegendem Spotte da steht, während gegenüber ein erbitterter, der Sache noch nicht vollkommen mächtiger, und eben darum dieselbe nicht zu künstlerischer Rundung bringender Gegner in zornigen Worten und grimmigen Geberden seiner satirischen Laune den ungehemmtesten Lauf läßt. Eine genauere Parallele mit Murner läßt dagegen sein Jesuiterhütlein zu.

Fischarts Werke wurden, mit Ausnahme des Bienenkorbes, in dem nächsten Jarhundert übermütiger Schulgelehrsamkeit vergeßen, und selbst sein Name war fast unbekannt, weil er ihn vor seinen Werken, in so fern sie satirisch sind, unter allerlei seltsame Pseudonyma versteckt. In seinen kirchlich-satirischen Schriften nennt er sich Jesuwalt Pickhart; im Gargantua, im Flohatz u. a. Huldrich Elloposkleros (Uebersetzung von Johann Fischart), in der Praktik Winhold Alkofribas Wüstblutus, ja sogar vor dem glückhaften Schiff gibt er sich den Namen Huldrich Mansehr von Treubach. Vollends verachtet war er zu Gottscheds und Adelungs Zeit, die jeden Scherz, wie Tieck sagt, bei namhafter Strafe verboten hatten; Adelung erklärte ihn kurzweg für einen Hanswurst und einen Affen

von Rabelais. Erst am Ende des vorigen Jarhunderts lernte man ihn wieder kennen und nach und nach auch in seiner Eigentümlichkeit achten und bewundern. Leider sind seine Werke, deren er über funfzig geschrieben hat, äußerst selten geworden.

Es bleibt mir noch übrig, der zalreichen Sammlungen von Schwänken, Anekdoten und Possen, an denen das Jarhundert so reich ist, so wie der Volksbücher mit einigen Worten zu gedenken. Die ersteren, die Anekdoten- und Schwanksammlungen, beginnen schon mit dem Anfange des 16. Jarhunderts, zu welcher Zeit ein lateinisches Werk eines gewissen Bebel, facetiae genannt, erschien und großen Anklang fand. Meistens enthält dasselbe längst im Volke cursierende, oft höchst naive und ergetzliche Schnurren, unter ihnen manche, die noch heut zu Tage umlaufen; auch viele von denen, welche sich nachher speciell an die Schildbürger, den Eulenspiegel u. a. angeschloßen haben. Wenig später als Bebels facetiae erschien ein gleichfalls äußerst beliebt gewordenes Buch, Schimpf (Scherz) und Ernst betitelt, von dem Franziskanermönch Johann Pauli, einem ehemaligen Juden und eifrigen Zuhörer Geilers von Kaisersberg, auch Herausgeber seiner Predigten, verfaßt. In welchem Geiste diese ihres Namens würdige, und zum Theil treffliche Sammlung, die gleichfalls zum großen Theile Züge der lebendigen Volkstradition auffaßt, geschrieben ist, mögen folgende beide, den Scherz und den Ernst repräsentierende Erzälungen darthun: Ein Mann hatte drei Töchter, jede Tochter einen Freier; zugleich aber konnte er sie nicht ausstatten, also sollten die Töchter loosen, welche zuerst heiraten sollte, und dieß bewerkstelligte der Vater dadurch, daß er ihnen befahl, die Hände zu waschen, und an der Luft ohne Gebrauch des Handtuchs trocknen zu laßen. Die, deren Hände zuerst trocken sein würden, sollte zuerst einen Mann haben. Das geschieht; das jüngste Töchterchen aber wehrt und ficht beständig mit den naßen Händen: „ich will keinen Mann, ich will keinen Mann“ und des Töchterchens Hände werden durch das Wehen zuerst trocken, und es bekam zuerst einen Mann. — Eine Bürgersfrau hatte ein Vergehen begangen, für welches sie öffentliche Strafe am Halseisen leiden sollte. Ihr Mann aber hatte sie aus

der Maßen lieb, und konnte es nicht ertragen, daß seine liebe Frau öffentlich also sollte gehöhnt werden. Deshalb kam er mit dem Strafherrn überein, gab Geld und brachte es dahin, daß er für sie die Strafe tragen durfte und an das Halseisen gestellt wurde, welchen Hohn und Schmach er um seines lieben Weibes willen geduldig ertrug. Wenn es sich aber späterhin begab, daß die Hadersucht in dem Weibe überhand nahm und sie mit ihrem Ehegatten uneins wurde, warf sie ihm seine erlittene Strafe vor, und sprach öffentlich vor den Leuten: „Ich habe doch nicht am Halseisen gestanden, wie Du". Es kann kaum eine Darstellung geben, durch welche die versunkene Selbstsucht, die diabolische Ichheit genauer und ergreifender geschildert würde, als durch diese einfache treuherzige Volksanekdote. — In den funfziger Jahren erschienen, zum Theil wieder im Elsaß, eine Reihe solcher Büchlein, in denen jedoch der Ernst allzu sehr fehlt, die dagegen aber von der Volkskomik jener Zeiten ein anschauliches Bild geben: die Gartengesellschaft von Frey, der Wegkürzer von Montanus, das Rastbüchlein von Lindner, das Rollwagenbüchlein von Wickram (von dem wir noch andere Producte, eine Art Vorläufer der Romane haben: der Goldfaden und von Wilibald dem unsaubern Knaben) und der Katzipori, die sich als Lieblinge der von der Gelehrsamkeit nicht berührten Lesewelt bis tief in das 17. Jarhundert hinein erhielten. Das beste unter diesen späteren Schwankbüchern ist jedoch von einem Hessen, Hans Wilhelm Kirchhof, Burggrafen zu Spangenberg, 1562 geschrieben, und führt den Titel Wendunmut; in diesem tritt der Ernst neben dem Scherz wieder in sein gebürendes Recht, und die Erzälungen unter denen viele hessische Schwänke vorkommen, sind zum grösten Theil sehr gut, zur Kenntnis der Sittengeschichte des 16. Jarhunderts unentbehrlich. — Die letzte dieser Sammlungen ist, wie die erste, wieder lateinisch, von einem Lehrer an dem Pädagogium zu Marburg, Otto Melander, unter dem Titel Jocoseria in elegantem Stile verfaßt, gröstenteils aus den Vorgängern, zumal aus Kirchhofs Wendunmut entlehnt, übrigens zwar voll Scandals und schlechter Witze, so weit der Verfaßer aus sich selbst schöpfte, aber für die

Zeitgeschichte doch auch nicht ohne Bedeutung. Gerade diese Sammlung ist unter allen ihren Verwandten die bekannteste.

Ein weit längeres Leben, als diese gröstenteils zwar volksmäßigen, zum Theil aber auch aus dem Anekdotenschatze der alten und modernen Gelehrtenwelt entlehnten Anekdotensammlungen, die nach hundert bis hundert und funfzig Jahren, zum Theil sehr unverdient, in völlige Vergeßenheit gekommen, und von der Acerra philologica und ihres Gleichen verdrängt waren, haben die eigentlichen Volksbücher gehabt, die fast durchgängig im 16. Jarhundert ihre Entstehung fanden, und bekanntlich noch heute umgehen, ja in der neuesten Zeit, nachdem das Vorurteil gegen sie angefangen hat zu weichen, verschiedentlich, bald mit bald ohne Einsicht erneuert worden sind.

Ein Theil dieser sogenannten Volksbücher enthält alte Heldensagen, bald einheimische, wie das Büchlein vom gehörnten Sigfrid, vom Herzog Ernst u. dgl., bald fremde, wie Tristan, Octavian, Magellone, Melusine u. a. Doch darf ich auf diese, als unserem Zwecke ferner liegend, nicht einmal durch vollständige Nennung der Namen eingehen. Näher liegen uns vorerst die volksmäßigen Schwank- und Possenbücher; unter diesen ist der Pfaffe vom Kalenberg eins der ältesten, da die Geschichte dieses lustigen, voll der possierlichsten, wenn auch mitunter derbsten Streiche steckenden Geistlichen noch dem 14. Jarhundert angehört. Er ist dem Pfaffen Amis nicht unähnlich, nur daß er sich nicht so eigens auf das Betrügen legt, wie dieser, und daß er eine wirkliche historische Person, vom Kalenberge bei Wien ist und für einen Hofkaplan, wenn man will, zugleich Hofnarren, des Herzogs Otto des Frölichen, Kaiser Rudolfs von Habsburg Enkel, gilt. Ohne Zweifel sind jedoch später gar manche Schwänke, die längst im Volke von Geistlichen solcher Art umliefen — die, um mit Fischart zu reden, zwar eine Pfaffenschlappe trugen, aber beßer eine Reiterkappe getragen hätten — an diesem Pfaffen vom Kalenberge haften geblieben[165]. Später, im 15. Jarhundert bekam er ein Seitenstück an Peter Leu, einem Schwaben, der eigentlich ein Lohgerbersknecht, bloß durch seine Dummheit endlich ein Priester wird, und

nun allerhand schnakische Streiche verübt[166]. Beide Werke, vom Kalenberger und von Peter Leu sind in Reimen, das erste von Philipp Frankfurter, das andere von Achilles Widman verfaßt, und im 16. ja noch im 17. Jarhundert öfter gedruckt; nachher, als die Erinnerung an die alte Pfaffenwirtschaft in der Erinnerung der Protestanten erlosch, gerieten sie in Vergeßenheit, wiewol einzelne Züge aus denselben noch immer vielgestaltig umlaufen, wie z. B. daß der Kalenberger seine Bauern an einem heißen Sommertage zusammenruft, weil er ihnen anzeigen wolle, wie er von dem Kirchthurm herab über die Donau fliegen könne; die Bauern kommen und müßen in der Sommerhitze lange auf das Fliegen warten; bei der Gelegenheit trinken sie dem Pfaffen seinen kahnigen Wein für ihr gutes Geld, worauf es abgesehen war. Als es zum Fliegen gehen soll, fragt er die Bauern, ob sie schon jemals gesehn, daß jemand flöge. Nein, antworteten sie, das sei unerhört. Eben darum, sagt der Kalenberger, fliege ich auch nicht. Geht heim, und sagt ihr seid all hie gewesen: — oder wie Peter Leu seine Predigt in drei Theile theilt: den ersten versteht ihr nicht, den andern kann ich nicht, und den dritten versteht ihr nicht und kann ich nicht u. dgl.

Am Anfang dieses Zeitraums entstand auch das Buch vom Eulenspiegel, welcher seitdem eine stehende Figur des Volkswitzes geworden ist, und es ohne Zweifel noch Jarhunderte lang bleiben wird[167]. Bei weitem die bedeutendsten Streiche des Till Eulenspiegel waren schon früher bekannt, und an lustige Personen anderer Namen geheftet, wie an den Pfaffen Amis, den Minnesänger Nithart, dem Pfaffen vom Kalenberge und andere; andere sind die traditionellen Witze einzelner Stände und Gewerbe, wie das Ermeleinwerfen, das Lederverschneiden zu Schuhen, groß und klein wie sie der Hirt zum Thore hinaustreibt, und dergleichen, und können nur von diesem Standpunkte aus in ihrer Lächerlichkeit und Lustigkeit recht gewürdigt werden. Es ist der Witz der Landfahrer und wandernden Handwerksgesellen, der, nicht gemacht und nicht erfunden, sondern mit dem Handwerk selbst erzeugt, wirklich erlebt und erfahren ist, und sich unter den mannigfaltigsten Gestalten

unaufhörlich wiederholt, der dem Buche vom Eulenspiegel sein Dasein, seine unverwüstliche Dauer und auch seinen unleugbaren komischen Wert gegeben hat. Nun mag es in Norddeutschland irgend einen durch seine Streiche und Witze hervorragenden Landfahrer gegeben haben, an den sich in dortiger Gegend gleichsam notwendig die längst umlaufenden Witze anhefteten, der vielleicht manche derselben absichtlich oder unabsichtlich wiederholte, und dessen Leben dann die Veranlaßung zur epischen Zusammenfaßung der bis dahin vereinzelt umlaufenden Historien gab. Till mag er geheißen haben und zu Möllen im Mecklenburger Land mag er im Jahre 1350 wirklich begraben sein (wie denn vor noch nicht langen Jahren auf diesem Grabe eine Linde stand, in welche jeder wandernde Handwerksbursche einen Nagel zum Wahrzeichen einschlug); Eulenspiegel hat er gewis nicht geheißen, da dieser Name auf der im 16. Jarhundert ständigen Redensart beruhet: „der Mensch erkennt seine Fehler eben so wenig, wie ein Affe oder eine Eule, die in den Spiegel sehen, ihre eigene Häßlichkeit erkennen", und neben Eulenspiegel auch die Bezeichnung Affenspiegel für den doch vergeblichen Tadel der menschlichen Narrheit vorkommt, also dieser Name zu deutlich die Eigenschaft des thörichten Weisen bezeichnet, in dem die Welt ihre eigene Thorheit belacht, ohne dieselbe zu bemerken, als daß wir ihn für den wirklichen Namen halten könnten. In Süddeutschland war auch, obgleich das Buch Eulenspiegel wol bereits am Ende des 15. Jarhunderts gedruckt wurde, der Name Eulenspiegel noch gegen die Mitte des 16. Jarhunderts fast gänzlich unbekannt, und es galt dafür der Name Bochart[168]. Erst seit dieser Zeit, Mitte des 16. Jarhunderts, begann der Name Eulenspiegel allgemein zu werden, und alle früheren Narren und Narrennamen völlig zu absorbieren.

Eine ähnliche Bewandnis hat es mit dem Buche von den Schildbürgern, dem sogenannten Lalenbuche. Lange Zeit waren die Streiche der Städter, die Einfalt und alberne Großthuerei, die Verkehrtheit und Unbehülflichkeit der Bürger und Magistrate abgelegener Ortschaften wie großer Städte, ebenfalls weder ersonnen noch gemacht, sondern wirklich vorgekommen,

Gegenstand des Volkswitzes gewesen; schon aus Dichtungen des 13. und 14. Jarhunderts laßen sich mehrere der bezeichnendsten dieser Streiche nachweisen. Erst am Ende des 16. Jarhunderts wurden sie gesammelt[169] und der Stadt Schilda angeheftet, doch nicht so allgemein, wie die Landfahrer- und Handwerkerwitze sich an Eulenspiegel anhefteten; jedes Land hat, wenn auch erst seit dieser Zeit, sein Abdera, Baiern sein Weilheim, Braunschweig sein Scheppenstedt, Hessen sein Schwarzenborn u. s. w.

Und wiederum ist es fast eben so um den Dr. Faust bestellt, von dem die Sage seit dem 16. Jarhundert umgeht, und auch in der zweiten Hälfte des 16. Jarhunderts das bekannte Volksbuch geschrieben worden ist[170]. Daß es einen Johann Faust gegeben habe, welcher sich mit allerlei magischen Künsten beschäftigt und durch seine wunderlichen Streiche berühmt gemacht, ist völlig unzweifelhaft; er lebte in den ersten dreißig Jahren des 16. Jarhunderts und war der sichersten Ueberlieferung zufolge aus Süddeutschland, man sagt aus Kundlingen in Schwaben, gebürtig. Daß aber diese Stücke, welche er ausgeführt haben soll, zum Theil auch schon weit älter sind und ihm nicht ausschließlich angehören, wie z. B. sein schwarzer Hund, in dem der Teufel verborgen gewesen, nicht allein dem gleichzeitigen Cornelius Agrippa von Nettesheim, sondern auch dem Papst Sylvester II. beigelegt wird, ja daß manche, wie der Wintergarten, bis auf den Scholastiker Albert den Großen zurückgehen, ist eben so ausgemacht; wie Eulenspiegel der Held der Handwerks- und Landfahrerwitze, die Schildbürger die Helden der Stadtverwaltungswitze, so ist Faust der Held der Witze des Aber- und Wunderglaubens; drei epische Gestalten, um die sich zuletzt die vereinzelten lächerlichen oder abenteuerlichen Sagen gleichsam krystallisiert sammelten.

Eine andere Sage, die freilich nicht, wie die bisher erwähnten, Deutschland allein angehört, auch schon weit tiefer in das Altertum, und jedenfalls tief in das 13. Jarhundert zurückreicht, die sich aber dennoch eben um diese Zeit vorzugsweise in Deutschland gestaltet, wenigstens gefestigt hat, ist die Sage vom ewigen Juden, welche sich auch an eine wirkliche, in der Mitte des 16. Jarhunderts im

Norden Deutschlands, z. B. in Hamburg auftretende Person zu festen Formen ansetzte, in denen sie der Nachwelt als fruchtbarer poetischer Stoff überliefert werden konnte [171].

Ich habe hier nur die wichtigsten und umfangreichsten der deutschen Volksbücher namhaft, und zwar eben nicht mehr als nur namhaft machen können; andere, in mehrfacher Beziehung merkwürdige muß ich übergehen, wie z. B. den Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, der vielleicht bretagnischen Ursprungs, vielleicht aber auch seiner Grundlage nach von hohem Alter und der deutschen Mythologie angehörig ist, und den seltsamen Schwank vom Finkenritter, der das unmäßige Lügen der Landfahrer des 16. Jarhunderts trefflich charakterisiert, und vielleicht von Fischart, vielleicht auch noch älter [172], übrigens aber ein Vorläufer des Capitain Rodomond und des Schelmufski im 17. so wie des Münchhausen im 18. Jarhundert ist, wie denn der Verfaßer des Münchhausen (Raspe) für diesen Lügenhelden eine Menge Züge eben aus der Literatur entlehnt hat, welche im Augenblicke aufgezält wurde.

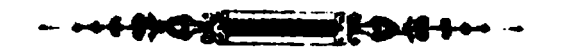
Wir sehen in allen diesen Werken das Bestreben des deutschen Geistes, in der letzten Zeit seiner unvermittelten dichterischen Selbständigkeit, gleichsam mit dem Bewustsein und sichern Vorgefühl, daß es die letzten Zeiten seien, in denen er ganz er selbst sei, mit sich selbst abzuschließen und das Erbe auch der kleinen Dinge, der leichten Spiele, der luftigen Phantasiegebilde und der launigen Scherze, in festen Gestalten, so zu sagen gezält und kapitalisiert, den Kindern und Enkeln zu übermachen, damit diese, einer andern Welt angehörig, als der greise Ahn, das von ihnen verachtete Spargut des Aeltervaters wenigstens den Urenkeln unangetastet überliefern könnten und müßten, diesen vielleicht zu größerer Freude als den undankbaren Kindern und Enkeln. Es ist so geschehen; wer spricht noch von dem stelzfüßigen Geversel und Geschreibsel des 17. und des angehenden 18. Jarhunderts? der Eulenspiegel und die Schildbürger und der Faust aber sind in aller Munde geblieben, und noch heute finden wir darin poetischen Genuß, den wir im ganzen 17. Jarhundert völlig umsonst suchen; – doch erst

die letzten fünf Jarzehende haben wieder volle Freude und wahren Nutzen gewonnen auch an und aus diesen kleinen Dingen, als den letzten, aber nicht am wenigsten eigentümlichen und wertvollen Vermächtnissen der letzten Zeit, da die Deutschen noch ganz Deutsche und nichts als Deutsche waren. Wir haben begreifen gelernt, daß in diesen Volkssagen der letzten Tage der alten Zeit ein Reichtum poetischer Stoffe liege, unverarbeitet und unter Sand und taubem Gestein vielfach vergraben, aber in fast überreicher Fülle und der köstlichsten Verarbeitung fähig, sobald die rechten Meister sich der Arbeit unterziehen; Klinger, Schlegel, Tieck, und vor allem Goethe haben die Erbschaft angetreten, und wie aus den Schachten der unscheinbaren Erdmännlein eitel funkelndes Gestein der edelsten Dichtung zu Tage gehoben. Und noch sind nicht alle diese Stoffe vernutzt: daß sich aus den Schildbürgern etwas machen laße, sehen wir an Wielands Abderiten; was hätte daraus werden können, wenn Wieland sie zunächst oder ganz deutsch, statt griechisch gefaßt hätte!

Die übrige Prosa dieses Zeitraums gestatte ich mir zu übergehen, da ein Eingehen auf die Prosa Luthers, dessen reine, edle, zugleich aus der Härte des Volksdialekts der südlichen und der Weichheit der nördlichen Gegenden Deutschlands gebildete Sprache, die neuhochdeutsche, dessen voller, gedrungener, kerniger, kräftiger Stil noch heute die Sprache und der Stil des deutschen Geistes ist — uns auf Gebiete führen würde, welche von unserm dermaligen Ziele allzuweit entfernt liegen. Nur das gestatte ich mir anzuführen: nach dem einstimmigen Zeugnis aller Zeitgenoßen ist Luthers Bibelübersetznng die für unsere Sprache und unsern Stil schöpferische That des Reformators gewesen, und diese Bibelübersetzung wurde es dadurch, daß Luther sich ganz und gar, mit Leib, Seel und Geist diesem göttlichen Stoffe öffnete und hingab: das göttliche Hineinleben in den Sinn der Offenbarung, das völlige Mitleben mit derselben, wovon auch Luthers übrige Werke hinreichendes Zeugnis ablegen, das, und nur das hob Luthers Werk so hoch über seine Vorgänger und drückt ihm den Stempel der unvergänglichen Dauer auf. Luther hat im Schrecken der Sünde

und im Troste des Evangeliums die Bibel übersetzt, und darum ist, wie die Bibel weltumgestaltend und weltbeherschend, so die Uebersetzung sprachumgestaltend und sprachbeherschend geworden.

Nur eine Richtung im 16. Jarhundert schließt sich noch aus von der Einwirkung der Prosa Luthers: es ist dieß der noch übrige Zweig der alten, nun absterbenden mystischen Schule (die mit Luther nicht zusammenstehen wollte, weil er wie sie sagte, ein neues Papsttum aufrichte, während sie in der Behaglichkeit der Subjectivität und Beschaulichkeit zu verharren begehrte) vorzüglich repräsentiert durch Kaspar Schwenkfeld von Ossig und noch bestimmter durch Sebastian Frank von Wert. Diese, zumal der letztere, halten die alte Weichheit des Stils der Mystiker noch fest, und leisten darin in der That vorzügliches. Namentlich ist Sebastian Frank sowol in seinen historischen als in seinen theologischen Schriften, unter diesen am meisten in seinen Paradoxen oder Wunderreden ein Muster des philosophischen Stiles, voll Milde, Weichheit und Gefügigkeit. Der merkwürdige Mann, der fast gegen jede Erscheinung der Reformation von seinem Standpunkte aus Opposition machte, harret noch des Theologen, der ihn vollständig zu schildern unternimmt; uns interessiert er übrigens außer seinem Stile allenfalls noch als der Verfaßer der ersten Welthistorie in deutscher Sprache, mehr als Sammler von Sprichwörtern, die er mit feinem Sinn auszulegen verstand[173], und worin er in dem bekannten Agrikola von Eisleben einen Vorgänger[174], in dem fränkischen Pfarrer Eucharius Eyering zu Streufdorf am Ende des Jarhunderts einen Nachfolger hatte. Diese Sprichwortsammler vertreten in dieser Periode die alten gnomischen Dichter, einen welschen Gast, einen Freidank, einen Renner, und auch in diesem Bestreben sehen wir das Abschließen, das Testamentmachen und Vermächtnisüberliefern der alten Zeit an späte Enkel, der alten Zeit ganzer, starker, ungebrochener Deutschheit, von welcher unsere Schilderung in diesem Augenblicke Abschied nimmt.



Anmerkungen.

---

1. S. 11. Professor G. Waitz fand in einer, höchstwarscheinlich noch dem 4. Jarhundert angehörigen, jetzt zu Paris befindlichen Handschrift polemische, vermutlich eigenhändige, Bemerkungen eines gewissen arianischen Bischofs Maximinus gegen das Concil von Aquileja (381), welche dieser vor dem Jahre 397 niedergeschrieben haben muß, und zwischen welche er einen, das Leben des Ulfila schildernden Aufsatz des Bischofs Auxentius von Dorostorus (Silistria) eingeschaltet hat. Auxentius war in frühester Jugend von seinen Eltern dem Ulfila übergeben, und von diesem in der heiligen Schrift unterwiesen worden. G. Waitz, über das Leben und die Lehre des Ulfila. Hannover 1840. 4. Bis dahin war man über die unbestimmte Angabe, daß Ulfila zwischen 360—380 Bischof gewesen sei und seine Uebersetzung geschrieben haben müße nicht hinausgekommen (s. v. d. Gabelentz et Loebe Ulfilas. Veteris et novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt etc. 1836 und 1843. 4. 2 Vol. Prolegom. S. I.); aus des Auxentius Bericht wißen wir außer der im Text gegebenen Nachricht, daß Ulfila im Jahre 348 zum Bischof der Gothen geweihet worden war.

Die Evangelien wurden aus dem silbernen Codex zuerst herausgegeben durch Franz Junius, Dordrecht 1665, und nachher öfter, (die bekannteste Ausgabe ist die von Zahn, Weißenfels 1805, welche auch die von Knittel in Wolfenbüttel entdeckten Fragmente enthält) zuletzt 1854 von Uppström; die paulinischen Briefe von Mai und Castiglioni, Mailand 1819—1839 in fünf Heften; eine gothische Erklärung des Evangeliums des Johannes unter dem Titel Skeireins von Maßmann 1834. Eine Gesamtausgabe der gothischen Sprachdenkmale ist die eben angeführte von v. d. Gabelentz und Loebe; die neueste von H. F. Maßmann

(mit dem griechischen Text und dem lateinischen der Vulgata) Stuttgart 1855. Vgl. auch Maßmann, Gothica minora in Haupt Zeitschrift für das deutsche Alterthum 1, 294—393.

2. S. 22. Zuerst wurde das Hildebrandslied 1729 von J. G. v. Eckhart in seinen Commentarii de rebus Franciae orientalis 1, 864—902 abgedruckt, galt aber damals und noch lange hernach für einen „Roman in Prosa", bis 1812 von den Brüdern Grimm (Die beiden ältesten alliterierenden Gedichte, das Hildebrandslied und das Wessobrunner Gebet) die poetische Form der Alliteration nachgewiesen wurde. Ein genaues Facsimile der Handschrift gab W. Grimm 1830 in zwei Folioblättern, eine scharfsinnige und umfaßende Erklärung des kritisch hergestellten Textes 1833 Lachmann; s. Histor.-philol. Abhandlungen der Berliner Akademie der Wißenschaften. 1835. S. 123—162. Neuerlich hat Wilhelm Müller diesem Gedichte auch die Strophenform zuzuweisen unternommen, s. Haupts Zeitschr. 3. 447—452.

3. S. 22. Zuletzt herausgegeben und zuerst erläutert von J. Grimm in den Lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jarhunderts von Grimm und Schmeller 1838. S. 3—53; die Erläuterungen S. 54—126 und in der Vorrede.

4. S. 23. Zuerst wurde das Gedicht Beowulf herausgegeben von Thorkelin, Kopenhagen 1815. Sodann von John M. Kemble The anglosaxon poems of Beowulf the travellers song and the battle of Finnesburh. 2. edit. London 1835; wozu als zweiter Band die von dem Herausgeber besorgte Uebersetzung nebst Glossar gehört: A translation of the anglos. poem of B. with a copious glossary. 1837.

5. S. 33. Von G. Waitz entdeckt und von J. Grimm herausgegeben: Ueber zwei entdeckte gedichte aus der zeit des deutschen heidenthums. 4. 1842.

6. S. 35. Muspilli. Bruchstück einer althochdeutschen alliterierenden Dichtung vom Ende der Welt herausgeben von J. A. Schmeller 1832. Die strophische Form nimmt auch für dieses Gedicht in Anspruch W. Müller in Haupts Zeitschr. 3, 452 u. w.

7. S. 38. Das s. g. Ludwigslied wurde von Mabillon entdeckt und von Schilter 1696 herausgegeben. Seitdem verschwand die Handschrift und wurde erst 1837 von A. H. Hoffmann zu Valenciennes wiedergefunden. S. Elnonensia. Monuments des langues romane et tudesque dans le IX siècle. Publiés par Hoffmann et Willems. Gand. 1837. 4. Daraus ein Abdruck bei W. Wackernagel altd. Lesebuch. 2. Ausg. Sp. 105. Der Form nach ist es, wenn man es nicht in volksmäßige zweizeilige Strophen zerlegen will, eigentlich kein Lied

sondern ein Leich (s. S. 271), übrigens ohne Zweifel von einem Geistlichen verfaßt.

8. S. 39. Die poetischen Stücke welche dieser Zeitraum sonst noch aufzuweisen hat, sind: ein Lied auf den heiligen Petrus, ein Leich von Christus und der Samariterin, ein Leich vom h. Georg (s. S. 217, Anm. 53), ein (halblateinischer) Leich von Ottos des Gr. Versöhnung mit seinem Bruder Heinrich, ein Gebet, und einige Fragmente aus theilweise alliterierenden Kriegs- und Jagd- (oder auch mit der Mythologie zusammenhängenden) Liedern, welche letztern in einer von Mönchen zu St. Gallen abgefaßten Rhetorik, wo sie als Beispiele der Redefiguren dienen, aufbehalten worden sind. — Die Prosaliteratur dieses Zeitraums ist vollständig verzeichnet bei Koberstein, Grundriß. 4. Ausg. S. 94—100.

9. S. 53 J. Grimm über den altdeutschen Meistergesang. 1811. S. 6.

10. S. 69. Die deutsche Heldensage von Wilhelm Grimm. Göttingen 1829; — die einzige quellenmäßige und das ganze Gebiet der deutschen Sage (mit Ausschluß der eigens nordischen Gestaltung derselben) umfaßende Darstellung; wogegen hinsichtlich der Darstellung der deutschen Heldensage, welche Gräße gibt (Die großen Sagenkreiße des Mittelalters. 1842.) das warnende Urteil wiederholt werden muß, welches schon Koberstein, Grundriß. 4. Ausg. S. 175a über dieses Werk gefällt hat.

11. S. 76. Ueber die Kritik der Nibelungensage und das Mythische im Nibelungenliede insbesondere vergleiche man außer W. Grimms deutscher Heldensage: Lachmann Kritik der Sage von den Nibelungen (zuerst im Rhein. Museum. 3. Jahrg. [1829] 4. Heft. S. 435—464; dann auch in den Anmerkungen zu den Nibelungen und zur Klage. 1836. S. 333—349.); W. Müller, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage. 1841. Alle übrigen Versuche mythologischer oder historischer Erklärung der Nibelungensage (abgesehen von Peter Erasmus Müllers vortrefflicher, jedoch mehr nur die nordische Gestaltung der Sage behandelnder Sagabibliothek), wobei dieselbe bald zu einer alles poetischen Gehaltes entkleideten Abstraction verflüchtigt, bald zu einer bewußten Entstellung, wo nicht Verzerrung gleichzeitiger historischer Begebenheiten herabgewürdigt wurde, müßen für verfehlt, einige sogar, wie z. B. Crügers Schrift: der Ursprung des Nibelungenliedes, 1841. für bloße Curiositäten, wenn nicht für arge Verkehrtheiten gelten.

Zu dem, was S. 113—118 über die Entstehung des Nibelungenliedes aus einzelnen Liedern gesagt ist, muß jetzt noch hinzugefügt werden, daß W. Müller in einer, zuerst in den Göttinger Studien 1845, dann auch abgesondert erschienenen Abhandlung „Ueber die Lieder von den Nibelungen“

eine neue Ansicht von der Entstehung des Nibelungenliedes, zunächst des ersten Theiles desselben, aufgestellt hat, welche in der Hauptsache dahin geht, es rühre dieser erste Theil, abgesehen von einigen wenigen späteren Zusätzen, von nur zwei Verfaßern her, von denen der erste, auf den Grundlagen der alten Sage fußend, den strengen Stil der Kunstpoesie darstelle. Diese durch gute Gründe gestützte Ansicht ist demnach eine Vermittelung zwischen der ältern, das ganze Werk einem einzigen Verfaßer zuschreibenden Vorstellung und der Ansicht Lachmanns. Dagegen trat 1853 Adolf Holtzmann mit einem Versuche auf, welcher auf nichts Geringeres gerichtet war, als die ganze Ansicht Lachmanns von der Entstehung des Nibelungenliedes zu stürzen, nämlich darauf, diejenige Recension des Liedes, welche Lachmann für die älteste erklärte, als eine ungeschickte Verkürzung der ausführlicheren Darstellung, diese letztere dagegen wie sie der Text der Laßbergischen Handschrift und Ausgabe darbietet, als die ursprüngliche Gestalt geltend zu machen. Diese Behauptung erregte einen ziemlich heftigen literarischen Streit, welcher zur Zeit noch nicht entschieden ist. Holtzmanns Ansicht, die ohnehin von ihm mit nicht sonderlichem Geschick vorgetragen worden ist, wird indes nur dann den Sieg davon tragen, wenn es ihm gelingt, auch unsere sämtlichen ältesten Epen, den Beowulf, das Hildebrandslied und sogar den Heliand nicht ausgeschloßen, so wie die Volkslieder der späteren Zeit insgesamt und im Ganzen als ungeschickte Verkürzungen breiterer Originale nachzuweisen. Das Wesentliche der Ansicht Holtzmanns findet sich in der Einleitung zu der Handausgabe des Nibelungenliedes von Friedrich Zarncke 1856 mit hinreichender Deutlichkeit angegeben.

12. S. 119. Das Lied vom hürnin Sigfried ist nur aus alten Drucken (Frankfurt um 1538; Nürnberg um 1560, 1585 u. a.) bekannt, und aus diesen in v. d. Hagen und Primissers Heldenbuch Bd. 2. aufgenommen worden. Der Strophenbau ist der s. g. Nibelungenstrophe, welcher schon im 15. Jarhundert außer Uebung gekommen war. In seiner jetzigen Gestalt besteht es aus mehreren Stücken.

Nach der vom Geh. Staatsrath Knapp im 4. Bande des Archivs für hess. Geschichte und Altertumskunde 1845 gegebenen Nachricht findet sich in der Volkssage des Dorfes Grasellenbach im Odenwalde ein in der Nähe dieses Dorfes gelegener Brunnen noch jetzt als der Sigfridsbrunnen, wo Sigfrid erschlagen worden sei, bezeichnet. Ueber die Lage der Gnitaheide s. Grimm die Heldensage S. 41. No. 27. und Mone Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage. 1836. S. 45.

13. S. 125. Ein Bruchstück der wol ältesten Abfaßung des Eckenliedes Docen Misc. 2, 194; 244 Strophen aus einer Handschrift des

13—14. Jarhunderts herausgegeben vom Freiherrn Joseph v. Laßberg (Meister Seppen von Eppishusen) 1832, darnach von Schönhuth die Klage samt Sigenot und Eggenliet 1839. Ein alter Druck von 1491 (öfter wiederholt bis 1577) hat 284 Strophen. Der Abdruck in v. d. Hagens Heldenbuche 1820 (1. Bd.) ist nach Kaspars v. d. Roen Bearbeitung mit willkürlichen Zuthaten aus dem alten Drucke veranstaltet. Nach einer Straßburger Ausgabe von 1569 ist Ecken Ausfart herausgegeben worden von Oskar Schade 1854.

14. S. 125. Von Laurin mag bereits im 12. Jarhundert eine Bearbeitung vorhanden gewesen sein; nach einer Abfaßung des 14—15. Jarh. ist er herausgegeben worden von Ettmüller, **Kunech Luarin. 1829,** welche Ausgabe jedoch der Kritik allzusehr ermangelt; nach einem Nürnberger Drucke des 16. Jarh. von O. Schade 1854.

15. S. 128. Das Gedicht von der Ravennaschlacht ist abgedruckt im 2. Bande des Heldenbuchs von v. d. Hagen und Primisser, wiederholt im ersten Bande des im Jahre 1855 von v. d. Hagen herausgegebenen Heldenbuches. Beide Ausgaben entbehren der erforderlichen kritischen Behandlung. Dagegen hat Ettmüller den kühnen und zum Theil freilich auch eigenmächtigen, doch nicht unglücklichen Versuch gemacht, die Erzälung von dem Tode der Söhne Etzels und Helchen als ein abgesondertes Epos aus der Rabenschlacht abzutremen, wobei denn auch die sechszeilige Strophe in eine vierzeilige verwandelt worden ist: **Daz maere von vroun Helchen sünen. Aus der Ravennaschlacht ausgehoben von Ludw. Ettmüller. Zürich 1846.**

16. S. 131. Der Rosengarten ist uns in vier verschiedenen Abfaßungen überliefert; die erste liegt der im Heldenbuche befindlichen Bearbeitung, eine zweite, verlorene, der Ueberarbeitung Kaspars von der Roen zum Grunde (s. Anm. 99); eine dritte hat W. Grimm mit vortrefflicher Einleitung herausgegeben: **Der Rosengarte. 1836;** die vierte, in zwei wiederum von einander abweichenden Handschriften vorhanden, ist in v. d. Hagens und Primissers Heldenbuch. Bd. 2 abgedruckt.

17. S. 140. Die erste Ausgabe der Gudrun wurde von v. d. Hagen im 1. Bande seines Heldenbuches 1820 veranstaltet; in reines Mittelhochdeutsch wurde derselbe Text, aber mit starken Willkürlichkeiten gegen das Versmaß, umgesetzt von Ziemann 1835; beßer ist die Ausgabe von Vollmar 1845 mit einer Einleitung von Albert Schott, welche letztere jedoch nur von sehr untergeordnetem Werte ist. Es sind in der neueren Zeit zwei Versuche gemacht worden, mit dem Gudrunliede eben so zu verfahren wie mit dem Nibelungenliede: die echten, auf alter Volkssage beruhenden Theile von den Zuthaten späterer Kunstpoesie (oder vielmehr hier

eines halbgelehrten Volksdichters) zu trennen. Den ersten machte Ettmüller: Gudrunlieder. 1841. Das Ganze wird hier in drei Epen: Hagene, Hagene und Hettel (nach Str. 197, 4 hätte diese Abtheilung vielmehr Hilde genannt werden sollen) und Gudrun, dieses letztere wieder in elf Lieder abgetheilt; von den 1705 Strophen des überlieferten Textes werden nur 754 für echt erklärt, die größere Hälfte (951) ausgeschieden. Der zweite Versuch ist von Professor Müllenhoff in Kiel gemacht worden: Kudrun die echten theile des gedichtes mit einer kritischen einleitung. 1845. Hier wird die erste Vorgeschichte, von Hagen, ganz beseitigt, die Erzälung von Hetel und Hagen in 7 kleine Abschnitte (Rhapsodieen), die von Gudrun in 18 dergleichen, welche sich wieder unter vier größeren Liedern zusammenfinden, getheilt. Von dem überlieferten Texte bleiben in dieser Recension nur 415 Strophen übrig.

Von Karl Simrock ist 1843 auch eine Uebersetzung der Gudrun erschienen, welche sich seinen übrigen Uebersetzungen würdig zur Seite stellt. Der Müllenhoffische Text ist in das Neudeutsche übertragen worden von Roth.

18. S. 141. Das Gedicht vom König Rother scheint von einem Volksdichter herzurühren, und beruft sich wiederholt auf eine ältere Quelle, die bald Lied (womit mündliche Ueberlieferung bezeichnet zu werden pflegt) bald Buch genannt wird. Die Erwähnung eines Herzogs von Meran ließe vermuten, daß das Gedicht erst nach 1181 abgefaßt sein könne, doch erlaubt besonders die alte Sprache desselben nicht, einen späteren Termin als den im Texte bezeichneten für dessen Entstehung anzunehmen. Abgedruckt wurde es zuerst in v. d. Hagens und Büschings Gedichten des Mittelalters. 1. Bd. 1811, doch ungenau; genauer und vollständiger ist die Ausgabe Maßmanns in dessen Gedichten des 12. Jarhunderts 2, 162 u. w.

19. S. 143. Ursprünglich war die Erzälung von König Otnit (richtiger Ortnit) eine selbständige, nicht mit der Geschichte Wolfdietrichs verwachsene (wol aber hat sich die letztere in einer sehr frühzeitigen Abfaßung an Otnit angeschloßen). In dieser älteren Gestalt, in welcher der Tod Otnits alsbald nach der Erzälung von seiner Verheiratung berichtet wird (ohne daß zwischen beiden Ereignissen erst die Geschichte Hugdietrichs und ein Theil der Geschichte Wolfdietrichs eingeschoben wurde) ist das Gedicht herausgegeben worden von Ettmüller: künec Ortnides mervart unde tod. 1838, und 1855 von von der Hagen in seinem (neuen) Heldenbuch; in der andern Gestalt 1821 von Mone.

Hug- und Wolfdietrich ist in seiner älteren Form (in der Nibelungenstrophe) noch nicht vollständig gedruckt; theilweise in Oechsle, Hugdietrichs

Brautfahrt und Hochzeit 1834; sodann (aus der Wiener Handschrift) in Haupt, Zeitschrift für deutsches Alterthum 4, 401—462 (526 Strophen); dieser letztere Abdruck zeigt jedoch bereits auch Otnits Geschichte mit der von Wolfdietrich verwachsen. Dagegen ist ein Wolfdietrich ohne Hugdietrich und ohne Otnit von von der Hagen in seinem (neuen) Heldenbuch (1855, zwei Bände, welche neben dieser willkommenen Gabe die gleich willkommene eines Abdruckes von Alpharts Tod, sonst auch einiges Ueberflüßige, enthalten) herausgegeben worden.

20. S. 156. Das Rolandslied wurde zuerst 1727 im zweiten Bande von Schilters Thesaurus, doch mit großen Lücken, veröffentlicht, 1838 vollständig von W. Grimm (Ruolandes lied. Mit den Bildern der pfälzischen Handschrift) herausgegeben. Die französische Quelle ist noch nicht entdeckt; am nächsten kommt unserm deutschen Rolandsliede le chanson de Roland ou de Roncevaux (1837 von F. Michel herausgegeben; im Auszuge bei A. Keller, altfranz. Sagen 1, 59 u. w.), welchen man einem gewissen Turold beilegt.

21. S. 156. Des Strickers Karl ist bis jetzt nur im 2. Bande von Schilters Thesaurus abgedruckt; außer dem Rolandsliede hat der Stricker jedoch auch andere ältere, wie es scheint, deutsche Gedichte benutzt.

22. S. 157. Vom Karlmainet hat Lachmann 1836 die vorhandenen Bruchstücke in den Abhandlungen der Berliner Akad. der Wißenschaften veröffentlicht; eine jüngere Umarbeitung desselben Werkes enthalten die in Maßmanns Denkmälern S. 155—157 und in Beneckes Beiträgen 2, 611—618 (diese unter dem Titel Breimunt) abgedruckten Stücke.

Der Wilhelm von Oranse des Wolfram von Eschenbach wurde zuerst, nebst dem von Ulrich vom Türlein gereimten Anfange der Sage herausgegeben von Casparson 1782 und 1784, doch nach einer schlechten Handschrift und ohne alle Kritik; 1833 hat ihn Lachmann mit den übrigen Werken Wolframs in vollendeter Gestalt erscheinen laßen. Auch von der Sage von Wilhelm von Oranse (Guillaume au court nez) gab es eine ältere, niederrheinische Bearbeitung, s. Reuß, Fragment eines alten Gedichts von den Heldenthaten der Kreuzfahrer im heiligen Lande 1839.

Die Fortsetzung der Sage von Wilhelm, gewöhnlich mit dem Namen „der starke Rennewart“ bezeichnet, welche Ulrich von Türheim, später als seine Fortsetzung von Gotfrieds Tristan, dichtete, ist noch ungedruckt.

23. S. 157. Flos und Blankflos (Flore und Blanscheflur) ist nach dem französischen Originale eines gewissen Ruprecht von Orbent von Konrad Flecke um 1230 gedichtet; sein Vorbild in der Darstellung ist Gottfried von Straßburg. Bis jetzt war nur ein, noch dazu sehr unvollkommner Abdruck dieses Gedichtes in der Müllerischen Sammlung Bd. 2.

vorhanden; neuerlich ist eine brauchbare Ausgabe von Emil Sommer erschienen: Floro und Blanscheflur eine erzählung von Konr. Fleck. Quedlinb. 1846.

24. S. 161. Ueber die Sage vom Gral, welche noch vielfacher Aufklärung bedürftig ist, vergleiche man Joseph Görres, Einleitung zum Lohengrin; San Marte (Schulz), Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach 2, S. 357 u. w.; Simrock, Uebersetzung des Parcival 1, 481.

25. S. 162. Sulpiz Boisseree über die Beschreibung des Tempels des heiligen Grals. München 1834. (Auch in den Abhandlungen der Münchener Akad. der Wiß. von 1835. 1. Bd. S. 307—392). Die Beschreibung findet sich im jüngeren Titurel, Ausg. von Hahn 1842. Strophe 311—415.

26. S. 180. Die von Wolfram gedichteten Stücke des Titurel wurden zuerst von Docen 1810 bekannt gemacht; sie finden sich in Lachmanns Ausgabe von Wolfram von Eschenbach 1833. Der jüngere Titurel, der sich in einer ziemlichen Anzahl von Handschriften vorfindet, ist nur nach einer derselben herausgegeben worden von Hahn: der jüngere Titurel. 1842.

27. S. 181. Lohengrin herausgegeben von Görres. 1813. Der Text ist ohne Kritik behandelt, die vorher Anm. 24 angeführte Einleitung aber noch immer lesenswert.

28. S. 182. J. Grimm Deutsche Mythologie. 2. Ausg. S. 343. 346. Vgl. H. Leo über Beowulf 1839. S. 18—34.

29. S. 188. Gottfrids Tristan erschien zuerst im 2. Bande der Müllerischen Sammlung 1784, mit der Fortsetzung Heinrichs von Freiberg; eine Ausgabe, deren Text im Anfange mangelhaft, und welche ohnehin jetzt nicht mehr brauchbar ist. Später wurde er herausgegeben von Eberhard v. Groote 1821, mit Ulrichs von Türheim Fortsetzung, von v. d. Hagen 1823 mit den Arbeiten beider Fortsetzer (außerdem mit einigen fremden Bearbeitungen und einem Wörterbuche) und zuletzt 1843 von Maßmann mit Ulrichs Fortsetzung.

Gottfrid, welcher immer Meister, nicht Herr genannt wird, muß zum bürgerlichen, aber gelehrten Stande gehört und den Tristan um 1210 gedichtet haben.

30. S. 188. Eilhart von Oberg war aus dem Hildesheimischen gebürtig und lebte zwischen 1189 und 1207. Von seiner ursprünglichen Arbeit haben sich nur wenige Bruchstücke erhalten, und diese sind in Hoffmanns Fundgruben 1, 231—239 abgedruckt. Eine spätere poetische Ueberarbeitung ist nur in Handschriften vorhanden (Pfälzer Hs. 346, und

in Dresden). Der Prosaroman erschien zuerst 1484, dann 1498 und öfter, wurde in Feyerabends Buch der Liebe 1587 und aus diesem auch in Büschings und v. d. Hagens Buch der Liebe 1809. S. 1—142 aufgenommen.

31. S. 189. ' Erec und Enite ist unter den Werken Hartmanns am spätesten (1821) wieder entdeckt und 1839 von Haupt herausgegeben worden. Erec, Sohn des Königs Lac, fängt an, nachdem er die schöne Enite zur Gemahlin gewonnen, sich in ihrem Besitze zu verliegen, d. h. alle ritterlichen Uebungen zu unterlaßen; dieß zieht ihm allgemeinen Tadel zu, und Enite offenbart ihm, daß und warum er verachtet werde. Ohne alle und jede Vermittlung schlägt nun die heiße Liebe des jungen Ehegatten in grausame Härte gegen Enite um, welche er, mit dem Verbote, ein Wort mit ihm zu reden, auf seinen alsbald unternommenen abenteuernden Zügen ihn begleiten heißt. Daraus folgt denn eine Reihe der härtesten Prüfungen nicht sowohl für Erec, der sie allenfalls verdient hätte, als vielmehr für die unschuldige Enite. Ein völlig fremder Geist wehet uns abstoßend aus den Stoffen dieses Gedichtes an, und die Form Hartmanns macht dießmal nur wenig wieder gut.

32. S. 191. Die erste Ausgabe des Jwein von Benecke und Lachmann erschien 1827, eine zweite 1843, eine Uebersetzung und Erläuterung von dem Grafen Wolf Baudissin 1845. Die von Lady Guest herausgegebenen wallisischen Romane führen den Gesamttitel: The Mabinogion from the Llyfr coch o Hergest. Llandovery 1838—1840. Uebersetzt und mit einer guten Einleitung über die Arthursage versehen: Die Arthur-Sage und die Mährchen des rothen Buchs von Hergest. Herausgegeben von San Marte (Albert Schulz) 1842. Lady Guest widmet ihr Buch ihren Kindern: beinahe erregt es ein mitleidiges Gefül, daß das keltische Altertum den späten Geschlechtern keine beßeren Gaben zu überliefern hat, als diese, welche der wißenschaftlichen Forschung zwar eine bedeutende, dem poetischen Bedürfnisse aber nicht die geringste Befriedigung gewähren.

33. S. 191. Wigalois der Ritter mit dem Rade getihtet von Wirnt von Gravenberch herausgeg. v. G. F. Benecke 1819. Mit Anmerkungen und Wörterbuch. Eine neue Ausgabe, lediglich mit kritischen Anmerkungen, besorgte 1847 Franz Pfeiffer, eine Uebersetzung mit einigen Erläuterungen der Graf W. Baudissin (Guy von Waleis. 1847).

34. S. 191. Lanzelot. Eine Erzälung von Ulrich von Zatzikhoven. Herausgegeben von K. A. Hahn. 1845. Der Herausgeber versucht den Dichter gegen die Vorwürfe, welche Gervinus demselben gemacht hat zu vertheidigen; aber es wird unmöglich bleiben, dieser so ganz seelenlosen

nackt keltischen Darstellung Ulrichs auch mit dem besten Willen das, was sie nun einmal nicht hat, Seele und Bewustsein einzuhauchen; dieser „wipsaelige Lanzelet“ (v. 5529), welcher, nachdem er kaum die schöne Iblis gewonnen, aber briuten muste, ist eine trübselige, ja widerwärtige Erscheinung. Allerdings brauchte die plötzliche Hingebung der Iblis an Lanzelet, welcher ihr den Vater erschlagen, nicht so stark motiviert zu werden, wie die Hingebung der Laudine an Iwein; aber wie trocken und ungenügend ist Ulrichs Motivierung, von allem andern abgesehen, gegen die einzige geschickte und zierliche Bemerkung Hartmanns über die Unstätigkeit der Weiber (Iwein 1863—1888)! Und was wollen die vereinzelten Sentenzen, die sich allerdings bei Ulrich finden, gegen die ganze Masse des völlig unverarbeiteten Stoffes, woraus das Gedicht bestehet, ausrichten?

35. S. 191. Der Aventiure Krone von Heinrich von dem Türlin ist 1852 von Scholl in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart (XXVII. Publication) herausgegeben worden. Einzelne Stellen wurden früher an verschiedenen Orten veröffentlicht, unter ihnen eine, welche eine Lobpreisung damals schon verstorbener Dichter (Hartmanns v. d. Aue, Reinmars, Dietmars von Eiste, Friedrich von Hausen u. a.) enthält, in Haupt die Lieder und Büchlein und der arme Heinrich von Hartm. v. d. A. 1842. S. XII - XV. (vorher auch schon von v. d. Hagen Minnes. 4, 263); eine andere, und zwar an Ausdehnung die bedeutendste, die Sage vom Zauberbecher enthaltend, von Hahn in F. Wolf über die Lais Sequenzen und Leiche. 1841. S. 378—432.

36. S. 191. Wigamur ist von einem unbekannten Dichter verfaßt; herausgegeben von v. d. Hagen und Büsching 1811 in ihren Dichtungen des Mittelalters.

37. S. 191. Gabriel von Muntavel von Kunhart von Stoffel ist noch ungedruckt; ein Bruchstück daraus bei W. Wackernagel altd. Leseb. I. 2. Ausg. S. 643—650.

Zu den Artuspoesien gehören sonst noch Daniel von Blumenthal von dem Stricker und Gawein von einem unbekannten Dichter; warscheinlich hatten auch Walwan u. a. Helden des Artuskreißes ihre eigenen sie verherrlichenden Dichtungen.

38. S. 195. Die Alexandreis des Ulrich von Eschenbach ist zwischen 1248—1284 verfaßt und noch ungedruckt. S. Wechrlin Beiträge S. 1—32. Eine, von Andern auch besonders bearbeitete Erzälung aus derselben (Alexander und Zwerg Antiloye) ist abgedruckt W. Wackernagel die Handschriften der Basler Univ. Bibl. 1836. S. 27—30.

39. S. 195. Rudolfs von Ems Alexandreis ist vermutlich zwischen 1238—1241 gedichtet; außer einer literarisch merkwürdigen Stelle, welche

sich bei v. d. Hagen Minnesänger 4, 865—867 findet, ist bis jetzt nichts davon gedruckt.

40. S. 198. Lamprechts Alexander ist zweimal von Maßmann herausgegeben worden, zuerst 1828 in seinen Denkmälern S. 16—75, sodann 1837 in seinen Gedichten des 12. Jarh. 1, S. 64—144. Eine umfangreiche Ausgabe des Alexanders von Lamprecht erschien 1850 von Heinrich Weismann: Alexander, Gedicht des 12. Jarh., vom Pfaffen Lamprecht. Urtext und Uebersetzung, nebst geschichtlichen und sprachlichen Erläuterungen, sowie der vollständigen Uebersetzung des Pseudo-Kallisthenes und umfaßenden Auszügen aus den lateinischen, französischen, englischen, persischen und türkischen Alexanderliedern. Frankfurt. Zwei Bände. Die Geschichte der deutschen Alexanderliteratur ist durch diese weitläufige Arbeit nicht merklich gefördert worden.

41. S. 200. Veldekins Eneit war lange Zeit nur einmal, in der Müllerischen Sammlung, 1784, gedruckt vorhanden; eine neue Ausgabe besorgte 1852 Ettmüller.

42. S. 203. Herborts von Fritslâr lied von Troye, herausgeg. von G. K. Frommann. 1837.

43. S. 204. Konrads von Wirzburg Trojanerkrieg ist, noch dazu wenig über die Hälfte, nur in dem sehr seltenen dritten (unvollendet gebliebenen) Bande der Müllerischen Sammlung gedruckt vorhanden. Aus der zweiten Hälfte ist ein Stück abgedruckt in Mone Anzeiger. 1837. Sp. 267 u. w. Konrad selbst hat das Werk nicht bis zu Ende durchgeführt.

44. S. 209. Wernher von Tegernsee starb 1197; das ältere Bruchstück findet sich Docen Miscell. 2, 103—108; und Hoffmann Fundgr. 2, 213; die Umarbeitung wurde 1802 von Oetter und 1837 von Hoffmann (Fundgr. 2, 145—212) herausgegeben. Von Wernhers weltlicher Poesie ein Beispiel S. 277.

45. S. 210. Die Litanei aller Heiligen, deren Verfaßer sich in der älteren Bearbeitung Heinrich nennt, ist in der älteren Form aus einer Gräzer Handschrift des 12. Jarh. abgedruckt Hoffmann Fundgr. 2, 216—237; in einer jüngeren, etwas erweiterten Faßung aus einer Straßburger Handschr. Massmann Gedichte des 12. Jarh. 1, S. 43—63.

46. S. 210. Bruder Philipps Leben der heiligen Familie (Marienleben) ist von Rückert in Breslau 1853 herausgegeben worden; den Inhalt und Auszüge findet man Docen Miscellaneen 1807. 2, 66—98.

47. S. 210. Konrads von Fußesbrunnen Gedicht ist abgedruckt in Hahn Gedichte des 12. und 13. Jarh. 1840. S. 67—102.

48. S. 212. Gregor auf dem Steine ist zuerst von Greith Spicilegium Vaticanum. 1838. S. 180. u. w., dann von Lachmann 1838

in vollendeter Gestalt herausgegeben worden. Die Legende findet sich übrigens in dem bei Koberger 1488 erschienenen Passional, sodann auch in dem Postill und Ewangely Bouch (Basel 1514. 4.) als zur Glosse und Auslegung des Evangeliums vom Waßersüchtigen am 17. Trinitatissonntage gehörig Bl. 222c—224a.

49. S. 213. Rudolfs Barlaam und Josaphat ist von Köpke 1818 und in beßerem Texte 1843 von Franz Pfeiffer herausgegeben worden. Uebrigens existieren auch noch zwei andere deutsche poetische Bearbeitungen dieser Legende (die eine von einem gewissen Bischof Otto). Die erste Abfaßung derselben schreibt man gewöhnlich dem Johannes Damascenus (8. Jarh.) zu.

50. S. 213. Konrads von Würzburg Sylvester von Wilhelm Grimm. Göttingen 1841.

51. S. 213. Sanct Alexius Leben in acht gereimten mittelhochdeutschen Behandlungen, nebst geschichtlicher Einleitung so wie deutschen, griechischen und lateinischen Anhängen. Herausgegeben von H. F. Massmann. 1843.

52. S. 217. Die hier bezeichnete poetische Bearbeitung des Lebens der heiligen Elisabeth ist auszugsweise gedruckt in Graffs Diutiska 1, 343—489. Verfaßt ist dieses Gedicht nach dem Jahre 1297, da in demselben (a. a. O. S. 375) des Todes der zweiten (dritten) Tochter der Elisabeth, der Klosterfrau zu Altenburg, gedacht wird, welche am 13. August 1297 starb.

53. S. 217. Die älteste Bearbeitung der Legende vom heiligen Georg ist ein Leich; zuletzt abgedruckt in Hoffmanns Fundgr. 1, S. 10—14. Eine Bearbeitung derselben aus den Jahren 1231—1253 von Reinbot von Durne ist, aber in verderbter Sprache, abgedruckt in v. d. Hagens und Büschings Gedichten des Mittelalters 1. Bd.

54. S. 218. Die Legende vom Pilatus: Mone Anzeiger 1835 Sp. 434—446 (vorher auch, Sp. 421 u. w., Darstellung der Sage und ein lateinisches Original der Legende). Maßmann Gedichte des 12. Jarh. 1, S. 145—152.

55. S. 218. Die Bearbeitung der Legende vom heiligen Oswald aus dem 12. Jarh. von einem Volksdichter (fahrenden Mann) ist 1835 von Ettmüller herausgegeben worden; über die Beziehungen dieser Darstellung zur deutschen Heldensage (Orendel, Traugemund, Rother) s. Mone im Anzeiger 1835. Sp. 414 u. w. Eine spätere Bearbeitung derselben Legende findet sich in Haupts Zeitschrift 2, 92 u. w.

56. S. 218. S. S. 307, Anm. 102.

57. S. 219. Das Original der aus dem 12. Jarh. stammenden

gleich der Legende des heiligen Oswald und dem Gedichte des Salomo und Morolf von einem Fahrenden verfaßten Bearbeitung der Sage vom Rocke Christi und König Orendel ist 1844 von v. d. Hagen herausgegeben worden: Der ungenähte graue Rock Christi: wie König Orendel ihn erwirbt, darin Frau Breiden und das heilige Grab gewinnt, und ihn nach Trier bringt. Altdeutsches Gedicht aus der einzigen Handschrift mit Vergleichung des alten Drucks herausgegeben u. s. w. Der alte Druck (1512. Augsburg) ist der Handschrift, welche auf Erneuerung der Form in Geschmack des ausgehenden 15. Jarh. bedacht ist, vorzuziehen. — Eine Uebersetzung des alten Gedichts ist 1845 von Karl Simrock erschienen: Der ungenähte Rock oder König Orendel wie er den grauen Rock gen Trier brachte.

58. S. 220. Ueber Orendel (Oervandil, Aruwentil) s. Jac. Grimm, deutsche Mythologie 1, 347. Nur hat der von Grimm ebendas. S. 349 (hiernach auch von Simrock S. XVII) aus Mathesius herbeigezogene Wendel („Pan sei der Heiden Wendel und oberster Sackpfeifer") nichts mit Oervandil (Aruwentil) zu schaffen: es ist bei Mathesius der freilich volksmäßige Heilige St. Wendelinus, der bekannte Patron der Schäfer, gemeint.

59. S. 224. Die schon im Jahre 1825 zur Herausgabe von Maßmann angekündigte Kaiserchronik ist endlich im Jahre 1849, und zwar nunmehr in zwei Ausgaben zugleich, erschienen. Die eine ist von H. F. Maßmann: Der keiser und der kunige buoch oder die sogenannte Kaiserchronik, Gedicht des 12. Jahrhunderts, von 18,578 Reimzeilen nach 12 vollständigen und 17 unvollständigen Handschriften, nebst ausführlichem Wörterbuche (drei Bände); — die andere ist ein Abdruck der Vorauer Handschrift: Die Kaiserchronik nach der ältesten Handschrift des Stiftes Vorau, von Joseph Diemer. In den ältesten noch dem 12. Jarh. angehörenden Handschriften reicht sie bis zum Jahre 1147, und mag in dieser Gestalt spätestens um 1160 abgefaßt sein; eine jüngere Bearbeitung führt das Werk bis zu Kaiser Friedrichs II. Tode, eine abermalige Ueberarbeitung sogar bis auf Rudolf von Habsburg herab.

Das Annolied steht in den Ausgaben von Opitzens Werken, welche bei Fellgibel erschienen sind (bald im ersten, bald im dritten Theil) und in der Bodmer-Breitingerschen Ausg. 1745 (hier S. 179—318). In den Frankfurter und Amsterdamer Ausgaben fehlt es. Eine selbständige Ausgabe erschien 1848: Maere von Sente Annen von Dr. Bezzenberger.

60. S. 225. Rudolfs Weltchronik ist noch ungedruckt, denn die Ausgabe, welche G. Schütze 1779 und 1781 unter dem Titel: Die historischen Bücher des alten Testaments u. s. w. besorgt hat, enthalten

einen in Stoff und Form durchaus verderbten Text. Auszüge aus dem echten Werke finden sich in Graffs Diutiska 1, 47—72, aus dem nachgeahmten Werke des Ungenannten in Docens Miscellaneen 2, 39 f., aus beiden in meiner Schrift: Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems. 1839.

61. S. 225. Enikels (Enenkels) Werk ist noch ungedruckt. Auszüge daraus finden sich z. B. Docen Miscell. 2, 160—170.

62. S. 226. Eraclius. Deutsches und französisches Gedicht des zwölften Jarhunderts, jenes von Otto, dieses von Gautier von Arras u. s. w. zum ersten Male herausgegeben von H. F. Massmann. 1842.

63. S. 227. Die älteste Abfaßung der Crescentia findet sich in der Kaiserchronik; eine Umarbeitung aus dem 13. Jarh. ist in Mailath und Köffinger Coloczaer Codex altdeutscher Gedichte. 1817. S. 245—274 abgedruckt; eine Auflösung in Prosa, Haupt und Hoffmann altdeutsche Blätter 1, 300 308.

64. S. 227. Hartmanns armer Heinrich gehört zu den mittelhochdeutschen Gedichten, welche am häufigsten herausgegeben worden sind: er erschien zuerst in der Müllerischen Sammlung Bd. 1, dann wurde er 1815 von den Brüdern Grimm, später von Lachmann, nachher von W. Wackernagel, 1842 v. W. Müller (mit einem Wörterbuche) und von Haupt (die Lieder und Büchlein und der arme Heinrich) herausgegeben, auch von Simrock 1830 übersetzt.

65. S. 229. Der gute Gerhard, eine Erzälung von Rudolf von Ems, herausgegeben von Moritz Haupt. 1840. Die Sage ist sicherlich nicht Rudolfs Erfindung, woher sie jedoch stamme, bleibt noch zu ermitteln. In das Neudeutsche ist Rudolfs Gedicht übersetzt worden von Simrock 1847.

66. S. 231. Rudolfs Wilhelm von Orlienz, bisher noch ungedruckt, ist eine in welscher Weise behandelte Darstellung der Geschichte Wilhelms des Eroberers. Ein Auszug daraus findet sich in Mones Anzeiger 1835. Sp. 27 u. w.

67. S. 232. Grâve Ruodolf 1828. 4. Graf Rudolf 2. Ausg. 1844. gr. 4.

68. S. 232. Darifant und Demantin sind bis dahin nur in Bruchstücken bekannt; die von Darifant wurden von Nyerup entdeckt und herausgegeben, wieder abgedruckt von W. Müller in Haupts Zeitschrift 2, 179; die von Demantin finden sich in Maßmanns Denkmälern S. 75—79. Bruchstücke von Crane wurden zuerst von W. Grimm (unter dem Titel Assundin. Lemgo 1827), andere, welche den wahren Namen der Dichtung und des Dichters enthielten, von W. Müller gefunden und herausgegeben (in Haupts Zeitschrift 1, 57—95), sehr bald

auch von Müller geschloßen, daß der Dichter des Crane mit dem des Darifant und Demantin identisch sein müße. Neuerlich hat sich auch eine fast vollständige Handschrift des Crane gefunden. — Die von mir 1843 nur vermutete Verwandtschaft des Crane mit dem Grafen Rudolf hat seitdem W. Grimm bewiesen, Gr. Rud. 2. Ausg. S. 47—51.

69. S. 232. Otte mit dem barte von Cuonrad von Würzeburc von A. Hahn. 1838.

70. S. 232. Das hier gemeinte Gedicht von K. Albrecht und Adolf von Nassau findet sich in Haupts Zeitschrift 3, 7—25; es hat niederrheinische Sprachformen. Ein völlig verschiedenes und weit weniger bedeutendes Gedicht über denselben Gegenstand ist das in Graffs Diutiska 3, 314—323 abgedruckte.

71. S. 233. Das Gedicht vom Maier Helmbrecht, dessen Ursprung übrigens auch, und nicht ohne Warscheinlichkeit in Baiern gesucht wird, ist abgedruckt in Haupts Zeitschrift 4, 318—385 (vorher in den Wiener Jarbüchern 1839 Bd. 85. 86).

72. S. 233. Im Jahre 1180 wandte sich der Graf Berthold von Andechs an den Abt Ruprecht von Tegernsee mit der Bitte, ihm das deutsche Buch vom Herzog Ernst (libellum teutonicum de Herzogen Ernesten) zum Abschreiben zu schicken. Im 13. Jarh. muß die Sage sehr verbreitet, doch aber immer eine gelesene, nicht gesungene gewesen sein, wie die Anführung derselben im Maier Helmbrecht v. 956—957 beweist. Die Fragmente der ältesten noch dem 12. Jarh. angehörigen Bearbeitungen sind abgedruckt in Hoffmanns Fundgruben 1, 228—230; die ältere Recension der Umarbeitung des dreizehnten Jarhunderts ist noch ungedruckt, die jüngere aber von der Hagen in den Gedichten des Mittelalters 1811 herausgegeben.

73. S. 237. Auf die Verkehrung der Salomonischen Weisheit durch Morolf beruft sich schon Freidank (81, 3—4). Die Erzälung von Salomon und Morolf hat sehr viel echt deutsche Züge; J. Grimm scheint sogar (Mythol. 2. Ausg. S. 415) das Ganze für deutsche Sage zu halten; demnach müßten etwa die fremden Namen und Localitäten ein erborgtes Gewand sein, wozu sich allerdings Parallelen finden laßen. Beide Stücke, sowohl die Erzälung von Salomon und Morolf, als das Gespräch zwischen beiden, sind in v. d. Hagens und Büschings Gedichten des Mittelalters abgedruckt. In der Form hat Orendel mit Salomon und Morol große Aehnlichkeit; auch in dem ersteren hat ursprünglich die fünfzeilig Strophe (später als Jacobston, Lindenschmidt, Schlacht von Pavia u. dgl. sehr bekannt) geherscht, ja es sind beide nach den Trünken, die sich der Erzäler reichen ließ, in Abschnitte eingetheilt gewesen.

74. S. 240. Der Pfaffe Amis ist am besten in Beneckes Beiträgen 2, 493 f. abgedruckt; früher (1817) schon im Coloczaer Codex; auch existiert ein alter Druck des Gedichts aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jarhunderts. Neuerlich (1851) übersetzt von G. Berlit.

75. S. 243. Eine in den meisten Schwankbüchern des 16. Jarh. erzälte, auch von Hans Sachs bearbeitete Schnurre: wie die Wittwe eines Bauern den aus Paris kommenden fahrenden Schüler aus dem Paradiese gekommen glaubt, und ihm Geschenke für ihren vermeintlich im Paradiese weilenden Gatten mitgibt; auch noch in neuerer Zeit öfter wiedererzält, z. B. Jugendzeitung 1808. Nr. 143.

76. S. 244. Ueber den Character der Thiersage hat Jacob Grimm die einzigen vollkommen befriedigenden Aufschlüsse gegeben in seiner Einleitung zu Reinhart Fuchs. 1834.

77. S. 254. J. Grimm, Sendschreiben an Karl Lachmann über Reinhart Fuchs 1840.

78. S. 258. Die Ansicht der Brüder Grimm geht im Ganzen dahin, es sei die äsopische, wesentlich lehrhafte Thierfabel ein Verderbnis der Thiersage: das Zuschneiden der Fabel nach den Epimythien und die hierdurch bedingte Kürze der Fabel sei der Tod der Fabel (d. h. des eigentlich poetischen und des naiven Elements derselben); Gervinus dagegen will äsopische Fabel und deutsche Thiersage als ganz unabhängig von einander betrachtet wißen, jener sogar wo nicht die Uranfänglichkeit, doch die Priorität vor der deutschen Thiersage, die er Thiermärchen nennen möchte, zusprechen.

79. S. 259. Die ursprüngliche Sammlung von Strickers Fabeln ist schwerlich noch vorhanden; gedruckt sind derselben ziemlich viele, z. B. in der Brüder Grimm altdeutschen Wäldern zu Anfang des 2. Bandes und im 3. Bande S. 169 u. w.

80. S. 259. Boners Edelstein wurde 1757 von Bodmer (Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger), 1816 von Benecke und zuletzt 1844 von Franz Pfeiffer wieder herausgegeben.

81. S. 260. Gerhart von Minden gehört eigentlich der folgenden Periode an, da er seine Fabeln 1370 verfaßte. Die Zahl derselben ist 102; ein und zwanzig derselben nebst den Titeln der übrigen hat ihr Entdecker, F. Wiggert, in Magdeburg 1836 abdrucken laßen in der Schrift: Zweites Scherflein zur Förderung der Kenntnis deutscher Mundarten und Schriften. 1836.

82. S. 260. Heinrichs Gedicht ist abgedruckt in Maßmanns deutschen Gedichten des 12. Jarh. 2, S. 343, wozu jedoch die Ergänzung

J. Grimms in den Gött. gel. Anz. 1838. No. 56. S. 556 verglichen werden muß.

83. S. 261. Vridankes Bescheidenheit von W. Grimm. 1834. Gegen die Annahme der Identität Walthers von der Vogelweide und Freidanks hat J. Grimm sehr gewichtige und fast entscheidende Gründe geltend gemacht in Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. 1844. S. 8—11.

84. S. 262. Ueber Tomasins Geschlechtsnamen s. v. Karajan in Haupts Zeitschr. 5, 241. Sein Werk ist 1852 von Rückert herausgegeben worden.

85. S. 263. Der Renner wurde 1549 nach einer Bearbeitung Seb. Brants gedruckt; in der neueren Zeit (1833—1834) ist ihm eine jedoch wenig gelungene Ausgabe durch den historischen Verein zu Bamberg zu Theil geworden.

86. S. 263. König Tyrol von Schotten und sein Sohn Friedebrant waren ursprünglich Gegenstände einer epischen Dichtung, von der sich nur Bruchstücke gerettet haben, s. J. Grimm in Haupts Zeitschrift 1, S. 7. u. w. Das Lehrgedicht von König Tyrol und seinem Sohn Friedebrant steht in Schilters Thesaurus (Band 2.) und in v. d. Hagens Minnesingern 2, 248.

87. S. 263. Der Winsbeke und die Winsbekin, Gedichte welche von Anfang gewis nicht zu einander gehört haben, sind öfter abgedruckt: in Beneckes Beiträgen 2, S. 455, in v. d. Hagens neuem Jarbuch 2, 182 u. w. Eine besondere Ausgabe erschien 1845 von M. Haupt.

Diesen Lehrgedichten ist noch die für die Sittengeschichte sehr wichtige, erst neuerlich allgemein zugänglich gewordene Sammlung von Büchlein, welche Sigfrid Helbling, ein östreichischer Ritter, etwa um 1295—1298 verfaßte, anzuschließen. Herausgegeben ist sie mit Anmerkungen von Th. von Karajan in Haupts Zeitschrift 4, 1—284.

88. S. 270. Das einzige Beispiel einer Entlehnung einzelner Züge des deutschen Minnegesangs von der romanischen Troubadourpoesie gewährt der Minnesänger Rudolf Graf von Neuenburg, welcher in der Weingartner Handschrift Graf Rudolf von Fenis heißt, und, nach diesem Namen wie nach seiner Heimat Neufchatel zu urteilen, selbst ein halber Romane war; schon Bodmer hat 1763 nachgewiesen, daß einige Strophen dieses Minnesängers den Gedichten des französischen Sängers Folquet von Marseille nachgebildet seien. Doch ist die Entlehnung auch in dem einzigen nachweisbaren Beispiele nur eine Nachahmung einzelner Züge; nicht allein sind Anlage und Tendenz sondern es ist auch die Färbung des romanischen Originals von der deutschen Nachbildung durchaus verschieden.

Vgl. v. d. Hagen Minnesinger 4. S. 50—51. Näheres über diese Verwandtschaft: W. Wackernagel Altfranzösische Lieder und Leiche. 1846. S. 193—237.

89. S. 274. Die erste Ausgabe der Minnesänger wurde nach der Pariser Handschrift 1758—59 von Bodmer und Breitinger veranstaltet: Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpuncte CXL Dichter enthaltend; durch Ruedger Manessen, weiland des Rathes der uralten Zyrich. 2 Bde. 4. Ergänzungen dazu finden sich u. a. in Beneckes Beiträgen. — 1838 (eigentlich erst 1840) erschien von Friedr. Heinr. von der Hagen: Minnesinger. Deutsche Liederdichter des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jarhunderts, aus allen bekannten Handschriften und früheren Drucken gesammelt und berichtigt u. s. w. Vier Theile in 3 Bänden. 4., von denen der letzte die Biographien der Minnesänger enthält. Dieses umfangreiche Werk ist zwar mit dem grösten Fleiße zusammengestellt, entbehrt jedoch der Kritik allzusehr. — Die Weingartner und die Heidelberger Handschrift sind auf Kosten des literarischen Vereins zu Stuttgart, die erstere 1843, die andere 1844 gedruckt worden.

90. S. 275. Friedrichs von Hausen Minnelieder stehen bei v. d. Hagen Minnesinger 1, 212—217. Ueber seine Lebensumstände und seinen Tod s. Lachmann zum Iwein 4431. 2. Ausg. S. 317; Haupt die Lieder und Büchlein S. XVI. v. d. Hagen Minnesinger 4, 150—154.

91. S. 277. Gottfrids Lobgesang ist vollständig und mit kritischer Sorgfalt abgedruckt von Haupt in seiner Zeitschrift 4, 513—555. Der im Texte nach der gewöhnlichen Ueberlieferung angegebene Anfang bildet hier die sechszehnte Strophe.

92. S. 292. Walthers Gedichte sind zweimal von Lachmann (1827 und 1843) herausgegeben und erläutert worden. (Dritte Ausgabe, von Haupt besorgt, 1853). Sodann ist zu vergleichen: L. Uhland, Walther v. d. Vogelweide, ein altdeutscher Dichter. 1821. und besonders: Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt von Karl Simrock und erläutert von K. Simrock und Wilhelm Wackernagel 1833. Walthers Leben bei v. d. Hagen Minnesinger 4, S. 160—190. Einen der bedeutendsten Lebensumstände Walthers hat Th. G. v. Karajan entdeckt und befriedigend erläutert: Ueber zwei Gedichte Walthers v. d. V. Ein akademischer Vortrag. Wien 1851. (Sitzungsbericht der kais. Akad. d. Wiss., hist.-philolog. Kl., VII, 3, S. 359—372).

93. S. 286. Ulrich von Lichtenstein mit anmerkungen von Theodor von Karajan herausgegeben von K. Lachmann. 1841. Der Frauendienst, wenn gleich wie alle übrigen Erzälungen dieser Zeit, in kurzen Reimpaaren gedichtet, bringt dieselben doch dadurch dem lyrischen

Vortrage näher, daß er sie in Strophen von acht Paaren abteilt; die Reime sind ausnahmslos stumpf. In der erwähnten Ausgabe Lachmanns findet sich auch Ulrichs Frauenbuch. Den Frauendienst dichtete Ulrich 1255, das Frauenbuch 1257; er mag 1199 (1200) geboren sein und starb 1274 oder 1276. Sein Leben bei v. d. Hagen Minnesinger 4, S. 221 - 404.

94. S. 288. Nitharts Leben (von W. Wackernagel) findet sich bei v. d. Hagen Minnesinger 4, 435—442; seine Lieder ebendas. 2, 98—425; 3, 183—343; 468d—468g; doch finden sich unter denselben viele ohne Zweifel untergeschobene. Nithart wird schon (beinahe sprichwortsweise) von Wolfram von Eschenbach im Willehalm angeführt (212, 12—13); er lebte am Hofe Friedrichs des Streitbaren von Oestreich welcher 1246 starb, dessen Tod aber Nithart nicht erlebt haben kann, da Wernhers Meier Helmbrecht (S. 233. Anm. 71) welcher noch zu Lebzeiten Friedrichs verfaßt ist, von Nithart als einem Verstorbenen spricht. Der Neidhart Fuchs welcher nach der Ueberlieferung mehrerer Chronisten im 14. Jarh. unter Otto dem Frölichen am östreichischen Hofe gelebt und sogar ähnliche Streiche mit den Bauern ausgeführt haben soll, kann nur einer Verwechselung der Personen oder höchstens der Namen sein Dasein verdanken.

95. S. 289. Heinrichs von Meissen des Frauenlobes Leiche, Sprüche, Streitgedichte und Lieder. Erläutert und herausgegeben von Ludwig Ettmüller. 1843.

96. S. 290. Der Sängerkrieg findet sich bei v. d. Hagen, Minnesinger 2, S. 2—19. Vgl. J. Grimm über den altd. Meistergesang S. 77. Koberstein über das warscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburger Kriege 1823. Lucas, über den Krieg von Wartburg. 1838.

97. S. 292. Berthold starb im Jahre 1272. Von seinen Predigten sind elf durch Ch. Fr. Kling 1824 herausgegeben worden. Vgl. J. Grimms Recension in den Wiener Jarbüchern 1825. Bd. 32. S. 194—257. Sein Lehrer war der Minorit Bruder David, welcher außer mehreren lateinischen Schriften auch deutsche ascetische Abhandlungen hinterlaßen hat, welche bei F. Pfeiffer deutsche Mystiker des 14. Jarhunderts. 1845. 1. Bd. im Anhange S. 309—364 und 375—386 abgedruckt sind. Andere Predigten sind besonders herausgegeben von Leyser 1838, K. Roth 1839, Grieshaber 1844 und 1846; außerdem in den Sammelwerken: Graffs Diutiska, Hoffmanns Fundgruben, Mones Anzeiger und anderwärts.

98. S. 305. Die älteste Ausgabe des Heldenbuchs ist ohne Angabe des Orts und des Jahres; die zweite von 1491; spätere sind von 1509, 1545, 1560, 1590.

99. S. 305. Die Umarbeitung der Heldensagen von Kaspar von

der Roen, welcher übrigens in manchen Stücken nach Originalen gearbeitet hat, die für uns nicht mehr zugänglich sind, ist gedruckt in v. d. Hagens und Primissers Heldenbuch in der Ursprache. 1820 und 1825.

100. S. 306. Ueber die Umarbeitung des Parcival auf Veranlaßung des Freiherrn von Rapoltstein s. A. Keller, Römvart. 1844. S. 647—688.

101. S. 307. Das alte Passional. Herausgegeben von K. A. Hahn. 1845. Doch fehlt in diesem Abdrucke nicht allein eine Anzal Marienlegenden, sondern auch das ganze dritte Buch, welches die Heiligenlegenden befaßt. Dazu gehört als Ergänzung: Marienlegenden. Stuttgart 1846 (von Franz Pfeiffer). Das dritte Buch ist 1852 herausgegeben worden von F. K. Köpke: Das Passional. Eine Legenden-Sammlung des dreizehnten Jarhunderts. Das erste Buch enthält die Legenden von Jesus und Maria, das zweite die von den Aposteln, das dritte die von den Heiligen, je nach dem Kirchenjahr (Kalender) geordnet. Das Werk ist sehr umfangreich, indem es wenigstens 100,000 Verszeilen enthält. Uebrigens ist es mir jetzt weit warscheinlicher, daß dasselbe dem 13. Jarhundert angehöre, als mir dieß im Jahre 1843 war, und würde es demnach oben S. 212. seine richtigere Stelle finden.

102. S. 307. Eine früher dem Buchhandel nicht zugänglich gewordene Ausgabe des Litauers besorgte 1826 der Freiherr Joseph von Laßberg. Im Jahr 1856 wurde dieselbe neu abgedruckt.

103. S. 308. Brandanus, ein irischer Bischof, soll 577 gestorben sein; die Erzälung von seinen seltsamen Abenteuern muß irischen Ursprungs ein und hat sehr weite Verbreitung gefunden. Schon im Sängerkriege auf der Wartburg (Minnesinger 2, Str. 46 und 56) wird sich auf diese Legende bezogen. Eine hochdeutsche poetische Bearbeitung derselben ist noch ungedruckt; eine vielleicht noch dem 14. Jarhundert angehörige niederdeutsche, aus dem Niederländischen übertragene Bearbeitung findet sich in Bruns Romantische und andere Gedichte in altplattdeutscher Sprache. 1798. S. 159—216. Im 15. Jarhundert scheinen Brandanus Reisen vorzugsweise beliebt gewesen zu sein, da sich eine ganze Reihe von Ausgaben der in Prosa aufgelösten Erzälung findet.

104. S. 308. Des Johannes Rote Leben der heil. Elisabet findet sich bei Menken Script. rer. germ. II., jedoch nach der schlechtesten der vorhandenen Handschriften abgedruckt; der Prolog, in welchem sich der Verfaßer nennt, steht Bragur VI, 2, S. 140—141.

105. S. 309. Die griechische Erzälung von Apollonius von Tyrus, welche sehr weit verbreitet war und von der sogar eine angelsächsische prosaische Bearbeitung vorhanden ist (1834 herausgegeben von Thorpe) war bereits im 12. Jarhundert auch in Deutschland bekannt, da sich in

Lamprechts Alexander bei der Erzälung von der Zerstörung von Tyrus auf dieselbe bezogen wird. Die deutsche gereimte Bearbeitung des Apollonius durch Heinrich von (Wienerisch) Neustadt ist noch ungedruckt, eine von Heinrich Steinhöfel aus Weil nach Gottfrid von Viterbo verfaßte prosaische Bearbeitung wurde 1471 gedruckt. — Vgl. Wiener Jarb. 1823. Bd. 22. Anz. Bl. S. 62—66.

106. S. 309. Das Gedicht von Wilhelm von Oestreich und seiner schönen Agleie ist 1314 von Johann von Würzburg verfaßt, in mehreren Handschriften vorhanden aber noch ungedruckt. In Prosa verwandelt wurde es 1481 herausgegeben, auch von Hans Sachs dramatisch bearbeitet.

107. S. 309. Auszüge aus dem, frühestens dem Ende des 14. Jarh. angehörenden Gedichte von Friedrich von Schwaben finden sich in Bragur VI, 1, S. 181—189; 2, 190—205; VII, 1, S. 209—235. Es ist eine an die keltischen Dichtungen erinnernde mit willkürlich ersonnenen oder aus älteren Dichtungen erborgten Abenteuern angefüllte Erzälung; eine der besten Stellen ist eine aus der alten deutschen Heldensage von Wieland dem Schmied erborgte Schilderung; vgl. W. Grimm deutsche Heldensage S. 401—402.

108. S. 309. Die Bearbeitung der Erzälung von den sieben weisen Meistern durch den am Hofe des Erzbischofs von Cöln lebenden Hans von Bühel ist 1841 von A. Keller mit einer gründlichen literarischen Einleitung herausgegeben worden: Diocletianus Leben von Hans von Bühel. Uebrigens existierte noch eine andere gereimte Bearbeitung der sieben weisen Meister: aus dieser sind die Auszüge in v. d. Hagens Grundriß S. 303 entlehnt; eine ganze Erzälung aus derselben A. Keller le roman des sept sages S. CIX. Die deutsche Prosa, welche sich im Volksbuche fortgepflanzt hat, wurde schon 1473 gedruckt.

109. S. 309. Der Ritter von Stauffenberg, ein altdeutsches Gedicht, herausgegeben von C. M. Engelhard. 1823. Das alte Gedicht, welchem, wenn auch ein etwas, doch nur sehr wenig höheres Alter zuzuschreiben sein dürfte, als das im Texte angegebene, wurde 1588 von Fischart in einer alten Umarbeitung herausgegeben; aus dieser Umarbeitung ist der modernisierte Auszug im Wunderhorn 1, 407—418 geflossen.

110. S. 310. Sammlungen dieser Erzälungen wurden schon frühe bereits im 13. Jarhundert veranstaltet, wie die Samlung von Fabeln und Erzälungen des Strickers und Anderer, welche S. 259 unter dem Titel „die Welt“ erwähnt wurde, eine solche Zusammenstellung ist. Aus einer Samlung des 14. Jarhunderts ist eine Auswahl abgedruckt in dem Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte, herausgegeben von dem Grafen Mailath

und Paul Köffinger. Pesth 1817. Eine andere Samlung enthalten die ersten drei Bände des Liedersaals des Freiherrn Joseph von Laßberg (1820—1822), welcher außer den Mären, Aventiuren und Beispielen noch eine Anzal Büchlein (Liebesbriefe), Lehrgedichte und Sprüche, aber (außer einem einzigen) keine Lieder enthält, von denen er doch den freilich völlig unpassenden Namen trägt. Eine Samlung von 90, übrigens zum grösten Theile bereits gedruckten Stücken ist das von F. H. von der Hagen längst veranstaltete und gedruckte, aber erst 1850 herausgegebene weitschichtige Werk: Gesammtabenteuer. Drei Bände. Der Titel ist wenigstens nicht gehörig verständlich; der ursprüngliche Sinn desselben ist: gesammelte Abenteuer.

111. S. 310. Hadamars v. Laber allegorisches Jagdgedicht ist in der Strophe des Titurel im 15. Jarh. vielleicht nach einem älteren Vorbilde gedichtet: zu seiner Zeit muß es, da viele Handschriften vorhanden sind, großen Beifall gefunden haben.

112. S. 310. Die Mohrin Hermanns von Sachsenheim (desselben, welcher auch im Jahre 1455 den goldnen Tempel S. 308 dichtete) ist im Jahre 1453 verfaßt, dann 1512 und später öfter gedruckt.

113. S. 312. Der Text des Theuerdank ist nach der Ausg. von 1517 mit einer Einleitung 1836 wieder herausgegeben worden von Karl Haltaus.

114. S. 384. Ottokars, eines Steiermärkers, östreichische Chronik ist zwischen 1300 und 1317 abgefaßt und in Pez Scriptores rer. austr. Tom. III. gedruckt. Vgl. Schacht Aus und über Ottocars von Horneck Reimchronik. 1821. Jacobi de Ottocari chronico austriaco 1839. Noch mag hier wenigstens auf zwei andere Reimchroniken hingedeutet werden: auf die Livländische Reimchronik aus dem Ende des 13. oder Anfang des 14. Jarhunderts, welche 1817 von Bergmann und 1844 von Franz Pfeiffer herausgegeben worden ist, und auf die Deutschordenschronik von Nikolaus von Jeroschin welche aus dem 14. Jarhundert stammt, eine bloße Uebersetzung der lateinischen Chronik des Peter von Dusburg, aber sprachlich wichtig, und 1854 von Franz Pfeiffer auszugsweise mit einem trefflichen Glossar herausgegeben worden ist.

115. S. 312. Heinrich von Mügeln lebte in der Mitte des 14. Jarh. Vgl. v. d. Hagen und Büsching altd. Museum 2, 180—181 und 196, wo ein diesem Dichter zugeschriebenes Gedicht „von einem übeln Weibe" sich findet. In der Tradition der Meistersänger galt er als ein „Doctor der Theologie zu Prag" (wirklich stand er mit Kaiser Karl IV., so wie mit Herzog Rudolf IV. von Oestreich in Verbindung) und als einer der Stifter ihrer Kunst. Von ihm rührt eine der ältesten deutschen Prosaübersetzungen (des Valerius Maximus) her.

116. S. 312. Oswald von Wolkenstein aus Tirol, geb. 1363—1367, gestorben 1445. Vgl. Hoffmann Fundgruben 1, 238. Seine Gedichte sind 1847 von Beda Weber herausgegeben worden.

117. S. 312. Hugo von Montfort war geboren 1357 und starb 1423. Vgl. v. Aufseß Anzeiger 1832. Sp. 178. 1833. Sp. 292. Mone Anz. 1834. Sp. 200. Wackernagel altd. Lesebuch S. 949.

118. S. 313. Muscatblüt (ohne Zweifel ein angenommener Name) lebte im Anfange des 15. Jarh. und hat noch 1437 gedichtet. Vgl. v. Aufseß Anzeiger 1832. Sp. 258. 1833. Sp. 230 und 268. Altd. Mus. 1, 123, 2, 189. Eine Ausgabe der Gedichte Muscatblüts erschien 1853, von v. Groote.

119. S. 313. Michael Beheim war aus der Gegend von Weinsberg gebürtig, 1416 geboren und lebte noch 1474. Vgl. v. d. Hagen Sammlung für altd. Lit. S. 75, wo eine Anzal von Gedichten von ihm abgedruckt ist, und v. Karajan M. Beheims Buch v. den Wienern.

120. S. 315. S. Häslein im Bragur 3, S. 69.

121. S. 316. S. allgm. Zeitung 1839. No. 311. Beil. S. 2432.

122. S. 326. Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Uhland. Erster Band; Liedersammlung in fünf Büchern. Erste und zweite Abtheilung. 1844—1845. Die Samlung enthält, die bloßen Variationen nicht gerechnet, 365 Lieder, unter ihnen freilich auch manche, welche der Zeit nach dem Kreiße des Volksliedes, von welchem in unserm Texte die Rede ist, nicht angehören, wie z. B. das uralte Fragment eines Jagdliedes (vgl. Anm. 8. zu S. 38) und das Traugemundeslied, sodann auch eine Reihe geistlicher Lieder, sogar „Ein feste Burg ist unser Gott". Die mit feinem Sinne getroffene und urkundlich treu wiedergegebene Auswahl enthält mithin etwa ein Dritteil der im 15—16. Jarh. am meisten gesungenen Lieder, wiewol manche der allerüblichsten fehlen, von denen einige, wie die beiden im 16. Jarh. unzäligemal angeführten Landsknechtslieder: „Gott grüß dich Bruder Veite" und „Es geht ein frischer Sommer daher" sich auch dem Forscherfleiße Uhlands entzogen zu haben scheinen.

Von den zalreichen Liedersammlungen des 16. Jarh. ist bis dahin nur eine wieder abgedruckt worden: Liederbüchlein, darinnen begriffen sind zweihundert und sechzig allerhand schöner weltlicher Lieder u. s. w. 1582 (eine frühere Ausgabe 1578; spätere von 1584 u. s. w.), unter dem wenig angemeßenen Titel: Das Ambraser Liederbuch vom Jahre 1582, herausgegeben von Joseph Bergmann. Stuttgart, gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins 1845. Das Buch ist nämlich keineswegs etwa zu Schloß Ambras in Tirol, sondern in Frankfurt gedruckt, und die

Ausgabe von 1582 nur in Ambras (jetzt in Wien) in dem bisher einzig bekannten Exemplar aufbewahrt. Eine die wißenschaftlichen Forderungen befriedigende Sammlung der Volkslieder des 15—16. Jarhunderts bleibt also noch immer zu wünschen.

Eine reiche Samlung alter und neuerer Volkslieder hat 1854 der Regierungsrat Mittler zu Kassel herausgegeben.

123. S. 327. Das hier angeführte Lied nebst andern steht in Hoffmanns Fundgruben 1, 383; vgl. W. Wackernagel d. Lesebuch 1, Sp. 969—972.

124. S. 328. Der Weinschwelg findet sich in der Brüder Grimm altdeutschen Wäldern, 3, 13—28; vgl. Wackernagel d. Leseb. 1, Sp. 575 u. w. Zehn Weingrüße und die zehn dazu gehörenden Weinsegen Rosenblüts sind in Haupts und Hoffmanns altdeutschen Blättern S. 401—416 abgedruckt.

125. S. 328. Das Lied „Himmelrîche ich frowe mich dîn" ist abgedruckt W. Wackernagel d. Leseb. 1, 893.

126. S. 328. Der dem Benediktinerorden angehörende Mönch (Johannes oder Hermann) von Salzburg lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jarh. Vgl. Haupt und Hoffm. altd. Bl. 2, 325—330. Heinrich von Laufenberg, Priester zu Freiburg im Breisgau, dann (seit 1445) dem Johanniterkloster zu Straßburg angehörig, lebte in der ersten Hälfte des 15. Jarh. Vgl. v. Aufseß Anz. 1832. Sp. 41. Von beiden Dichtern finden sich Lieder in Ph. Wackernagel das deutsche Kirchenlied. 1841. Die wichtigste Schrift über die geistliche Liederdichtung vor der Reformation ist Hoffmanns Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. 1832. (Zweite Ausgabe 1854).

127. S. 329. Ueber Heinrich den Teichner vgl. Wiener Jarb. 1818. Bd. 1. Anz. Bl. S. 26; sonst sind Gedichte von ihm gedruckt in Docens Misc., 2, 228 und in Laßbergs Liedersaal; eine Samlung ist von Th. von Karajan 1855 veranstaltet worden.

128. S. 329. Al. Primisser Peter Suchenwirts Werke. 1827. Vgl. Koberstein Ueber die Sprache des östr. Dichters P. Suchenwirt. 1828; Quaestiones Suchenwirtianae. 1842.

129. S. 329. Das Traugemundeslied (Tragem.), welches zum Theil auf sehr alter Tradition beruhet und der Spielmannspoesie angehört, wurde zuerst im 3. Bande von Müllers Samlung, sodann von J. Grimm in den altd. Wäldern 2, 8—30, zuletzt von W. Wackernagel Leseb. 1, Sp. 831 und von Uhland (s. o.) herausgegeben.

130. S. 330. Die Form der Priamel überhaupt reicht in das 12. Jarhundert hinauf, und findet sich auch in der nordischen Poesie (Havamal);

einige Sprüche in Freidanks Bescheidenheit haben die Gestalt der Priamel (W. Grimm zu Freidank S. CXXII). Spätere dem 15. Jarh. angehörige Priameln sind gedruckt in Eschenburgs Denkmälern. 1799. S. 385—432. Priameln des 16. Jarh. finden sich z. B. in Kirchhofs Wendunmut 1565, und anderwärts. Eine Samlung von Priameln aus dem 15. Jarh. ist abgedruckt worden von A. Keller: Alte gute Schwänke. 1847.

131. S. 333. Ein Osterspiel des 15. Jarh. ist abgedruckt Hoffmann Fundgr. 2, 296—338. (vorher schon Proben daraus in W. Wackernagel d. Leseb. 1. Ausg. 1835. S. 781); ein anderes aus dem 14. Jarh. in Mone Altteutsche Schauspiele 1841; ein drittes Mone Schauspiele des Mittelalters. 1846. 2r Bd. S. 33—106, letzteres wiederholt von Ettmüller Dat spil fan der upstandinge 1851.

132. S. 333. Ein Spiel von der h. Dorothea in Hoffmann Fundgr. 2, 284—295; von Mariä Himmelfart Mone altt. Schausp.; ebds. auch ein Spiel vom Fronleichnam. Auch kann man hierher die dialogisierte Geschichte vom Theophilus rechnen, welche in Bruns romant. Ged. 1798 S. 288—330. abgedruckt ist.

133. S. 333. Proben aus dem Alsfelder Passionsspiele habe ich abdrucken laßen Haupt Zeitschr. f. d. Altert. 1843. 3, 477—518. Von einem in der Heidelberger Bibliothek (Cod. pal. 402) befindlichen Passionsspiele gibt Gervinus eine Notiz 2, 370 (1. Ausg. S. 363). Ein Passionsspiel aus dem 14. Jarh. ist seitdem herausgegeben worden von Mone Schauspiele des Mittelalters. 1846. 1r. Bd. S. 72—128; eins aus dem 15. Jarh. ebd. 2, 183—350; ebend. finden sich außer mehreren Texten der Marien Klage ein Spiel von der Kindheit Jesu (1, 143—181), von der Grablegung Christi (2, 131—149), von der Himmelfart Christi (1, 254—265) und vom jüngsten Gerichte (273—324).

134. S. 334. Theodorich Schernbergs (oder Schernbecks) Spiel von Frau Jutten soll aus dem Jahr 1480 stammen, und wurde 1565 zu Eisleben durch Hieronymus Tilesius herausgegeben. Wieder abgedruckt wurde es in Gottscheds Nötigem Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst (1757—1765) 2r Bd. S. 81—142, neuerdings in v. Kellers Fastnachtsspielen 2, S. 900 f.

135. S. 335. Rosenblüt lebte in der Mitte des 15. Jarhunderts. Eine ansehnliche Anzal seiner Sprüche ist abgedruckt im 3. Theil von v. Kellers Fastnachtspielen S. 1083—1195. Sechs von seinen dramatischen Stücken die jedoch zum grösten Theil nur dialogisierte Erzälungen sind, sind abgedruckt in Gottscheds nötigem Vorrat 2, 43 u. w., zwei auch in Tiecks deutschem Theater. Ein siebentes ist aus der Münchener Handschrift 1841 von R. Marggraff herausgegeben worden.

136. S. 335. Hans Folz lebte um 1480; seine Fastnachtspiele scheinen nur gedruckt vorhanden zu sein, zahlreich sind seine gleichfalls wol nur gedruckt vorhandenen Schwänke. Abgedruckt sind viele derselben und ist Nachweisung über sämtliche Dichtungen Folzens gegeben in v. Kellers Fastnachtspielen 3, 1195—1323. Daß er bereits 1447 gedichtet haben soll, wie Gervinus 2, 382 (und nach ihm Koberstein S. 361) sagt, ist mehr als zweifelhaft; von seiner Erzälung „vom pfarrer im loch" gibt er an, daß die zum Grunde liegende Begebenheit 1447 geschehen, nicht daß die Erzälung der Begebenheit gleichzeitig sei.

Die bis jetzt bekannten Fastnachtspiele des 15. Jahrhunderts (von Rosenblüt, Folz, Gengenbach, Schernberg und wenigen andern), 121 an der Zal, sind 1853 mit trefflichen literarischen und sprachlichen Commentaren herausgegeben worden von Adelbert von Keller (in drei Bänden, welche die 28. 29. und 30. Publication des literarischen Vereins zu Stuttgart bilden). Die meisten sind von der widerwärtigsten und zum Theil einer Abscheu erregenden Roheit; die Herausgabe derselben hat mithin nur der Literaturwißenschaft einen, allerdings sehr bedeutenden, Dienst leisten können, nicht der Poesie, von welcher in jenen Stücken durchgängig weniger als nichts enthalten ist.

Noch mag bemerkt werden, daß K. Gödeke 1855 die sämtlichen wirklich oder vermutlich dem Pamphilus Gengenbach in Basel zuzuschreibenden Stücke herausgegeben hat.

137. S. 336. Friedrich (Fritsche) Closener war Priester und Vicarius an dem großen Chor der Domkirche zu Straßburg; er vollendete seine Chronik im Jahre 1362. Sie ist die erste in deutscher Prosa geschriebene Chronik, welche nicht bloß eine einzelne Stadt oder Provinz berücksichtigt, sondern auch der allgemeinen Geschichte Deutschlands zugewendet ist und wurde 1842 auf Kosten des literarischen Vereins zu Stuttgart herausgegeben. Eine noch ältere Chronik (1334—1349) ist 1850 durch Grieshaber bekann gemacht worden (Oberrheinische Chronik. Rastatt 1850).

138. S. 336. Twingers Chronik ist, jedoch nur auszugsweise, von Schilter 1698 herausgegeben worden.

139. S. 336. Die Limburger Chronik reicht in ihrer ursprünglichen Abfaßung bis zum Jahre 1398; ihr Verfaßer ist der Limburger Stadtschreiber Tilemann (Emmel?). Herausgegeben wurde sie 1619 von Faust v. Aschaffenburg, dann 1720 und 1826 (1828); die beiden letzten Ausgaben modernisieren jedoch die Sprache.

140. S. 336. Johann Riedesels hessische Chronik begann mit dem Jahre 1232 und reichte bis zu 1327. Ihr Verfaßer war vermutlich Hof-

meister des Grafen Johann von Ziegenhain (1334—1341); sie ist uns nur in Wigand Gerstenbergers (st. 1522) Ueberarbeitung erhalten worden.

141. S. 336. Geschichten der Stadt Breslau, oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit vom Jahr 1440—1479, herausgegeben von J. G. Kunisch 1827. Eschenloer starb 1481.

142. S. 336. Diebold Schilling, Geschichtschreiber zu Bern, beschrieb die Burgundischen Kriege von 1468—1480; sein Werk ist erst 1743 gedruckt worden. Petermann Etterlin schrieb eine Chronica der Eidgenoßenschaft, gedruckt 1507.

143. S. 337. Heinrich von Berg, nach dem Namen seiner Mutter Seuße (Suso) genannt, mit seinem Klosternamen Amandus, war 1300 zu Kostnitz geboren, trat im dreizehnten Jahr in den Dominicanerorden und starb 1365 zu Ulm. Seine Werke wurden schon 1482 und dann 1512 gedruckt; in erneuerter Sprache herausgegeben von Melchior Diepenbrock.

144. S. 338. Johann Tauler war um 1290 geboren und starb 1361 zu Straßburg. Seine Predigten wurden zuerst 1498, in einer stark vermehrten Ausgabe 1521, von Spener 1688 herausgegeben; in der neuern Zeit öfter.

145. S. 338. Deutsche Mystiker des 14. Jarhunderts herausgegeben von Franz Pfeiffer. 1845. Erster Band. Enthält Hermann von Fritzlar und Nikolaus von Straßburg, außerdem auch den dem 13. Jarhundert angehörenden David von Augsburg (s. Anm. 97).

146. S. 349. Die Einzelsagen wurden meist in Nürnberg, (der Riese Sigenot von Val. Neuber, das Hildebrandslied von Kunigund Hergotin, der hörnen Sigfried von G. Wachter), in Straßburg (von Christian Müller: der Sigenot und Ecken Ausfart) und Frankfurt (von Wigand Han), doch auch hin und wieder in Niederdeutschland, hier jedoch in plattdeutsche Sprache umgekleidet (z. B. das neuerlich entdeckte Lied von Ermanrichs Tod), gedruckt. Ja in Nürnberg wurde der Abdruck dieser Sagen bis tief in das 17. Jarh. fortgesetzt: noch 1661 erschien daselbst bei Endter der Sigenot und das Hildebrandslied. Die neueste Ausgabe vom Sigenot ist von O. Schade (Hanover 1854).

147. S. 349. Albrecht von Halberstadt dichtete seine Umarbeitung des Ovid um 1210; Georg Wikram (S. 375) modernisierte diese Dichtung des 13. Jarh., und in dieser Gestalt erlebte sie mehrere Auflagen, zuerst 1545 dann 1581.

148. S. 349. Konrads von Würzburg Engelhard beruht auf der Sage von Amicus und Amelius vgl A. Keller le roman des sept sages S. CCXXXI. und Diocletianus S. 63. Mone Anz. 1838. Sp. 145.

Gedruckt wurde diese Erzälung mit verhältnismäßig bescheidner Modernisierung 1573 zu Frankfurt bei Kilian Han; 1841 in wiederhergestelltem Texte herausgegeben von M. Haupt.

149. S. 354. Von Hans Sachses Werken gibt es überhaupt drei Ausgaben: eine von ihm selbst veranstaltete (Nürnberg bei Georg Willer) in drei Bänden, Folio, von 1558—1561, welche überhaupt 789 poetische Stücke enthalten, und bis 1591 mehrmals aufgelegt wurden; eine zweite, gleichfalls in Folio (Nürnberg bei Joachim Lochner) in fünf Bänden von 1570—1579, von denen die drei ersten dasselbe, was die Willersche Ausgabe, der 4. und 5. Band aber 580 neue Stücke enthalten. Die dritte Ausgabe erschien 1612—1617 in Kempten in fünf Quartbänden und bekam 1712 einen neuen Titel mit dem Verlagsort Augsburg. In diesen fehlen zwei auf die evangelische Kirche sich beziehende Stücke. 1778 versuchte Bertuch in Weimar vergeblich eine neue Ausgabe zu Stande zu bringen; nicht beßeren Erfolg hatte ein vortrefflicher Plan von J. H. Häslein 1781 (Sehr herrliche, schöne und warhafte Gedichte u. s. w.; eine Auswahl aus dem 1. Bande der Orig. Ausg.), und ein Versuch Beckers in Gotha „Hans Sachs im Gewande seiner Zeit“ 1821; Büschings modernisierte Auswahl in fünf Bänden 1816—1824 war ein völlig verfehltes Unternehmen; eine im Ganzen brauchbare Auswahl gab Götz 1829—1830 in 4 Bänden heraus. Bei der großen Seltenheit der Originalausgabe ist wenigstens ein vollständiger und treuer Wiederabdruck derselben ein dringendes Bedürfnis. Ueber H. Sachses ungedruckte Werke vgl. ein Programm der Nicolaischule zu Leipzig von R. Naumann 1843, und ein gleiches von Hertel in Zwickau 1854.

150. S. 355. Fischarts glückhaftes Schiff ist 1828 von Karl Halling wieder herausgegeben worden; die hinzugegebenen Erklärungen sind meist wertlos, oft verfehlt. In diesem Buche findet man auch eine freilich äußerst mangelhafte aber doch die bis dahin vollständigste Aufführung der Schriften Fischarts. Vgl. nunmehr jedoch den Artikel Fischart in der Allg. Encyclopädie von Ersch und Gruber.

151. S. 356. Johann Valentin Andreä, ein für die innere Geschichte der evangelischen Kirche bedeutender Theolog, war, selbst ein wahrer Gelehrter, eben darum ein Gegner der müseligen und oft unnützen Gelehrsamkeit seiner Zeit. Spener war sein großer Verehrer und Herder hat in der neuern Zeit zuerst wieder nachdrücklich auf ihn hingewiesen. Seine im J. 1620 verfaßte Christenburg wurde erst in neuerer Zeit wieder entdeckt und von Dr. Grüneisen in Illgens Zeitschrift für historische Theologie Bd. VI, Heft 1 herausgegeben.

152. S. 357. Fischarts Flohatz erschien schon vor 1577 in wieder-

holten Auflagen, von denen jedoch bis jetzt keine wieder zum Vorschein gekommen ist, von 1577 an sind sechs Ausgaben bekannt.

153. S. 358. Des J. C. Fuchs Ameisen- und Mückenkrieg ist eine Nachbildung der Moscaea des Italieners Teofilo Folengo (die auch eine spanische Nachahmung von J. Villaviciosa fand, s. V. A. Huber span. Lesebuch. 1832. S. 403—406) und erschien zuerst Schmalkalden 1580; die Umarbeitung Schnurrs 1612. Neu herausgegeben wurde das Werkchen von Genthe 1833; mit neuem Titel 1846.

154. S. 359. Der Eselkönig erschien zu Ballenstädt um 1617—1620. Eine Probe daraus findet sich bei W. Wackernagel d. Leseb. 3, 1, Sp. 605—620.

155. S. 359. Das Buch von der Tugent und Weisheit, nemlich neun und vierzig Fabeln der mehrer theil auß Esopo gezogen und mit guten Rheimen verkleret durch Erasmum Alberum. 1550. 4. Alberus war vielleicht nicht in Staden (wo er übrigens später auch Pfarrer gewesen sein soll) geboren, wol aber daselbst erzogen, weshalb er denn auch die Einwohner von Staden „seine Landsleut" nennt. Seine Fabeln dichtete er meistens in der ruhigen Zeit seines Lebens, während er Schullehrer zu Ursel (1525—1527) und Pfarrer zu Sprenblingen (1527—1538) war, auch sagt er, er habe sie „in seiner Jugend" gedichtet, und gebe sie jetzt (1550 als er in Magdeburg lebte) nur „übersehen und corrigiert" heraus. Einige zwar neue aber geringfügige Notizen über Alberus Leben zu dem schon Bekannten gibt Hoffmann v. Fallersleben im Mecklenburgischen Volksbuch auf 1846. S. 187—195.

156. S. 359. Burkard Waldis war seit dem 13. September 1544 Probst und Pfarrer zu Abterode, und muß 1555 oder kurz nachher gestorben sein. Sein Fabelbuch erschien 1548: „Esopus gantz neuw gemacht vnd in Reime gefaßt. Mit sampt hundert newer Fabeln, vormals im Druck nicht gesehen noch außgangen. Durch Burkardum Waldis". Es erlebte wiederholte Auflagen. Das Neueste und Beste über die Person und literarische Thätigkeit des Burkard Waldis gibt F. L. Mittler im Hessischen Jarbuch auf 1855 (S. 231 ff.; auch in besonderem vermehrtem Abdruck: Herzog Heinrichs von Braunschweig Klagelied. Mit einem Nachworte über das Leben und die Dichtungen des Burkard Waldis. Kassel 1855). Ein Drama von Waldis, der verlorene Sohn, wurde 1851 von Hoefer wieder herausgegeben.

157. S. 360. Die Stellen finden sich im Ehzuchtbüchlein 1578. A7b und D6a.

158. S. 361. Fischarts Anmanung zu christlicher Kinderzucht ist seitdem von mir wieder herausgegeben worden in der Schulschrift Zur

Literatur Joh. Fischarts. 1846. Auch findet sie sich in dem von dem General Below und dem Dr. Jul. Zacher herausgegebenen trefflichen Büchlein: Joh. Fischarts geistliche Lieder, christliche Kinderzucht und Lob der Lauten. Berlin 1849.

159. S. 369. Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nicolaus Hermann und Ambrosius Blaurer. Von Dr. K. E. P. Wackernagel. Stuttgart 1841. Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im XVI. Jarhundert. Von Philipp Wackernagel. Stuttg. 1855. Zwei Werke, welche für die Literatur des evangelischen Kirchenliedes grundlegend sind, und auch auf andern Gebieten der deutschen Literärgeschichte kaum ihres Gleichen haben.

160. S. 372. Ein hüpsch und lustig Spyl vorzyten gehalten zu Ury in dem loblichen Ort der Eydgenoßschaft, von dem frommen vnd ersten Eidgenoßen Wilhelm Thellen. Herausgegeben von Dr. F. Meyer 1843.

Ueber den eben daselbst im Texte genannten Jacob Ayrer und dessen 1618 erschienenes Opus theatricum finden sich nähere Nachweisungen in Tiecks deutschem Theater, genauere als diese aber gibt Helbig in Prutz literar. Taschenbuch 1847 S. 441 f. und in Hennebergers Jahrbuch für deutsche Literaturgeschichte 1855 S. 32 f., so wie K. Schmitt in der kleinen Schrift Jacob Ayrer 1851.

161. S. 376. Brants Narrenschiff ist 1854 von Zarncke in zuverläßigem Texte mit eben so umfangreichen wie gründlichen Erläuterungen herausgegeben worden.

162. S. 376. Murner sagt in seinem am Schluße des Jahres 1522 gedrucktem Buche: von dem großen lutherischen Narren auf Blatt Biija:

Jch hab vor fierzehen gantzer iaren
Allein die kleinen närlein beschworen

es kann deshalb mit einer Ausgabe der Narrenbeschwörung von 1506, deren Existenz Panzer bezweifelte, doch so ziemlich seine Richtigkeit haben; die erste bekannte Ausgabe ist von 1512. Das Buch vom großen lutherischen Narren ist übrigens 1848 zweimal herausgegeben worden: einmal von Kurz mit guten Erläuterungen, das andre Mal in dem Sammelwerke des Buchhändlers Scheible: das Kloster (Band 10). In demselben Sammelwerke (Band 8) findet sich auch Murners Gäuchmatt wieder abgedruckt.

163. S. 380. Von Fischarts Jesuiterhütlein ist 1845 (Leipzig, Engelmann) unter dem Titel der Jesu-Wider u. s. w. nach der Ausgabe von 1603 eine neue Ausgabe erschienen, welche die zalreichen Druckfehler und unberufenen Aenderungen dieser späteren Ausgabe sämtlich getreulich wiedergibt und dadurch oft ganz unverständlich wird; die beigegebenen Er-

klärungen treten oft ein, wo, wenn die Originalausgabe wäre angesehen worden, nichts würde zu erklären gewesen sein. In dem zehnten Bande des von Scheible veranstalteten Sammelwerkes: Das Kloster findet sich S. 907—938 eine abermalige Ausgabe des Jesuiterhütleins, aber wiederum nach einer späteren Ausgabe, der von 1591. Dasselbe Werk enthält auch im achten Bande Fischarts Geschichtklitterung, aber nach der Ausgabe von 1617 (während doch, wenn man einmal einen nackten Abdruck besorgen wollte, nur die Ausgabe von 1582 zu Grunde gelegt werden durfte), und Aller Praktik Grosmutter, dieses Buch aber vollends gar nach der Ausgabe von 1623. Im zehnten Bande findet sich außer dem Flohatz, dem Ehezuchtbüchlein und dem Podagramischen Trostbüchlein auch eine Reihe kleinerer Schriften Fischarts; alles ohne Plan und Kritik zusammengestellt, wenn man gleich dafür dankbar sein kann, daß diese Schriften gleich manchen Schriften Murners und Aehnlichem dem größeren Publicum auf diesem Wege wieder zugänglich gemacht wurden.

Eine Anzal von Satiren und Schmähschriften aus der Reformationszeit hat O. Schade zusammengestellt: Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit. 1856. Der Bedeutenden ist sehr wenig darin zu finden.

164. S. 381. Zu einem solchen Belege brauchte, mit den angeführten Worten, den Titel von Fischarts Gargantua der bedeutendste deutsche Grammatiker des 17. Jarhuuderts, Justus George Schottel, in seinem umfangreichen Werke: Ausführliche Arbeit von der teutschen Haubtsprache 1663. S. 379.

165. S. 388. Der Pfaffe von Kalenberg des Philipp Frankfurter erschien gedruckt 1550, dann 1582, 1596 und später noch öfter bis 1620, doch müßen die ersten Ausgaben dem Anfang des 16. oder dem Ende des 15. Jarh. angehören. In modernisierter Bearbeitung findet er sich in v. d. Hagens Narrenbuche 1811 S. 269—352. Von den Schriftstellern) des 16. Jarh. (auch von Luther) wird er sehr oft sprichwortsweise angeführt.

166. S. 389. Auch die Geschichte von Peter Leu, welche 1560 gedruckt und in spätern Ausgaben meistens dem Kalenberger angehängt wurde, ist von v. d. Hagen im Narrenbuche S. 353—422 in modernisierter Sprache wiedergegeben. Auf beide Werke, den Kalenberger und Peter Leu, machte als zur Sittengeschichte wichtig, zuerst wieder Flögel in seiner Geschichte der Hofnarren aufmerksam.

167. S. 389. Ueber die hier genannten und viele andere Volksbücher ist zu vergleichen J. Görres: Die deutschen Volksbücher 1807. Wenn

18**

auch die Besprechung der neun und vierzig Volksbücher, welche dieses kleine Werk enthält, dem jetzigen Standpunkt der literärischen Wißenschaft nur noch zum geringen Theil entspricht, so bleibt ihr doch das Verdienst, das poetisch Wirksame jener alten Erzeugnisse der Volkssage treffend und anschaulich darzulegen.

Das Buch vom Till Eulenspiegel ist (abgesehen von den mehrfachen Erneuerungen desselben, welche in der letzten Zeit erschienen sind, und von welchen die beste von Simrock ist) 1854 mit ausführlichen und gründlichen literarischen Nachweisungen von Lappenberg herausgegeben worden. Die Annahme jedoch, als sei Thomas Murner der Verfaßer des Eulenspiegels, welche in früherer Zeit, gestützt auf eine gänzlich unzuverläßige Notiz einer anonymen Flugschrift des angehenden 16. Jarhunderts bestand und welcher auch Lappenberg wieder huldigt (sein Buch führt den Titel: Dr. Thomas Murners Ulenspiegel), ist durch Lappenbergs Untersuchungen nicht bewiesen, ja nicht einmal warscheinlich gemacht worden; kaum daß sich eine schwache Vermutung rechtfertigen läßt, Murner habe die (bis jetzt bekannte älteste) Ausgabe von 1519 als Herausgeber besorgt. Der Stil des Vorworts, geschweige denn des Buches selbst, ist ganz, die Sprache fast ganz unmurnerisch. Zudem enthält der Text eben dieser Ausgabe reichliche Spuren ursprünglich plattdeutscher Abfaßung (z. B. gleich in der 5. und 6. Historie der plattdeutsche Ausdruck für Mutter), welche nur aus einer vorliegenden Schrift (Druck) herstammen können. Daß eine solche plattdeutsche Abfaßung vom Jahre 1483 (vgl. Lessing sämtliche Werke 11, 492) vorhanden gewesen sei, gibt Lappenberg selbst S. 347 als nicht unwarscheinlich nach, womit denn die Annahme der Verfaßerschaft Murners sofort wegfällt. Die Ausgaben des Eulenspiegels sind äußerst zalreich, auch Fischart brachte ihn in seiner Jugend (warscheinlich 1570) in Reime. Uebersetzungen in das Holländische, Französische, Englische, Dänische sind schon aus dem 16. und 17. Jarhundert vorhanden. Daß jedoch die älteste holländische Uebersetzung im Jahre 1495 gedruckt sei, wie Gräße Lehrbuch der allg. Lit. Gesch. 2, 2, 1020 meint, läßt sich nicht beweisen.

Uebrigens möge, um die Darstellung des Textes gegen Misdeutungen zu sichern, ausdrücklich bemerkt sein, daß eine Menge der in dem Buche vom Eulenspiegel erzälten Streiche im höchsten Grade ekelhaft ist, so daß die Komik unter dieser Eigenschaft Schaden leidet.

168. S. 390. Bochart erscheint mit Eulenspiegel-Attributen z. B. bei Sebastian Frank Güldin Arch. 1558. fol. Bl. 267a; Kirchhof Wendunmut No. 410 und 411 und anderwärts.

169. S. 391. Einzelne Züge der Schildbürger Streiche finden sich schon im 13. Jarhundert, z. B. in Freidanks Bescheidenheit, im Reinfrid von Braunschweig; im 16. Jarhundert erscheinen sie bei Bebel, B. Waldis, Frischlin u. a., ohne an eine bestimte Stadt gebunden zu sein. Das Buch von den Schildbürgern (Lalenbuch) erschien zuerst 1598; erneuert findet es sich in v. d. Hagens Narrenbuche 1811 S. 1—214; 448—486, wozu jedoch die Recension in der Leipziger Lit. Z. 1812 No. 161—163 zu vergleichen ist.

170. S. 391. Ueber die Sage vom Faust vgl. Raumer histor. Taschenbuch 5r Jargang S. 125 u. w. Gesehen haben den Faust z. B. der Abt Tritheim im Jahre 1506 zu Gelnhausen, Konrad Mutius Rufus 1513 zu Erfurt; sie nennen ihn einen gyrovagus, battologus, circumcellio, merus ostentator und fatuus. Die Erzälung von Faust wurde zuerst 1588 (Frankfurt) gedruckt; 1599 kam sie mit weitläufigen Anmerkungen von Widman, und 1674 mit noch umständlicheren Zuthaten von Pfizer heraus. Die Erzälung Widmans ohne seine und Pfizers Anmerkungen wurde 1834 (Reutlingen) wieder herausgegeben. — Vgl. auch v. d. Hagen über die ältesten Darstellungen der Faustsage 1844, so wie die Schriften von Düntzer, Reichlin-Meldegg, Peter u. a.

171. S. 392. Vgl. Gräße die Sage vom Ewigen Juden 1844. Schon der englische Chronist Matth. Paris in der ersten Hälfte des 13. Jarh. berichtet von der bereits damals im Volke umgehenden Sage, sogar von einem Armenier, welcher den, nachher getauften und Joseph genannten, Juden Kartaphilus selbst gesehen haben wollte. In Deutschland gedruckt wurde die Erzälung von dem 1547 in Hamburg aufgetretenen ewigen Juden 1602 und dann öfter.

172. S. 394. Der Finkenritter ist eine kleine, noch jetzt, jedoch mit einigen ungehörigen Zuthaten, als Volksbuch umlaufende Schrift, welche zuerst zu Straßburg zwischen 1559—1570 gedruckt wurde. Ist der Finkenritter wirklich von Fischart, wie v. Meusebach angenommen haben soll, so muß er zu seinen ältesten Schriften gehören; die Fabel aber war ohne Zweifel schon vorher vorhanden: bereits 1571, zu einer Zeit als Fischart kaum angefangen hatte, als Schriftsteller aufzutreten, erwähnt Joh. Naß in seinem gegen G. Nigrinus gerichteten Buche „Von Fratris Johannis Esel“ Bl. 54a den Finkenritter sprichwortsweise.

173. S. 394. Sebastian Franks Sprichwörter erschienen zuerst Frankfurt 1541; dann auch ebds. 1554, 1565 und öfter. Die Züricher Ausgabe von 1545 ist in der Anordnung und Sprache auf nachteilige

Weise verändert. Franks Geschichtswerke sind die im 16—17. Jarh. vielgelesene Chronika, Zeitbuch und Geschichtbibel 1531 fol., in sehr vielen Ausgaben vorhanden; Weltbuch, Spiegel und Bildnis des ganzen Erdbodens 1534 und „Teutscher Nation Chronik" fol.; das letztgenannte Werk ist nicht viel mehr als Compilation. Unter seinen theologischen Werken verdienen vor allem Auszeichnung seine Paradora oder 280 Wunderreden, 1533; sodann seine Zusätze zu seiner Uebersetzung von des Erasmus Moriae encomium, seine Güldin Arch und sein verbütschiertes Buch.

174. S. 394. Agricolas Sprichwörter erschienen zuerst 1528 zu Magdeburg in plattdeutscher Sprache (vgl. Weigand in der Allg. Kirchenzeitung 1841. No. 167), sodann 1529 hochdeutsch. Die späteren Ausgaben sind stark vermehrt, so daß die letzte, von 1592, 749 Sprichwörter enthält. Im Ganzen findet sich in Agricolas Sprichwörtern mehr eingehende Erörterung als in dem sonst reichhaltigeren Werke Sebastian Franks.

A. F. C. Vilmar,

Literaturgeschichte.

Zweiter Band.

Geschichte

der

deutschen

National-Literatur.

Von

A. F. C. Vilmar.

Zweiter Band.

Siebente vermehrte Auflage.

Marburg.
Elwert's akademische Buchhandlung.
1857.

Inhalt.

Zweite Periode. (1720—1760). S. 67—100.

Dritte Periode. (1760—1832). S. 100—300.

Neue Zeit.

Die zweite große Abteilung unserer Literärgeschichte, die **neue Zeit**, welche wir mit Martin Opitz, und zwar dießmal mit einer genauen Jahreszahl, mit dem Jahre 1624 beginnen, hat ihren eigentümlichen Charakter, durch welchen sie sich von der alten Zeit streng und auf allen Punkten unterscheidet, darin, daß sie eine Verschmelzung fremder poetischer Elemente mit den deutschen erstrebt und auf ihrer höchsten Stufe, in der zweiten Blüteperiode unserer Literatur, erreicht. Die alten Traditionen werden aufgegeben, die alten Wege, auf denen die Poesie unseres Volkes achthundert Jahr lang gewandelt hatte, verlaßen; es wird mit der alten Zeit förmlich und gänzlich gebrochen, so daß kaum noch eine historische Kenntnis derselben, aber kein einziges von all den früheren lebendigen poetischen Motiven übrig bleibt, kein Ton, kein Hauch aus unserem eigenen früheren Leben mehr herüber bringt. Wir vergeßen unser eigenes Leben, und es ist für uns verloren, als hätten wir es nie gelebt. Allerdings ein Schade, welcher niemals wieder gut zu machen ist, der auch durch die höchste Blüte, zu welcher die Poesie auf einem andern Wege, als dem ehemaligen, sich erhebt, nicht hat ersetzt werden können, und welcher in der politischen Geschichte unseres Volkes noch weit greller und schneidender hervortritt, als in der Geschichte der Poesie; —

dennoch aber war der deutsche Geist stark genug, nachdem er einmal die Brücke hinter sich abgebrochen, die Schiffe zur Rückfart verbrannt hatte, wenn auch nach langem und mühseligem Kampfe wieder ein neues Eigentum zu erobern auf fremden Gebiete, stark genug, aus dem Sclaven des fremden Herrn, in dessen Botmäßigkeit er in der Zeit des Taumels und der Trunkenheit geraten war, sich emporzuschwingen zum Hausgenoßen des fremden Gebieters und zum gleichberechtigten Mitbesitzer seiner Habe und Güter; er war stark genug, nach dem Taumelschlafe sich auf sich selbst zu besinnen, und statt des großartigen herrlichen Baues, den er einst in seiner frölichen starken Jugend errichtet hatte und zu welchem er nicht zurückkehren konnte, auch in seinen späteren Jahren, auch mit fremden Stoffen und in fremden Maßen, aber nach seinen Gedanken und seinem Plane ein neues, glänzendes Gebäude zu errichten, weniger erhaben als das frühere im einsamen Wald auf hoher Bergspitze majestätisch thronende, aber wohnlicher erbaut und gastlicher gelegen an der großen Heerstraße des europäischen Völkerverkehres.

Ehe wir jedoch zu der Schilderung der Errichtung dieses Neubaues unserer Poesie, zu der Schilderung des Sieges über das Fremde und des Bündnisses mit demselben gelangen, müßen wir der Zeit des schweren, dumpfen Schlafes, der Besinnungslosigkeit und der schmachvollen Knechtschaft unsere Blicke zuwenden. Wir werden zunächst die **Herrschaft** der fremden Elemente in unserer Poesie während eines vollen Jarhunderts, von 1624 bis 1720 (1730), die Zeit unserer tiefsten Schmach und der ärgsten Zerrüttung unserer Dichtkunst, sodann die Vorbereitung zur Wiederkehr eines beßern Zustandes, von etwa 1720 bis gegen 1750 oder 1760, und zuletzt die beßere Zeit, die zweite klassische Periode unserer Dichtkunst selbst, oder die Zeit von etwa 1750 (60) bis 1832 zu betrachten haben.

Nachdem schon in den achtziger Jahren des 16. Jarhunderts die Poesie allgemach anfängt zu erlöschen, zumal die lauten volksmäßigen Stimmen derselben eine nach der andern zu verstummen beginnen, und aus dem freien, frischen, natürlichen Volksliede

sogar ein gemachtes, erzwungene Lustigkeit darstellendes und schon mit allerlei gelehrtem Kräuselwerk verbrämtes Gesellschaftslied (wie Hoffmann von Fallersleben dieses spätere Volkslied nicht unrichtig benannt hat) geworden war, trat am Ende des 16. Jarhunderts der Sieg, den die Gelehrsamkeit — die klassische Philologie, die gelehrte Theologie, die gelehrte Jurisprudenz — über alles, was noch deutsch genannt werden mochte, davongetragen hatte, in seiner ganzen Vollständigkeit und in allen seinen unheilvollen Folgen auf allen Gebieten des deutschen Lebens, und mit am auffallendsten auf dem Gebiete der deutschen Poesie an den Tag. Es trat heraus die, wie es scheint, unheilbare, wenigstens bis auf diesen Tag noch nicht geheilte Spaltung zwischen Gelehrten und Ungelehrten, zwischen einem hinter Bücher vergrabenen und dem Leben entfremdeten Geschlechte auf der einen, und einer kenntnis- und leider auch willenlosen Masse, eine Spaltung, die so groß war, daß seitdem die Interessen, die Sprache, die Sitten dieser beiden Regionen einander nicht mehr berührten, daß seitdem der sogenannte Gelehrte und Gebildete die Sprache, die Poesie, ja den Glauben, mit einem Worte das ganze Leben und den ganzen Anschauungskreiß des Volkes verachtete, das Volk nicht allein völlig gleichgültig und kalt gegen alles war, was in das Leben der „Gelehrten und Großen" gehörte, sondern auch mistrauisch gegen alles was von da ausgieng; verstand es doch nicht mehr die Sprache, die seine Fürsten und Herren, seine Richter und Geistlichen unter sich, verstand es doch nicht mehr die Sprache, die seine Pfarrer von der Kanzel zu ihm sprachen — wie hätte es Empfindung und Empfänglichkeit, wie hätte es Zutrauen, wie ein Herz für das haben können, was diese Kreiße selbst als ihr ausschließliches Eigentum, ihren Standesvorzug und ihr Vorrecht betrachteten! Schon zwei Jarhunderte, das 15. und 16., hatten an dieser Spaltung gearbeitet und nach Kräften den Riß vergrößert, ja sogar die Reformation, welche wenigstens das ärgste Uebel verhütete — die Ausscheidung des Volkes auch von der gemeinsamen Quelle des Glaubens, der Bibel — schlug doch in ihrer weiteren Entwickelung auch selbst wieder den unheilvollen Weg der die Kirche

mit der Theologie verwechselnden Gelehrsamkeit ein, den sie aum verlaßen hatte, und zerstörte zur einen Hälfte in ihren gelehrten dogmatischen Streitigkeiten ihr eigenes Werk. Da trat denn am Ende des zweiten Jarhunderts der Erfolg ein, der nicht ausbleiben konnte, und der Riß wurde größer, die Kluft tiefer, als sie es jemals im 15. und 16. Jarhundert gewesen waren. Aber ein weit ärgeres, diese Wunde vergiftendes Uebel trat eben zu derselben Zeit, mit dem Ende des 16. Jarhunderts hinzu: der schon in der ersten Hälfte dieses Zeitraums begonnene Einfluß des westlichen und südlichen Auslandes, vor allem Frankreichs, auf unsere Cultur- und Geisteszustände. Die deutsche einfache Sitte und nachgerade auch die deutsche Sprache verschwanden von den Königs- und Fürstenhöfen, aus den Kreißen des höhern, bald auch des niedern Adels, der höheren Gelehrten- und Beamtenwelt und selbst des reicheren Bürgerstandes, und es trat sklavische und darum lächerliche Nachahmung der französischen Sitte, Sprache und Ausdrucksweise ein; es kam das à la mode-Zeitalter, wie es gleichzeitige Schriftsteller spottend und strafend, und dennoch selbst in demselben befangen, nennen, mit wunderlichen steifen Redensarten, abenteuerlichen Complimenten, unerhörter Sprachmengerei, bald das Zeitalter Ludwigs XIV., das völlige Deutschfranzosentum, die Zeit der Perücken, der Wichtigthuerei, der Ceremonien, der Etikette und Heuchelei, und alles dieß zusammen machte das deutsche Volk von der Mitte des 17. bis zu der Mitte des 18. Jarhunderts wenigstens in seinen oberen Schichten zu dem unglücklichsten, verkehrtesten und geschmacklosesten Volke in Europa. — Und der Stempel aller dieser Zustände ist auch der Poesie dieses Zeitraums nur zu scharf und erkennbar aufgeprägt. —

Die nächste Folge von diesem Siege der Gelehrsamkeit und der französischen Cultur war im Anfange des 17. Jarhunderts, am Ende der vorigen Periode, eine auffallende Unfruchtbarkeit auf dem Gebiete der Poesie. In beinahe 30 Jahren, von 1590—1620, erschien kaum das eine oder andere, ohnehin nicht der Rede werte Gedicht in deutscher Sprache.

Da entwickelte sich denn mit dem Eintritte der zwanziger

Jahre des 17. Jarhunderts im schärfsten Gegensatze gegen die so ganz volksmäßige, und in ihrer Volksmäßigkeit zwanglose, ungebundene und oft zur Schrankenlosigkeit, zuweilen zur Niedrigkeit ausartende Poesie des 16. Jarhunderts eine gelehrte Poesie: im schärfsten Gegensatze zu der Eigentümlichkeit und Ursprünglichkeit, die noch im 16. Jarhundert, wenigstens in gewissen Kreißen der Literatur so stark wie nur jemals sich gezeigt hatte, eine sklavische Nachahmung.

Hätte nun die klassische Philologie und deren Nachahmung in lateinischen Versen, welche das 16. Jarhundert beherschte, im 17. Jarhundert für die deutschen Dichter sogleich die Frucht getragen, sich eng und ganz und unmittelbar an die großen Muster der Griechen und der Römer anzuschließen, und diese mit allem Fleiße, wenn auch vorerst einem kleinlichen und unzulänglichen, vorerst mit peinlicher Mühe in der deutschen Dichtkunst nachzuahmen, es würde wenigstens der Ungeschmack nicht herschend geworden sein, welcher wirklich eintrat, es würde die allgemeine Zerrüttung des poetischen Bewustseins unseres Volkes nicht möglich gewesen sein, welche das 17. Jarhundert zu dem traurigsten Zeitalter macht, von dem die Literärgeschichte Deutschlands zu berichten hat. Aber statt unmittelbar zu den rechten Quellen zurückzugehen, aus diesen mit durstiger Seele zu schöpfen und sich von ihnen erquicken und stärken zu laßen, wandte man sich zu den Nachahmungen der Originale, und nahm diese Nachahmungen als Vorbilder an. Schon die lateinische Poesie des 16. Jarhunderts zeichnet sich dadurch zu ihrem entschiedenen Nachteile aus, daß sie die späteren lateinischen Dichter als Muster benutzte, und sich von den älteren lateinischen Dichtern wenig, von den Griechen fast gar nicht inspirieren ließ, also notwendig auf zierliche Phrasen und völlig leeres Wortgeklingel geriet. Eben diese lateinische, schon eine Nachahmung der Nachahmungen enthaltende Phrasenpoesie aber wurde das Vorbild unserer deutschen Dichter im 17. Jarhundert; die niederländische, gekräuselte und gedrechselte, lateinische und holländische Versmacherei eines Daniel Heinsius war das übermäßig gepriesene, in sich selbst wegwerfender Erniedrigung angebetete Ideal eines Opitz und

Tscherning und Gryphius; und dazu kam als das Aergste, daß man die allen diesen Nachahmungen schon wieder nachgeahmte französische Poesie eines Ronsard, Bartas und Anderer als den höchsten Gipfel moderner nationaler Poesie betrachtete, und diese Nachahmungen der nachgeahmten Nachahmung noch einmal nachahmte. Warhaft kläglich ist es anzusehen, wenn im 17. Jarhundert ein deutscher Dichter den andern, wenn der erste den zweiten und der dritte den vierten bald als deutschen Virgil, bald als deutschen Tibull, als deutschen Properz, Horaz, Martial mit steifen Bücklingen becomplimentiert, und wenn man nun die lächerlichen Producte dieser Tibulle, Horaze und Virgile mit den Originalen vergleicht oder gar mit den älteren Erzeugnissen einer eigentümlichen deutschen Dichtung zusammenhält, die weder von Virgil noch Horaz etwas wußte. Freilich war in diesen Thorheiten das 16. Jarhundert schon vorangegangen, welches mit dem lateinischen Poeten Konrad Celtes, den man als den ersten Dichter in Deutschland feierte, die Dichtkunst in Deutschland ihren Anfang nehmen ließ, welches den Helius Eobanus Hessus den Virgil, den Euricius Cordus den Martial, den George Sabinus den Ovid der Deutschen nannte.

Von nun an bewegte sich die deutsche Dichtkunst lediglich auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit: ihr hauptsächlicher, wenn nicht einziger Inhalt war nicht das, was man erlebt, erfahren, empfunden, mit eigenen Augen angeschaut und in das eigene Herz geschloßen, sondern was man gelernt und gelesen hatte, und eben diese Gelehrsamkeit war es, welche die deutsche Dichtkunst seit Opitz auch wieder einigermaßen bei den gelehrten Zünften zu Gnaden brachte. Vor allem war es die römische Mythologie, deren Gebrauch jetzt allgemein herschend geworden, welche der deutschen Poesie ihre Farbe und ihren Glanz verleihen mußte, und auf deren Einführung die deutschen Dichter des 17. Jarhunderts nicht wenig stolz waren. Wo nun die lebendige Anschauung nicht vorhanden, wo das Gefühl träge und kalt und die Phantasie lahm war, wo der Vers hinkte und der Reim ausblieb, da trat hülfreich alsbald Jupiter mit Juno, da traten Minerva und Apollo, die keusche Cynthia und Venus

mit Amor ein, und diese unglücklichste unter allen poetischen Maschinerieen hat uns bis in die neuere Zeit auf die unverschämteste Weise geplagt, unsere Dichtung zur Reimerei gemacht und unser wahres Gefühl in Lüge verkehrt.

Natürlich wurde nun die Ansicht bald ganz allgemein, wie sie es im Kreiße der Philologie längst gewesen war, die Poesie sei eben nichts als eine erlernbare Fertigkeit, deren Regeln man nur kennen und längere Zeit üben müße, um bald eben so gut, wie jeder Andere, den Dichterlorbeer sich auf das Haupt setzen zu können. Nur das poetische Handwerkszeug, die Mythologie, die aus der lateinischen und französischen Poesie entlehnten und dort herkömmlichen Redensarten, die sogenannten sinnreichen Beiwörter, die Tropen und Figuren und die Regeln des Versbaues mußte man zur Hand haben, dann konnte man Verse machen wie Schuhe, und Gedichte wie Oberröcke. Namentlich stand das fest, daß man ein Epos, gleich den homerischen Gedichten, ohne allen Zweifel, ja ein viel beßeres, zu Stande bringen werde, sobald man es nur einmal ernstlich angreife, nur herzhaft arbeite, nur tapfer nachahme; hatte doch der gute Schulmeister Homer (wie man im vollen Ernste sprach) ein solches Gedicht zu Stande gebracht, dem so viele Fehler nachzuweisen waren, warum sollten die gelehrten Leute dieser gebildeten neuen Zeit nicht Gleiches, ja noch viel Vollkommneres schaffen können? Es befand sich mithin diese gelehrte Poesie troß ihres ungemeßenen Dünkels auf ihre unvergängliche, den Römern und Griechen gewis gleich stehende, wo nicht sie übertreffende Herrlichkeit, doch genau auf demselben Standpunkte, auf welchem die noch immer fortdauernde, unbeschreiblich verachtete Meistersängerei stand; nur freilich mit dem Unterschiede, daß allerdings in dieser modernen gelehrten Poesie, wenn auch noch so tief verborgen, ein Keim der Entwicklung, ein Samenkorn der, wenn gleich späten Zukunft lag, von welchem indes die damalige dünkelhafte Weisheit in ihrer Selbstgenügsamkeit sich nichts träumen ließ. — Nur hieraus wird es begreiflich, wie im 17. Jarhundert ein so ungeheures Heer gänzlich unberufener, ja bei weitem zum grösten Theil armseliger Dichterlinge auftreten und sich als Träger des poetischen Geistes

der Nation, troz ihrer unsäglichen Geschmacklosigkeit betrachten konnte.

So eben erwähnte ich unter dem poetischen Handwerkszeuge, worin die Dichter das Wesen der Poesie sezten, die sogenannten sinnreichen Beiwörter, und der Gebrauch derselben verdient, als eins der bezeichnendsten Merkmale dieser Dichterzeit, noch einige Worte der Betrachtung. Die deutsche Poesie hatte bis zum 17. Jarhundert, hatte selbst in der Zeit des tiefen Verfalles, im 14. und 15. Jarhundert, die erste Eigenschaft wahrer Dichtung, die epische Natürlichkeit und Einfalt nicht verloren, ja in der sich wieder erhebenden Volksmäßigkeit der Poesie im 15. und 16. Jarhundert das durch die Herschaft der Kunstpoesie Eingebüßte zum Theil wiedergewonnen; die Substantiva wurden mit den ihnen zugehörenden, feststehenden Epitheten bezeichnet: das grüne Gras, der grüne Wald, der wilde Wald, die finstere Nacht waren ausreichende und hinlänglich dichterische Formeln. Das galt nun der an der phrasenhaften modernen lateinischen Poesie als ihrer Amme großgesäugten deutschen Poesie des 17. Jarhunderts für „alte rohe deutsche Art“; man suchte nach der „reinen Lieblichkeit“ dieser lieben Amme in „sinnreichen Erfindungen, durchdringenden, geschärften und löblichen Beiwörtern, artigen Beschreibungen, annehmlichen Säzen und anmutigen Verknüpfungen“ (es sind dies die eigenen Worte eines der Häupter der Dichtkunst im 17. Jarhundert[1], und der Gipfel der Poesie war erstiegen, wenn man „die rechte Reinlichkeit der Wörter, die eigentliche Kraft der Beiwörter genau beobachtete, und dazu das Maß der Silben, richtige Reimendungen, gute Verknüpfungen und sinnreiche Sprüche seinen Gedichten einverleibt hatte“ — vollkommen kindisch, denn gerade diese Dinge sind das Streben unserer Knaben, welche im vierzehnten Jahre vom poetischen Kizel gestochen werden. Nun reichte es nicht mehr aus, zu sagen: der dunkle Abend; es hieß: der schwarze Abend, doch auch dieß war noch nicht reinlich, lieblich und durchdringend genug, es mußte heißen: der braune Abend, und diese entzückende Phrase lief als ein Wunder poetischer Erfindung von Mund zu Mund, und durch

das ganze 17. Jarhundert blieb der Abend braun. So sind denn schon Opitzens Gedichte voll gesalzener Zähren, gläserner Gewässer, kalter Nordsterne, stiller und trüber Finsternisse, bleicher Sorgen und schnöden Neides; schon bei ihm wagen Flüße und Bäche nicht leicht ohne malerische Beiwörter aufzutreten: es heißt der klare Bach, der frische Bach, die kalten Flüsse, abgesehen von dem Silberbach und Krystallstrom, dessen wir noch heute nicht entbehren zu können meinen, schon bei ihm heißt die Erde oder Welt nicht leicht Erde und Welt, sondern Rund, großes Rund, schönes Rund, wüstes Rund u. s. w., die Hand nicht leicht Hand sondern Faust, das Meer das blaue Salz; — und doch ist Opitz der einfachste fast unter allen; schon seine nächsten Anhänger beginnen mit aller Gewalt in das Bunte und Grelle zu malen, bis denn in der zweiten schlesischen Schule, besonders unter Lohenstein, diese Epitheten-Wuth ins Ungeheure steigt, das Buntmalen zur förmlichen kleckſenden Weißbinderei — zu dem noch immer sprichwörtlichen Lohensteinischen Schwulst und Bombast — wird. Eine Poesie, die keinen Inhalt hatte, mußte sich wol auf diese Jagd nach durchdringenden Beiwörtern legen; sie mußte, was auch reichlich und bis zum Ekel geschehen ist, auf die Onomatopoesie, auf den Klingklang der die Naturlaute nachahmenden Verse verfallen, wovon auch bei Opitz schon das bekannte Beispiel vorkommt:

Die Lerche schreit auch: Dir, Dir lieber Gott allein
Singt alle Welt; Dir, Dir, Dir will ich dankbar sein.

Das bedeutendste Verdienst, welches sich diese Poesie, oder vielmehr eben nur Opitz, erwarb, war die neue Metrik, welche gleichsam mit einem Male entdeckt, alsbald überall eingeführt, allgemein angenommen und herrschende Gebieterin wurde bis auf den heutigen Tag. Dieses Verdienst gebürt, wie gesagt, ganz eigens Martin Opitz, wenn auch schon im Laufe des 16. Jarhunderts wiederholte Versuche gemacht wurden, zu einer andern, geregelteren Versmeßung zu gelangen. Zunächst freilich bezieht sich diese Veränderung nur auf die erzälende Poesie, da an der Lyrik nichts zu ändern und zu beßern, nur etwas Neues einzuführen war. Die

alte Form der poetischen Erzälung, die kurzen Reimpaare, wurde ursprünglich nur nach der Zahl der Hebungen gemeßen, nicht nach der Silbenzahl, auch nicht nach der Zahl der zwischen den Hebungen stehenden Senkungen; nach und nach war im 15. Jarhundert das ursprüngliche Sprachbewustsein in Beziehung auf diese Verse erloschen, und im 16. Jarhundert maß man diese Verse nach der Zahl der Silben ohne Rücksicht auf Hebung und Senkung der einzelnen Silben, woraus denn namentlich bei Hans Sachs warhaft monströse Verse wurden (die besten des 16. Jarhunderts sind von Fischart). Diesem Uebelstande mußte abgeholfen werden — wie wir jetzt gar leicht begreifen, dadurch, daß man Verse bildete, in denen eine regelmäßige Silbenzahl und zugleich eine regelmäßige, mit dem Wortaccent harmonierende Abwechselung der Hebungen und Senkungen Statt fand. Es gieng hier wie mit dem Ei des Kolumbus: die einfache Sache wurde von allen dunkel geahnet, von keinem begriffen, bis M. Opitz durch ein kleines, aber Epoche machendes und die alte Zeit unserer Poesie von der neuen für immer scheidendes Büchlein schrieb: die deutsche Poeterei, binnen wenig Wochen im Jahre 1624 von ihm zu Stande gebracht. Nach dem Datum dieses Büchleins datieren wir mit Recht den Anfang unserer neuen Dichterzeit; denn es bezeichnet, wie wenig Bücher in der Welt, den Eintritt eines neuen Sprachbewustseins: es war das Wort, welches Alle suchten, Alle sich auszusprechen müheten, und keiner hervorzubringen vermochte; Opitz traf es, und die ganze Welt sprach es ihm nach, und spricht es ihm noch heute nach. Seine Lehre, die er in diesem Buche geltend macht, ist die, daß im deutschen Verse gerade so regelmäßig abgewechselt werden müße zwischen Hebung und Senkung, wie im antiken Verse mit Länge und Kürze im trochaischen und jambischen Verse, und seit dieser Zeit reden wir auch in der deutschen Verslehre, wenn gleich in sehr uneigentlichem Sinne, von Jamben und Trochäen. Daktylen verwarf Opitz noch, mit gesundem Sinne, in den deutschen Versen gänzlich, oder erklärte sie vielmehr für unmöglich; bald nach ihm kamen aber auch Daktylen, Amphibrachen, Anapäste, Cretici und das ganze Heer der bloß für quantitativ, nicht für qualitativ

gemeßene Verse passenden Metra in der deutschen Dichtung zu reichlicher Anwendung, und mit ihnen außer dem Hexameter und Pentameter, alle Zeilen und Strophenformen der griechisch-römischen, wie der französischen und italienischen Poesie. Die Umänderung des Versmaßes war in der That eine dringende Notwendigkeit, denn die kurzen Reimpaare sind wirklich nur brauchbar und wolklingend in einer wolklingenden und fügsamen Sprache, wie die mittelhochdeutsche war; seitdem die Vorzüge des Lautes, des Reimes, des Satzbaues deren das Mittelhochdeutsche sich erfreuet, im Neuhochdeutschen aufgegeben waren, mußten die Zeilen der kurzen Reimpaare hart und ungefüge, fast klappernd ausfallen. Der Vers mußte notwendig mit der Sprache sich in das Gleichgewicht setzen, und dieß war im 16. Jarhundert, wo neben der neuen Sprache noch der alte Vers herschte, nicht geschehen; der alte Vers mußte jetzt endlich vor der neuen Sprache weichen. Seitdem gerieten denn auch die kurzen Reimpaare in tiefe Verachtung, und wurden schon im 17. Jarhundert Knittelverse genannt. Aber was durch Opitz nach dem Vorgange der Franzosen an die Stelle des Verses der kurzen Reimpaare gesezt wurde, war wo möglich noch langweiliger, als dieser: es war der von den Franzosen geborgte Alexandriner, welcher mit seinen eintönigen Cäsuren und Reimen dem antiken Hexameter gleichgestellt, „heroischer Vers“ genannt und als die Vollendung des deutschen Versbaues gepriesen wurde; der Alexandriner, der bis auf Lessing geherscht hat und den neuerdings Rückert und, mit nicht geringen Prätensionen, als „das Wüstenross von Alexandria“ Freiligrath uns wieder aufzujochen versucht haben, zum sichern Zeichen, daß die beste Zeit unserer Dichtung bis auf das letzte Sandkorn ausgelaufen ist. — Außer dieser Aenderung des Versbaues traf Opitz durch jenes Buch auch eine Aenderung in der poetischen Sprache, diese jedoch zum Verderben der Poesie: die alten schönen Fügungen: „das Mündlein rot, die Händlein weiß“ sollten nicht mehr gelten, und durch die Fügungen „das rote Mündlein“ ein für allemal ersetzt werden. Die Pedanterie wurde auch in diesem Punkte, wie in so vielen andern, Herrin der deutschen Dichtkunst.

Am auffallendsten zeigt sich ihre Herschaft noch in einer, mit der Geschichte der Poesie zwar nur äußerlich verwandten, jedoch sehr charakteristischen Erscheinung: in der zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten und unter sehr von einander abweichenden Verhältnissen zu Stande gekommenen Stiftung von Gesellschaften, die sich die Erhaltung und Ausbildung der deutschen Sprache, zumal die Pflege ihrer Reinheit, also wenigstens mittelbar auch die Pflege der Dichtkunst zum Zwecke sezten. Der Anfang der ersten dieser Gesellschaften liegt in einem, wenn schon unklaren, doch sehr sicheren Bewustsein von einer großen Gefahr, welche der deutschen Sprache, zumal durch die Fremdländerei, drohe, und gegen die man sich nur durch Zusammenthun und enges Aneinanderschließen schützen könne; aber freilich, wie die ganze deutsche Welt damals eine Welt von gedankenlosen Nachahmern war, so war auch die Stiftung der ersten und eigentlich besten, wenn auch nicht am längsten dauernden Gesellschaft, der fruchtbringenden Gesellschaft oder des Palmenordens, nur eine, zum Theil ungemein geschmacklose Nachahmung höchst geschmackloser Vorgänger, und von fast gar keiner Wirkung. Die Vorgänger waren die italienischen Akademieen, welche schon seit dem 15., vielleicht seit dem 14. Jarhundert bestanden, und theils die Pflege der klassischen Philologie, theils der italienischen Dichtkunst bezweckten, gröstentheils unter den äußersten Geschmacklosigkeiten, wie z. B. die Akademie der Arkadier z Rom, in welcher jedes Mitglied einen arkadischen Schäfernamen führte, und bei seiner Aufnahme durch ein im pomphaften Imperatorenstil abgefaßtes Diplom irgend einer Stadt oder Gegend des alten Griechenlands zum Geschenk erhielt, wie z. B. Goldoni die phlegräischen Gefilde, Fontenelle die Insel Delos bekam. Von anderen Akademieen braucht man nur die Namen zu hören, um sofort zu begreifen, welche Masse Unsinns darin ausgeheckt werden mochte: in Genua existierte eine Akademie der Schläfrigen, in Siena eine der Geschmacklosen, eine andere der Dummen, eine dritte der vom Donner Gerührten, in Neapel eine der Müßigen, eine der Wütenden, in Macerata sogar eine der an Ketten Geschloßenen; in Florenz aber außer den Akademieen der Naßen

(umidi), wo Mitgliedsnamen erschienen wie „der Durstige“, der „Hecht“, der „Roche“, der Unvernünftigen, Scheuen und Betäubten, die Akademie der Kleie (della Crusca), d. h. der Barbarismen, von welcher sie das reine Mehl, d. h. die reine italienische Sprache, absondern wollte. Dem gemäß war denn ihr Wappen eine Mühle, ihr Tisch im Versammlungssaal ein umgestürzter Backtrog, die Sitze Mehlkörbe u. s. w., die Namen der Mitglieder aber insgesamt vom Müllergewerbe hergenommen. Diese Possen der Kleienakademie, welche die gelehrtesten Personen und der höchste Adel Italiens ungemein ernst nahmen, gaben denn auch den Deutschen Vorbild zur Stiftung ihrer fruchtbringenden Gesellschaft, welche am 24. August 1617 von drei Herzogen zu Sachsen, zwei Fürsten zu Anhalt (von denen einer, Ludwig, das erste Oberhaupt war) und drei Edelleute, Kaspar von Teutleben, Friedrich von Krosigk und Christoph von Kospoth (zu denen vielleicht noch ein vierter zu rechnen ist: Dietrich von dem Werder, hessenkasselscher Geh. Rath und erster Uebersetzer des Tasso, nach v. Hille[2] auch des Ariost) zu Weimar gestiftet, besonders in ihren geschmacklosen Bezeichnungen sich der Kleienakademie würdig zeigte. Jedes Mitglied hatte eine Pflanze oder ein Pflanzenprodukt zum Symbol: so der Fürst Ludwig zu Anhalt ein Weizenbrod, und die Bezeichnung der Nährende, mit der Devise: „Nichts Beßeres“; von Teutleben Weizenmehl und die Bezeichnung der Mehlreiche, mit der Devise „Hierin findt sichs“ u. s. w. Uebrigens hat diese, nach etwa sechzig Jahren wieder eingegangene Gesellschaft zwar nicht das allermindeste geleistet, doch aber für die bald folgenden Bestrebungen Opitzens und seiner Schule ein günstiges Vorurteil und mancherlei Förderung bei den Höfen und in den höheren Lebenskreißen bewirkt. Diesem vornehmen Beispiel folgten denn auch die kleinen Götter nach: es wurde eine aufrichtige Tannengesellschaft in Straßburg, eine deutsch gesinnte Genoßenschaft durch Philipp von Zesen in Niedersachsen, ein Schwanenorden in Holstein durch den Dichter Rist, und in Nürnberg der gekrönte Blumenorden, oder die Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz, von Harsdörfer und Klai gestiftet, welcher letztere sich bis in die neuere

Zeit erhalten hat und noch jetzt besteht, ohne jemals etwas genützt zu haben. In solcher Scheinthätigkeit, leeren Prunksucht und müßigen Geschäftigkeit hat ein großer Theil der Bestrebungen des Jarhunderts, wenn man ja von Bestrebungen reden soll, bestanden; Formen ohne Wesen, Schalen ohne Kern, Armseligkeit mit buntem Flitter ausgeputzt sind alle politischen, alle socialen Verhältnisse dieser trüben Zeit, sind alle ihre Gedanken und alle ihre Poesieen, und nur ein einziger Ton wahrer Dichtung, echten, aus der Tiefe des Lebens hervorbrechenden Gesanges tönt durch diese weite schattenlose und sonnenlose Oede hin — das evangelische Kirchenlied eines Paul Gerhard und weniger Andern. Daß hin und wieder auch auf andern Gebieten etwas Beßeres und Anerkennenswertes zum Vorschein kommt, kann diesem harten Urteil keinen Abbruch thun, vielmehr demselben nur Bestätigung gewähren.

Es sei mir vergönnt, nur die hauptsächlichsten Erscheinungen dieser Periode zu charakterisieren, da ein Eingehen auf das Einzelne für Jeden, der nicht specielle Fachstudien in diesem Zweige der Literärgeschichte betreibt, die peinlichste Langeweile herbeiführen müßte, und die allerdings mögliche Anführung einer langen Reihe von Armseligkeiten und Lächerlichkeiten doch zuletzt kein anderes Resultat erzielen würde, als Ueberdruß und Ermüdung.

Es bildeten sich in der ersten Hälfte des 17. Jarhunderts, von 1620—1660 verschiedene Dichterschulen oder Dichtergruppen, die sich am bequemsten nach Ländern unterscheiden laßen: die erste schlesische Schule die sich um Opitz sammelte, weitaus die bedeutendste ist, und auch auf die übrigen Gruppen theils anregend, theils maßgebend einwirkte, wie sich denn der Auctorität eines Opitz im ganzen 17. Jarhundert niemand zu entziehen wagte und niemand zu entziehen vermochte; die Königsberger Schule eines Dach, Roberthin und Albert, die Nürnberger Schule Harsdörfers[3], die um Rist in Holstein sich sammelnde Gruppe eines Schwieger, Kindermann, Gödeke[4], und die von Philipp von Zesen repräsentierte Schule. Nächst diesen werden die mehr unabhängigen Dichter und dichterischen Erscheinungen zu schildern sein; die zweite Hälfte, oder genauer, das letzte Drittel

des Jarhunderts wird dann ganz von der zweiten schlesischen Schule, dem Epigonengeschlechte Opitzens, und deren Gegensatze, der Poesie der Plattheit, unter dem Patronate des Christian Weise ausgefüllt; nach deren Untergang in den zwanziger Jahren des 18. Jarhunderts sind die diesen Untergang herbeiführenden und eine neue Zeit ankündigenden Erscheinungen zu betrachten. Die Prosa wird sich allen diesen einzelnen Schulen und Gruppen unmittelbar anzureihen haben, mit Ausnahme des Romans: welcher, als über alle diese Erscheinungen hinausgreifend, am Schluße eine abgesonderte Darstellung erfordern wird.

Schon vor dem Jahre 1620 hatte sich in dem, von manchen Stürmen des 16. Jarhunderts weniger als das übrige Deutschland berührten Schlesien mehr als eine Spur nicht unbedeutender poetischer Talente gezeigt, alle vollständig der Gelehrsamkeit zugeneigt, welche seit Trotzendorfs Zeiten in Schlesien blühete, und dort um so sicherer und ungestörter sich auch der deutschen Poesie bemächtigen konnte, als in Schlesien nicht, wie im übrigen Deutschland, die volksmäßige Dichtung während des 16. Jarhunderts geblühet hatte; was wir aus Schlesien aus dem 16. Jarhundert kennen, ist geistliche Poesie und besonders geistliche Lehrpoesie. Aus diesem Boden, fruchtbar an klassischen Wißen und klassischer Fertigkeit, nicht überwachsen von dem kräftigen wilden Kraute einheimischer Volksdichtung, wuchs die „Reinlichkeit der deutschen Sprache, Verse und Reime“ in Martin Opitz heran, keineswegs durch ihn geschaffen, nur durch ihn eingeführt, ausgesprochen, geltend gemacht und ausgebildet. Es ist schon unzälige Mal wiederholt worden, daß Opitz nichts weniger gewesen sei, als ein poetisches Ingenium, nichts weniger als ein erfindungsreicher, gedanken- und sprachgewaltiger Geist; er war ein Talent, wenn man will, eine Mittelmäßigkeit, gleich so vielen mittelmäßigen Talenten zu allen Zeiten, welche das in der Welt vorhandene geistige Element geschickt aufzufaßen und an den Mann zu bringen verstehen, die des Stichwortes sich bemächtigen, und es geltend zu machen wißen; ein Talent, welches die übrigen Talente und sogar den großen Haufen nicht allzu sehr überragt, so daß sich die mittelmäßige

Menge in ihm immer wiederfindet, und welches durch Anschmiegen an alle nur irgend bedeutendere Persönlichkeiten und durch das Segeln mit allerlei Winden sich des Wolwollens Aller zu versichern versteht. Eine dieser schwachen, gutmütigen, etteln, in einer starken Zeit verachteten, in Zeiten der Schwäche viel geltenden Naturen war Martin Opitz. Sein Charakter ist in der neueren Zeit von Gervinus, und nachher von Hoffmann von Fallersleben aus guten Gründen sehr hart angegriffen worden [5], doch gehört dieß nicht weiter hierher, als um den allgemeinen, ungemeßenen Beifall zum großen Theil erklärlich zu machen, den er im Leben wie im Tode gefunden hat: er verdarb es mit Niemanden; zu gleicher Zeit übersetzte er für den Burggrafen von Dohna ein zur Katholisierung seiner schlesischen Landsleute und Glaubensgenoßen bestimmtes katholisches Buch, den Becanus, und für den Rat zu Breslau, den erbitterten Gegner Dohnas, des sogenannten schlesischen Seligmachers, des Hugo Grotius Gedicht von der Warheit der christlichen Religion; an alle Großen, an die schlesischen Herzoge wie an die dänischen Prinzen, an den Kaiser Ferdinand II. wie an den König von Polen und später Oxenstierna wußte er sich anzuschließen — alle sang er gewissermaßen der Reihe nach an, und galt eben darum bei seinen schwachen, in lauter Aeußerlichkeiten befangenen Zeitgenoßen so sehr viel. Wenn wir aber auch einen Theil, und zwar einen großen Theil seines Beifalls dieser seiner Gefügigkeit, und immerhin auch, wie Gervinus sagt, seiner Kriecherei beimeßen müßen, — seiner Kriecherei, die sich nicht vor dem Größten unter den Todten, aber vor dem Kleinsten der Lebenden gebückt habe — wenn wir diese Umstände in Anschlag zu bringen haben, sobald es uns unbegreiflich dünken will — und das will es uns oft dünken — wie es möglich gewesen, daß so gar mittelmäßige, unbedeutende Gedichte, die gegen viele des 16. Jarhunderts geradezu in Nichts verschwinden, aus Opitz einen Herren der Poesie, einen „Pindar und Homer und Maro seiner Zeiten“ wie ihm P. Flemming nachsingt, einen Vater der deutschen Dichtkunst haben machen können, so müßen wir doch bedenken, daß damit eben nur ein Theil dieses Beifalls erklärt werde. Der andere Theil desselben

ist jedenfalls wol begründet; allerdings liegt er fast durchaus nicht in dem Stoffe der Dichtungen, wol aber in der Form derselben, in welcher Opitz unbestritten Meister und Vorbild für die folgenden Zeiten der deutschen Poesie war, so, daß auch unsere Zeit noch auf seinen Schultern steht. Die Wiederauffindung, oder wollen wir das Allermindeste sagen, die Wiedergeltendmachung des natürlichen, sprachgemäßen Flußes des deutschen Verses, die Wiedergewinnung der abhanden gekommenen Leichtigkeit der Darstellung, des verlorenen Wollauts, des vergeßenen Maßes, das ist sein Werk, und es kann darum mit der Gerechtigkeit nicht bestehen, wenn Gervinus Opitzens Verdienst geradezu hohl nennt, und es deutlich als ein bloß erkrochenes und erschlichenes, also erlogenes, behandelt.

Damit ist aber freilich auch schon ziemlich alles gesagt, was sich für Opitz sagen läßt; gegen ihn gilt alles das, was vorher von der unglücklichen Poesie dieses unglücklichen Zeitraums gesagt worden ist, und was jetzt noch etwas specieller wiederholt werden muß. Seine Poesie gibt den Ton an für die ganze in sich unwahre auf willkürlicher Fiction beruhende Poesie des nächsten Jarhunderts, bis auf Klopstock und Lessing hin; die meisten Gefühle, um nicht zu sagen alle, sind erheuchelt, sind bloß dem Verse und dem Worte zu Liebe da, sind da auf dem Papiere, aber weder im Herzen des Dichters noch des Lesers; es sind schöne Phrasen, die doch nicht einmal immer ihre Maske fest halten können, und gar oft in das Triviale, Matte, Armselige herabsinken; es sind geschraubte Gedanken eines Stubengelehrten, der sich vor Freude nicht zu laßen weiß, wenn er einmal aus seinen vier Wänden herauskommt und ein Kalb auf der Weide springen sieht, glatte Complimente eines Höflings, der jedem Herrn zu dienen bereit ist, herzlose Redensarten eines Halbchristen, dem der Glaube nur eben auf den Lippen sitzt. Seine Poesie gibt den Ton an oder befestigt und legitimiert wenigstens den schon herschenden Ton für die Gelegenheitsgedichte, diese Gevatter-, Gratulanten- und Condolentenposie, von der das 17. Jarhundert bis zum äußersten Ekel erfüllt ist.

Bei weitem das Beste, was er geschrieben hat, sind seine Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Kriegs, fast auch die älteste seiner Poesien, da sie schon 1620 und 1621 gedichtet sind; freilich kamen sie erst 1633 an das Tageslicht, da sie stark protestantisch gefärbt sind, der Dichter sich aber zunächst die Lorbeerkrone bei Kaiser Ferdinand II. holen und bei Graf Dohna Dank verdienen wollte. Freilich oft voll Gelehrsamkeit und oft beinahe so aussehend, als wären sie aus dem Lateinischen übersetzt, haben sie doch, im Vergleich mit allen übrigen beschreibenden Gedichten Opitzens, allein Warheit. Nächst diesen Gedichten dürften mehrere der lyrischen Stücke zu setzen sein; weit geringer sind die andern beschreibenden Gedichte, Zlatna, oder von Ruhe des Gemüts, Vielguet oder vom wahren Glücke, und besonders Vesuvius, ein so langweilig beschreibendes Gedicht, wie unter den beßern Dichtern der ersten schlesischen Schule kein einziger wieder eins geliefert hat; wie es so ganz aus der Rolle der Poesie heraus in die nüchternste wißenschaftliche Beschreibung hinein falle, gibt Opitz selbst dadurch zu erkennen, daß er es in einen Wust von gelehrten Anmerkungen eingehüllt in die Welt schickte. Armselig kann man sein Singspiel, Daphne, eine Schäferei (Schäferspiel) betitelt, nennen; trocken und dürftig seine zalreichen Bearbeitungen biblischer Stücke. Den grösten Raum unter seinen Werken nehmen die Uebersetzungen (von Sophokles Antigone, Senecas Trojanerinnen, und von holländischen und französischen Poesien) ein; doch gerade hierin ist er weniger zu tadeln als bei andern Unternehmungen, die Kunst des eigentlichen, vom Umschmelzen und Bearbeiten verschiedenen Uebersetzens fremder Poesien ist von ihm nicht allein zuerst, sondern auch gleich mit einem gewissen Erfolge geübt worden: namentlich ist die Antigone noch heut ganz lesbar. Opitzens Verdienst um das Annolied ist seiner Zeit erwähnt worden[*].

Mit Uebergehung des an Opitz durch Freundschaft und Geistesverwandtschaft zunächst sich anschließenden Buchner — eine ganze Reihe Nachahmer nicht gerechnet — muß nächst Opitz Paul Flemming, zwar kein Schlesier, aber am meisten in den Geist der Opitzischen Formen eingegangen, erwähnt werden. Flemming

ist hauptsächlich Lyriker, und als solcher mit Ausnahme eines, noch heute in unsern Kirchen gesungenen Liedes: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten raten“, zwar nicht groß, kaum bedeutend zu nennen, aber unvergleichbar viel wahrer als Opitz und als der ganze große Troß der schlesischen Schule. Oft abgedruckt und gewissermaßen berühmt ist sein Liedchen: „wie er wolle geküsset sein“, indes hat schon Gervinus mit Recht darauf hingewiesen, daß doch in andern Liedern, namentlich in dem auf die Hochzeit eines gewissen Schörkel gedichteten (es ist das erste des dritten Buchs seiner Oden) viel Bedeutenderes zu finden sei, als in jenem vielbesprochenen Liedchen; — und in der That muß ihm das zum Verdienst angerechnet werden, daß er die Gelegenheitspoesie, statt sie so handwerksmäßig, wie Opitz selbst und bei weitem die meisten Folgenden zu treiben, poetisch zu befruchten und zu beleben verstanden hat. So sind die beiden Gedichte an Deutschland und an seine Stiefmutter wirklich gut, das bekannte Sonet „an sich“ (Sei dennoch unverzagt, gib dennoch unverloren) sogar trefflich zu nennen, und die Grabschrift die er (er starb im ein und dreißigsten Jahre seines Lebens zu Hamburg, ein halbes Jahr später als Opitz) drei Tage vor seinem Tode selbst schrieb, gibt Zeugnis von seiner hellen, starken Dichterfreudigkeit, zu welcher sich zwar die Eitelkeit mischt, mit der das ganze damalige Geschlecht angesteckt war, die jedoch bei ihm verzeihlicher ist, als bei vielen Andern, die sich oft größer dünkten und noch heute größer dünken als Flemming, ohne die Warheit und Lebendigkeit seiner Poesieen zu erreichen[7].

Andreas Gryphius, das dritte etwas jüngere Haupt der ersten schlesischen Schule, mit welchem dieselbe (1664) ausstarb, steht als Lyriker Paul Flemming nur wenig nach, wenn gleich die Stoffe seiner Lyrik ganz andere sind als Flemmings: statt daß Flemming die heitere Seite des Lebens, im Vollgenuß frölicher Jugend, in seinen Poesieen hervorhebt, vertritt Gryphius, oft mit nicht minderer Warheit, die ernste Seite desselben; selbst in dem noch heute gesungenen Kirchenliede: „Die Herrlichkeit der Erden muß Staub und Asche werden“ spricht sich dieser Charakter seiner Lyrik der Flemmingschen Lyrik gegenüber aus, — berühmt sind

auch seine Kirchhofgedanken, ein ausführliches Gedicht von funfzig Strophen, welches jedoch stark an dem Fehler der grellen, schon den Uebergang in die zweite schlesische Schule bezeichnenden Schilderung leidet. Noch stärker legt sich diese Neigung zu greller Schilderung, zu langen und oft unnatürlichen Exclamationen und verkünstelten oder schwülstigen Redensarten in seinen Trauerspielen an den Tag, wiewol er als dramatischer Dichter der eigentliche Repräsentant der ersten schlesischen Schule ist, und sogar für den Vater unserer dramatischen Dichtkunst gehalten wird. Richtig ist dieses Urteil allerdings in so fern, als sich durch Gryphius die Richtung unserer Tragödie auf fremde und moderne Stoffe, auf eine kunstmäßig gelehrte Darstellung, so wie auf das Vorwiegen der Subjectivität des erfindenden Dichters feststellte, richtig in sofern, als durch ihn der bisher wenigstens noch nicht ganz verschüttete Weg zu einem nationalen Drama abgesperrt, und das unsichere Tasten und Greifen bald nach diesem bald nach jenem Stoffe, bald nach diesem bald nach jenem Vorbilde eingeführt und so zur Gewohnheit gemacht wurde, daß wir noch heut zu Tage geneigt sind, die Wahl jener fremden und modernen Stoffe, die Unsicherheit in der Wahl selbst, die Neuheit der Erfindung und die Stärke des Effekts als Regel und normalen Zustand zu betrachten. Es ist auch jenes Urteil über Gryphius in so fern richtig, als er zuerst eine Ordnung und einen Zusammenhang der Begebenheiten, so wie eine Charakterzeichnung der dramatischen Personen wenigstens versuchte — Eigenschaften, die freilich in einem ganz oder hauptsächlich erfundenen Stoffe nicht entbehrt werden können, während in einem aus fester, lebendiger Ueberlieferung genommenen dramatischen Stoffe, wie bei den Griechen, Ordnung und Zusammenhang gröstenteils und die Haltung des Charakters ihrer Grundlage nach ganz gegeben und nicht erfunden sind. Unrichtig ist das Urteil aber, wenn es so viel sagen will, als sei von Gryphius die rechte Bahn eröffnet worden, auf welchem unser Drama einzig und allein sich habe entwickeln können, als habe er uns erst zum dramatischen Bewustsein verholfen — wovon gerade das Gegenteil behauptet werden muß.

Seine Tragödien behandeln zum grösten Theil sehr entfernt liegende Stoffe, so z. B. Leo den Armenier, den am Weihnachtsfeste des Jahres achthundert und zwanzig ermordeten byzantinischen Kaiser (es ist dieß eins seiner ältesten, auch besten Trauerspiele, schon 1646 verfaßt und 1661 umgearbeitet) und den Papinianus, welchen Caracalla hinrichten ließ. Beide Stücke sind an Handlung verhältnismäßig arm, sehr reich aber an sententiösen Stellen, an Exclamationen und Rhetorik. Noch mehr rhetorisierend und eigentlich nur eine Art rhetorischer Uebung ist Karl Stuart, welches Stück die Verurteilung und Hinrichtung des Königs Karl des Ersten dgrstellt, und wenig Günstiges läßt sich über Katharina von Georgien sagen, dessen Stoff ein sehr entlegener und moderner, aus Chardin Voyages en Perse entlehnter ist. Ein fünftes Stück, Cardenio und Celinde, eins der schwächsten, ist aus einer italienischen Novelle entlehnt. In allen diesen Dramen ist nicht allein die noch heute festgehaltene Einteilung in Scenen, sondern auch die Anwendung der griechischen Chöre (Reigen genannt) versucht. Letztere werden durch Geister (z. B. in Karl Stuart durch die Geister der früherhin ermordeten englischen Könige) oder durch allegorische Figuren (in Katharina von Georgien außer den Geistern der Ermordeten die Tugenden, den Tod und die Liebe) und nur im Leo Armenius allein durch die Priester und Jungfrauen ausgeführt. Aber auch außerhalb der Chöre erscheinen Geister und allegorische Personen, so im Leo wenigstens einer, des Patriarchen von Jerusalem, in der Katharina ist die Ewigkeit vom Himmel citiert, um den Prolog zu sprechen. So lächerlich uns dieß alles vielleicht jetzt scheinen mag, so lächerlich es sich, eben unter den stolzen und prunkenden Redensarten auch wirklich ausnimmt, so liegt doch in diesem Geister- und Allegorienspektakel noch eine dunkle Erinnerung an den zu einem Trauerspiel ersten Ranges völlig unentbehrlichen mythologischen und sagenhaften Hintergrund; soll dieser freilich, wie hier von Gryphius, erfunden und gemacht werden, so kann nichts anderes als Verkehrung und Verzerrung daraus entstehen. Wäre doch Goethes Faust nicht was er ist, ohne diesen Hintergrund, welcher freilich der Alltagsbühnenwelt ein Anstoß und

Gräuel sein muß, und sich mit unserem bürgerlichen Trauerspiel, an welches wir seit Lessings Emilie Galotti allein gewöhnt, vielleicht auch gewiesen sind, allerdings nicht verträgt.

Weit bedeutender ist Gryphius im Lustspiel, von denen wenigstens die beiden originellen (denn die fremden Vorbildern nachgeahmten sind von geringem Werte) als in ihrer Art ausgezeichnet hervorgehoben zu werden verdienen. Es sind die in Prosa geschriebenen Stücke: Peter Squenz ein Schimpfspiel, und Horribilicribrifax ein Scherzspiel, beide ein wirklicher Fortschritt aus der alten Fastnachtsposse zu höherer Komik, zu umfaßenderer Gestaltung komischer Zustände und zur bestimteren Zeichnung komischer Charaktere. Das erste dieser Stücke steht mit der bekannten Episode in Shakespeares Sommernachtstraum in unverkennbarer Verwandtschaft; es war dieser Scherz, den vielleicht Shakespeare auch nicht erfunden, sondern der Volkskomik entlehnt hat, schon in den zwanziger Jahren des 17. Jarhunderts in der Gestalt welche ihr der Engländer Cox gegeben hatte, von Daniel Schwenter auf die deutsche Bühne gebracht worden, und daher hat Gryphius nach seiner eigenen Erklärung den ersten Gedanken aber auch weiter nichts, geborgt; die Ausführung gehört ihm ganz eigentümlich zu. Es ist eine höchst ergetzliche Darstellung der ungeschickten Volkskomiker, die sich in ihrer nunmehr längst eingetretenen Verwilderung auf die thörichste Weise auch an gelehrten und mythologischen Stoffen (hier, wie bei Shakespeare, an Pyramus und Thisbe) versuchten: eine Komödie in der Komödie, wo die Schauspieler selbst die komischen Figuren sind, und die lächerlichsten Streiche machen, so daß ihnen am Ende von dem zuschauenden Könige (der nebst seinem Hofstaat das Publikum ausmacht) für die Komödie nichts, aber für jeden Fehler, den sie gemacht haben, funfzehn Gulden zur Belohnung ausgezahlt werden. Im Horribilicribrifax ist die zusammenhängende Handlung, durch welche sich Peter Squenz auszeichnet, zwar nicht vorhanden, aber die beiden abgedankten Kriegshauptleute der Capitän Horribilicribrifax und der Capitän Diridaradatumdaridis sind vortreffliche Zeichnungen der Prahlhänse und aufschneidenden Parteigänger des dreißigjährigen

Krieges — der eine spricht mit lauter eingemischten italienischen, der andere mit dergleichen französischen Brocken, daß einem Hören und Sehen vergeht — und der abgedankte Schulmeister Sempronius ist eine köstliche Carricatur der damaligen verschrobenen Schulgelehrsamkeit, die in lauter Redensarten Ciceros und Virgils sprach, und niemals vergaß hinzuzufügen: inquit Cicero, canit Virgilius. Das es übrigens an Derbheiten auch in diesen Stücken nicht fehle, brauchte kaum bemerkt zu werden, wenn nicht daran die weitere Bemerkung geknüpft werden müßte, daß die Komik des Gryphius in diesen Stücken großenteils aus der steifen Einförmigkeit und Förmlichkeit der schlesischen Schule heraustritt, und, was der schlesischen Schule sonst ganz fremd war, das wirkliche Leben zu schildern unternimmt *.

Auch in Epigrammen, damals Beischriften genannt, versuchte sich Gryphius, doch wurde er hierin bei weitem übertroffen von dem schlesischen Edelmann Friedrich von Logau, der schon im Jahre 1638 eine kleine Sammlung von zweihundert Epigrammen, im Jahre 1654 aber ein großes, dreitausend fünfhundert und drei und funfzig Nummern enthaltendes Epigrammenwerk erscheinen ließ. An Gewandtheit der Darstellung, wenigstens am Fluße der Rede steht Logau den drei genannten Häuptern der ersten schlesischen Schule gleich, aber an Warheit der Empfindung, an Ernst der Gesinnung und an treffender Kürze des Ausdrucks übertrifft er nicht allein Opitz, der auch einige Sinngedichte schrieb, bei weitem, sondern auch, soweit hier eine Vergleichung zuläßig ist, Flemming und seinen Zeitgenoßen Gryphius, dessen Epigramme übrigens jünger sein müßen, als Logaus. Es ist leicht zu denken, daß nicht alle dreitausend fünfhundert drei und funfzig Epigramme vorzüglich oder unbedingt gut sein können, aber es läßt sich mit gutem Fug behaupten, daß die größere Hälfte von der Art sei, daß wir noch jetzt mit Stolz auf diesen unsern ersten Epigrammatisten der modernen Zeit zurückblicken dürfen, der neben Wernicke, Kästner und Göckingk nichts verliert, neben Haug und den übrigen neueren Epigrammatisten sehr viel gewinnt, ja der neben den erstgenannten noch immer dadurch einen sehr bedeutenden Vorzug behauptet, daß seine

Epigramme nicht bloß auf literarische Zustände, Privatnarrheiten und Krähwinkelei, sondern auf die allgemein menschlichen, und was mehr sagen will, auf die damaligen öffentlichen Zustände Deutschlands Bezug nehmen. — Und diesen Dichter, einen der bedeutendsten, wenn nicht geradezu den bedeutendsten der schlesischen Schule, den, der am wenigsten in der engherzigen Gelehrsamkeits- und Formelpoesie befangen war — diesen Dichter hat in seiner Zeit und funfzig Jahr nachher niemand genannt, niemand gekannt. In der That bietet sein literarisches Schicksal einen ungemein treffenden Gegensatz zu Opitzens literarischer Laufbahn und literarischem Ruhme und einen aus dem Gegenteile hergenommenen überzeugenden Beweis für das dar, was von dem Wege Opitzens zu dichterischer Berühmtheit vorher ist gesagt worden. Logau verschmähete das Dedications-, Lobpreisungs- und Ansinge-Wesen seiner Zeit, er verschmähete es sogar, seinen Namen zu nennen, und gab seine beiden Sammlungen Epigramme unter dem Namen Salomo von Golau heraus. Wer kannte den Mann? Und wer hatte ein Interesse sich um ihn zu bekümmern, der sich um Niemanden bekümmern mochte? So wurde denn der Epigramme Logaus in dem eigenen Verzeichnisse der Schriften der Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, zu denen Logau gehörte, nicht gedacht, Morhof, der Polyhistor, wuste Logaus wahren Namen nicht, und nachdem zwar schon im Jahre 1702 durch einen Ungenannten eine Auswahl aus seinen Epigrammen war veranstaltet worden, die jedoch das Beste weggelaßen, das Beßere verdorben, das Geringere fast allein unverändert aufgenommen hatte, also zur Verbreitung des verdienten Ruhms unseres Epigrammatisten nichts beitragen konnte, machten Lessing und Ramler mit Nachdruck auf ihn aufmerksam, und gaben eine Auswahl aus seinen Epigrammen — das Beste, etwa ein Drittel heraus. Durch diese Auswahl ist er auch noch jetzt bekannt, wenigstens als Epigrammatist im engeren Sinne, eine vollständige Bekanntschaft mit ihm als Sittenschilderer seiner Zeit kann jedoch aus dem Lessing-Ramlerschen Auszuge nicht, sondern nur aus dem vollständigen Originalwerke geschöpft werden *.

Als eigentlicher Satiriker der neuen Literaturwelt, oder was

dasselbe ist, der ersten schlesischen Schule, tritt uns in poetischer Form Joachim Rachel, ein Norddeutscher, 1669 zu Schleswig gestorben, entgegen. Seine sechs (oder wenn die zwei später erschienenen echt sind, wie warscheinlich ist, acht) Satiren sind fast durchgängig im gelehrten Stile abgefaßt, und können eben darum als Satire, die ihrer Natur nach durchaus originell sein muß, nicht durchgängig befriedigen; einzelne Züge sind allerdings gut, und die Schilderungen, welche er von der verdorbenen Kinderzucht so wie von den allzeit fertigen Poeten gibt (die vierte und achte Satire) dürfen, aus dem herkömmlichen Kreiße der der Wirklichkeit fern stehenden Gelehrsamkeit heraustretend, wenigstens im Ganzen treffend genannt werden, wiewol eben die Satire über die Kinderzucht eine Nachahmung von Juvenals vierzehnter Satire ist, und dadurch manche, dem deutschen Leben völlig fremde Züge bekommen hat.

In prosaischer Form wird die Satire durch Hans Michael Moscherosch, einen Elsaßer, vertreten, dessen Gesichte Philanders von Sittewald sich zu ihrer Zeit ungemeinen Beifalls und noch heute, zum Theil nicht mit Unrecht, eines gewissen Rufes erfreuen. Ihren bedeutendsten Wert haben sie indes durch ihre Schilderungen der Zeitsitten; die eigentliche Satire oder das was Satire sein soll, löst sich fast durchgängig in Allegorie auf, und wird dadurch frostig, oft sogar ungemein langweilig; zwar finden sich hier und da ganz gute satirische Einzelheiten und treffende Einfälle, aber das ganze macht nichts weniger als den Eindruck von Komik und Satire. Seltsam, daß gerade die Verspottung der superklugen Gelehrsamkeit und der Fremdländerei, welcher die meisten der vierzehn Stücke dieser Gesichte gewidmet sind, sich eben in den Kreißen herumdrehet, die sie verspotten will; das Werk ist übervoll — nicht etwa gelehrter Anspielungen wie Fischarts Werke, die gerade durch diesen Umstand einen Theil ihrer satirischen Schärfe besitzen — sondern voll Auskramung von Gelehrsamkeit, voll lateinischer Verse und voll französischer, sogar italienischer und spanischer Phrasen; während es die unnatürliche Steifheit und die

alberne Pfiffigkeit der damaligen Welt verhöhnen will, ist es selbst so steifleinwanden und so lächerlich schlau, wie nur möglich. Mit der älteren Satire, wenigstens mit Murner und Fischart, läßt es sich gar nicht, eher noch mit Brant vergleichen, indes ist es durch und durch modern, ein Product der neuen Gelehrsamkeit. Der Verfaßer sagt zwar ausdrücklich, er habe die Sache darum mit griechischen, lateinischen und welschen Brocken durchspickt, um die à la mode Tugenden mit à la mode Farben zu schildern; aber diese Schilderung ist so wol gelungen daß kein Mensch mehr eine Verspottung darin erkennen kann. Daß das Werk jedoch einen sehr bedeutenden Beitrag zur Geschichte der Sitten damaliger Zeit enthalte, sogar einzelne Erscheinungen des dreißigjährigen Krieges in dem Stücke „Soldatenleben" in einer Weise schildere, wie wir es nirgend wieder finden, muß wiederholt hervorgehoben werden. Original ist das Werk zwar so wenig, wie die meisten Stücke des Jarhunderts, zumal der ersten schlesischen Schule; es ist dem spanischen Werke sueños des Quevedo nachgeahmt, doch ist dieß sein geringster Vorwurf oder gar keiner; es ist frei und mit bestimter Beziehung auf die wirklichen deutschen Verhältnisse nachgebildet. Schon in den ersten Jahren nach ihrem Erscheinen wurden die Gesichte Philanders von Andern nachgeahmt; diese unechten Gesichte aber stehen tief unter Moscherosch eigener Arbeit, und verdienen gar keine Beachtung, als von Seiten dessen, der die Bücher des 17. Jarhunderts kennen lernen will oder kennen lernen muß[10].

Endlich hat denn diese Schule auch ihren Anekdotensammler, der die früheren Sprichwortsammler eben so vertritt, wie diese die älteren gnomischen Dichter vertreten. Es ist dieß Julius Wilhelm Zinkgref, ein Pfälzer, seinem Wohnorte nach aber gleich Moscherosch, ein Elsaßer, der ältere und vertraute Freund von Opitz, dessen Gedichte er mit den Producten mehrerer Andern schon 1624 herausgab, und dem eben genannten Moscherosch, so wie überhaupt diesem ganzen Kreiße geistig nicht allein verwandt, sondern geradezu angehörig. Er sammelte „Apophthegmata, scharfsinnige Sprüche der Deutschen", eine Sammlung von Sentenzen aus dem Munde bedeutender Personen der älteren und neueren deutschen Geschichte,

und gab ihnen eine ungemein passende und gefällige Einkleidung, so daß dieses Buch, welches mit Kaiserspruchen anhebt und mit Narrensprüchen endigt, noch heute eine eben so nützliche als anziehende Lectüre bildet. Später wurde es von einem gewissen Weidner sehr vermehrt herausgegeben, die Weidnerschen Zuthaten aber unterscheiden sich sehr zu ihrem Nachteil von Zinkgrefs Original. — Eine nicht üble Auswahl hat vor mehreren Jahren Guttenstein in einem kleinen und unverdienter Weise wenig beachteten Büchlein herausgegeben.

Die übrigen Gruppen bedürfen, da sie schon an Personal weit kleiner sind und doch auch in den Hauptsachen sich an die schlesische Schule anlehnen, nur einer kurzen Bezeichnung, um das Unterscheidende mit wenig Worten hervorzuheben.

Die Königsberger Gruppe wird fast allein durch Robert Roberthin, Heinrich Albert und Simon Dach repräsentiert. In ihren besten Producten hat sie mehr lebendige Natürlichkeit, als die schlesische Schule, und übertrifft in der Lyrik, der sie hauptsächlich zugewendet ist, sogar zum Theil Flemming. Von Albert wird ein treffliches Kirchenlied „Einen guten Kampf hab ich in der Welt gekämpfet", von Dach ein sehr lebendiges, fast volksmäßig gehaltenes weltliches Lied: „Annchen von Tharau" noch heute gesungen [11].

Der Gegensatz dieser mehr einfachen und natürlichen Poesie des äußersten Ostens findet sich in Nürnberg, in dem Blumenorden oder in der Gesellschaft der Pegnitzschäfer. Hier wird alles auf das künstlichste geschroben, verdreht, versüßelt; auf den Klingklang in der Sprache und im Verse, auf die Daktylen und Anapäste wird aller Fleiß verwandt, darin das Wesen der Poesie gesucht. Die unglückliche Grille des arkadischen Schäferlebens — eine aus Italien erborgte — der schon Opitz in seiner Daphne gehuldigt hatte, wurde hier, so in der Gesellschaft der Pegnitzschäfer wie in der Poesie eifrigst cultiviert; und dieß unwahre, süßliche, weichliche, weinerliche Wesen entsprach der in ihrem tiefsten Grunde unwahren Zeit nur allzu gut: nicht allein das ganze 17. Jarhundert ist dieser sogenannten Idyllen, dieser Damötas und Phyllis, dieser Daphnisse und Daphnen voll, sondern auch noch das achtzehnte,

in welchem wir in Geßner noch den letzten und der modernen Lesewelt unglaublich behagenden Idyllendichter bekamen. Die Idyllen und die Idyllendichter sind zwar aus der Mode gekommen, aber „das idyllische Leben" und dergleichen gehört doch noch immer zu unsern stehenden, gegenwärtig noch nicht wol entbehrlichen Phrasen. Möglich sind solche Poesien nur in einer ganz trägen und schlaffen, ganz verkünstelten und dem wahren, frischen Naturleben völlig entfremdeten Welt; schon die Zeiten und Poesieen Theokrits und Virgils, mit denen doch unsere arkadischen Idyllen noch bei weitem nicht verglichen werden dürfen, liefern dafür ausreichende Belege. — Ganz nahe mit dieser arkadischen Faullenzerdichtung verwandt ist die Neigung der Nürnberger zu Singspielen, in denen eben diese Schäfereien angebracht zu werden pflegten; wenig oder gar keine Handlung, viel Worte und Gesang charakterisiert diese so wie die zahllosen Singspiele, welche im 17. und 18. Jarhundert bis auf unsere Oper herab gedichtet und aufgeführt worden sind. Der poetischen, vorab der dramatischen Kunst haben weder jene alten Singspiele noch unsere modernen Opern jemals Nutzen, wol aber äußerst empfindlichen Schaden gebracht. — Die Häupter dieser Nürnberger Schule sind George Philipp Harsdörfer, ein angesehener Nürnberger Ratsherr, und Johann Klai, ein Pfarrer zu Kitzingen. Der letztere hat sich besonders in geistlichen Singspielen (Herodes der Kindermörder, Engel- und Drachenstreit u. dgl.) und in diesen in trillernden, klingenden, wirbelnden Verslein versucht, als z. B.:

> Wir holen Violen in blümichten Auen, Narzissen entsprießen
> von perlenen Thauen —
> Die besten der Westen nun Blumen ausstreuen, die Felder die
> Wälder ihr Laubwerk erneuen —
> Die Blätter vom Wetter sehr lieblichen spielen; es nisten und
> pisten die Vögel im Kühlen —

wo die äußere Bewegung des Verses den gänzlichen Mangel an innerer Bewegung ersetzen sollte. Der erste, Harsdörfer, ist sehr berühmt geworden durch seine Frauenzimmer-Gesprächspiele, eine Art Damenconversationslexicon, noch berühmter aber durch die

Erfindung eines Instruments, welches wir wie einen Geist noch oft genug citieren, ohne sein habhaft werden zu können: des Nürnberger Trichters, unter welchem Titel (der poetische Trichter) er eine Anweisung, in sechs Stunden die deutsche Reim- und Dichtkunst einzugießen, herausgab. Er widmete das Buch Moscherosch — der Spielende dem Träumenden, wie ihre Namen in der fruchtbringenden Gesellschaft lauteten — und ich habe dasselbe aus dem Grunde anzuführen nicht unterlaßen dürfen, weil es ein Beleg für viele ist, wie man damals ganz ernstlich nicht etwa bloß die Metrik, sondern das Dichten selbst lehren zu können glaubte[12].

Die in Norddeutschland durch Opitz geweckten, und der „neuen deutschen Zierlichkeit und reinlichen Lieblichkeit unserer uralten deutschen Heldensprache" sich befleißigenden Dichter sammelten sich um den Pfarrer zu Wedel in Holstein, Johann Rist, einen in der Handhabung der Sprache und des Verses, besonders des lyrischen, äußerst gewandten, sonst aber ziemlich oberflächlichen und aus der Poesie fast ein Geschäft und Gewerbe machenden Dichter. Nur in der geistlichen Poesie, der wir gleich nachher noch einige Worte der näheren Erwägung widmen müßen, war Rist wenigstens gröstentheils wahr und zum kleineren Theile sogar originell; seine übrigen Gedichte sind verdienter Weise längst vergeßen, und auch die Masse seiner geistlichen Dichtungen ist zu groß, als daß nicht vieles darunter hohle Phrase und eitle Reimerei sein müßte. Unter denen, die sich an ihn anschloßen, ist keiner der Erwähnung werth, als Jacob Schwieger, der unter dem Namen Philidor der Dorferer eine große Menge lyrischer Gedichte schrieb, von denen einige in den beiden Werkchen: „des Flüchtigen flüchtige Feldrosen" und „die geharnischte Venus" sich über das Gewöhnliche erheben. Aber er schrieb auch dramatische Werke „Trauer-, Lust- und Mischspiele" wie er sie nennt, von denen einige auf fremder Erfindung beruhen („der vermeinte Prinz" aus dem Italienischen des Pallavicini, „Ernelinde" aus dem Englischen, wiewol ich das Original nachzuweisen nicht im Stande bin) und von ihm namentlich in den komischen Elementen nicht ganz uneben in dramatische Form gekleidet worden sind; ein anderes, „die

Wittekinden" ist ganz sein Eigentum, aber auch das traurigste Beispiel der gänzlichen Ohnmacht in Erfindung und Darstellung, in welcher die dramatische Poesie der damaligen Zeit darnieder lag. Wenn man in diesem Stück die unbeschreiblich alberne Figur des Hanswursts und die groben Possen desselben, die alles und jedes Witzes entbehren, gelesen hat, und es weiß, daß diese Figur in ihrer ganzen ungeschickten Plumpheit und Unsauberkeit, ja noch in gesteigertem Maße dieser Eigenschaften, in den meisten deutschen Stücken, bis tief in das 18. Jarhundert hinein sich auf der Bühne erhielt, so begreift man, einmal, wie es möglich war, daß sich die Ansicht bilden konnte, es dürften ehrbare Leute und zumal Geistliche, evangelische Pfarrer, das Theater nicht besuchen, sodann aber, daß Gottsched ein gewisses gutes Recht für sich hatte, den Hanswurst förmlich und feierlich auf ewige Zeiten vom Theater zu verbannen.

Noch ist aus der Mitte des 17. Jarhunderts eine Gruppe übrig, die deutsch gesinnte Genoßenschaft oder Rosengesellschaft des Philipp von Zesen, die eigentlich zwar nur durch dieß ihr Haupt vertreten wird, übrigens aber theils mit den Norddeutschen, theils mit den Nürnbergern in vielfacher Verwandtschaft steht. Diese Schule hatte es, gleich der Nürnberger, auf klingende, zierliche Verslein, aber auf künstlichere, als die Nürnberger, angelegt: die Madrigale, von Zesen Schattenlieblein genannt, die Rondeaux und dergleichen Curiositäten der damaligen italienischen und französischen krausen und bunten Versmacherei wurden von ihr in zierlichen Dattelversen, d. h. Daktylen, eifrigst cultiviert. Die Daktylen hielt Zesen für die vortrefflichste deutsche Versart, welche alle andern eben so überrage wie die Palme die übrigen Bäume. Das eigentliche Ziel Zesens aber war, die Reinlichkeit der deutschen Sprache auf den höchsten Gipfel zu erheben; deshalb führte er in seinen Werken nicht allein eine neue, rein ersonnene und auf den seltsamsten Willkürlichkeiten beruhende Rechtschreibung ein, sondern es wurden auch eine Menge längst eingebürgerter Fremdwörter auf die lustigste Weise verdeutscht oder vielmehr zerdeutscht. Natur hieß Zeugemutter, Kronprinz: königlicher

Fürst, Theater: Schauburg, Obelisk: Sonnenspitze, Pyramide: Feuerspitze oder Grabspitze, Affect: Gemütstrift, Person: Selbstand (bekanntlich in der neuen Schulweisheit lächerlicher Weise wieder in Gebrauch gekommen), ein Vers: ein Dichtling, Venus: Lustinne, als Aphrodite Schauminne, Pallas: Kluginne, Juno: Himmelinne, Lieutenant: Walthauptmann, Oberstlieutenant: Schalt- und Waltoberster, eine Maske: ein Mummgesichte, eine Pistole: ein Reitpuffer, ein Fenster: ein Tageleuchter, und sogar die Nase durfte nicht mehr Nase heißen, sondern bekam den Namen Löschhorn[13]. Wie wunderlich sich die Gedichte, mit all diesen Ausdrücken angefüllt, ausnehmen, kann man leicht denken. Zesen gehört übrigens zu den allerfruchtbarsten Dichtern seiner Zeit, und zu denen, die am längsten gelebt und am längsten geverselt haben: noch gleichzeitig mit Opitz, im Jahre 1637, begann er, achtzehn Jahr alt, seine Laufbahn, und dichtete noch in seinem siebenzigsten Jahre 1688, als von allen Trägern der ersten schlesischen Schule längst kein einziger mehr übrig war. So sehr er auch angefochten wurde wegen seiner neuen Orthographie und seines Purismus — der bekannte Theolog Abraham Calov nannte ihn nie anders, als **Corrumpuntius patriae linguae**, Rachel schwingt in seiner Satire: „der Poet“ die Geisel nachdrücklich über ihn, und ein Zesianer zu heißen, galt lange Zeit für einen Spott — so fand er doch auch viele Verteidiger und Nachahmer, und noch zu Gottscheds Zeit waren die Zesianer nicht völlig ausgestorben[14].

Ehe wir zu der Schilderung der zweiten schlesischen Schule und ihres Gegensatzes übergehen, werden wir noch den, in der ersten Hälfte der Periode, dem zweiten Drittel des 17. Jarhunderts auftretenden, und wenigstens im Ganzen der ersten schlesischen Schule gleichzeitigen, selbständigen, von der schlesischen Schule unabhängigen Erscheinungen auf einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben.

Voran steht billig das evangelische Kirchenlied, der einzige Ton ganz wahrer, der einzige Ton edler volksmäßiger Poesie, der in diesen Zeiten der Künstelei und Gelehrsamkeit, in

dieser Zeit der gemachten Empfindungen und erlogenen Gefühle sich vernehmen läßt. Hatte doch der lebendige, volksmäßige Christenglaube, die einfache evangelische an keine Schulweisheit und keine Gelehrsamkeit gebundene, christliche Warheit so viel Gewalt, daß sie auch aus dem fast nur zu künstlichen Versen, steifen Oden und allegorischen Phantasiespielen sich öffnenden Dichtermunde Flemmings und Gryphius die beiden Lieder der christlichen Lebenserfahrung „In allen meinen Thaten" und „die Herrlichkeit der Erden" hervorrufen konnte! Vergaßen sie doch in diesem Augenblicke, wo die Kraft des Evangeliums dem einen in der fernen, öden tatarischen Steppe unter Leibes- und Lebensgefahren, dem andern unter schwerem Haus- und Familienkreuz nahe trat, was sie sonst niemals vergeßen konnten, ihre fremden, künstlichen Versformen anzuwenden, und dichteten diese Lieder in der altvolksmäßigen, altevangelischen Liedesform.

In der Hauptsache bleibt der Charakter des evangelischen Kirchenliedes in unserer Periode derselbe, den wir an den Kirchenliedern des 16. Jarhunderts warnehmen: es ist die unmittelbare Warheit des selbst Empfundenen, selbst Erfahrenen, nicht durch poetische Divination Erratenen und durch eine erregte Phantasie Vorweggenommenen, welche sich auch in diesen Kirchenliedern ausspricht; es ist ein einfacher, naturgemäßer, inniger aus dem Herzen kommender und wieder tief zum Herzen sprechender Laut, der aus ihnen hervortönt; es ist volksmäßige, es ist kirchliche, allgemein zugängliche, alle Stände und Bildungsstufen, jedes Lebensalter und jede Lebensrichtung in gleicher Weise ansprechende Weisheit, es ist volksmäßige Freude und volksmäßiges Leid, welches auch ein Flemming und Gryphius, ein Dach und Albert, welches Rinkart und Neumark, welches Heermann und Paul Gerhard singen. Der Unterschied aber findet sich sehr bestimmt ausgesprochen, daß in der früheren, ersten Periode des evangelischen Kirchenliedes vorzugsweise das *allgemeine* evangelische Bewustsein, das *Bekenntnis*, in dieser das *besondere* evangelische Bewustsein, das *Zeugnis*, zur Darstellung kommt; dort wird noch kaum oder äußerst selten das *besondere* Lebensverhältnis und dessen Gestaltung durch den evan-

gelischen Glauben, durch den Trost und Frieden des Herrn Christus besungen; hier ist die Anwendung des evangelischen Glaubens auf die besondere Lage, auf die Lebensschicksale, auf die Unruhe, die Not und Qual der wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges, die Hauptsache; dort finden sich erst Sterbelieder am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jarhunderts, am Schluße der Periode, hier bilden Sterbelieder und Kreuz- und Trostlieder die Mehrzal und den eigentlichen Kern des evangelischen Kirchengesanges, und die Hauslieder (Morgen- und Abendlieder) sind in reicher Anzal vorhanden. — Bei weitem die meisten der Kirchenlieder dieses Zeitraumes bleiben auch bei der althergebrachten, volksmäßigen Form: die kurzen Reimpaare, aus der weltlichen Poesie völlig verdrängt, zeigen sich noch in der kirchlichen Dichtkunst, und der von den gelehrten Dichtern verachtete, wenigstens verschmähete Hildebrandston ist nebst der Form des dreitheiligen Strophenbaues, von dem die Schlesier sonst gar kein Bewustsein mehr hatten, die durchaus vorherschende Form. Eben so ist auch die Ausdrucksweise noch einfach und naturgemäß, ohne Tropen und Metaphern, ohne Schilderung und Malerei, ohne umständliche Exposition, ohne Abstraction und Reflexion, worin doch gerade die Zeit ihre Stärke suchte und besaß; nur fließender, milder, weicher sind die Lieder des 17. Jarhunderts gegen die starken, oft fast rauhen, kräftigen, erhabenen Lieder des sechszehnten.

Alle diese Züge verstehen sich zunächst, wie leicht begreiflich, nur von den beßeren Kirchenliedern dieses Zeitraums, eben denen, für welche die Gemeinschaft der Gläubigen, die evangelische Kirche ihr Zeugnis abgelegt hat, als für Lieder die ihr angehören, die ihr innerstes Bewustsein ausgesprochen haben und die darum von ihr zu den kirchlichen Schätzen hinzugethan und als solche durch die folgenden Zeiten, bis auf den heutigen Tag bewahrt worden sind; es verstehen sich diese Züge sämtlich und in ihrem vollen Umfange eigentlich nur von einem Dichter, aber auch wie dem grösten, so auch fast dem fruchtbarsten Liederdichter seiner Zeit, von Paul Gerhard, dessen „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“, „Ich singe dir mit Herz und Mund“, „O Haupt voll Blut und

Wunden", „Ich bin ein Gast auf Erden", „Nun ruhen alle Wälder", „Befiehl du deine Wege" nicht allein für die zwei seitdem verfloßenen Jarhunderte ein Ehrenschmuck der evangelischen Kirche und der deutschen Lyrik waren, sondern auch für alle kommenden Jarhunderte die köstlichsten Perlen in dem Kranze der deutschen Dichtung und die edelsten Kleinode der evangelischen Kirche bleiben werden. Gerhard vor allen hat sich in seinen hundert und zwanzig Liedern, von denen allerdings mehrere ausgezeichnete, wie z. B. „Geduld ist euch von nöten", „Nicht so traurig nicht so sehr" geistliche Lieder, nicht Kirchenlieder sind, an den einfachen, kindlichen alten Volkston gehalten, den er nur noch durch den Hauch der tiefsten Innigkeit weihete und vergeistigte. Ihm zunächst stehen die Lieder der Kurfürstin von Brandenburg „Jesus meine Zuversicht" und „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren", die einzelnen Lieder Rinkarts (Nun danket alle Gott), Neumarks (Wer nur den lieben Gott läßt walten), Rodigasts (Was Gott thut das ist wolgethan), Albinus (Alle Menschen müßen sterben) und Rists, der eine größere Feierlichkeit und Lebhaftigkeit, als selbst Gerhard, besitzt, und sogar zuweilen zum Erhabenen aufsteigt (Auf Auf ihr Reichsgenoßen, der König kommt heran; O Ewigkeit du Donnerwort, o Schwert das durch die Seele bohrt, o Anfang sonder Ende), wodurch er sich vor sämtlichen Liederdichtern seines Jarhunderts auszeichnet, der aber auch aus seiner Schule viel Neigung zum Schildern und Ausmalen mitbringt, wie eben das Lied „O Ewigkeit" den Beweis liefert. Der älteste Liederdichter dieser Zeit, Johann Heermann von Köben in Schlesien steht zwischen der alten und der neuen Zeit des evangelischen Kirchenliedes mitten inne: seine Lieder haben noch viel von dem Strengen, Objectiveren, Epischeren der älteren Periode, aber zugleich auch schon das Betrachtende, fast Lehrhafte der zu gleicher Zeit mit ihm emporkommenden ersten schlesischen Schule, und sogar bereits die neuen Versformen derselben, z. B. die damals übliche Form der sapphischen Oden in „Herzliebster Jesu was hast du verbrochen" (worin er übrigens schon Vorgänger hatte) und den Alexandriner in „O Gott du frommer Gott", den auch nachher Rinkart in

„Nun danket alle Gott“ anwendete. Später finden sich auch die, mit dem Wesen des evangelischen Kirchengesanges völlig unvereinbaren Daktylen ein, wie in Neanders sonst gutem Liede „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“, und die Subjektivität, das Heraustreten des Dichters aus der Gemeinde auf seinen Privatstandpunkt, das Dichten für das Volk statt aus dem Volke, das Dichten aus der christlichen Phantasie statt aus der christlichen Erfahrung, ja das Klingeln mit schönen Worten und das oft in das Grelle und Schreiende getriebene Schildern und Malen machte sich nach Gerhards Zeit auch im Kirchenliede geltend, so daß nach und nach die Gemeinde einen nicht geringen Teil ihres Bewustseins von dem echten Kirchenliede verlor, und noch heute es schwer hält, Manche von dem wesentlichen Unterschiede zwischen Kirchenlied und geistlichem Lied zu überzeugen. Mit dem 17. Jarhundert stirbt, wenigstens wenn wir nach Anleitung der Geschichte und nicht nach subjectivem Belieben oder individueller Zuneigung oder Abneigung urteilen sollen, das evangelische Kirchenlied aus, und nur geistliche Lieder, Lieder des Betrachtens, Sinnens und Schilderns, Leselieder aber keine Singlieder werden noch produciert, bis denn mit Gellert auch die Lehr= und Leselieder ausstarben, und Reimerei, noch dazu antievangelische und oft antichristliche Reimerei in den edlen evangelischen Kirchengesang eindrang, die erst in unsern Tagen wieder zu weichen beginnt[15].

Die übrigen von der schlesischen Schule mehr unabhängigen Erscheinungen reichen an Umfang, Wert und Bedeutung zwar nicht entfernt an die gröste des Jarhunderts, an das evangelische Kirchenlied, verdienen aber doch sämtlich Beachtung, und in vieler Beziehung eine aufmerksamere, als die schlesische Schule selbst, in der man von einem Dichter oft alles gelesen hat, wenn man zwei oder drei seiner Gedichte gelesen hat.

Der erste mag der Jesuit Friedrich von Spee sein, der in den zwanziger und im Anfange der dreißiger Jahre des 17. Jarhunderts ganz oder fast ganz unabhängig von der eben in Schlesien neu begründeten Dichterschule beinahe noch in dem alten Tone des geistlichen Liedes, wie es ehedem der Mönch von Salzburg und

Heinrich von Laufenberg gesungen hatten, und in vielen Punkten verwandt mit den geistlichen Liederdichtern der evangelischen Kirche, herzliche, anmutige und phantasievolle Lieder dichtete. Der eigentümlichste Zug an seinen Liedern (die erst vierzehn Jahre nach seinem Tode herauskamen, und die er Trutz Nachtigall nannte, weil sie troz den Nachtigallen singen sollten) ist die Vereinigung eines kindlichen, tiefen, innigen Naturgefüls mit inbrünstiger Liebe zu dem Heiland; in der ersteren Beziehung erinnert er zuweilen, auch in der Neigung zum Spielenden, an die alten Minnesänger, in der zweiten an die evangelischen Liederdichter; beides zusammen hat er ganz allein. Leider hat ihn seine Kirche vergeßen, vielmehr überhaupt niemals recht geachtet, und die Protestanten nahmen gar keine Notiz von ihm, bis erst die romantische Schule ihn wieder in Erinnerung und zu wolverdienten Ehren brachte. Spee war ein Mann der christlichen Liebe im vollesten Sinne, dessen Lieder aus dem reichsten Leben dieser Liebe hervorquollen, und denen man die volle, oft rührende Warheit auf den ersten Blick ansieht — weit unterschieden von der Künstlichkeit der ihm unbekannten schlesischen Schule. Bekannt ist er als einer der älteren Bekämpfer der Hexenprocesse; sein darauf bezügliches Buch gehört nicht hierher, daß dasselbe aber aus derselben Gesinnung der Liebe hervorgegangen ist, aus welcher seine Poesieen hervorwüchsen, beweist die Antwort, die er dem Domherrn Philipp von Schönborn, nachmaligem Kurfürsten von Mainz, auf die Frage gab, woher er vor dem vierzigsten Jahre schon eisgraue Haare habe? Der Gram hat mein Haar grau gemacht, antwortete Spee, darüber daß ich so viele Hexen habe müßen zur Richtstatt begleiten, und habe unter allen keine befunden, die nicht unschuldig gewesen [16].

Etwas älter ist George Rudolf Weckherlin, den man für einen Vorläufer der Opitzischen Schule halten kann, da er eben die gelehrte Poesie, die Opitz zur Herschaft brachte, schon vor diesem übte, und sogar die Meßung der Verse, der Opitz Geltung verschaffte, früher als Opitz selbst in Anwendung gebracht hatte. Sein Stil und seine Sprache sind allerdings härter, als bei Opitz, davon aber abgesehen, würde Weckherlin, wäre er wie Opitz stets

in Deutschland anwesend gewesen (er hielt sich meist in London auf) und hätte er Opitzens Gewandtheit in der Gunstgewinnung der Zeitgenoßen gehabt oder haben mögen, ebensowol der Stifter dieser neuen Schule haben werden können, wie Opitz. Da er sich der Schule niemals anschloß, sondern seinen eigenen, von ihm selbständig aufgefundenen Weg bis zum Ende verfolgte, so sieht ihn die Coterie mit halb mitleidigen Augen an und wenn ihn ja einer, wie z. B. Zesen, erwähnt, so heißt es von ihm: „Wäkkerlin singt so gut er kann“[17].

Zwar weniger der Form, aber desto mehr der Sache nach unabhängig von seinen Landsleuten ist der Schlesier Johann Scheffler, bekannter unter dem Namen den er sich beilegte Angelus Silesius. Auf der einen Seite tritt er schon als Dichter geistlicher Lieder, von denen sich manche sogar im Gebrauche der evangelischen Kirche bis auf unsere Zeit erhalten haben (wiewol Scheffler später zur katholischen Kirche übergieng) und die sich durch Innerlichkeit und Innigkeit so bedeutend auszeichnen, daß sie zu dem allerbesten gerechnet werden müßen, was in dieser Weise jemals gedichtet worden ist — aus diesem Kreiße der Gelehrsamkeit, Schulweisheit und Künstelei heraus; eben so sehr aber auch durch seine Sentenzen, die er in dem „cherubinischen Wandersmann“ niederlegte, und in denen er eine Welt= und Kunstanschauung aussprach, welche mit der Art und Gewohnheit der schlesischen Schule im geradesten, schneidendsten Widerspruche stand, wie wenn er z. B. in dem Spruche, welcher überschrieben ist: „Ohne Warum“ sagt: „Die Ros ist ohne Warum; sie blühet, weil sie blühet, sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht ob man sie siehet“. Im Uebrigen haben diese Sprüche das Tiefsinnige und Hochpoetische, aber auch sehr oft das schauerlich=Uebergöttliche und darum Ungöttliche, was dem theosophischen Pantheismus, dem Scheffler anhieng, eigen zu sein pflegt, z. B. „Die Rose welche hier dein äußres Auge sieht, die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht“; oder:

„Gott lebt nicht ohne mich:
Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben;
Werd ich zu nicht, Er muß von Not den Geist aufgeben“.

Auf jeden Fall ist Angelus Silesius eine der hervorragendsten Dichterpersönlichkeiten im Laufe zweier vollen Jarhunderte, und, abgesehen von dem evangelischen Kirchenliede, ist schon er allein im Stande, uns mit dem traurigen 17. Jarhunderte einigermaßen auszusöhnen[18].

Es sind außerdem noch zwei Satiriker zu erwähnen, die von Opitz und seiner Schule schon äußerlich unabhängig, mehr den Ton der älteren Satire des 16. Jarhunderts festhalten und wiedergeben, also, wenn gleich ihrem Stande und zum Theil ihrer Anschauungsweise nach, der gelehrten Welt angehörig, doch mehr auf dem Boden des Volkslebens stehen. Der Eine ist Johann Wilhelm Laurenberg aus Rostock, der letzte unter allen deutschen Dichtern, der etwas Selbständiges und Bedeutendes in plattdeutscher Sprache schrieb (denn die späteren künstlicheren Nachbildungen, de Koker um 1711 und Henninc de Haan um 1730 kommen nicht in Anschlag). Seine „veer olde berömede Scherzgedichte“ haben zwar auch Alexandriner, und in diesem Punkte der Zeit ihren Tribut entrichtet, aber der Inhalt, die Verspottung der Versmacherei um Lohn, der à la mode-Zeit in Kleidern und Hauswesen u. s. f. ist echt komisch, und noch in alter Weise volksmäßig. Am meisten gewinnt Laurenberg, wenn man ihn neben Rachel hält, der ungefähr gleiche Gegenstände zu fast gleicher Zeit oder wenig später im Stile der Opitzischen Schule, und doch noch verhältnismäßig wenig durch die Schranken derselben eingeengt, verspottet hat: kaum wird man dann Rachel noch für einen Satiriker halten.

Der andere ist Johann Balthasar Schuppius aus Gießen, zehn Jahre lang, von 1635 bis 1646 Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Marburg; später Hofprediger in Braubach, in welcher Eigenschaft er bei dem Westfälischen Friedensschluße die feierliche Friedenspredigt zu Münster hielt, und zuletzt Hauptpastor zu Hamburg, wo er 1661, 51 Jahre alt, starb. Dieser thätige, lebhafte und launige Mann war ein erklärter Gegner der Opitzischen Poesie, und nachgerade auch ein Gegner der ganzen beschwerlichen und unnützen Schulweisheit seiner Zeit. Seine Schriften sind voll Humors und Witzes, in einem natürlichen, lebendigen Stile, der

von der geschraubten Prosa seiner Zeit auf unglaubliche Weise absticht, voll launiger Treuherzigkeit und treuherziger Laune, voll Anschaulichkeit und voll der glücklichsten Griffe aus dem wirklichen Leben — unter denen des 17. Jarhunderts weit zu den besten zu zählen, wenn sie nicht wirklich die besten sind. Eben so waren auch seine Predigten, frei von der steifen Gelahrtheit der Predigten aller seiner damaligen Collegen im evangelischen Deutschland, volksmäßig, treffend, zuweilen derb, aber höchst eindringlich und mitunter ergreifend; eine davon, eine der damals üblichen Neujahrsgratulationen, hat so viel treffliche Züge, daß sie, von dem der damaligen Sitte Angehörigen abgesehen, noch heute als ein Muster von Volksberedsamkeit gelten muß. Gerade diese Predigten aber erregten den Haß, warscheinlich zunächst den Neid, seiner Hamburger Collegen und es entspannen sich hitzige Streitigkeiten, denen wir eben die meisten seiner humoristischen und satirischen Schriften zu danken haben. In der neueren Zeit war er völlig vergeßen, bis Wachler ihn zuerst wieder in das Andenken unserer Zeitgenoßen zurückrief[19].

Nach dieser flüchtigen Betrachtung derjenigen Erscheinungen unseres Zeitraums, welche von dem allgemeinen Typus desselben, und zwar, wie wir sahen, gröstenteils zu ihrem Vorteil, abweichen, setzen wir die Schilderung der Entwicklung und der Schicksale der Opitzischen Schule fort.

Es lag in derselben, wie auf der einen Seite der Keim zu einer regelmäßigen, sprachgerechten Entwickelung des Verses, an welchem Gewinne wir noch heute Theil haben, so auf der andern Seite ein doppelter Keim der Krankheit, der innern Zerrüttung und des Todes. Nach der gelehrten abstracten Seite hin war eine weitere, die Poesie in sich selbst vernichtende Entwickelung zwar nicht wol möglich, da die Schule gleich bei der höchsten Spitze und Blüte der damaligen Schulgelehrsamkeit angefangen hatte, also wol ein Herabsteigen von dieser Höhe, aber kein Aufsteigen zu erwarten war; aber die Richtung auf das Schildern und Malen, auf den äußern Schmuck der Dichtung, vermittelst der vorher erwähnten „durchdringenden, löblichen Beiwörter“ war allerdings weiterer, sich in sich selbst zerstörender Entwicklung fähig: es ist

dieser willkürliche Schmuck stets eine Krankheit der Poesie, die ihre Krisis, ihre höchste Stufe erreicht und dann nur durch eine gewaltsame Cur, durch eine Amputation, eine Unterbrechung der Entwicklung, geheilt werden kann. Der Gebrauch dieser schmückenden, buntmalenden, schillernden und klingenden Beiwörter und Ausdrücke mußte dieselben, wie sie, im Anfange noch bescheiden und sogar zum Theil nicht unangemeßen, von Opitz gebraucht waren, nach und nach abnutzen, und das Verlangen, ja das Bedürfnis nach stärkern Reizmitteln erwecken. Das Declamierende und Rhetorische der ältern Schule mußte bei einem jüngern Geschlechte, welches auf demselben Wege fortschritt, zum falschen Pathos und zum Schwulste führen, die bunten Farben mußten grell, die hohen Töne schreiend werden — es mußte eine Unnatur, eine bis ins Abgeschmackte und Ungeheure, mithin zugleich in das Lächerliche gehende Uebertreibung eintreten, die sich dann zuletzt selbst vernichtete. Und dieß ist wirklich die Entwicklung und das Schicksal der Opitzischen Epigonenzeit, der sogenannten zweiten schlesischen Schule, so genannt, weil ihre Häupter abermals, wie vierzig Jahre früher, Schlesier waren: Christian Hofmann von Hofmannswaldau und Daniel Caspar von Lohenstein. — Der zweite Krankheitskeim, den ich gleich dem so eben erörterten schon früher öfter berührt habe, war wie durch die Natur der Opitzischen Poesie selbst hervorgerufene und zu unzäligen Malen offen ausgesprochene, überall verkündigte und eingeprägte, ja durch eigene, zalreiche Lehrbücher vertretene Ansicht von der Dichtkunst, als sei dieselbe etwas Erlernbares, eine Fertigkeit, das Werk der Schule und der Uebung, ein Ingrediens des gebildeten Lebens, ein Modeartikel, den jedermann haben könne, und, wolle er nicht zu dem Pöbel gerechnet sein, haben müße. Wird diese Ansicht consequent verfolgt, so muß aus der Poesie ein Zeitvertreib, ein Gewerbe werden; ihr Inhalt geht völlig unter, und es bleibt nichts übrig, als schale, öde Reimerei, Saalbaderei und Albernheit. Auch diese, nach einer andern Seite hin gerichtete Entwickelung ist der Opitzischen Schule geworden in einem großen Heer von wäßrigen Alltagspoeten, als deren Führer wir den Weißenfelser und nachher Zittauer Schulrektor

Christian Weise betrachten können. Ungeachtet ihrer, oft bodenlosen, Armseligkeit sollten doch sie in gewisser Weise den Anlaß geben, eine beßere Zeit heraufzuführen, da durch sie der Schwulst der zweiten schlesischen Schule gestürzt wurde, Gottsched sich an sie anschloß, und hieraus erst der, unsere zweite klassische Periode vorbereitende Streit der Schweizer mit Gottsched sich entwickeln konnte.

Der ältere Repräsentant der zweiten schlesischen Schule, Christian Hofmann von Hofmannswaldau[20], war noch in seiner Jugend persönlich mit Opitz bekannt gewesen, und hatte von ihm zwar nicht die erste aber doch immer eine bedeutende Anregung für die Poesie erhalten; mehr wirkten auf ihn, wie der Augenschein in dem ersten besten seiner Gedichte lehrt und er selbst ausdrücklich versichert, die Beispiele des Auslandes, zumal der späteren Italiener, Guarini und Marino; ihre süßliche, schwülstige, unreine Poesie, die oft nur auf den gemeinsten Ohrenkitzel berechnet ist, und die sitten- und zügellose Dichtung der Franzosen in diesem Zeitraume bot den stärkeren Reiz dar, den das entnervte Dichtergeschlecht der damaligen Zeit begehrte und bedurfte. Daher entlehnte denn auch Hofmannswaldau seine „geschärften" Beiwörter, wie er sie selbst nennt, daher seine gehäuften starken Ausdrücke, seine bis zum Ekel süßlichen Bilder, seine forcierten Schilderungen, die aus dem Höchsten in das Niedrigste, aus dem Erhabensten in das Gemeinste sich gewaltsam herabstürzen, daher auch die fast unbegreifliche Schlüpfrigkeit seiner Darstellungen, in denen er jedoch von seinen Nachfolgern, namentlich auch von Lohenstein, noch überboten wurde. Außer seinen einzelnen lyrischen Gedichten sind sein eigentümlichstes Werk die Heldenbriefe, in welchen er eine Reihe geschichtlich berühmter Liebesbegebenheiten (Karls V. und Barbara von Blomberg, Alberts III. von Baiern und Agnes Bernauerin, des Grafen von Gleichen mit seiner Doppelehe, Herzogs Heinrich von Braunschweig und Eva von Trott, Abälards und Heloise) durch poetische Episteln, die er die Liebenden an einander richten läßt, nach Ovids Vorgange, schildert. Einige aus diesem Buche ohne Wahl herausgegriffene Stellen werden von dem ganzen Charakter dieser Schule einen beßern Begriff geben als eine

umständliche Exposition, die sie ohnehin an und für sich nicht verdient. Karl den V. läßt Hofmann an Barbara von Blomberg schreiben:

„Der Spiegel will du sollst dich in dich selbst verlieben,
Und dein Gesichte lehnt den Sternen Kraft und Licht;
Es hat das Jahr vier Zeiten, du nur eine,
Es blüht der Frühling stets um deinen frischen Mund;
Kein Winter ist bei dir, für deiner Augen Scheine
Ist fast der Sonne selbst zu scheinen nicht vergunt.
Die Tugend trägest du in purpurreichen Schalen,
Gezieret wie es scheint, durch weißes Helfenbein;
Dein Mündlein ist ein Ort von tausend Nachtigallen,
Wo Engelszungen selbst Gehülfen wollen sein“.

In einer andern dieser Heroiden kommt folgende die Hoffnung schildernde Stelle vor:

„Ach König willt du dich mit Hoffnungsspeisen nähren?
Sie blähen trefflich auf und geben keine Kraft;
Wer ohne rechten Grund will allzuviel begehren,
Dem wird auch was er hat noch endlich hingerafft.
Kein Spiegel treuget mehr, als den der Wahn uns zeiget,
Gefahr muß hier ein Zwerg, Gelück ein Riese sein;
Man schaut wie unsre Lust aus Zucken-Rosen*) steiget,
Man spüret keine Nacht, nur lauter Sonnenschein.
Es zeiget sich allhier ein Jarmarkt voller Kronen,
Die Scepter scheinen uns wie ein gemeiner Stab,
Die Lorbeerkränze sind gemeiner als die Bohnen,
Hier ist kein Heldenfall und auch kein Todtengrab.
Doch endlich will uns nur dies Lustschloß ganz verschwinden,
Der Fürhang fällt herab, das Spiel ist ausgemacht,
Die Lampen leschen aus, es ist nichts mehr dahinten,
Man merket nichts als Rauch und spüret nichts als Nacht.
Dann steht man ganz betrübt mit wunderschlaffen Händen
Und schaut was man gethan, mit neuen Augen an;

*) Eine sehr beliebte Hofmannswaldauische Phrase: Zuckermündlein, Zuckerworte, Zuckersilben u. s. w.

Wohl diesem, der sich nicht die Hoffnung läßt verblenden
Und seinen Irthum noch vernünftig ändern kann".

In der Epistel des Grafen von Gleichen an seine Gemahlin heißt es von der Türkin:

„Ein fremdes Weib, so dich und mich nicht weiß zu nennen,
Verläßt des Vaters Burg und ihrer Mutter Schoß;
Und macht, was selten ist, du wirst es ja erkennen,
Nach langer Dienstbarkeit mich meiner Bande los.
Die Rauhigkeit der Luft, Stein, Waßer, Berg und Hecken,
Wild, Regen, Nebel, Schnee, Wind, Hagel, Eis und Frost,
Durst, Hunger, Finsternis, Sand, Wüste, Furcht und Schrecken
Trieb ihren Fürsatz nicht aus der getreuen Brust".

Und Eva von Trott muß hier an Herzog Heinrich von Braunschweig schreiben:

„Könnt ich in Honigseim mir meinen Mund verkehren,
Könnt ich in Schwanen doch verkleiden meine Brust,
Könnt ich mit linder Hand dir eine Lust gewähren,
Die auch die Lieblichkeit zuvor nicht hat gekost,
Könnt ich als Balsam doch auf deinem Schoß zerfließen,
So meint ich, daß das Weib, durch die die Sonne muß (das
Sternbild der Jungfrau)
Mir an der Würdigkeit wol würde weichen müßen,
Denn ich bin mehr als sie, sie krieget keinen Kuss".

Doch Hofmannswaldau wurde noch bei weitem überboten durch Lohenstein[21], einen jüngeren und phantasievolleren Zeitgenoßen, der in seinen Poesieen das Exclamieren, das bis zum Unsinn ausschweifende Häufen von Bezeichnungen, das bis zu förmlicher Weißbinderei gebrachte Buntmalen durch grelle Epitheta — der auch die Unsauberkeit und Schlüpfrigkeit bis zu einem Grade getrieben hat, der uns jetzt Gottlob völlig unbegreiflich, ja unmöglich dünkt. Heut zu Tage müßen sich doch solche Auswürfe der Literatur, wenigstens in Deutschland, in die finstersten Winkel nichtswürdiger Leihbibliotheken verkriechen; damals wurde alles, was man in Frankreich freilich am hellen Tage that, hier am hellen Tage geschrieben, verkauft, gelesen, und als der Gipfel der Poesie, als

sogenannte galante Poesie über alles Maß gepriesen. Dabei ist es merkwürdig, daß Hofmannswaldau sowol als Lohenstein im wirklichen Leben äußerst ehrbare, ernste Männer waren, die von den Abscheulichkeiten ihrer Poesieen sich völlig unberührt zeigten; übrigens ergriff dieses Gift damals bloß die höheren Stände, nicht das Volk, welches gerade nach dem dreißigjährigen Kriege bis zur französischen Revolution vielleicht die beste, ehrbarste, frommste Zeit seines ganzen bisherigen Dasein erlebt hat. — Auch hinsichtlich Lohensteins, der in mehreren, damals hoch bewunderten Dramen seine Kunst versuchte, eine große Anzal von beschreibenden und lyrischen Gedichten (eins der bewundertsten der ersteren ist Venus), und einen berühmten, nachher noch besonders zu erwähnenden Roman schrieb, wird es genügen, statt alles Raisonnements einige Stellen anzuführen; welche von dem lange Zeit sprichwörtlich gebliebenen Lohensteinischen Schwulst eine ziemlich ausreichende Probe geben werden. In der Tragödie Agrippina wird die Ehrsucht folgendermaßen geschildert:

„Die Flamme frißt kein Herz, das scharfes Gift befleckt;
Die Gunstglut der Natur ist, wo die Ader steckt
Des Ehrsuchts-Gifts, eiskalt. Man drückt auf todten Knochen
Der Eltern, die die Faust der Kinder hat erstochen,
Den Irrweg auf den Thron; der eignen Kinder Blut,
Wenn man auf Scepter zielt, schätzt man für Ebb und Flut.
Zwar man enthärtet Stahl, man kann die Tieger zähmen,
Auf wilde Stämme Frucht, auf Klippen Weizen sämen,
Die Gift in Arznei kehrn, das aber geht nicht an,
Daß man der Ehrsucht Gift vom Herzen sondern kann,
Wo sie gewurzelt ist“.

Und in demselben Trauerspiel laßen sich die Furien also hören:

„Megära. Erz-Mörder! Wie die blutge Striemen
Die meine Schlangenruthe schlägt,
Orestens schwarzen Nacken blümen,
Weil er die Mutter hat erlegt,
So soll auch dich (Nero) mit zehnmal ärgern Schmerzen
Die Peitsche röthen, Glut und Schwefel schwärzen.

Tisiphone. Kommt Schwestern helft mir Ruten binden,
Komm leiht mir euer nattricht Haar,
Helft Harz vom Phlegeton anzünden,
Reicht Schwefel, Pech und Zunder dar.
Entblößet ihn, braucht Fackel, Flamm und Rute,
Bis sich der Brand lösch in des Mörders Blute".

Der Anfang des ältesten von Lohenstein verfaßten und vielleicht verhältnismäßig seines besten Dramas, Ibrahim Bassa betitelt, lautet in einem Monolog der Asia also:

„Weh! weh! mir Asien! ach! weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,
Wo ich bei dieser Schwermutssee
Bei so viel Ach selbst mein bethränt Gesicht verspeien,
Wo ich mich selbst mit Heuln und Zeter-Rufen
Durch strengen Urteilsspruch verdammen kann!
So nimm dies lechzend Ach, bestürzter Abgrund an!
Bestürzter Abgrund! O die Glieder triefen
Voll Angstschweiß! Ach des Achs! der laue Brunn
Der dürren Adern schwellt den Jäscht der Purpur-Flut!
Mein Blutschaum schreibt mein Elend in den Sand!"

Und in lieblichen Schilderungen läßt Lohenstein sich also vernehmen (das folgende Stück ist aus seiner Venus):

„Ja selbst die Zeit wird Braut, die Blumengöttin schmücket
Ihr selbst das Brautgewand, und ihre Kunsthand sticket
Der Tellus grünen Rock mit frischem Rosenschnee
Und weißen Lilien aus. Hier wächset fetter Klee
Auf Hyblens Marmelbrust, dort bücken die Narcissen
Sich zu den Tulpen hin, einander recht zu küssen.
Hier schmilzt das Thränensalz vom rauchen Hyacinth,
Wo die Kristallenbach aus hellen Klippen rinnt,
Voll Lust sein herbes Leid darinnen zu bespiegeln.
Indessen feuchtet dort mit den bethauten Flügeln
Der zuckersüße West die Wiese, die fast lechst,
Das weißbeperlte Gras, das in den Thälern wächst,
Bekränzt der Sternen-Thau. Die Wälder werden düstern,

Nun sich der Wurzeln Saft den Aesten will verschwistern;
Das laute Flügelvolk, das stumme Waßerheer,
Ja selbst der kluge Mensch, und was Luft, Erd und Meer
Beseeltes in sich hat, wird gleichsam jung und rege".

Wenn ich endlich noch eine lyrische Strophe eines Schülers dieser Bombastschule anführe, die ziemlich den Gipfel aller Lächerlichkeit erreicht:

„Nectar und Zucker und saftiger Zimmet,
Perlenthau, Honig und Jupiters Saft,
Balsam der über der Kohlenglut glimmet,
Aller Gewächse versammelte Kraft,
Schmecket, zu rechnen, mehr bitter als süße
Gegen den Nectar der zuckernen Küsse" —

so glaube ich zur Schilderung dieser zweiten schlesischen Schule, ihres Verhältnisses zur ersten, und auch des zwischen Hofmannswaldau und Lohenstein bemerkbaren Fortschrittes in den Unsinn hinein, der keine weitere Steigerung zuließ, genug gethan zu haben. Nur das darf nicht unerwähnt bleiben, einmal, daß von dem Geiste oder Ungeiste dieser Hofmannswaldau-Lohensteinischen Dichtung eine nicht geringe Anzal geistlicher Lieder der hallischen Schule angesteckt sind, und daß die frühere Zinzendorfische geistliche Poesie in vielen Punkten eben nichts anders ist, als ein Lohenstein, der zum Herrenhuter geworden; sodann, daß wir dieser Schule das Monstrum „poetische Prosa" verdanken, welches selbst durch unsere klassische Periode in gewissen Kreißen und Schichten der Gesellschaft nicht völlig ausgerottet wurde, und zu dessen Producierung manche meiner Leser, gleich mir selbst, in ihrer Jugend in den Schulen sind angehalten worden.

Die Schule der Waßerpoeten, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, der nüchternen, kalten, handwerksmäßigen Reimer, als deren Führer ich vorher Christian Weise bezeichnete, bedarf nicht einmal der kurzen Schilderung, welche die eine Hälfte der Epigonen Opitzens, die eigens so genannte zweite schlesische Schule doch erforderte; es genügt, anzuführen, daß Weise in seinen „notwendigen Gedanken der grünenden Jugend" ausdrücklich sagt:

„Allein dieses sind meine Gedanken: so fern ein junger Mensch zu etwas Rechtschaffenes will angewiesen werden, daß er hernach mit Ehren sich in der Welt kann sehen laßen, der muß etliche Nebenstunden mit Versschreiben zubringen“, und daß hier Stückchen für Poesie verkauft werden, wie folgende an einen gewissen Schönfeld gerichtete Gratulation Weises zur erlangten Magisterwürde: „Wohl dem, der langsam kömmt, kömmt er nur auch so gut, Herr Schönfeld, werther Freund, wie er anjetzo thut, es dient zu größern Ehren, ein andrer mag das Ziel im Lesen und im Hören beschließen, wie er will; es geht fürwahr nicht an, daß man die Wißenschaft als wie ein blöder Hund den Nilus, in sich rafft, die großen Bäume liegen ja nicht auf einen Schlag und die Soldaten siegen nicht bald den ersten Tag: die Zeit verdient den Ruhm, was bringt das Eilen ein?“ [22]. — Weises ganz ernstlich gemeintes, aus der eben angeführten Aeußerung ersichtliches Streben war es, die deutsche Poesie als einen Lehrgegenstand in die Gymnasien einzuführen — und warum hätte man nicht deutsche Phrasen zu sogenannten Versen in den Schulen sollen verarbeiten laßen, da längst lateinische Phrasenversmacherei ein Hauptobjekt des Unterrichts war? Wirklich verschaffte er durch seine neue Lehrart in Beredsamkeit und Poesie diesem Lehrgegenstande überall Eingang; es geschah, was er gewünscht hatte, er erzog ein Heer von Poeten, aber freilich, was für Poeten! In jenem armseligen Stile dichtete eine lange Reihe von Dichterlingen: Hunold, der sich Menantes nannte, übrigens aber später einen Inhalt für seine Poesieen zu gewinnen suchte, und der Lohensteinischen Ueppigkeit, in Verbindung mit der Frankischen Schule zu Halle, der sogenannten Pietisten-Schule, mit Erfolg entgegenarbeitete [23], Postel, Henrici (Picander), Corvinus (pseudonym Amaranthes), Hanke, Barthold Feind, die kurfürstlich sächsischen Pritschmeister von Besser und J. Ulrich König, dessen Gedichte wegen ihrer reinen Form die alles Inhalts entbehrte, Gottsched hoch pries und herausgab [24], Daniel Wilhelm Triller, der Herausgeber der von ihm verfälschten Opitzischen Werke, welcher noch 1739 den nachher zu erwähnenden Dichter Brockes also anfang [25]:

„Wo will es großer Brocks, mit dir noch endlich hin?
Wie weit wird sich dein Ruhm noch als ein Adler schwingen?
Denn deine Poesie, der Seelen Zauberinn,
kann durch ihr kräftigs Wort auch todte Herzen zwingen,
Vornehmlich da die Welt nunmehr zum andern Mal
dein gräßlich schönes Werk, den Kindermord, empfängt,
wie er verbessert ist, und wie in größrer Zahl
Gedichte von dir selbst demselben angehängt.
O unvergleichlich Werk!“ u. s. w. —

und noch viele Andere, die am besten völlig vergessen bleiben. Die Hauptsitze dieser Reimer waren Hamburg und Obersachsen, besonders Leipzig, und auf dieses saubere Dichtergeschlecht gründete sich zuerst der Ruhm Obersachsens, Meissens, als des Vaterlandes deutscher Poesie, deutscher Cultur; der Ruhm, welchen Gottsched mit seinen breiten Backen in die Welt hineinposaunte, so daß er von den übrigen Gegenden Deutschlands höchst verachtend als von „den Provinzen“ sprach; auf dieses Poetenvolk gründete sich der Ruhm, von dessen Unerschütterlichkeit noch Adelung so fest überzeugt war, daß er in der Zeit — nicht allein der Klopstock und Lessing, sondern der Goethe und Schiller sich nicht scheuete auszusprechen[26]: „entweder hat Obersachsen den guten Geschmack von 1740—1760 gänzlich verfehlet, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen (d. h. durch Goethe, den Frankfurter, Schiller, den Württemberger) gefolget ist, sind Abwege und Verirrungen“, und noch immer ist eine dunkle Reminiscenz an diese Meisterschaft Meissens vorhanden, wiewol ihr bereits Adelung das von ihm selbst nicht begriffene Todesurteil gesprochen hat.

Zwischen der zweiten schlesischen Schule und diesen Reimern liegen nun mehrere Dichter in der Mitte, welche sowol den Schwulst der Einen, als die Dürftigkeit und Wäßrigkeit der Andern theilen, doch aber den Bombast nur mäßig verwenden und der faden Reimerei sich nicht ganz und gar hingeben — das Eine hält bei ihnen dem Andern die Wage und setzt ihm Schranken. Auch finden sich Mehrere, in deren Dichtungen sich noch die einfachere Darstellung der ersten schlesischen Schule, wenn auch nur zum Theile,

wiederspiegelt. Weise selbst hat noch eine beßere, wenn gleich mehr nur in der Prosa hervortretende Seite, als die vorher geschilderte: seine überflüßigen Gedanken der grünenden Jugend enthalten Lustspiele, welche weit beßer sind, als die Gedichte in seinen notwendigen Gedanken der grünenden Jugend, und sein satirischer Roman, den er unter dem Namen Catharinus Civilis schrieb: „die drei Erznarren" gehört keineswegs unter die schlechtesten Producte der Zeit. Sonst aber sind in die angegebene Mittelklasse von Dichtern zu rechnen Johann von Assig und Hans Asmann von Abschatz, zwei Schlesier, von denen der letztere in der Wahl des Stoffes stark mit Hofmannswaldau übereinstimmt, sodann Benjamin Neukirch, gleichfalls ein Schlesier, aber in Ansbach wohnhaft, welcher unter diejenigen gehört, die der Lohensteinischen Geschmacklosigkeit überdrüßig wurden, und sich zu einer gemeßenern, würdigern Haltung bekehrten; freilich fehlte nun aller und jeder Inhalt der Poesie, da man mit dem Schwulste auch den Quellen desselben, den Italienern, entsagte, und die beßeren Muster nicht etwa der Griechen und Römer, sondern sogar der neueren Franzosen ein verschloßener Schatz, gleichsam ein zwar bekanntes aber in einer fremden unverständlichen Sprache geschriebenes Buch waren; deshalb wurden nun die Gedichte solcher Bekehrten, wie eben Neukirchs, desto trockener und leerer, je hochfahrender und bombastischer sie früher gewesen waren. Wie sehr alles gesunde Urteil abhanden gekommen war, kann man recht augenscheinlich an Neukirchs Beispiele sehen, der Fenelons Telemach alles Ernstes für ein Epos, wenigstens für einen epischen Stoff hielt, und denselben in deutsche Alexandriner umreimte. Eben dahin gehört auch der jüngere Gryphius, Christian, Gymnasialrector zu Breslau, des Andreas Gryphius Sohn; dieser verehrt zwar auch Hofmannswaldau und hält ihn für weit vorzüglicher, als Opitz, aber der Ton seiner Gedichte ist doch mehr der Ton der älteren schlesischen Schule, und in der Schilderung trüber Ereignisse und trauriger Stimmungen ist er seinem Vater nahe verwandt, wie namentlich in den Gedichten auf den Tod seiner beiden Kinder und auf das jammervolle, schon von seinem Vater besungene, Leiden seiner Schwester, ein Ton

wahrer Empfindung durchschlägt, den man in dem letzten Drittheil des 17. und in dem ersten des 18. Jarhunderts weit und breit umsonst sucht. Am wahrsten ist, troz aller hofmannswaldauischen Redensarten und aller flachen Gelegenheitsreimerei der gleichfalls hierher zu rechnende Christian Günther aus Striegau in Schlesien, dessen Gedichte sich noch bis tief in Gellerts, Klopstocks und Lessings Zeit hinein großen Beifalls zu erfreuen hatten. Ein lüderliches Genie mit gutem Herzen, wurde er von seinem Vater verstoßen, und dieses unglückliche Verhältnis zu dem Vaterhause, welches durch alles Flehen des Sohnes nicht abgeändert werden konnte, gibt seinen darauf bezüglichen Gedichten eine Wärme und Lebendigkeit, die ganz außerhalb der damaligen Poetensitte lag; aber auch seine Liebeslieder und sogar manche Gelegenheitsgedichte sind weit frischer und wahrer, als die Unzal der gleichzeitigen Reimereien gleiches Inhalts. Ist, wie warscheinlich, das Gedicht, welches eine Erinnerung an seine Jugendzeit enthält, echt, so gehört dieß zu seinen Ehrendenkmalen, jedenfalls aber zu den besten Producten der ganzen Zeit von der wir reden. Günther, der die Krankheit hatte, niemals nüchtern sein zu können, unterlag dem Trunk und dem Elend schon im Jahre 1723.

Der bejammernswerthe Zustand unserer Poesie am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jarhunderts rief endlich eine Reaction hervor, und es entspann sich in den ersten Jahren des vorigen Jarhunderts der erste literarische Kampf, von dem unsere Literaturgeschichte zu berichten hat. Christian Wernicke, zulezt dänischer Staatsrath, trat in einer Sammlung von Epigrammen (Poetische Versuche in Ueberschriften 1697) gegen die Hofmannswaldau-Lohensteiner, so wie gegen die Weiseschen Reimereien auf. Seine Epigramme, nebst oder nächst denen Friedrichs von Logau die besten dieser Zeit, und für alle Zeiten beachtenswert, trafen den Schaden in seiner Quelle, berührten die wunde Stelle mit schonungsloser aber heilender Hand schmerzlich, und eben darum wohltätig. Als bezeichnend für die literarische Richtung derselben mögen nur folgende zwei hervorgehoben werden, welche beide in gleicher Weise, die Lohensteiner wie die Handwerks- und Schulpoeten treffen:

„Ueber gewisse Gedichte.
Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wol. Der Reim? geschickt.
Die Wort? in Ordnung. Nichts, als der Verstand verrückt".
„Auf ein gewisses Sonnet.
Es schreibt Perikles ein Sonnet,
In welchem der Verstand in steter Irre geht;
In welchem nach der letzten Zeilen
Die dreizehn erstere wie in ihr Wirtshaus eilen.
Denn ist gleich weder falsch, was vorher geht, noch wahr,
So ist der Endspruch dennoch klar:
„Er schließt durch ein grob Wort sein dunkeles Gedichte,
Und spritzt die Feder aus, dem Leser ins Gesichte".

Ueber diese Epigramme waren natürlich die zunächst getroffenen Hamburger, Postel, Hunold u. a. ungemeint erbittert; Postel antwortete auf Wernickes Angriffe durch ein Sonett, worin er Wernicke mit einem Hasen verglich, der auf dem todten Löwen (Hofmannswaldau) herumspringt, und Wernicke schrieb hierauf ein komisches Heldengedicht, Hans Sachs, worin er diesen wackern alten Dichter, den freilich jetzt niemand mehr kannte, als den König aller schlechten Poeten und seichten Reimer aufstellt, und ihn zu seinem Nachfolger in dem Regiment der armseligen Poeten den Stelpo (Postel) krönen läßt. Darauf trat Hunold in die Schranken mit einem hitzigen, aber als Poesie betrachtet, wertlosen Producte: Der Poesie rechtmäßige Klage gegen die gekrönten und andere närrische Poeten, und als hiergegen Wernicke eine wenig geziemende politische Rache an Hunold zu nehmen suchte, griff ihn Hunold abermals an in einem „Schreiben an einen gelehrten Freund von einigen schlimmen Poeten und andern unzeitigen Scribenten"; Wernicke antwortete in einer neuen Ausgabe seiner Epigramme durch starke Ausfälle auf Hunold. Darauf nun schrieb Hunold die oft angeführte derbe, aber ungeschickte und ohnmächtige Schmähschrift: „Der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poet, in einer lustigen Komödie über eines Anonymi Ueberschriften, Schäfergedichte und unverschämte Durchhechlung der Hofmannswaldauischen Schriften". Dieser Streit weckte zuerst das schlummernde poetische Bewußtsein, und erschütterte

in allen Beßern den bisher für unantastbar gehaltenen Glauben an die unvergleichliche Vortrefflichkeit der Hofmannswaldau-Lohensteinischen Poesie. Von jetzt an mehrte sich der Abfall von Jahr zu Jahr, und die trockenen Reimer begannen die Oberhand zu gewinnen; auch wirkte, wie ich schon früher bemerkte, der später vom Lohensteinischen Geschmacke selbst bekehrte Hunold nachdrücklich gegen die Unsauberkeiten dieser Schule, die auch in der That, zum Theil, unter dem Einfluße der religiösen Schule Frankes, in den zwanziger Jahren des vorigen Jarhunderts aus der Poesie verschwanden.

Doch mit dieser Negation, mit der Verbannung des nachgerade unerträglich gewordenen Bombastes wäre nicht viel gewonnen gewesen, wenn nicht zugleich ein neuer Inhalt für die Poesie gefunden wurde; sie mußte, wie bereits berührt worden, in dieser negativen Haltung lediglich auf leere Regelmäßigkeit und Nüchternheit der Darstellung beschränkt werden, wie eben in den Gedichten Benjamin Neukirchs zu sehen ist, woher es denn auch kam, daß so ganz leere Poesieen, wie die des vorher genannten Ceremonienmeisters von Besser eine Zeit lang als empfehlenswertes Muster einer verständigen, formgerechten Dichtung gelten, und sogar weit bedeutendere poetische Talente, als von Besser war, zur Nachahmung reizen konnten. Gewonnen war aber allerdings etwas: diejenigen, welche bis dahin an Lohenstein gehangen und nunmehr sich von ihm befreit hatten, gleichwol aber zu viel Talent besaßen, um sich dem Reimerhandwerk eines Henrici, Corvinus und dergleichen Gesellen anzuschließen, suchten doch nun wenigstens nach neuen Stoffen, suchten nach einer neuen, selbständigen und edlen Gestaltung der deutschen Poesie; und dieß Suchen ist wirklich der erste Schimmer der Morgenröte, die nach langer trüber Nacht den hereinbrechenden zweiten Sonnen- und Sommertag unserer Poesie verkündigt.

Zu diesen Suchenden und Tagverkündenden wird vor allen gerechnet Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz, ja er ist höher zu stellen: als neben Wernicke der einzige seiner Zeit (er war geboren 1654 und starb bereits 1699), der von dem Strome seiner verderbten Zeit sich nicht hat mit fortreißen laßen,

und das erste Muster beßerer Poesie gab, wenn er gleich bei seinen Lebzeiten auf seine Zeitgenoßen nicht in gleichem Grade wirkte, wie Wernicke, da er seine poetischen Grundsätze und Gedichte nur im Freundeskreiße verbreitete und die letztern erst nach seinem Tode, 1700, durch den bekannten Hallischen Theologen, Joachim Lange, herausgegeben wurden. In seinen didaktischen Gedichten spricht er sich mit dem treffendsten Nachdrucke sowohl gegen die Zibeth- und Ambrapoesie der Lohensteiner, als gegen die bettelhafte Schul- und Gelegenheitpoesie der Weisianer aus, und wenn er auch selbst noch zu keinen bedeutenden Stoffen gelangt, so ist die Haltung, in welcher er das Leben und die Welt schildert, eine so ernste und würdige, wie sie in den Gedichten seiner Zeit nicht weiter, kaum bei Wernicke, vorkommt, und seine Sprache eine so gemeßene, edle und zugleich reine und fließende, daß er hierin ohne Weiteres vor Wernicke den Vorzug verdient. Von den alsbald zu nennenden Dichtern wurde Canitz als Vorbild gepriesen, und noch lange nachher galt er für eine der besten Autoritäten[27].

Um dieselbe Zeit beginnt auch die erste Regung der Poesie wieder in der kurz darauf zu so großer Bedeutung in der Entwickelung der deutschen Poesie gelangten Schweiz durch einen Pseudonymus, der sich Reinhold von Freienthal nennt; seine Gedichte beweisen wenigstens so viel, daß das Joch der herkömmlichen Poesie nachgerade aller Orten unerträglich gefunden wurde, und ein naturgemäßerer, einfacherer und wahrerer Ton überall sich Luft zu machen suchte.

Der Hamburger Ratsherr Barthold Heinrich Brockes war einer der ersten, welcher auf der von Canitz und Wernicke eröffneten Bahn weiter zu schreiten und einen Stoff für seine Poesieen zu gewinnen suchte. Er fand denselben in einer getreuen, liebevollen, aber freilich in ein ermüdendes Detail und Kleinlichkeiten eingehenden frommen Naturbetrachtung; sein irdisches Vergnügen in Gott, neun Bände, enthält im Einzelnen äußerst gelungene Schilderungen; im Ganzen kann es allerdings nur für abspannend und langweilig erklärt werden: noch war der Wortreichtum, um nicht zu sagen die Geschwätzigkeit, der älteren Zeit nicht überwunden, noch zur Zeit

nicht die Neigung zum Schildern und Ausmalen; — doch ist eine sehr weite Kluft befestigt zwischen der aller Empfindung baaren Leere und der plappernden Eintönigkeit der Handwerksreimer und der treuherzigen Redseligkeit des Hamburger Ratsherrn, eine sehr weite Kluft zwischen der unwahren, überladenen, grellen Schilderung der zweiten schlesischen Schule und der wahren, wenn auch allzu wahren, an jedem Flitter des mikroskopisch betrachteten Schneeflöckchens und jeder Farbenschattierung der Nelken (Gegenstände, die Brockes besang) klebenden, der einfachen und gemäßigten Schilderung dieses Dichters. Selbst in seinen Glückwünschungsgedichten, deren auch Brockes nicht wenige geschrieben hat, sogar in seiner Uebersetzung des bethlehemitischen Kindermords von Marino, dem unglücklichen italienischen Vorbilde der zweiten schlesischen Schule, herscht ein angemeßener, ernster Ton, der schon die neue Zeit der Haller, Hagedorn und Uz verkündigt[28].

Ihm ganz nahe steht der gleichfalls der Stadt Hamburg angehörige Michael Richey, und im Süden von Deutschland, im Badischen, trat Karl Friedrich Drollinger als ein sehr entschiedener Gegner der alten Dichterschulen, ein eifriger Verehrer von Caniz und Brockes, freilich auch von Besser, und als ein wirksamer Vorbereiter der neuen Zeit auf, der namentlich weissagend im Jahre 1724 schon die Bedeutung der Schweiz für die deutsche Poesie vorausverkündigte, die sie in wenigen Jahren durch Bodmer und Breitinger so wie durch Albrecht von Haller erhalten sollte.

Es bleibt mir nur noch übrig, nachdem ich die Literärgeschichte des 17. Jarhunderts bis dahin nach Gruppen und Personen — freilich nicht geschildert, nicht einmal beschrieben, nur in flüchtiger, zum Theil einem Register nicht unähnlicher Skizze entworfen habe, eine Erscheinung desselben im Zusammenhang darzustellen: den Roman, dessen Entstehung in unsern Zeitraum fällt, der aber auch innerhalb desselben schon eine Reihe von Entwickelungen erlebt, welche ihn für die Geschichte der Cultur, wenn auch nicht für die Geschichte der Poesie, höchst interessant und wichtig machen, und deren Betrachtung für das Verständniß der Gestalten, welche diese Gattung unserer Dichtung in der neueren Zeit angenommen hat, unerläßlich ist.

Die ältesten Vorbilder, und, wenn man so will, Vorläufer dessen, was wir heut zu Tage Roman nennen, sind, wie schon früher beiläufig erwähnt wurde, theils die auf fremden Sagenstoffen beruhenden Kunstepopöen, theils die aus dem Zusammenhange der Sage sich ablösenden oder unabhängig von einer umfaßenderen Sagenwelt sich bildenden poetischen Erzälungen, und unter diesen wieder vorzugsweise diejenigen, denen fremdländische, romanische Stoffe zum Grunde liegen. Mit dem Sinken der Kunstpoesie sank im 14. und 15. Jarhundert auch allmälich der Geschmack des hörenden oder lesenden Publicums an der poetischen Form dieser Erzälungen, nicht sofort und zugleich aber auch an dem Stoffe derselben; vielmehr kleidete sich derselbe in die der damaligen Culturstufe zusagende Gestalt der Prosa, und so haben wir denn schon, wie gleichfalls erwähnt, außer einigen wenigen Spuren prosaischer Bearbeitungen fremder Epopöen aus dem 13. Jarhundert, bereits aus dem 15. Jarhundert prosaische Erzälungen von Tristan und Isolt, von Wigalois, von Flos und Blankflos, — sodann von Pontus und Sidonia, Hugschapler, Lother und Maller, Fierabras[29], und viele andere; auch unsere, zum Theil früher erwähnten Volksbücher vom Kaiser Octavian, von der Melusine, von der schönen Magellone und Peter mit dem silbernen Schlüßel, von Herzog Ernst u. s. w. können wenigstens zur einen Hälfte in diese Kategorie gebracht werden. Im 16. Jarhundert mehrte sich in den höheren, nach und nach vom Volksleben sich ablösenden, ja demselben sich entgegensetzenden Ständen der Geschmack an dem Fremdländischen, an den wunderbaren, phantastischen und oft monströsen Schilderungen, welche die französische Literatur schon in ihren älteren Poesieen, und oft noch grotesker in den späteren prosaischen Bearbeitungen derselben darbot; es wurde außer den vorher erwähnten Stücken, Tristan, Flos u. a., welche der Buchhändler Feierabend zu Frankfurt im Jahre 1587 in dem vielgelesenen, auch noch zu unserer Zeit von v. d. Hagen theilweise erneuerten Buch der Liebe sammelte, insbesondere der Amadis aus Frankreich eingeführt[30], und mit ihm die Bezeichnung Roman. Neben dieser Art von Erzälungen, die auf altem epischen Hintergrunde ruhen,

bildete sich aber auch in Italien die aus den Ereignissen der Gegenwart hergenommene prosaische Erzälung, eben darum Novelle genannt, bereits in der Mitte des 14. Jarhunderts hauptsächlich durch Boccaccio aus; und auch diese Novellen wurden, vor der Hand nur in Uebersetzungen, nicht in Nachahmungen, im 15. und 16. Jarhundert in Deutschland verbreitet.

Als mit dem Anfange des 17. Jarhunderts die deutsche Heldensage und das deutsche Heldenlied völlig erlosch, trat diese von unsern westlichen und südlichen Nachbarn erborgte Literatur der Romane ganz und gar an ihre Stelle; die Uebersetzungen und Bearbeitungen mehrten sich, wie z. B. des Franzosen de Rosset „traurige Geschichten" von dem bekannten Polygraphen Martin Zeiller übersetzt und zu einem viel gelesenen Lieblingsbuche der lesenden Welt der höheren Stände erhoben wurden; es begannen aber nunmehr auch selbständige Nachahmungen der modernen französischen Romane, alle in dem gelehrten, verkünstelten oft abgeschmackten Stile der damaligen Zeit, trocken und weitschweifig bis zum Unerträglichen in Gemäßheit der älteren, gespreizt, aufgeblasen, schwülstig nach Anleitung der jüngeren schlesischen Schule.

Einer der ersten und beliebtesten Romanschriftsteller war der früher als Dichter und Stifter der deutschgesinnten Genoßenschaft genannte Philipp von Zesen. Er schrieb im Jahre 1645 den ersten deutschen Roman, dessen Inhalt, ohne in eine sogenannte Schäferei eingekleidet zu sein, eine Liebesgeschichte war, unter dem Titel: die adriatische Rosemund Ritterholds von Blauen (eine Uebersetzung des Namens Philipp Zesen). Dieses kleine, sehr wenig bekannte, freilich wunderliche und sogar größtenteils unglaublich abgeschmackte Büchlein ist immer um seiner Priorität willen bemerkenswert. In der Vorrede äußert Zesen auf die naivste und zugleich lächerlichste Weise seine Freude, daß die Liebesgeschichten nun auch in Deutschland beliebt würden, während bisher nur Spanien, Welschland und Frankreich sie besessen hätten; es sei nun Zeit, auch etwas Deutsches zu schreiben, und zwar etwas, worin auch eine „liebliche Ernsthaftigkeit" gemischet

wäre, da die Bücher solcher Art in fremder Sprache verfaßet weder Kraft noch Saft, sondern nur ein weitschweifiges unabgemeßenes Geplauder enthielten. Dieß Buch soll nun der erste Versuch sein, der Verfaßer selbst aber will auch mit diesem Versuche beschließen und „seinen Pfadtretern diesen hulprich-sanften Lustwandel eröffnet hinterlaßen“.

Den Vorsatz, welchen Zesen hier ausspricht, hat er übrigens nicht gehalten; ja nicht einmal den Rat befolgt, nichts aus den fremden Sprachen zu verdeutschen. Er schrieb noch wenigstens zwei eigene Romane aus biblischen und rabbinischen Stoffen zusammen: Simson, eine Helden- und Liebesgeschichte, und Assenat (es ist dieß der traditionelle Name der Gemalin des Patriarchen Joseph); besonders der letztere wurde lange sehr gern gelesen, und der Stoff noch weit später (von Jung-Stilling u. a.) aufs neue bearbeitet. Zwei andere Romane aber übersetzte er, doch zugleich auch mit eigener Bearbeitung verbunden, aus dem Französischen: Ibrahims und Isabellas Wundergeschichte und die afrikanische Sophonisbe; und eben diese Uebersetzungen folgten der adriatischen Rosemund auf dem Fuße. Zesens Stil zeichnet sich durch mancherlei, freilich oft sehr krause und wunderliche .Eigentümlichkeiten aus; namentlich ist in seinen späteren Werken (in der Rosemunde am wenigsten) die Neigung zu den hüpfenden kurzen Versen zu einer Neigung zu kurzen, abgebrochenen Sätzen geworden, und es ist dieß in so fern merkwürdig, als er sich auf diese Weise von dem breiten, pathetischen, schleppenden Stil seiner Kunstbrüder, der übrigen späteren Romanschreiber, entfernt hielt; freilich aber wird dadurch sein Stil kindisch und lächerlich, und nimmt man dazu seine abenteuerliche Ortographie und seine noch abenteuerlichere Verdeutschung der Fremdwörter, so muß man seine Werke zu dem Wunderlichsten und Verkehrtesten rechnen was man lesen kann; — nicht darum gerade zu dem Langweiligsten: Zesens Nachfolger auf dem Gebiet der eigentlichen Liebesgeschichte, z. B. Grimmelshausen in seinem Proximus und Lympida, übertreffen ihn in dieser Eigenschaft bei weitem. Handlung haben diese Romane wenig oder gar nicht: schon in der

Rosemunde geht ein nicht kleiner Theil des Raumes mit der Erzälung hin, wie Helden und Heldinnen sich anschicken Liebesbriefe zu schreiben — Federn zerbeißen und Papier zerreißen — und wenn endlich der Brief, für den manche heutige Brieftasche zu klein sein würde, glücklich zu Stande gebracht ist, so wird er in seinem vollen Umfange mitgetheilt.

Schon die so eben erwähnten Romane Zesens, Simson und Assenat, schildern nicht bloß eine Liebesgeschichte; Assenat führt auch den Titel: Staats= (und Liebes=)geschichte, und es ist mit diesem Roman in der That auch auf die Schilderung des ägyptischen Staatsregimentes und Hofprunkes ganz besonders abgesehen. Die alte Heldengeschichte, die Erzälung von großen Thaten, von Weltereignissen — deren Notwendigkeit man auch für die Existenz eines Romanes noch dunkel fühlte — verkleidete sich in die Beschreibung von Hof= und Staatsactionen, in die Schilderung von dem Prunk und Ceremoniel, von den feierlichen Audienzen, Aufzügen und Festen, durch welche das Zeitalter Ludwigs XIV. sich auszeichnete, und die in beklagenswerter Nachahmung damals auch in Deutschland die Herschaft zu gewinnen anfiengen, um die alte Mannentreue und die alte Königstreue, die altväterliche königliche Milde und die ihr entsprechende Dankbarkeit des Gefolgadels fast bis auf die letzte Erinnerung zu verwischen. So sind denn die langen Reihen von Helden= und Staatsromanen, welche nun folgten, und vorzugsweise die Gunst der Lesewelt an sich zogen, ein treues Abbild ihrer Zeit; — ja es sind seitdem, von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 19. Jarhunderts, bis heute, die Romane ein vorzugsweise treuer Spiegel der Zeitideen und der Zeitcultur, wenn nicht für alle, doch für gewisse Schichten der Gesellschaft, und gewis für die große Masse oder das sogenannte Publicum, geblieben.

Die nächsten Romane nehmen noch einen heldenmäßigen Anlauf und suchen sich noch einen großartigen Anstrich durch gewaltige Thaten zu geben, die sie ihre Helden verrichten laßen; hinter den Hof= und Staatsactionen steht noch ein bedeutender, oder als bedeutend herausgeputzter Hintergrund. So in den beiden Romanen des braunschweigischen Hofpredigers nnd Superintendenten Andreas

Heinrich Buchholz: des christlich deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte — und Herkules und Herkuladisla, in welchen, zumal in dem ersten (Herkules und Valisca), dem französischen Geschmack an Amadis und dergleichen Büchern (den s. g. Amadisschützen) entgegen gearbeitet und eine „Gemütserfrischung“ geliefert werden sollte: der Verfaßer steckte sich das Ziel, durch die in diesem Roman geschilderte Bekehrung zum Christentum auch Erbauung zu befördern, weshalb die ganze weitschichtige Erzälung nicht allein voll geistlicher Lieder, sondern auch voll Gebete ist. Schon zu der Zeit als dieser Roman erschien (1659), urteilte man über diese seltame Verbindung weltlicher und geistlicher Zwecke ungünstig, troß dem aber und troß der sinnlosen Abenteuer und des oft noch sinnloseren Geschwätzes das er enthält, erhielt er sich volle hundert Jahre, wenn auch seit 1744 verkürzt (mit Weglaßung der Lieder und Gebete) in der Gunst des lesenden Publikums fast aller Stände — er war ungefähr das, was man heute einen „christlichen Roman“ nennt — ja noch im Jahre 1781 wurde eine Umarbeitung deßelben verfertigt. Bald folgte der, auch durch seine geistlichen Lieder noch heute bekannte, und durch seinen im höchsten Alter erfolgten Uebertritt zur katholischen Kirche merkwürdige Herzog Anton Ulrich von Braunschweig mit dem Roman „der durchlauchtigen Syrerin Aramena Liebesgeschichte“, welcher auch noch im Jahre 1782 umgearbeitet wurde, und mit dem ungemein berühmt gewordenen Buche „Octavia, römische Geschichte“. In diesem letztern Werke erzählt der Verfaßer die Geschichte der römischen Kaiser von Claudius bis auf Vespasian; doch war es nicht der eigentliche Hauptinhalt und der Erzälungsfaden, welcher dem Buche ein so ungemeines Interesse verlieh und zum Theil noch heute verleiht: in die Geschichte sind in der ersten Ausgabe vier und dreißig, in der zweiten acht und vierzig Episoden eingewebt, oder vielmehr nur eingeschoben, in welchen der fürstliche Verfaßer Anekdoten und Begebenheiten von den großen und kleinen Höfen seiner Zeit unter versteckten Namen erzält. Zu den meisten fehlt uns der Schlüßel; jedenfalls aber sind sie als Beiträge zur Sittengeschichte, zum Theil auch der politischen Geschichte ihrer

Zeit nicht ganz unwichtig. In weit höheres Ansehen aber kam ein anderer, der Octavia gleichzeitiger Roman, der länger als funfzig Jahre der Liebling, ja das Entzücken der Lesewelt war, und volle hundert Jahre sich im Gange erhalten hat: es ist des frühverstorbenen Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen „asiatische Banise, oder blutiges, jedoch mutiges Pegu", ein im vollesten Glanze der Prosa der zweiten schlesischen Schule geschriebener Roman, dessen Anfang schon hinreichte, alle Herzen zu bezaubern: „Bliz, Donner und Hagel als die rächenden Werkzeuge des Himmels, zerschmettere den Pracht deiner goldbedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu donnerschwangern Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluten werden; ich wollte mit tausend Keulen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zorns nach dem Herzen des vermaledeieten Bluthunds zu werfen, und dessen gewis nicht verfehlen!" Und welche Seele wäre stark genug gewesen, dem unnachahmlichen Zauber solcher Apostrophen zu widerstehen, wie die, mit der eine liebende Prinzessin den sie verschmähenden königlichen Liebhaber, den Dolch in der Hand, anredet: „So schaue demnach, unbarmherziger Tyranne, wie dieses verspritzte Blut auf ewig um Rache wider dich schreien, und dein unempfindliches Herze Tag und Nacht vor den Göttern verklagen soll. Rühme dich nicht, diamantne Seele, daß dich deine Prinzessin bis in den Tod geliebet, und um dieser Liebe willen ihre Brust durchbohret habe, denn dieser Stich wird mir durchs Herze, dir aber durch die Seele dringen, mir kurze Schmerzen, und dir ewige Qual verschaffen: weil dich mein blutiger Geist auch bis ans Ende der Welt verfolgen, stündlich vor deinen Augen schweben und dir deine Grausamkeit vorrücken soll. Worauf sie den Stoß vollziehen wollte, welches aber die Hand eines redlichen Soldatens verhinderte". — Mit welcher Befriedigung endlich lasen die theilnehmenden Seelen das endliche Glück des Kaisers Balacin und seiner Prinzessin Banise, die nebst drei andern Königspaaren nach endlich erlangtem Sieg über die Feinde noch im Lager ihre Hochzeit feierten! wie anmutig

und zierlich war die Schilderung: „indessen waren die muntern Generalspersonen Paducke, Mangostan, Martong, Ragoa und andere bemüht, wie sie diese bemühete Helden durch eine anmutige Schuldigkeit beehren möchten, welches sie denn gar artig durch eine wolgesetzte Nachtmusik bewerkstelligten, indem sie durch solche einen Streit zwischen der Venus und dem Kriegsgotte vorstellig machten, und dahero die musikalische Ordnung dermaßen eintheilten, daß jene, auf Seiten der Liebesgöttin, in Lauten, Harfen und andern anmutigen Saitenspielen, nebst einer lieblichen Stimme von zwölf portugiesischen Knaben, diese aber auf Seiten des Kriegsgottes, in Trompeten, Pauken und andern Feldspielen, nebst einer rauhen doch angenehmen Stimme von zwölf erwachsenen Portugiesen bestunde". — Den Gipfel aller Romane sollte indes ein Werk von Lohenstein selbst darstellen; nach seinem frühen Tode wurde es auch wirklich von dessen Bruder herausgegeben, und mit den schmetterndsten Posaunentönen von allen Seiten begrüßt: es ist der berühmte Roman Arminius und Thusnelda*), welcher 1689 erschien; doch selbst die damalige Zeit hat ohne Zweifel dieses Buch mehr gepriesen als gelesen, und es für eine allzu große Aufgabe gehalten, sich durch vier ansehnliche Quartbände hindurchzuarbeiten — eine Aufgabe, welche gewis auch des romanlustigen Lesers Romanlust und des geduldigsten und gedankenlosesten Blattumschlagers Geduld und Gedankenlosigkeit übersteigt. Es erschien nur noch eine Ausgabe, etwas über vierzig Jahre später. Uebrigens ist das Werk gewis das bei weitem beste, was Lohenstein geschrieben hat, und troz der ungeheuern Ausdehnung ist es namentlich im Stil den bisher genannten Romanen unbedingt vorzuziehen.

*) Oder, wie der Titel eigentlich lautet: D. C's von Lohenstein großmütiger Feldherr Arminius oder Hermann, als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit, nebst seiner durchlauchtigen Thusnelda, in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte, dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlicher Nachfolge, in zwei Theilen vorgestellet und mit annehmlichen Kupfern gezieret.

Aus diesen Staats-, Liebes- und Heldengeschichten, deren bis in die dreißiger Jahre des 18. Jarhunderts eine große Anzal geschrieben wurden (der flinkste Verfertiger derselben hieß August Bohse, und nannte sich Talander) entwickelten sich schon in den siebziger Jahren des 17. Jarhunderts mit der emporkommenden hohen Politik, geheimen Staatskunst und Diplomatie (deren Ursprung das Cabinet Ludwigs XIV., der permanente Reichstag, das System des sogenannten europäischen Gleichgewichts und überhaupt die ganze kleinliche, ehrsüchtige und engherzige, feige und prahlende Gesinnung der damaligen Welt, und Deutschlands insbesondere, waren), die historisch-politischen Romane, die sich etwa vierzig Jahre lang, bis gegen das Jahr 1720, sehr großen Beifalls erfreuten. In diesen wurde nun die Weisheit des Staatslebens, das künstliche Getriebe der Cabinette, das wichtige Geheimnis der ratio status (Politik) und der ganze Kram der damals mit unglaublichen Großsprechereien und Wichtigthuereien verhüllten Nichtigkeiten der politischen Begebenheiten jener Zeit mit eben so wichtiger Miene und eben so windiger Gesinnung besprochen, wie sie in der Welt wirklich behandelt wurden; — meistens unter versteckten Namen. Auch wurden diese Romane zur Weltkunde, insbesondere zur politischen Geographie benutzt, nach und nach giengen sie sogar in förmliche politische Chroniken über. Der älteste derselben ist Aeyquam oder der große Mogul, d. i. chinesische und indische Staats-, Kriegs- und Liebesgeschichte, von einem gewissen Hagdorn im Jahr 1670 herausgegeben. Es folgte auf ihn Eberhard Werner Happel aus Kirchhain in Oberhessen, der sich in verschiedenen Städten herumtrieb und das heutige gepriesene Literatenleben führte, d. h. sich durch das Schreiben schlechter Bücher sein Brod erwarb; von ihm ist z. B. der asiatische Onogambo, darinn der jetztregierende große sinesische Kaiser Xunchius als ein umbschweiffender Ritter vorgestellet, dessen und anderer asiatischer (Helden) Liebesgeschichte, Königreiche und Länder beschrieben werden; der insulanische Mandorell, d. i. eine geographisch-historische und politische Beschreibung aller Insuln, in einer Liebes- und Heldengeschichte; — der italienische Spinelli oder sogenannter europäischer

Geschichtsroman auf das 1685 Jahr in einer Liebes- und Heldengeschichte der spanische Quintana (auf 1686), der französische Cormantin, der ottomanische Bajazet, der deutsche Carl (in welchem Herr Happel u. a. auch so gütig ist, uns seine eigene Lebensgeschichte zu erzälen) und viele andere, theils von Happel selbst, theils von einem gewissen Rost, theils von ungenannten Verfaßern.

Diese historisch-politischen Romane wurden in den zwanziger Jahren des 18. Jarhunderts abgelöst durch die Robinsonaden, Geschichten abenteuernder Seefahrer, welche in unbekannte Länder und auf einsame Inseln geraten, und hier nun das Leben der Menschheit, losgetrennt von aller socialen und politischen Cultur, gleichsam von vorn beginnen. Der Ursprung dieser Romane ist ausländisch; der Engländer Daniel de Foe verfaßte am Ende einer sturmvollen Laufbahn, 1714, das merkwürdige Buch Robinson Krusoe, nach Anleitung einer wahren Begebenheit — oder mehrerer, denn man weiß von zwei oder drei Unglücklichen, welche auf einer einsamen Insel von aller menschlichen Hülfe entfernt, Jahre lang verweilt haben, namentlich von einem Spanier Serrano, von dem die im westindischen Meere gelegene Insel Serrano den Namen führt, und von dem Engländer Alexander Selcraig oder Selkirk, welcher auf Juan Fernandez fast fünf Jahre zugebracht hat. Dieses englische Werk Robinson Crusoe erschien schon 1721 in einer deutschen Uebersetzung, und rief bei uns, wie im übrigen Europa die gröste Bewunderung und ein fast unzälbares Heer von Nachahmungen hervor. Es erschienen in den Jahren 1722—1755 etliche und vierzig Robinsons in Deutschland, die sämtlich mit wahrer Lesewut verschlungen wurden: der deutsche Robinson, der italienische Robinson, der geistliche Robinson, der sächsische Robinson, der schlesische Robinson, der fränkische Robinson, zwei westfälische Robinsons auf einmal, der moralische, der medicinische, der unsichtbare Robinson, ja auch die böhmische Robinsonin; die europäische Robinsonetta; Jungfer Robinson oder die verschmitzte junge Magd, Robunse mit ihrer Tochter Robinschen, oder die politische Standesjungfer — und so weiter in langer Reihe; die Bücher sind fast durchgängig noch weit abgeschmackter als die Titel. — Aus diesen

eigentlichen Robinsonaden entwickelten sich bald die Geschichten der Avantüriers, deren Mittelpunkt eine der merkwürdigsten und bedeutendsten Nachahmungen des englischen Robinsons war, die in Deutschland erschienen sind, nämlich das noch jetzt wolbekannte Buch: Wunderliche Fata einiger Seefahrer absonderlich Alberti Julii eines geborenen Sachsens, welcher in seinem achtzehnten Jahre zu Schiffe gegangen, durch Schiffbruch selbviertе an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Ueberſteigung das schönste Land entdecket, sich daselbst mit seiner Gefährtin verheirathet u. s. w. von Gisandern. Der Verfaßer hieß Schnabel und sein von 1731—1743 in vier Theilen erschienenes Buch ist weniger unter seinem hier zum Theil recitierten weitläufigen Titel als unter dem Namen die Insel Felsenburg bekannt, auch nach beinahe hundert Jahren (1825) erneuert, und mit einer Einleitung von Ludwig Tiek versehen, wieder herausgegeben worden. Diesem Buche folgten dann der reisende Avantürier, der curieuse Avantürier, der schweizerische, bremische, leipziger Avantürier und andere.

Alle diese Schriften waren das Entzücken der lesenden Modewelt, und erhielten sich in derselben, unberührt von den höheren Richtungen der Literatur und deren Streit und Widerstreit auf fast unglaublich scheinende Weise; noch im Jahre 1788 erschien die letzte Robinsonade, der vielleicht manchen meiner Leser erinnerliche Wenzel von Erfurt, und um dieselbe Zeit wurde von Campe der alte Robinson zu einem Kinderbuche abgekürzt und umgestaltet, in welcher Form sich die Reminiscenzen aus der Robinsonswelt des vorigen Jarhunderts für viele unserer jüngeren Zeitgenoßen allein erhalten haben. Die ganze Richtung dieser Literatur der Robinsonaden und Avantüriers entsprach dem Deismus, welcher am Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jarhunderts in England und Frankreich sich erhoben hatte, der Neigung, sich von aller Geschichte, von aller Sitte, von allem Erlernten, überhaupt von jeder Ueberlieferung loszulösen und das menschliche Leben gleichsam auf eigene Hand, willkürlich von vorn zu beginnen — eine neue Societät, eine neue Cultur, einen neuen Staat zu gründen; sie entsprach dem eifrigen und angestrengten Streben der damaligen Zeit nach dem sinnlich-

Natürlichen, als nach einem Gegengewicht gegen die steife heuchelnde Convenienz, gegen das verkünstelte, gepuderte, frisierte und beperückte Leben in der damaligen Gesellschaft und in dem damaligen Staate. Die Robinsonaden und Avantüriers thaten dasselbe in den Massen der lesenden Welt, was Montesquieu und Rousseau theils zu gleicher Zeit, theils später in der Welt der Gelehrten, in der Welt der Regierer von Staat und Kirche thaten, und lange noch schleppte sich, bis in unsere Zeit, die unklare Vorstellung von einem Zurückkehren zum Natur-Zustande durch unsere Literatur hin — Lafontaines Naturmensch ist noch immer ein Stück aus den Robinson-Rousseauschen Träumen und Lehren. Auf diese Robinsonaden und Avantüriers folgten in dem nächsten Zeitraume die empfindsamen Romane, auf diese, in der Sturm- und Drangperiode und mit der herannahenden Revolution, die Ritter- und Räuberromane, dann die Familienromane als Ausdruck der von aller politischen Bedeutung ausgeschloßenen und bloß auf das Haus verwiesenen deutschen Ohnmacht, und hierauf endlich der historische Roman, in dessen Entwickelungsphasen wir noch heute stehen — Alles dieß zum deutlichen Beweise, wie diese Literatur der Romane, im Ganzen ohne Kunstwert und kaum im Einzelnen hier und da zu beachten, als Moment der Culturgeschichte, da sie jede Stufe derselben seit nun fast zweihundert Jahren treulich begleitet, nicht ohne Bedeutung ist.

Nur auf einen dieser Romane müßen wir noch mit einigen Worten eingehen, oder zu demselben vielmehr nach dieser Anticipation späterer Zeiten zurückkehren, welcher zwar gewöhnlich als Vorläufer der Robinsonaden angesehen wird, aber seinem größeren und beßeren Theile nach aus allen diesen untergeordneten Erscheinungen heraustritt, und im 17. Jarhundert sich fast vor allen anderen literarischen Producten durch ein Element der Warheit und Naturgemäßheit in dem Grade auszeichnet, daß er eine der bedeutendsten Erscheinungen der Literatur des 17. Jarhunderts überhaupt genannt zu werden verdient. Es ist dieß der Abenteuerliche Simplicissimus, der zwanzig Jahre nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1669, als eine der lebenvollsten

und warhaftesten Schilderungen des deutschen Krieges, wie man denselben damals nannte, und als die einzige poetische Gestaltung desselben im 17. Jarhundert, erschien. Der Held des Romans wird in der tiefsten Abgeschiedenheit, auf einem Bauernhofe im Spessart aufgezogen, als ein Bauern- und Hirtenjunge, und die Schilderung dieses einsamen Bauerlebens gehört mit zu dem Vortrefflichsten, was jemals ist geschrieben worden. Dann folgen die Schilderungen der plündernden Schweden, eines Hauptquartiers derselben in Hanau, der Hin- und Herzüge der Truppen, des Feldlagers, und vor allem der Freicorps und ihrer Streifereien in Westfalen. Alles dieß hat ein so frisches, echtes, in den meisten Punkten gesundpoetisches Leben, daß das ganze 17. Jarhundert, allenfalls Schuppius Schriften ausgenommen, die doch einem etwas verschiedenen Lebenskreiße angehören, nichts neben dieses Buch in die Wagschale zu legen hat. Das letzte Buch dieses Werkes aber erinnert allerdings stark an die Zeit, der es angehört, und wäre, dem ursprünglichen Plane des Verfaßers gemäß, beßer weggeblieben. Zu verwundern ist es, daß derselbe Mann, der den Simplicissimus geschrieben hat, auch ganz abgeschmackte Liebesromane, wie Proximus und Lympida hat zusammensetzen können, und nirgends spricht sich wol der grelle Unterschied zwischen dem wirklichen Leben und der hergebrachten künstlichen Büchercultur greller aus, als in den Werken dieses Mannes — er hieß Christoph von Grimmelshausen, war aus Gelnhausen gebürtig, und stand als straßburgischer Amtsschultheiß zu Renchen im jetzigen Großherzogthum Baden[31]; den Inhalt des Simplicissimus hatte er selbst erlebt, und er vermochte es, diese Erlebnisse treu wie er sie aufgefaßt hatte, wieder zu geben, das andere war Erlesenes und Erlerntes; jenes poetisch und lebendig, dieses prosaisch und todt. — Der Simplicissimus hat immer als ein bedeutendes Buch gegolten, und ist deshalb nicht allein oft aufgelegt, sondern auch zu wiederholten Malen im vorigen Jarhundert und noch in dem gegenwärtigen von Haken und zuletzt, 1836, von v. Bülow erneuert worden.

Wir gelangen nunmehr zu dem zweiten Blütenalter unserer Poesie, dem Blütenalter der Neuzeit, welches sich, wie wir gesehen haben, nicht gleich dem Blütenalter der alten Zeit, selbständig, in voller Ruhe der Entfaltung schlummernder Keime und Knospen, durch innern, sichern und seiner selbst gewissen Naturtrieb entwickelte, sondern aus langem Irrtum, schwerer Verwirrung, grober Verwilderung, auf dem Wege der Kritik, durch Streit und Widerstreit, sich gestaltete. Jenes Blütenalter ist eine Waldheide, voll üppigen Graswuchses, voll duftiger Waldkräuter, voll wilder Blumen, die vom Felsen herab hängen, aus dichtverwachsenem grünem Gebüsch halb heimlich hervorschauen, und die einsame Waldwiese am rauschenden Gebirgsbach hinab in dichtgedrängten Gruppen mit ihren bunten zarten Köpfchen schmücken; Bienen summen über die Heide und verbergen sich in den tiefen blauen Kelchen der Waldglockenblumen; auf den Zweigen singt das Rothkehlchen sein einfaches Lied über den Blumen, und aus dem Dickicht schallt der fröliche Gesang der Drossel und der tiefe Schlag der Amsel. Dieses neue Blütenalter ist ein urbar gemachtes Grundstück, mit harter Arbeit der Wildnis abgewonnen und zum zierlichen glänzenden Garten umgestaltet: über das kunstreiche Gatter nicken fremde, seltene Sträucher mit köstlichen Blumendolden; eine reiche Fülle der edelsten Zierblumen ist in Gruppen und Beete auf das Gefälligste zusammengestellt; aus den halbgeöffneten Glaswänden des Gewächshauses dringt der aromatische Duft einer südlichen Pflanzenzone, und seltsame Cactus strecken ihre stachlichten Arme hervor, aus denen glühende Blumenflammen hervorschlagen; Goldfische spielen in Marmorbecken und aus einem Gebüsch von Gewürzstrauch und Cytisus winkt eine goldvergitterte Volière mit dem glänzendgefiderten Bewohnern der amerikanischen Wälder. Nur allmälich und langsam schritt die Arbeit vor, welche diesen wüsten Grund urbar machte, nur nach mannigfachen Versuchen gelang es, die fremden Gewächse in die mühsam vorbereitete Erde zu pflanzen und sie da so heimisch zu machen, daß sie nicht bloß, wie bisher wol, als armselige, verkümmerte Krüppel ein sieches Dasein hinschleppten im fremden Lande und statt zu erfreuen einen widrigen Anblick gewährten —

sondern freudig grünen und blühen konnten, gleichwie in ihrer heimatlichen Erde.

Diese erste Arbeit, diese Vorbereitungszeit werden wir jetzt zunächst zu betrachten haben; dieselbe wird charakterisiert durch die Gottschedschen Bestrebungen, durch den Streit Bodmers mit Gottsched und durch die, von Gottsched ausgehende, von ihm aber nach und nach sich trennende, Klopstock sich zuneigende Schule, so wie durch manche einzelne, in diesen Kämpfen ihre Selbständigkeit bewahrende Dichter. Zunächst handelte es sich, wie aus dem Vorhergehenden sich bereits im Allgemeinen ergeben hat, darum, nach Vertreibung des Bombastes der zweiten schlesischen Schule der zur Einfachheit und Nüchternheit, eben darum aber auch zur Wäßrigkeit und Plattheit zurückgekehrten Dichtung wieder einen Inhalt, es handelte sich darum, ihr Muster und Regeln zu geben, und in diesem Suchen nach Stoffen, nach beßeren Vorbildern und Regeln sahen wir schon einige der bisher genannten Dichter aus dem Anfange des 18. Jarhunderts, Canitz an der Spitze, begriffen. Noch aber war man durch die leidige handwerksmäßige Nachahmung der lateinischen Dichtungen in phrasenhaften Schulversen, und was mehr sagen will, durch die seit hundert Jahren herschende Nachahmung der modernen ausländischen Dichtkunst verhindert, freien und sichern Blickes und entschiedenen Griffes sich der besten Muster, der Alten, und insbesondere der **Griechen**, zu bemächtigen; man gelangte vorerst nicht weiter, als nur beßere **moderne** Muster zu gewinnen, die Italiener bei Seite zu schieben, zumal die von ihnen erborgten sinnlosen Opern, welche in den ersten zwanzig Jahren des 18. Jarhunderts allen Geschmack an Beßerem verdorben hatten, zu stürzen, und statt deren auf die beßeren französischen Dichter, die aus Ludwigs XIV. Zeit, die Corneille, Racine, Moliere und Boileau, zugleich aber auf die Engländer, Addisons und Steeles Spectator, sodann auf Milton, seine Aufmerksamkeit zu richten. Welche von diesen beiden, ob die Franzosen oder die Engländer, ob die französische Regelmäßigkeit oder die englische, zumal miltonische, Dichterkraft, als Vorbilder für uns aufgestellt werden könnten, das ist der wesentliche Inhalt

des Streites, welcher zwischen Gottsched und Bodmer geführt wurde, und der, so untergeordnet auch der Gegenstand desselben war, dennoch wesentlich dazu beitrug, das dichterische Bewußtsein bei uns wieder zu erwecken und die neue Zeit der Vollendung der deutschen Dichtkunst herbeizuführen.

Johann Christoph Gottsched — ein Name, der noch bei Lebzeiten des Mannes, der ihn führte, fast zum Sprichworte wurde, um aufgeblasene Geschmacklosigkeit, Pedanterie und Grobheit zu bezeichnen, und auch noch heutiges Tages in diesem Sinne nicht unbekannt ist — war das Haupt der einen, hauptsächlich auf die Franzosen und deren Regelmäßigkeit hinweisenden Partei. Ueber seine unfreiwilligen Verdienste um die deutsche Literatur — daß an ihm, gleichsam einem Reibsteine, die beßern Kräfte sich üben und erproben konnten, und zum guten Theil wirklich nur durch den Widerspruch gegen ihn hervorgelockt wurden — über seine leeren Verse, seine pedantischen Regeln, seine lächerliche Anmaßung und sein allem Dürftigen und Armseligen in der Poesie mit Leidenschaft zugewendetes Patronat sind seine wirklichen Verdienste vergeßen worden. Dennoch können dieselben unter den Umständen der Zeit in der er auftrat und der Oertlichkeiten, in welchen er seine Dictatur geltend machte, als nicht ganz unbeträchtlich bezeichnet werden. Er war es, der durch die Auctorität, welche er sich als Professor der Beredsamkeit in Leipzig in weiten Kreißen zu verschaffen sich angelegen sein ließ, zuerst innerhalb des Bannes der Gelehrtenwelt die bisherige Allgemeingültigkeit und ausschließlich Herschaft des lateinischen Versmachens — neben welchem die deutsche Poesie seit zwei Jarhunderten, troß Opitz, eigentlich nur geduldet worden war — zu brechen und die deutsche Dichtkunst als gleichberechtigt und gleichen Ranges mit der lateinischen Schulpoesie, ja als mehr berechtigt und höheren Ranges, geltend zu machen wußte; innerhalb der höheren Stände, der vornehmen und gebildeten Welt aber war er es auch wieder, welcher die ausschließliche Geltung der französischen Poesie, zumal auf dem Theater, zu Gunsten der deutschen Dichtung beschränkte, indem er dieser feineren Welt nun doch auch deutsche Stücke zeigte, welche

nach denselben Regeln der Composition, des Stiles und der Sprache verfertigt waren, wie die französischen Stücke. Er war es, welcher der Roheit der damaligen, halb der feinen Culturwelt, halb der Hefe des Pöbels angehörigen, eben so unregelmäßigen als schmutzigen Theaterstücke ein Ende machte, indem er, nach der Aufführung einer Reihe regelmäßig componierter Dramen, im Jahre 1737 die Schauspielerin Neuber in Leipzig vermochte, den Hanswurst förmlich und feierlich von der Bühne zu verbannen. Damit gieng freilich der letzte Rest von Volksmäßigkeit unsers Theaters für mehr als ein Jarhundert, vielleicht für immer und unwiderbringlich, verloren, aber daß auch bei der unglaublichen Verwilderung, in welche schon seit der Mitte des 17. Jarhunderts dieses allein übrig gebliebene volksmäßige Element der deutschen Bühne geraten war, für Gottsched eine nicht geringe Berechtigung zu dieser Procedur vorhanden war, kann unmöglich verkannt werden: es war eben nur ein ganz gemeiner Pöbelhanswurst, welchen Gottsched vom Theater vertrieb. Die Aufgabe wäre freilich die gewesen, diese komische Volksfigur umzuschaffen und zu veredlen, dazu aber war weder Gottsched noch ein anderer seiner Zeitgenoßen befähigt. — Er that genug, indem er der deutschen Poesie, und vor allem dem Theater, nur einmal wieder zu der fast ganz verlorenen Haltung verhalf, mochte diese auch vorerst noch so steif und hölzern sein; daß er beßere Vorbilder aufstellte, beßere wenigstens als seine Vorgänger ein halbes Jarhundert sich aufgestellt hatten, mochten dieselben auch noch so ungenügend sein, um an ihnen eine bedeutende Poesie heranzubilden; es war genug daß er nur wieder Regeln gab, mochte er auch, gleich den Vorfahren eines Jarhunderts, in dem Wahne befangen sein, daß alle Poesie aus diesen Regeln fließe, und außerhalb derselben gar keine Poesie denkbar sei. Dieser Wahn stürzte ihn auf die lächerlichste und schmählichste Weise, und ganz und nur wie er es verdient hatte, darum aber darf doch nicht vergeßen werden, daß er in seiner kritischen Dichtkunst, die er im Jahre 1729 herausgab, eine allgemein willkommen geheißene und wirklich verdienstvolle Schranke zog gegen die weitere oder abermalige Verderbnis der Dichtkunst; daß er kurz darauf

in seinem, dem französischen und englischen Vorbilde nachgeahmten sterbenden Cato, so trivial dieses Stück auch schon zehn Jahre später erschien, dennoch der deutschen Bühne gegen das lüderliche Prosageschwätz der sogenannten Tragödie, gegen die dummen Späße der Komödien und den tollen Singsang der Opern damaliger Zeit den ersten Haltpunkt in einer regelmäßigen, ernsten, versificierten Tragödie darbot; noch weniger darf vergeßen werden, in welchen weiten Kreißen er das Interesse für deutsche Sprache und Literatur durch seine Zeitschriften[32] erregte, und wie viel Nützliches und heute noch Beachtenswertes in denselben niedergelegt ist; — am wichtigsten und noch heute unentbehrlich ist seine Literatur älterer deutscher Theaterstücke (Nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst), und auch seine Grammatik, so ungenügend sie freilich als wißenschaftliche Grammatik ist, und so streng sie auch als Urheberin der heute noch herschenden schulmeisterlich-superklugen Behandlung der deutschen Sprachlehre beurtheilt werden muß, nimmt doch den nächstvorhergehenden und den gleichzeitigen Bestrebungen gegenüber keine unehrenhafte Stelle ein. — Die Blütezeit Gottscheds waren die dreißiger Jahre des vorigen Jarhunderts, in denen er als eine Art Dictator den deutschen Geschmack von Leipzig aus beherschte; mit dem Jahre 1740 brach sein Streit mit Bodmer aus, der mit Gottscheds völliger Niederlage endigte; als er dann aber, statt sich als besiegt zu erkennen, oder neue Kräfte in den Streit zu führen, einige Jahre später den aus der Bodmerschen Schule hervorgegangenen Klopstock und hierauf Lessing mit den alten stumpfen Waffen anzugreifen wagte, wurde er vollkommen lächerlich und verächtlich; er starb, nachdem er seinen einstigen Ruhm längst überlebt hatte, im Jahre 1766.

Das Haupt der andern, hauptsächlich auf die Engländer, unter ihnen wieder besonders auf Milton hinweisenden Partei war Johann Jacob Bodmer aus Zürich. Dichter war er so wenig wie Gottsched, vielleicht, in Beziehung auf die Handhabung dichterischer Formen, noch weit weniger, auch weniger durch den Einfluß klassischer Gelehrsamkeit gebildet, als dieser; was ihm aber ein ungemein großes Uebergewicht über Gottsched gab, war

ein richtiges Bewustsein von den ursprünglichen Quellen und dem innersten Wesen der Dichtkunst: daß ihre Quelle das lebendige Gefühl, die frische, unverkünstelte erregte Phantasie sei, und daß auch ihr Ziel kein anderes sein könne, als die Einbildungskraft zu beschäftigen — das ist, in geradem Gegensatze, nicht allein gegen Gottsched, sondern genau genommen gegen die ganze Poesie des abgelaufenen Jarhunderts, Bodmers und seines Freundes Breitingers Lehre. Gottsched gieng dagegen, wie die lateinischen Schulpoeten des 16. und 17. Jarhunderts und wie die ganze opizische Schule von der Ueberzeugung aus, daß die Poesie Sache des Verstandes, der ruhigen Ueberlegung, nicht aber Sache der Phantasie sei — die Phantasie war in der Gottschedschen Schule, welche in diesem Punkte ganz an der dürren Verständigkeit und trivialen Plattheit der Wolffschen Philosophie Theil nahm, die von Gottsched auch sonst vertreten wurde, übel berüchtigt, als die Mutter aller Unregelmäßigkeiten, Abenteuerlichkeiten und Tollheiten —; daß man mithin erst die Regeln der Poesie, dann die Poesie selbst gehabt habe und zum Behufe der Wiedererzeugung der Poesie in Deutschland auch erst wieder haben, und dann sich nur streng nach diesen Regeln richten müße: „es kommt, sagt Gottsched ausdrücklich, in der Poesie nur auf die Wißenschaft der Regeln an". Bodmer hatte sich vom Anfange seines Auftretens an (1721 begann er sein Journal: „Discourse der Malern") an die Engländer angeschloßen, namentlich in diesem Journale den Spectator Addisons und Steeles nachzuahmen gesucht; noch aber blieb er beinahe neunzehn Jahre auf der einen Seite ohne sichtbare bedeutende Wirkung auf die Zeitgenoßen, auf der andern auch in gutem Vernehmen mit Gottsched, mit dem er in der Verehrung für Opitz, ja zum Theil für den englischen Spectator übereinstimmte und dessen sterbenden Cato er sehr freundlich und sehr anerkennend begrüßte.

Da offenbarte sich der tiefe und unversöhnliche Gegensatz, in welchem die Schweizer und die Sachsen gegen einander standen, im Jahre 1737 an der Bedeutung, welche die einen und die andern Miltons verlorenem Paradiese in der Dichtkunst zuschrieben. Dem trockenen, französierten Gottsched mußte Milton in innerster Seele

zuwider sein, und so griff er denn dessen Geltung in der zweiten Ausgabe seiner kritischen Dichtkunst (1737) nach Voltaires Vorgang und mit dessen Waffen an, und setzte diese Angriffe in seiner Zeitschrift (Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache) fort. Dagegen schrieb Bodmer 1740 seine, die neue Zeit, in der wir noch jetzt stehen, eröffnende Schrift: „vom Wunderbaren in der Poesie“, auf welche Gottsched sofort nachdrücklich und heftig, und um so heftiger antwortete, als er sich bereits gewöhnt hatte, als oberster Geschmacksrichter in Deutschland, oder was damals fast gleichbedeutend war, in Sachsen, betrachtet zu werden. Bodmer antwortete mit seinen „Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter“, und der Kampf entbrannte auf das hitzigste in den Zeitschriften und Flugblättern, welche von beiden Parteien herausgegeben wurden, geführt mit den Waffen des gründlichen Ernstes, wie des Spottes, der Satire und — der Grobheit. Ein Eingehen auf diese literarischen Streitigkeiten, glaube ich, werden meine Leser mir erlaßen, das Resultat des Kampfes aber war, daß alle lebendigen jüngeren Talente von Gottsched ab und, wie es kaum anders sein konnte, Bodmer zu fielen. Er hatte endlich wieder auf den geborenen, nicht gemachten, nicht durch schulmäßige Uebung eingelernten Dichter, er hatte auf das warhaft Große und Erhabene, als den notwendigen Inhalt echter Poesie, er hatte auf das Naturgemäße und Ungekünstelte, er hatte auf eine große Aufgabe hingewiesen und gezeigt, daß diese nur durch angeborene Dichterkräfte gelöst werden könne. Wie große Gemälde auf den Beschauer wirkten — das war einer der am öftersten wiederholten, und der Grundlage nach ein vollkommen richtiger Gedanke Bodmers — so müße auch die Poesie auf den Hörer und Leser wirken, und so wurde das erste und wirksamste Ferment dichterischer Begeisterung — von welcher man seit länger denn hundert Jahren völlig abgekommen war — wieder in die Herzen der zur Dichtung befähigten Jugend geworfen.

In denselben Jahren, in welchen dieser Streit durchgekämpft wurde, traten auch äußere Umstände ein, welche die Auctorität Gottscheds brechen halfen. In Sachsen war man doch auch seiner

unleidlichen, schulmeisterlichen Dictatur satt und müde, zumal da er dieselbe durch allerhand kleinliche Mittel zu Wege zu bringen und zu erhalten suchte; als er sich nun 1739 mit der Directrice des Leipziger Theaters, der Mad. Neuber, überwarf, brachte ihn diese in einem Vorspiel auf das Theater zu allgemeinem Ergetzen des Publicums, und ein junger Dichter, Rost, erzälte diese Vorgänge in einem Gedichte, „das Vorspiel" betitelt; ein anderer Sachse, Pyra, schrieb die durch Bodmers Schriften angeregte, Gottscheds Auctorität fast vernichtende Abhandlung: „Beweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe", welchen Beweis der Verfaßer hauptsächlich durch Analyse des sterbenden Cato führte; und je eifriger von nun an Gottsched die armseligsten Talente begünstigte, und auf fast unbegreifliche Weise die schlechtesten Reimer als unvergleichliche Dichter pries, um so schneller fielen die jüngeren Talente, welche Anfangs sich noch zu ihm gehalten hatten, nach einander von ihm ab, so daß er am Abende seines Lebens fast allein stand — so, wie ihn uns Goethe, der ihn im letzten Lebensjahre noch gesehen hatte, in seiner Biographie auf die lebendigste und anziehendste Weise geschildert hat. — In den niederen Schichten der sogenannten gebildeten Gesellschaft wirkte dagegen sein, mit der französischen Dichterschule verbundener Einfluß nicht allein während seines Lebens, sondern auch noch lange nachher fort — ganz natürlich, da er der Repräsentant der Mittelmäßigkeit, der Alltagspoesie war, die an den Leser keine Ansprüche macht, und der natürlichen, menschlichen Eigenschaft, dem Neide gegen höhere Gaben, die zusagende Nahrung dadurch gewährt, daß sie diese höheren Gaben als Excentricitäten und Extravaganzen auf die wolfeilste Art verspotten und verachten lehrt, wie denn Gottsched z. B. von Klopstock (den er nie anders als Klopfstock nannte, weil er schon in seinem Namen einen Sprachfehler zu entdecken meinte) als dem „sehraffischen Dichter mit mizraimischen Gedanken" theils selbst sprach, theils durch seine Schildknappen sprechen ließ. Dieser Einwirkung Gottscheds, welcher freilich die antipoetischen Neigungen so vieler Gegenden, Stände und Individuen Deutschlands entgegen kamen, ist es zum guten Theil zuzuschreiben, daß Lessing

und noch später besonders Goethe nicht sofort die Einwirkung auf die Nation äußerten, die doch in der ersten Blütezeit unserer Nation unsern großen Dichtern zur Seite gestanden hatte, und die sie hätten äußern können, wäre nicht der Boden auf den ihre Poesien fielen, von Gottschedschen Füßen hart getreten und mit Gottschedschem Gestrüpp und Unkraut überwachsen gewesen.

An Bodmer schloßen sich dagegen die großen Geister unserer zweiten klassischen Periode in ihrer Jugend auf das Innigste und dankbar auch noch in ihren späteren Lebensjahren an: so Klopstock und die Seinigen, so der, freilich nachher abgefallene Wieland, so auch noch Goethe. Denn Bodmer lebte lange genug, um den vollständigen glänzenden Sieg dessen, was er einst theils erstrebt, theils dunkel geahnt, schöner und vollständiger als er ihn hatte voraussehen können noch mit eigenen Augen zu schauen; über vier und achtzig Jahr alt starb er am 2. Januar 1783; und bis in sein höchstes Alter blieb er für die Eindrücke der Dichtkunst, auch für diejenigen, welche die Poesie auf ihren neuen großartigen Bahnen hervorbrachte, offen und empfänglich. Von seinen poetischen Werken, die er erst im reiferen Mannesalter, angeregt durch den jungen Klopstock, schrieb, ist nichts zu berichten; das bekannteste ist das von der Sündflut handelnde sogenannte Epos: die Noachide; es sind samt und sonders schwache, oft völlig verunglückte Nachahmungen, die seinem Ansehen nicht förderlich waren. Was aber, wiewol schon früher wiederholt erwähnt, hier noch einmal ausgesprochen werden muß, ist das, daß er, wie überall voll Bewußtseins, wo echte Poesie sich finde, wenn auch ohne Kraft, selbst ein Dichter zu werden, auch die echte Poesie unserer alten Zeit zuerst in ihrem hohen Werte erkannte und würdigte, und seine besten Kräfte daran setzte, ihr Anerkennung und Eingang zu verschaffen. Ihm verdanken wir nicht allein eine Ausgabe der Bonerschen Fabeln, sondern auch die erste Ausgabe der Minnesänger (bis zum Jahr 1838 die einzige), die Auffindung und Herausgabe des Nibelungenliedes und die Vorbereitungen zur Herausgabe des Parcival. Diese Bemühungen Bodmers waren jedoch nur im Allgemeinen, nämlich dadurch förderlich, daß der Sinn der Dichter wieder mehr auf das

ursprünglich Deutsche, das Nationale gelenkt, ein deutsches Dichterbewußtsein erzeugt wurde; im Besondern, was die genauere Kenntnis und vollständige Würdigung dieser Gedichte angeht, war weder er noch die Zeit, die mit sich selbst genug zu schaffen hatte, etwas Bedeutendes zu leisten fähig; erst mußte die zweite Blütezeit unserer Dichtkunst ihre Früchte getragen haben, ehe wir die erste zu begreifen fähig wurden.

Um die eigentliche Gottschedsche Schule nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, so mögen aus derselben wenigstens einige Namen genannt werden. Der erste ist der von Gottscheds Gattin, Luise Adelgunde Victorie, geb. Kulmus, die auch in der Literatur die treue Mitarbeiterin, Gehülfin und Anhängerin ihres Mannes war, in dessen Sinn sie aus dem Französischen (hauptsächlich Schauspiele) und aus dem Englischen (z. B. Popens Lockenraub) übersetzte, selbst Bühnenstücke dichtete, Correspondenzen führte und Anhänger und Anhängerinnen warb. An Beweglichkeit und Geschmeidigkeit des Geistes war sie ihrem pedantischen, regelfesten Gatten weit überlegen, auch wol an dichterischem Sinn und Geschmack. Ihre beste Hinterlaßenschaft sind ihre Briefe.

Ein zweiter Name ist der mit Gottscheds Namen zugleich in literarischen Verruf gekommene Christoph Otto Freiherr von Schönaich. An diesem jungen Kürassierlieutenant glaubte Gottsched den rechten Mann gefunden zu haben, um zu der Zeit, da sein Ansehn schon gestürzt war, dem von ihm tödlich gehaßten Klopstock einen Heldendichter des wahren Gottschedischen Geschmacks gegenüber zu stellen, dadurch den Ruhm seiner Schule wieder zu erwecken und weit über Klopstock und die Klopstockianer hinaus zu erheben. Schönaich hatte ein vermeintliches Heldengedicht geschrieben: „Herman oder das befreite Deutschland“ und Gottsched eilte, dasselbe dem Herrn von Voltaire im Manuscript zu präsentieren, sich von diesem ein Recommandationsschreiben geben, und ein solches auch für Schönaich selbst von Voltaire herauslocken zu laßen*),

*) Voltaire unterschrieb seinen französischen Wisch, in dem er u. a. sagt, Gottscheds und Schönaichs Sprache dürfe niemand unbekannt sein,

das Gedicht dann mit Kupferstichen verziert, abzudrucken, dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen zu widmen und es endlich in der Vorrede mit den vollesten Backen zu preisen. Das Gedicht würde vielleicht bei unserer allerjüngsten Dichterzunft um seiner achtfüßigen Trochäen, des beliebten Modeversmaßes willen, einiges Glück machen, und der Anfang verspricht außerdem durch seine frische vaterländische Gesinnung etwas nicht ganz Unbedeutendes:

Von dem Helden will ich singen, dessen Arm sein Volk beschützt,
Dessen Schwert auf Deutschlands Feinde für sein Vaterland geblitzt,
Der allein vermögend war, des Augustus Stolz zu brechen,
Und des Erdenkreises Schimpf in der Römer Schmach zu rächen.
Hermann! dich will ich erheben, und dem sei mein Lied geweiht,
Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht zerstreut,
Der, dem ersten Hermann gleich, unser schnödes Joch zerschläget,
Und der stolzen Lilien Pracht vor dem Adler niederleget.

Aber leider sind diese Verse auch die einzigen guten in dem ganzen, unsäglich breiten, matten, schleppenden Gedichte. Doch die Armseligkeit scheint dem Buche nichts geschadet zu haben: es kam im Jahre 1753 zum zweiten, im Jahre 1760 zum dritten, und unglaublicher Weise, im Todesjahre Schillers, im Jahre 1805 zum vierten Male heraus. Zugleich diente Hr. von Schönaich seinem Patron Gottsched, der ihn feierlich zum Dichter krönte, als Satiriker gegen Bodmer und Klopstock; er schrieb: „die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch, als ein sicherer Kunstgriff, in vier und zwanzig Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden, und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heiligen Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeisterten Jarhunderts zusammengetragen, und den grösten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiligt von einigen demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst". Und die Dedication lautet: „Dem Geist-

---

der die Literatur liebe, zum Beweise, daß er diese Sprache kenne, mit den Worten: ich bin ohne Umstand sein gehorsamer Diener Voltaire.

schöpfer, dem Seher, dem neuen Evangelisten, dem Träumer, dem göttlichen St. Klopstocken, dem Theologen; — wie auch dem Syndflutbarden, dem Patriarchen-Dichter, dem Rabbinischen Mährchenerzähler, dem Vater der mizraimischen und heiligen Dichtkunst, dem zweihundertmännischen Rathe Bodmer, widmen diese Sammlung neuer Accente die Sammler". Es sollte hierdurch die neue, dem pedantischen Gottsched ganz ungeheuerlich vorkommende Sprache Klopstocks, die er in der Messiade führt, lächerlich gemacht werden; so wenig dieß nun auch gelingen konnte, so sind doch manche, auch jetzt von uns als Ueberschwenglichkeiten anerkannte Klopstockische Eigentümlichkeiten nicht ganz übel geschildert. Damals aber diente, und im ganzen mit vollem Rechte, diese Satire nur dazu, Gottsched und mit ihm Schönaich völlig außer Credit zu bringen, so daß Schönaichs Name funfzig Jahre lang sprichwörtlich für einen armseligen Reimer galt. Den Freiherrn und Senior des fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Geschlechtes von Schönaich-Carolath-Beuthen focht dieß jedoch wenig an; er überlebte alle seine Freunde und Feinde, Gottsched, Lessing, Bodmer, Klopstock, Gleim, Herder, ja sogar Schiller, da er erst am 15. November 1807 gestorben ist. Außer diesem Heldendichter und Satiriker hatte Gottsched als Partner noch einen andern Heldendichter, Naumann, der im Gottschedschen Stile ein Heldengedicht Nimrod schrieb, und im langen Leben mit Herrn v. Schönaich gewetteifert hat, so wie noch einen Satiriker, Schwabe, welcher die jüngern Kräfte der älteren Gottschedischen Zeit in einem Journale (Belustigungen des Verstandes und Witzes), um sich zu versammeln suchte, ohne sie jedoch fesseln zu können, und in den Zeiten des Streits mit Bodmer eine damals sehr berühmte Satire schrieb: „Voll eingeschenktes Tintenfäßl", ja durch eine andere Satire „kritischer Almanach" sogar den vorher erwähnten Gegner Gottscheds, Pyra, zu Tode geärgert haben soll.

Ehe wir zu der übersichtlichen Schilderung der aus Gottscheds Schule hervorgegangenen, nachher aber sich von ihm zum Theil oder ganz lossagenden, ihn entweder kraft eigener Anlage schon überragenden oder geradezu an Klopstock sich anlehnenden Dichter

übergehen, sind noch zwei Dichter und ein Satiriker zu erwähnen, welche, gleichzeitig mit dem Bodmer=Gottschedschen Streite dennoch an demselben keinen Theil nahmen, dagegen in selbständiger Stellung die neue Zeit heranführen, wenigstens vorbereiten halfen.

Der erste ist Albrecht von Haller, einer der frühesten und glänzendsten Sterne an dem Gelehrtenhimmel der Universität Göttingen, welcher, wiewol auch, gleich seinen Zeitgenoßen, in seiner Jugend mit Lohensteinischer Poesie genährt, dennoch durch die Kraft seines Geistes — und, können wir hinzusetzen, seines Landes, welches nicht wie Schlesien und Sachsen durch die hundertjährige Reim= und Gelegenheitspoeterei ausgesogen war — sich von diesen Feßeln befreite. Schon in seinem ein und zwanzigsten Jahre vernichtete er alle Poesieen seiner lohensteinischen Jugend, indem er, wie er selbst sagt, erkannt hatte, daß „Lohenstein in seinem geblähten und aufgedunsenen Wesen auf Metaphern wie auf leichten Blasen schwimme", und wendete sich, gleich seinem Landsmann Bodmer, den ernsten Engländern, namentlich ihrer moralischen und philosophischen, so wie ihrer beschreibenden Poesie zu, in welchen Gattungen er besonders auf des Dichters Drollinger Zureden eine neue Periode seiner Dichtungen begann. In ihnen herscht fast durchgängig ein hoher und würdiger Ernst, der die Bildung und Erziehung des nationalen Lebens sich zur Aufgabe gesetzt hat, in einer, kaum noch hier und da an die Tropen der lohensteinischen Zeit erinnernden, knappen und gedrängten Sprache. So lehrhaft die eine, größere Hälfte derselben auch ist, da sie sich an den höchsten Problemen des menschlichen Glaubens und Wißens, z. B. an der Darstellung des Ursprungs des Uebels, der Leibnitzischen Theodicee folgend, versucht, so erreichten sie doch in ihrer Weise gerade das, was der damaligen Poesie vor allem Not that: ihr einen würdigen, ernsten und großen Stoff darzubieten, sie von den Plattheiten und Albernheiten, in denen sie sich so lange Jahre herumgetrieben hatte, hinweg auf große Gedanken, edle Gesinnungen und warhafte Empfindungen zu weisen. Und eben darum muß Haller zunächst als Anfang der neuen Zeit, nicht bloß als Uebergang aus der alten in die neue, gefaßt werden. Als Lehr=

dichter folgten ihm Mehrere, die hier zu nennen nicht nötig ist; einer der bekanntesten ist v. Creuz mit seinem Gedicht: die Gräber. Unter Hallers Gedichten ist das berühmteste die Alpen, ein beschreibendes Gedicht, welches durch die Warheit seiner Naturschilderungen, deren man längst entwöhnt war, gleichfalls eine neue Bahn einschlug, und in mancher Beziehung noch heute beachtenswert ist, freilich aber zugleich auch eine Grundlage für die späteren Naturmaler und Idyllendichter wurde. Hallers Beispiel wirkte, wie schon Goethe bemerkt hat, in der Poesie besonders schlagend durch seinen großen wißenschaftlichen Ruf, und ganz vorzüglich trug er dazu bei, die widrige Gelegenheitsreimerei völlig zu stürzen**.

Der zweite außerhalb des Kampfes stehen bleibende und dennoch auf seine Zeit sehr bedeutend einwirkende Dichter — der einzige aus jener Periode, der noch heute in unserm Mund und Gedächtnis fortlebt — ist Friedrich von Hagedorn, der Fabeldichter, dem nachher die Gellert, Lichtwer, Zachariä, Pfeffel folgten, der Dichter der heitern Geselligkeit und genügsamen Zufriedenheit, der Schöpfer der anakreontisch-horazischen Poesie der Grazien, in dessen Fußtapfen nachher die Uz, Gleim, Wieland mit ihrem ganzen unzälbaren Anhange traten. Dieß sind die ihm eigentümlichsten Dichtungsgattungen; in seinen früheren Jahren an Brockes angeschloßen, dichtete er auch moralische Lehrgedichte und Epigramme; die ersteren gehören kaum noch in den Kreiß der Zeit, von welcher wir reden; die andern dagegen (die Epigramme) haben einiges Vorbildende für den späteren Göckingk. An fließender Sprache und Leichtigkeit der Darstellung übertrifft Hagedorn nicht allein Haller, sondern auch die meisten seiner Zeitgenoßen, ja nicht wenige der spätern, und an ihm ist wol zuerst der directe Einfluß des längst gekannten, aber bis dahin von unsern deutschen Dichtern nicht, wie man sagt, in Saft und Blut verwandelten Horaz zu bemerken; seine Poesie ist die erste gute Frucht, welche die, zwei Jarhunderte lang nur schädlich, oft geradezu giftig auf unsere deutsche Poesie einwirkende klassische Philologie getragen hat, und schon darum muß er, wie Haller, an den Anfang der neuen Zeit, nicht an den Schluß der alten (schlesischen) gestellt, wenigstens von

Brockes und Drollinger sehr bestimmt geschieden werden. In der Sicherheit seiner dichterischen Gaben und in der Behaglichkeit seines äußeren Lebens verschmähete es Hagedorn, sich auf den Kampf der Leipziger und der Schweizer einzulaßen; doch stehet er, wie wir aus bestimten Angaben in seinen Gedichten sehen, Bodmer näher als Gottsched. Ganz allgemein bekannt sind noch heute wenigstens drei seiner poetischen Producte; die kleine Fabel: Ein verhungert Hühnchen fand einen feinen Diamant; sein Mailied: Der Nachtigall reizende Lieder ertönen und locken schon wieder — und vor allen sein Johann der muntre Seifensieder, den er übrigens, wie er selbst nachweist, von Burkard Waldis entlehnt hat [34].

Der Satiriker dieser Zeit ist Christian Ludwig Liscow, der in den dreißiger Jahren des 18. Jarhunderts, in genauer freundschaftlicher Verbindung mit Hagedorn von Lübeck aus eine Reihe meist persönlicher Satiren gegen nicht allein jetzt sondern auch damals unbedeutende, sogar unbekannte Personen, wie gegen einen Candidaten Sievers in Lübeck und einen Professor Philippi in Halle schleuderte. Der in denselben enthaltene sarkastische Witz ist, wenn auch im Ganzen etwas eintönig, doch meistens sehr treffend, und die Satire erhält durch den Umstand, daß sie bestimte Personen im Auge hat, eine Frische und Warheit, welche den späteren Satiren Rabeners so ganz abgeht. Die armseligen Personen, gegen welche Liscow sich richtet, vertreten, wie das sein soll, eine ganze bedeutende Richtung ihrer Zeit, ja damals ganze Schaaren von aufgeblasenen Halbwißern und thörichten Großthuern, wie z. B. die damaligen jungen Orthodoxen und Wolfianer in ihrer Plattheit und Unfähigkeit, welche sie in den Kämpfen gegen die Pietisten und den hereinbrechenden Deismus an den Tag legten, in der Person der Sievers gegeiselt werden; doch hat eben der Umstand, daß sie gar zu unbedeutend waren, der Beachtung der Liscowschen Satire von Seiten des Publicums Eintrag gethan, und noch schlimmer war es, daß durch dieselbe die persönliche Satire — die zu einer rechten Satire niemals entbehrt werden kann — in üblen Geruch kam, und mit dem Pasquill verwechselt wurde, mit welchem sie noch heut zu Tage von Unkundigen leicht verwechselt wird, woher

denn das ängstliche Verwahren, welches Rabener in seinen Satiren für nötig hielt, „daß er niemanden besonders meine" und die ganze vage Allgemeinheit, Flauheit und Mattigkeit der Rabenerschen Satiren überhaupt sich hinreichend erklärt. — Uebrigens ist unter Liscows Satiren eine der mehr im Allgemeinen gehaltenen, das Lob der schlechten Scribenten, die beste, wenigstens die, durch welche er sich am bestimmtesten als den Mann der Zukunft, der neuen Zeit bezeichnet. Eben diese neue Zeit jedoch vergaß ihn, auf fast unbegreifliche Weise, über den weit tiefer stehenden Rabener gänzlich, so daß erst zwanzig und mehr Jahre nach seinem Tode (Liscow starb 1760) sein Andenken wieder erneuert wurde, und er noch jetzt, wiewol seitdem zu wiederholten Malen gewichtige Stimmen sein Lob verkündigt haben, und Müchler seine Satiren wieder herausgegeben hat, verhältnismäßig für ganz unbekannt gelten kann, wenigstens immer noch unbekannter ist als der nun ein für alle mal zum Satiriker gestempelte Rabener[35].

Wie bereits erwähnt, gehört dieser Vorbereitungs-Zeit noch eine Gruppe von Dichtern, und zwar eine ziemlich zalreiche, an, welche aus Gottscheds Schule entsproßen, sich nur im Anfange ihrer Dichterlaufbahn auch äußerlich an ihn hielten, im weiteren Verfolge derselben aber nicht nur nicht an seine Partei angeschloßen blieben, sondern theils sich entschieden von ihm lossagten, um ihren eigenen Weg zu gehen, und dann auf diesem Wege meistens mehr auf Klopstock hingeführt wurden, theils wenigstens, wenn sie auch den Geschmack der Gottschedschen Schule in der Hauptsache festhielten und mit dem Haupte derselben in gutem äußerem Vernehmen blieben, dennoch unter die Schönaich und Naumann und Triller nicht gerechnet werden können, vielmehr durch eigene Erfindung sich eine Stelle über Gottsched erwarben.

Einer der getreuesten Schildknappen Gottscheds, der schon vorher erwähnte M. Joh. Joachim Schwabe, als Professor der Philosophie in Leipzig 1784 gestorben, unternahm im nächsten Interesse seines Meisters im Jahre 1741 die Gründung einer Zeitschrift, „Belustigungen des Verstandes und Witzes" (in welcher Gottsched selbst einen Theil seines Kampfes mit Bodmer, namentlich

durch das Stück „der Dichterkrieg", kämpfte), zu welcher sich eine Anzal jüngerer Schüler Gottscheds hielten: Gellert, Rabener, Gärtner, Kästner u. a. Bald aber war mehrern unter diesen jungen Männern die despotische Dictatur Gottscheds, der neben ihnen auch die geschmacklosesten Versschmiede begünstigte, weil sie das Glück hatten, ihm, dem alleinigen Richter des Geschmacks, zu gefallen, unerträglich geworden und so sagten sie sich, ohne Streit und Kampf, von dem näheren Verhältnis zu Gottsched und von der Verbindung mit Schwabe los, um eine eigene Sammlung ihrer Aufsätze zu begründen. Die für die Aufnahme bestimten Arbeiten sollten erst nach gemeinsamer reifer Prüfung wirklich aufgenommen werden: eine kritische Beratung der Freunde entschied billigend oder verwerfend oder zur Umarbeitung und Ausbeßerung anratend über jede Arbeit, die in ihrem Kreiße entstand. An die Spitze desselben stellten sie denjenigen unter ihnen, welcher zwar nicht der beste Dichter, aber der beste Kritiker, der geschmackvollste Kenner war, Karl Christian Gärtner (zu Braunschweig im Jahre 1791, beinahe achtzig Jahr alt, gestorben); neben ihm standen Cramer und Adolf Schlegel (der Vater von A. W. und Friedrich von Schlegel), und so traten denn die in unserer Literaturgeschichte merkwürdigen, den Gipfelpunkt dieser Vorbereitungszeit darstellenden „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" mit dem Jahre 1742 an das Licht; man pflegt sie von dem Verlagsorte die Bremer Beiträge zu nennen, und es darf nicht unbemerkt bleiben, daß diese Wochenschrift die erste war, welche es ausdrücklich auf einen Leserkreiß von Frauenzimmern angelegt hatte. Zuerst trat den Genannten noch Rabener bei; bald folgten Arnold Schmidt, Ebert und Zachariä, später Gellert und Giseke; auch Hagedorn, Gleim und zuletzt Klopstock selbst beteiligten sich bei dieser Zeitschrift, in welcher und zwar im 4. Bande (4. und 5. Stück) die drei ersten Gesänge des Messias zuerst erschienen.

Die Wirksamkeit und Bedeutung mehrerer dieser Männer, so wie einiger andern, welche in der nächsten Geistesverwandtschaft mit denselben stehen, und, wie wir leicht bemerken, den Uebergang

von Gottsched zu Klopstock, ein Mittelglied zwischen beiden bilden, werden wir jezt zunächst zu schildern haben. Eine vollständige Darstellung dieser um die bremischen Beiträge versammelten Gruppe, wie man sie nennen kann, oder der sächsischen Schule, wie man sie öfters wirklich genannt hat, würde jedoch theils den Kreiß, den wir uns hier ziehen müßen, bei weitem überschreiten, theils zu einer wenig erquicklichen Büchergeschichte werden, eine Widerwärtigkeit, an welcher die Geschichte unserer neueren Literatur ohnehin nur allzu viel leidet, und welche sie gegen die ältere Zeit, die weit mehr eine reine Geschichte der Dichtung gewährt, in empfindlichen Nachteil stellt.

Stellen wir den bekanntesten dieser Schule voran: Christian Fürchtegott Gellert[36]. Abgesehen von seiner, uns hier nicht interessierenden Wirksamkeit als Lehrer der praktischen Philosophie, die er in seinen moralischen Vorlesungen noch der Nachwelt bezeugt, werden wir ihn als Dramatiker, als Romanschriftsteller, als Fabeldichter und endlich als Dichter von sogenannten Kirchenliedern zu betrachten haben. Seine Dramen sind durchgängig im gottschedischen Geschmacke, und zeichnen sich vor denen, welche Gottscheds Frau in ihres Mannes „deutsche Schaubühne" eingerückt hatte, durch nichts, als stellenweise durch etwas größere Beweglichkeit des Dialogs aus, der Stoff kann nur ärmlich und die Ausführung dürftig genannt werden; es ist eine nicht im besten Sinne hausbackene Bürgerlichkeit, die uns aus diesen Orgons und Damons und den Frauen Damon und Orgon mit der äußersten Langweiligkeit angähnt. Sein Roman, die schwedische Gräfin, lange Zeit in den mittlern Kreißen der deutschen Lesewelt sehr beliebt, gibt an Seltsamkeit und Unwarscheinlichkeit der Erfindung kaum den Aventüriers etwas nach, und wird durch den docierenden Ton vollends unerträglich. Als Fabeldichter ist Gellerts Verdienst allerdings größer, wenn gleich bei weitem so groß nicht, wie die ungemein weite Verbreitung seiner „Fabeln und Erzälungen" und die ungemein lange Dauer ihrer Geltung in der Literatur erwarten laßen sollte. Ihrer Grundlage nach sind sie fast ohne Ausnahme, der Form nach, gottschedisch: anschauliche Deutlichkeit zu erreichen, diese gepriesene Eigenschaft

wie der Wolfischen Philosophie, so der Gottschedischen Poesie, ist ihr Bestreben, so sehr, daß sie, zehn gegen eine zu rechnen, überdeutlich, redselig, geschwätzig, platt und gewöhnlich werden; von echter Naturpoesie ist keine Spur mehr vorhanden, die Thiere, die noch auftreten, sind nicht allein verkleidete Menschen, sondern auch modisch verschnörkelte Menschen, Herren in der Perücke und Damen in der Fontange; der Scherz hat in diesen Fabeln eine so langweilig-spaßhafte und spaßhaft-langweilige Miene, daß man eher über das Gesichterschneiden was den Scherz begleitet, als über den Scherz selbst, lachen kann. — Warhafte Poesie wird durchgehends in keiner Gellertschen Fabel, poetische Züge werden nur in sehr wenigen zu finden sein. Woher, fragen wir nun, woher kommt es, daß diese Fabeln Gellerts so allgemeinen, ungeteilten Beifall finden konnten? daß sogar Wieland und Goethe, anderer bedeutender Dichter zu geschweigen, sich der Gellertschen Fabeln gegen ihre Verächter angenommen haben? denn daß keine Poesie darin zu finden sei, darüber sind Goethe und Herder und Lessing unter sich und mit uns Spätgeborenen vollkommen einverstanden. Vor allen Dingen muß hier die ehrwürdige Persönlichkeit des Dichters, die so allgemein verehrt und gefeiert war, wie keine ihrer Zeit, und welche sich auch in den Fabeln nicht verleugnet, ja bisweilen sehr deutlich, und noch für uns ansprechend und ehrwürdig, aus denselben hervortritt, in Anschlag gebracht werden; eine Persönlichkeit, die so rein, so edel, so imposant und zugleich so milde und so demütig war, daß die Angriffe, die erst die neueste Zeit gegen dieselbe gerichtet hat — denn noch dreißig Jahre nach Gellerts Tode wäre es eine Art Hochverrat gewesen, gegen ihn etwas Ungünstiges vorzubringen — in ihr Nichts zusammenfallen müßen. In den Fabeln Gellerts des Dichters sah und liebte und verehrte man Gellert den Menschen; und so weit dieser Standpunkt auch von dem Standpunkt einer poetischen Kritik abliegt, so muß er doch gelten, wo es sich darum handelt, den uns jetzt fast wunderlich erscheinenden Beifall zu erklären, den Gellerts Fabeln zu ihrer Zeit und so lange fanden, als die Tradition von Gellerts Persönlichkeit, seinem Leben und Wirken, noch lebendig war. Dazu aber

kommt noch ein anderer Umstand, der ziemlich ähnlichen Ursprungs mit dem eben erwähnten, uns doch noch einen Schritt weiter in der Erklärung unserer Erscheinung führt. Gellerts Fabeln sprechen noch heute den an, welcher ohne alle Kunde von Poesie, ohne Fähigkeit für dieselbe und ohne Receptivität, d. h. ohne bis dahin noch geweckte Receptivität für Poesie ist: sie sprechen den trockenen Hausverstand an, der von der Poesie eben nicht mehr verlangt, als was Gellert gerade selbst in seinen Fabeln als den Zweck der Poesie angibt: sie diene dazu, das, was man sonst nicht wol begreifen könne, in einem Bilde begreifen zu lehren. Es ist genau die Mittelmäßigkeit der Gellertschen Fabelpoesie, die bei der verwandten Mittelmäßigkeit, welche an Lessing und Herder, an Goethe und Schiller nicht heranreicht, Eingang gefunden hat und theilweise noch heute findet; gerade diejenigen (das können wir noch heute jeden Tag erleben, wenn wir wollen), die von der Poesie etwas Handgreifliches, Lehrbares und Lernbares, einen praktischen Hausnutzen verlangen und denen die grösten Dichtergeister unfaßbar oder widrig sind, widrig, wenn sie es auch nicht auszusprechen wagen, gerade diese haben sich von jeher an die Gellertsche Poesie angeschloßen. Und sie, diese Mittelmäßigen, diese Anfänger und Lernenden, haben sich ihr, wie alsbald hinzugefügt werden muß, mit Nutzen angeschloßen, und werden sich an Gellert vielleicht noch eine ganze Generation lang mit Nutzen anschließen; mit dem Nutzen, daß von Gellerts Fabeln aus ein ganz natürlicher Fortschritt zu beßerer Poesie, kaum einer zu schlechterer möglich ist, und eben darum hatte Goethe, dem überhaupt ein tiefer und edler Widerwille gegen alles rohe Vernichten der Entwickelungsmomente und historisch gegebenen Bedingungen und Vorstufen eigen war, so sehr recht, gegen die Stürmer und Dränger seiner Zeit Gellerts Fabeln in Schutz zu nehmen; von eben diesem Standpunkte werden auch wir nicht umhin können, sie noch heute ganz ernstlich zu verteidigen. Nur daß man sie uns lediglich als Milch und leichte Speise, als Schulpoesie und Anfängerwerk gelten laße, und nicht für bedeutende Dichtung an sich verkaufen wolle. — In fast eben so großem Ansehen haben lange Zeit und gleichfalls zum Theil bis in unsere

Tage Gellerts geistliche Lieder gestanden, die man sogar zu Kirchenliedern gemacht hat, wiewol sie von dem Charakter des alten evangelischen Kirchenliedes fast keine Spur mehr an sich tragen. Es sind recht eigentliche geistliche Lieder der docierenden, unterweisenden und zurechtweisenden, gottschedischen Schule, Lehrlieder für das Volk, aber nicht christliche Leid- und Freudenlieder aus dem Volke, die, mit ganz geringen Ausnahmen, eben darum auch niemals in das Volk gedrungen sind noch dringen werden; Lieder, die statt aus dem ganzen vollen Herzen hervorzubrechen, mit fröstelnder Kühle den Zweifel besingen, die statt Gottes Thaten zu preisen, fast nur von dem Ringen und Streben des Menschen, von den guten Vorsätzen und deren schlechter Erfüllung handeln, und im besten Falle sich zu der Form eines betrachtenden Gebetes erheben. Auch sie wurden, wie die Fabeln, theils von der Persönlichkeit ihres Verfaßers, theils und noch mehr von ihrer Zeit, getragen und emporgehoben, von ihrer Zeit, der nach und nach das Christentum als eine That ganz abhanden kam, und für die es nur noch als Lehre vorhanden war. Sie bezeichnen auch nicht, wie die Fabeln, den Anfang des Beßern, die Vorstufe des Lernenden, sondern auf das Entschiedenste den Anfang des Schlechteren, die Vorstufe des Verfalles, der bald nach Gellert im evangelischen Kirchenliede in einer Ausdehnung und Furchtbarkeit eintreten sollte, von dem nicht einmal die Geschichte der Poesie in ihrem weitesten Umfange, geschweige denn die Geschichte der Kirche ein zweites Beispiel aufstellt.

Nachfolger Gellerts im Kirchenliede sind Johann Andreas Cramer, der durch seine Oden übrigens ein sich noch näher an Klopstock anschließendes Mittelglied zwischen Gottsched und Klopstock wird; und Johann Adolf Schlegel, der mittlere der drei Brüder Schlegel.

An Gellert möge es mir verstattet sein, die übrigen Fabeldichter bis auf unsere Zeit herab anzuschließen, da sie sämtlich merkwürdiger Weise ziemlich außer Verhältnis zu der übrigen Literatur, zu dem Fortschritte der poetischen Zeitbildung stehen, und im Ganzen den hergebrachten Gottsched-Hagedornschen, oder wenn

man will, Hagedorn=Gellertischen Zuschnitt behalten; ihre Anzal ist eben so groß, als ihr Wert im Ganzen gering. Der nächste nach Gellert auftretende und wie dieser an Hagedorn sich heranbildende Fabeldichter ist Magnus-Gottfried Lichtwer, dessen Fabeln nicht, wie nach J. v. Müllers Ausspruch die Gellertschen „Professoren der Moral“ sind, vielmehr bei weitem mehr selbständige Lebendigkeit und mehr Eigentümlichkeit, oft recht gute individuelle Warheit des Thierlebens haben, so daß manche als Fragmente aus einem Thierepos gelten könnten, alsdann aber durch die herkömmlich angehängte Moral empfindlichen Schaden leiden, wie z. B. die berühmte Fabel von den Katzen und dem Hausherrn durch die angehängte Moral vom Spiegelzerschlagen und daß blinder Eifer schade, geradezu in ihrer Wirkung vernichtet wird. Andere, mehr der Erzälung angehörige Stücke, wie besonders die seltsamen Menschen, sodann der kleine Töffel u. a. werden stets für vortrefflich gelten müßen. Die erste Ausgabe der Lichtwerschen Fabeln wurde von Gottsched empfohlen; vielleicht eben dadurch ließen sich Lessing und Ramler zu einem Mutwillen wo nicht literarischen Frevel verleiten, der kaum glaublich scheint und in der Literärgeschichte ohne Beispiel ist: ohne Willen und Wißen des Verfaßers arbeiteten sie fünf und sechzig von seinen hundert Fabeln um, und gaben dieselben unter seinem Namen als verbeßerte Ausgabe 1761 heraus, was natürlich den heftigsten Unwillen Lichtwers erregen mußte, doch aber die Folge hatte, daß dieser in der nächsten Ausgabe sehr wesentliche Verbeßerungen anbrachte. — Auf Lichtwer folgten Willamov, welcher dialogisierte Fabeln schrieb, Michaelis, Burmann, Zachariä, der wie Hagedorn und Gellert sich an Burkard Waldis und andere ältere Erzäler anschloß, und vor allen Pfeffel, der auch von Gellert angeregt ist und auf dessen Boden steht, aber doch in seiner späteren und beßeren Zeit zugleich ein Nachahmer von Florian ist. Er allein hat den Einfluß der Fabeldichtung auf die Kinderschule mit Gellert getheilt, während von Lichtwer nur Weniges, von den Uebrigen fast nichts in diese Kreiße übergegangen ist; und doch ist Gellert im Ganzen keinem einzigen der Genannten unbedingt überlegen; ja er bleibt im Einzelnen

hinter Lichtwer, Burmann und Pfeffel entschieden zurück, gegen letzteren freilich nur in der Sprache, da Pfeffel in der Unbedeutendheit des Stoffes wiederum Gellert gleich stehet, und an Nüchternheit und Trockenheit der Ansicht ihn weit übertrifft[37].

Als weiteres Glied dieser sächsischen Schule, der wir so eben sämmtliche Fabeldichter angeschloßen haben, ist nächst Gellert Rabener, der Satiriker, zu nennen, der schon vorhin, als Liskow geschildert wurde, nicht umgangen werden konnte. Seine Geltung als Satiriker, die mit seinen Leistungen nicht nur in keinem Verhältnisse, sondern im geradesten und auffallendsten Widerspruche stehet, beruhet auf ähnlichen Gründen, wie Gellerts des Fabeldichters Geltung und Einfluß. Eben der Umstand, daß Rabener sich an das hielt, was jeder, auch noch so beschränkte Kopf lächerlich finden kann, daß er nur die niedern und unbedeutenden Kreiße, und zwar hier wieder nur die kleinlichen und geringfügigen Thorheiten bespottete, daß er sich niemals in die höheren Regionen des Lebens verstieg, wohin ihm nicht so leicht jeder folgen konnte, niemals z. B. den doch damals noch in vollem Feuer lodernden Kampf der Dichterschulen, niemals den Kampf des nationalen Lebens mit der herschenden französischen Cultur, ja sogar niemals die gerade zu jener Zeit augenfällig genug hervortretenden Laster dieser französischen Cultur, wie sie besonders in den höheren Ständen sich offenbarten, — daß er von diesem Allem niemals auch nur das Geringste ergriff, gerade diese Beschränktheit und Furchtsamkeit, die ihn aus der Reihe der wahren Satiriker völlig ausstreicht und in die Zahl der gutmütigen Scherzer und Gesellschaftserheiterer verweist, gerade dieß machte ihn der großen Menge wert, welche warhafte Satire selten zu würdigen, seltener zu ertragen vermag, dagegen auf ein gutes Talent, conventionelle Scherze zu machen, große Stücke zu halten pflegt. Die Gottschedsche Unpoesie, Nüchternheit, dürre Verständigkeit und Alltäglichkeit hat auch hier wieder in den Krautjunkern, Informatoren, Kammerjungfern, Geizhälsen und Schulmeistern Rabeners ihren Triumph gefeiert, und an seinem Beispiel kann es recht einleuchtend gezeigt werden, daß allgemeine moralische Fehler, daß allgemeine, zu jeder Zeit unter wenig ver-

änderter Form wiederkehrende Verkehrtheiten gar kein Gegenstand der Satire sein können; es müßen bestimte, in bestimten, hervorragenden Individuen mit Schärfe ausgeprägte Zeitthorheiten, Thorheiten, die ein ganzes Geschlecht und nur dieses ergreifen, Narrheiten, an denen eben die besten der Nation mit teilnehmen, es muß der Streit einer ganzen Culturwelt mit einer andern Culturwelt vorhanden sein, wenn eine Satire vorhanden sein soll, der man poetischen Wert zuschreiben darf. Hat ein angeblicher Satiriker entweder nicht das Auge, solche Conflicte zu sehen, oder nicht den Mut, sie zu ergreifen, oder keins von beiden — und letzteres trifft bei Rabener ein — so bleibt ihm nichts übrig, als sich an die Eigenheiten und Kleinlichkeiten der Alltagswelt zu halten, die er kaum anders, als mit directer Ironie, einer der ermüdendsten Gattungen des spottenden Stiles, anzugreifen im Stande sein wird. Und dieser Uebelstand tritt in Rabeners Schriften im vollsten Maße ein: es ist ganz leicht, fast alle seine Scherzreden einfach umzukehren, aus der Ironie in den platten ernstlichen Ausdruck zu übersetzen, und so augenblicklich alles satirische Element zu vernichten. Neben Rabeners zahme Satiren sind manche in dem Bodmer-Gottschedschen Streite gewechselte Spott- und Schmähschriften, wiewol sie nur Parteisache und somit natürlich enger als der echten Satire zusagt, gefaßt sind, zu ihrem großen Vorteil zu stellen und oft in der That bei weitem eher des Namens der Satire würdig, als die Advocaten-, Balthasar-Wurzel-, Querlequitsch- u. a. Satiren des kurfürstlich sächsischen Steuerrates[38].

Eine ähnliche, wenn gleich lange nicht so weit gehende Ueberschätzung wie Gellerts und Rabeners Werken ist den Gedichten Friedrich Wilhelm Zachariäs zu Theil geworden[39]. Zachariä war ein frühreifes Dichteringenium, welches mit kaum achtzehn Jahren eine seltsame, der jugendlichsten, fast kindischen, jedenfalls gänzlich unreifen Laune angehörige Dichtungsgattung producierte: die sogenannte komische Epopöe, in welcher unter fast gleichen Umständen freilich der Engländer Pope vorangegangen war. Gottsched nahm das junge Leipziger Studentlein unter seine Flügel, und so erschien denn schon im Jahre 1744, in den Schwabeschen Be-

lustigungen des Verstandes und Witzes, der vielbelobte und noch immer durch unsere Anthologieen hinlaufende, auch in der neuesten Zeit wieder herausgegebene Rennomist, in welchem die damalige Jenaische Studentenroheit, das unmäßige Biertrinken, das Hieberwetzen und Schnurrendurchprügeln, in den Formen der herkömmlichen epischen Poesie nicht ohne Anschaulichkeit geschildert wird. Das Komische ist von äußerst geringem Werte, vielmehr ist eben die Schilderung der Scenen, an denen der achtzehnjährige Student, aber auch gerade nur dieser, seine Freude haben mußte, das Beste; Poesie wird freilich Niemand darin finden, es ist durchaus nur eine Zeit- und Sittenschilderung; da man jedoch seit langer Zeit aller Warheit der Darstellung in der Poesie entbehrt hatte, so machte dieß Gedicht, dem die bezeichnete Eigenschaft nicht abgesprochen werden kann, großen Eindruck und gewann einen Beifall, welcher ihm in wirklich poetischen Zeiten niemals geworden sein würde. Nicht viel mehr, ja vielleicht noch weniger Wert haben die übrigen komischen Epopöen Zachariäs, die theils (wie „die Verwandlungen") in den bremischen Beiträgen, theils einzeln erschienen, wie das Schnupftuch, die bewundertste von allen, eine Variation von Popes Lockenraub, Phaeton und Murner in der Hölle, in welchen beiden Gedichten Zachariä sich von dem bisherigen gereimten Alexandriner zu dem Klopstockischen Hexameter wandte; durch ihre geringfügigen Motive und gesuchten Maschinerieen erregen diese Gedichte nur die äußerste Langeweile, so daß sie nicht einmal zur Unterhaltung gut genug sein dürften, geschweige denn daß sie ästhetischen Genuß gewährten. Noch langweiliger sind die, wenigstens eine Zeitlang sehr belobten und vielgelesenen beschreibenden Gedichte Zachariäs: die Tageszeiten, die, durch Kleists Frühling veranlaßt, voll gezwungener poetischer Schilderungen und was schlimmer ist, voll der seltsamsten Digressionen sind, wie z. B. in die Beschreibung des Mittags eine Schilderung der Salzdahlumer Gallerie, in die des Abends eine Beschreibung zugleich des Harzgebirges und eine Besprechung des Theaters und der Musik eingewebt ist; und die vier Stufen des weiblichen Alters.

Von Gottsched bei dessen Leben niemals abgefallen, und auch

nachher an keine der neuen Richtungen der Poesie angeschloßen, vielmehr immer in einer gewissen Opposition gegen dieselben verharrend ist einer unserer bedeutendsten Epigrammatisten, **Abraham Gotthelf Kästner**, der jedoch zu Gottscheds eigentlicher **Schule**, die wir früher betrachteten, um seiner Eigentümlichkeit und Selbstständigkeit, mehr noch um seines durchaus edlen menschlichen und eben so edlen dichterischen Charakters willen nicht gerechnet werden darf. Außer seiner wißenschaftlichen Bedeutung und seiner beachtenswerten beharrlichen Opposition gegen die kirchlichen und politischen Neuerungen seiner Zeit, wovon wir hier keine Notiz nehmen können, sind auch seine Gedichte, gröstenteils Lehrgedichte, besonderer Erwähnung nicht wert; von nicht geringem Range dagegen sind seine, noch immer bekannten und zum Theil musterhaften **Epigramme**, die zur kleineren Hälfte schon in den Gottschedischen Zeitschriften erschienen, zum größeren Theil aber erst weit später gedichtet sind. Eine Samlung derselben erschien wider den Willen des Verfaßers von **Höpfner** in Darmstadt besorgt, 1781, eine andere, **mit** dem Willen des Verfaßers, von **Justi** herausgegeben im Todesjahre Kästners, 1800. Ich darf hier nur an einige wenige Epigramme erinnern, um die Bedeutung unseres Epigrammatikers in Ernst und Scherz alsbald in das hellste Licht treten zu laßen, wie an das auf Kepler, auf die Schlacht bei Rosbach (was Hippokrene auf deutsch heißt), auf die alternden Dichter, welches geradezu **klassisch** genannt werden kann (es lautet: Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgesungen: doch manche Critici, die bleiben immer Jungen), auf den Satz: non datur vacuum u. a. Gegen Klopstock und die Klopstockische Dichtermanier überhaupt sind die Zeilen gerichtet:

„So toll erhaben Gewäsch in reimlos ametrischen Zeilen
Seh ich für Verse nicht an: mir ist es rasende Prosa“.

Gegen Bodmers Sonderbarkeiten, zunächst die, daß er den Umlaut ü durchgängig mit y schrieb und lateinische Lettern für den Abdruck seiner Gedichte wählte, sodann gegen dessen Leerheit und sprachliche Härten, wobei aber auch Gottsched nicht vergeßen wird, ist folgendes Epigramm gerichtet:

„Seht die epischen Zeilen, frei vom Maße der Sylben,
Frei vom Zwange des Reims, hart wie Zyrchische Verse,
Leer wie Meisnische Reime: Seht, der glyckliche Kynstler
Fyllt mit römischen Lettern, mit pythagorischen y y
Zum Ermyden des Lesers, beßer zu nytzende Bogen".

Gegen den Freiheitsschwindel der Revolutionszeit richten sich die treffenden Epigramme:

„Freiheitserklärung.
Frei seid nun und Brüder, gleich beglückt:
Sie sind gestürzt die euch bisher gedrückt;
Was sie von euch so lange Zeit genommen,
Das müßen wir und noch viel mehr bekommen;
Was eure Städte sonst geziert,
Wird unsrer Hauptstadt zugeführt;
Auch werdet ihr uns, die wir euch befrein,
Voll Dankbarkeit gehorsam sein".

»Allemands grands admirateurs.
Bewundernd haben sie sonst die Messieurs verehrt,
Wie sie bewundernd nun die citoyens begaffen;
Nie waren sie des Namens „Deutsche" wert;
Sie sind ja nichts als Franzenaffen".

Aber es soll auch die Grabschrift, die sich Kästner in einem Epigramme drei Wochen vor seinem Tode setzte, nicht vergeßen werden, eine Grabschrift, die freilich von Horazens exegi monumentum, von des Grafen Platen Grabschrift auf sich selbst, ja auch von P. Flemmings sich selbst gesetztem Epitaphium stark, aber gewis nicht zum Nachtheile des ein und achtzigjährigen Greises absticht:

„Von Müh und Arbeit voll, kam mehr als hoch mein Leben,
Doch froh in dessen Dienst, der Trieb und Kraft verleiht;
Im Glauben an den Sohn, der sich für uns gegeben,
Geh ich getrost zu Ewigkeit".

Mit wenig Worten sei es mir noch erlaubt, an den diesem Kreiße angehörigen Johann Arnold Ebert aus Hamburg, später, wie Zachariä, in Braunschweig lebend, zu erinnern, nicht so sehr um seine dichterischen Verdienste hervorzuheben, welche kaum

von einigem Belange sind, als um ihn als Hauptvertreter der englischen Literatur in Norddeutschland während der funfziger und sechziger Jahre des vorigen Jarhunderts zu bezeichnen — er war dieß hier eben so, jedoch in weit höherem Grade, wie es früher Bodmer in Süddeutschland und der Schweiz gewesen war; er übersetzte für die bremischen Beiträge Glovers Leonidas und später, 1760, Youngs Nachtgedanken, die eine lange Reihe von Jahren hindurch von äußerst großem Einfluße auf die Stimmung des literarischen Publicums in Deutschland waren, und die Anglomanie, an denen unsere Literatur mittleren Ranges bis zum Anfange dieses Jarhunderts in mehrfacher Beziehung krankte, herbeiführen halfen. Bald folgten auf Young auch die Richardsonschen Romane, Grandison und Pamela, bald auch Ossian; und das künstlich Gedankenvolle, das Gesuchte und Geschrobene, das Weitschweifige, das Rührende, das Empfindsame, was diesen englischen Werken anklebt, beherschte unsere Literatur nur allzu sehr; namentlich ist die sentimentale Periode, von der nachher bei Werther die Rede sein muß, zwar der Grundlage nach aus dem allgemeinen Streben nach dem Zustande einer natürlichen, ungebundenen, bloß den Träumen der „Empfindung“ überlaßenen Freiheit, ihrer Ausbildung nach aber diesen zu uns übergeführten englischen Werken zuzuschreiben.

Endlich werden noch die dieser Vorbereitungsperiode angehörigen Dramatiker erwähnt werden müßen, zunächst die beiden Schlegel. Der jüngste der drei Brüder, Heinrich Schlegel, ist zwar nur als Uebersetzer englischer Stücke, und gleichfalls neben Ebert als ein Verbreiter des englischen Geschmackes in Norddeutschland, zugleich aber deshalb zu beachten, weil er zuerst statt des Alexandriners den fünffüßigen Jambus in seinen Uebersetzungen gebrauchte, auf welchem Pfade ihm später Lessing im Nathan — durch den diese Versart in den allgemeinen Gebrauch kam — und Schiller in seinen Tragödien folgte, und dessen Herschaft erst in unserer Zeit wieder gebrochen worden ist. Der älteste des Schlegel-Kleeblattes, Johann Elias Schlegel, muß dagegen als eigentlicher Repräsentant, als Gipfel und Blüte der von Gottsched ausgegangenen

Dramatik, der vor-Lessingischen Dramatik betrachtet werden. Man kann an seinem Beispiel sehen, welchen Eifer, ja welche Begeisterung Gottsched, der doch so trockne, hölzerne Gottsched in der damaligen Jugend für die vaterländische Literatur anregte, indem er mit seinen Reformen gerade den Punkt zu treffen wußte, in welchem das Bedürfnis einer Erneuerung und Umbildung am lebhaftesten und allgemeinsten gefühlt wurde: das Drama. Schon auf der Schule zu Pforta begann Schlegel Dramen zu dichten und mit seinen Mitschülern aufzuführen, und setzte diese Bestrebungen später, von Gottsched aufgemuntert, der die Stücke des Jünglings auf die Leipziger Bühne brachte, und von allen Seiten mit Lob überhäuft, auf das Eifrigste fort. Beßer als die Gottschedschen Sachen sind seine Stücke allerdings: die Lustspiele lebhafter, die Trauerspiele wenigstens nicht bloße rhetorische Schulexercitien, aber jene leiden dennoch gar sehr an Langweiligkeiten, mehr sein „Müßiggänger", etwas weniger sein „Geheimnißvoller", diese, die Trauerspiele, unter denen eigentlich nur Kanut genannt werden kann, an Mangel der Handlung und Ueberfluß der Reden; poetischer Wert ist ihnen abzusprechen, und genannt kann Schlegel werden nur aus dem angeführten Grunde: um an ihm zu sehen, wie weit es die sächsische Schule vor Lessing und ohne ihn gebracht hat; es kostet schon nicht geringe Ueberwindung diese Sachen aus literarischer Neugier durchzulesen. Uebrigens starb Schlegel früh, im ein und dreißigsten Jahre seines Lebens (1749), überreizt durch frühzeitige geistige Anstrengungen und gewaltsames Producieren, ein Schicksal, welches mehrere seiner Zeit- und Berufsgenoßen, junge Theaterdichter, aus ganz gleichem Grunde traf: so Lessings Freund Mylius, so den erst zwanzigjährigen Dichter von Brawe, so den sechs und zwanzigjährigen von Cronegk, dessen Trauerspiel Codrus, wenn gleich später (1757) erschienen, doch noch ganz in diese Kategorie der Nachahmungen der Franzosen gehört, wiewol es zu seiner Zeit als ein, fast unvergleichliches, Originalstück gepriesen wurde. Das unsichere Herumgreifen, das Tasten und Tappen nach diesem und jenem Stoffe, das Aufgraben der allerfernsten Vergangenheit (wie eben im Codrus), die sich nur durch die Zuthat

von modernem Flickwerk und Flitter einigermaßen genießbar machen ließ, dafür aber ihren ursprünglichen Charakter daran geben mußte, und zu gleicher Zeit das Abschöpfen der allertrivialsten Gegenwart, was wir bei allen diesen dramatischen Dichtern finden, macht einen ungemein peinlichen Eindruck. Doch wir wollen jene Zeit nicht allzu streng richten; einhundert Jahre sind verstrichen, Lessing ist aufgetreten, Goethe ist gekommen und Schiller — und wie wenig haben wir von ihnen gelernt; wir sind im Drama in der Hauptsache nicht um einen Schritt weiter gelangt, als wir vor hundert Jahren waren.

Noch muß diesen Dramatikern ein anderer angereihet werden, dessen Blütezeit zwar zum großen Theile später fällt, der auch von den mancherlei Einflüßen der späteren Zeit vielfach berührt ist, im Ganzen jedoch den Stil der älteren sächsischen, gottschedschen Schule festhält, wenigstens als Nachfolger Lessings nicht betrachtet werden kann, so nahe er ihm auch eine Zeitlang persönlich stand: Christian Felix Weiße. Seine frühesten und im Ganzen auch wol seine besten Werke fallen übrigens ganz in unsere Vorbereitungszeit, in die vierziger und funfziger Jahre des vorigen Jarhunderts, und noch mitten in den Streit, den Gottsched mit den Schweizern und den Anhängern Klopstocks auch da noch fortführte, als er schon längst besiegt war; ja Weiße sollte durch eins seiner dramatischen Werke den völligen unwiderbringlichen Sturz des Dictators auch äußerlich herbeiführen und vollenden helfen. Der von Lessing angeregte und geförderte Weiße versuchte zuerst und mit Glück das Lustspiel; außer seiner längst vergeßenen, aber um 1749 sehr gern gesehenen Matrone von Ephesus und seinem Leichtgläubigen schrieb er 1752 nach dem alten englischen Stück the devil to pay das lange Zeit aufgeführte und mit dem größten Beifall begleitete Lustspiel: „die verwandelten Weiber oder der Teufel ist los", welches zwar heut zu Tage auch vergeßen ist, nicht aber das in dasselbe eingelegte Lied: „Ohne Lieb und ohne Wein was wär unser Leben". Dieses Stück war es, an dem sich die letzte Kraft Gottscheds brach; es erregte den Zorn Gottscheds auf unglaubliche Weise: er griff in seinem neuen Büchersaal Weißen,

der anfangs auch zu Gottscheds Zuhörern gehört hatte, als einen jungen Menschen an, der mit unerhörter Keckheit durch seinen schlechten Geschmack alle mühsam erzielten Früchte seiner, Gottscheds, Lehren, alle Verbeßerungen die er eingeführt, vernichte und dem guten, Gottschedschen Geschmack mit einemmal ein Ende mache. Damit nicht zufrieden, wandte er sich an den Directeur des plaisirs in Dresden, Hrn. v. Dieskau, und bestürmte ihn, die Aufführung des Weißeschen Stückes zu verbieten; durch diese Forderung, die noch dazu in lächerlich schlechtem Französisch abgefaßt war, gab sich der Dictator den letzten Stoß, zumal da er einen förmlichen Proceß gegen den vermeintlichen Verbreiter seines französischen Gesuchs anhängig machte. Diese Händel brachte ein ausgelaßener Witzkopf, Rost, früherhin schon durch einen Angriff auf Gottsched in dem „Vorspiel", auch sonst durch seine zügellosen Schäfergedichte bekannt, in Knittelverse unter dem Titel: Schreiben des Teufels an Herrn Gottsched, Kunstrichter der Leipziger Schaubühne, und diese Rostsche Teufelsepistel machte überall einen unglaublichen Effect, der noch durch den Umstand verstärkt wurde, daß der Graf Brühl, dessen Secretär Rost war, und bei dem sich Gottsched über diesen beschwerte, den unglücklichen Gottsched nötigte, ihm diese Satire vorzulesen. Seit der Zeit war Gottsched als literarisch todt zu betrachten, und die Veranlaßung zu diesem literarischen Tode hatte Weiße gegeben, Weiße, der sich doch sonst in keinen Streit einzulaßen pflegte, aber es allerdings fast mit allen Parteien und Richtungen verdarb, in so gutem Vernehmen er auch mit einzelnen Personen stand und fortwährend blieb. Auf seine verwandelten Weiber folgte der lustige Schuster, gleichfalls nach einem englischen Vorbilde, aus welchem die Reime „Minister flicken am Staat" u. s. w. noch heute bekannt sind, und die Poeten nach der Mode, zwar ein schwaches Lustspiel, aber eins welches in die literarischen Zeitintereßen eingriff, indem es die Gottschedianer und die Klopstockianer zu gleicher Zeit verspottete, weshalb es eine Reihe von Jahren sehr gern gesehen wurde, wogegen Klopstocks Anhänger seitdem von Weiße nichts mehr wißen wollten. Alles

Verdienst, welches wir diesen Weißeschen Lustspielen zugestehen können, ist das, daß sie eine gelenkere, biegsamere und überhaupt dem Lustspiel mehr zusagende Sprache auf dem Theater einführten, als bisher üblich gewesen war: Wirkung auf die mittleren Kreiße der Gesellschaft haben sie mehr geäußert, als Lessings gleichzeitige Lustspiele, mit denen sie sich sonst fast in keiner Beziehung meßen können. Später wandte sich Weiße auch dem Trauerspiel zu; er schrieb Eduard III. und Richard III., letzteres ein ungemein beliebtes Stück, aber französisch phrasenhaft und französisch gespreizt, wie die Stücke der älteren, Gottschedschen, nun doch längst verlaßenen Schule und deshalb auch von Lessing in seiner Dramaturgie mit Recht auf das schärfste getadelt. Noch beliebter wurde das spätere, auch heute noch nicht ganz vergeßene bürgerliche Trauerspiel Romeo und Julie, welches Weiße zum Theil aus andern Quellen, als Shakespeare, nicht zum Vorteil seines Productes, bearbeitete. Das letzte seiner Trauerspiele war Jean Calas, ebenfalls ein Stück voll Rührungen und Exclamationen und noch mehr voll von lästigen Uebertreibungen. Zwischen Richard und Romeo, in die sechziger Jahre, aber fallen eine Anzal Weißescher Stücke, in welchen er den schon in den verwandelten Weibern und im lustigen Schuster angeschlagenen Ton weiter verfolgte, seine Operetten, die nur zu lange Zeit zum Verderben des gesunden Bühnengeschmackes die Theater angefüllt haben: Lottchen am Hofe, die Liebe auf dem Lande (nach dem bekannten französischen Stück Annette et Lubin), die Jagd (aus welcher das Lied: „Als ich auf meiner Bleiche mein klares Garn begoß" noch jetzt bekannt ist), der Erntekranz und endlich der Dorfbarbier. Durch diese Stücke erregte Weiße, wie billig, den heftigsten Unwillen Bodmers, welcher in denselben das allerfrivolste Franzosentum wiederkehren sah, und wirklich langten wir mit diesen Operetten wieder ganz bei dem leeren Singsang und Klingklang der unsinnigen Opern an, welche funfzig bis sechzig Jahre früher, am Anfange des Jarhunderts, alle Bühnen angefüllt hatten, und die von Gottsched so siegreich waren bekämpft worden, so daß wir diesem „Leipziger Kunstrichter" nicht so ganz Unrecht geben dürfen, wenn er sich gegen das Stück:

der Teufel ist los mit so zornigem Mute erklärte: ein Theil der Früchte seiner Bestrebungen, und der besten, die er jemals gehabt, gieng allerdings auf diesem Wege verloren, wie es denn im Drama unser Schicksal ist, weil wir es zur rechten Zeit nicht zu einem nationalen Theater gebracht haben, uns in stetem Vorwärtsschreiten-Wollen und unaufhörlich wiederkehrenden Rückfällen zu bewegen. Nicht immer haben wir, wie die berühmte Procession zu Echternach, zwei Schritte vorwärts und einen Schritt rückwärts, oft einen Schritt vorwärts und zwei zurück gethan. Die Operetten gehörten unter den letztern Fall, denn als sie die Bühnen beherschten, war schon Lessing in seiner Blüte, war Minna von Barnhelm schon geschrieben.

Weiße, der sich durch eine ungemeine Leichtigkeit im Componieren auszeichnete, so daß er mitten unter den Geschäften seines Kreißsteueramts eine Tragödie binnen vierzehn Tagen schreiben konnte, ist außerdem als Dichter leichter lyrischer Gesänge (er nannte sie „Scherzhafte Lieder") bekannt und sehr lange beliebt gewesen; berühmter noch, aber doch auf kürzere Zeit berühmter waren seine Amazonenlieder, die jetzt mit Recht völlig vergeßen sind. Am dauerndsten waren seine Verdienste als Kinderschriftsteller, namentlich durch seinen Kinderfreund (eine Fortsetzung des Adelungschen Wochenblattes für Kinder), der freilich, wenn schon im Jahre 1775 begonnen, den Stempel der älteren sächsischen mitunter der echt Gottschedschen Schule in sehr auffallender Weise an sich trägt; in der pedantischen Zierlichkeit des Herrn Spirit und in der schulmeisterlichen Gravität des Herrn D. Chronikel steckt der leibhaftige Gottsched, in dem Herrn Magister Philoteknos aber der unsterbliche Leipziger Magister. In seinen Kinderliedern stimmte er zum Theil den unleidlichen pedantischen Ton an, der noch in vielen der heutigen elenden, nun auch in die Dorfschulen gedrungenen und alle echte Volksbildung zerrüttenden Reimereien herscht; Schrecken ergriff ihn, wie er sagt, als er an der Wiege seines Erstgebornen die albernen Ammenlieder singen hörte, und er dichtete neue; aber alle Ammen- und Kinderlieder Weißes wiegen an Poesie das einzige alte Ammen- und Bettlerlied nicht auf: „Wenn der jüngste Tag

will werden, fallen die Sternlein auf die Erden", und heute sind jene vergeßen und dieses lebt noch; nicht viel weniger unleidlich als die Ammenlieder sind die, in denen er z. B. die Kinder zwingen wollte, den Fleiß zu besingen, „Süßer angenehmer Fleiß, o wie herrlich ist der Preis" u. s. w., oder „Morgen, morgen, nur nicht heute"; — Lieder, die heute noch bekannt sind, und auf die ich mich allein schon berufen kann, um es zu rechtfertigen, daß Weiße hier bei der älteren sächsischen Schule, der zur Hälfte Gottschedschen seine Stelle erhalten hat[40].

Noch gehören in diese Vorbereitungszeit unserer zweiten klassischen Periode einige, mit den hier im Ueberblicke geschilderten zwar auch Verwandte, durch ihre nähere Verwandtschaft mit Klopstock aber von ihnen getrennte Dichter, wie Kleist, Uz und Gleim, die ohnehin wegen der weiten Verzweigungen, welche sie in die nach-Klopstockische Zeit hinein treiben, ein allzu starkes Vorgreifen in letztere nötig machen würden, die ich mir also erst nach Klopstock aufzuführen erlaube.

Wir werden jetzt diesem ersten Träger der neuen Zeit selbst unsere Betrachtung zuzuwenden, und nach hiermit vollendeter Betrachtung der Vorbereitungszeit mit ihm die Schilderung der zweiten klassischen Periode unserer Dichtkunst im engern Sinn zu eröffnen haben.

Es ist Vermeßenheit, das Wesen der gröſten Ingenien, welche auf mehrere Menschenalter, ja auf mehrere Jarhunderte hinaus bestimmend, gebietend, bildend und schaffend auf ihr Volk, vielleicht auf mehrere Völker oder die ganze Menschheit gewirkt haben, aus den historischen Bedingungen, an die ihr zeitliches Dasein und Wirken geknüpft war, erklären zu wollen; erklären zu wollen, wie es gekommen sei und notwendig habe kommen müßen, daß ein Geist dieser Art, mit diesen Gaben, mit diesen Richtungen, mit dieser Wirksamkeit eben in dieser Zeit erschienen sei. Es ist Ver-

meßenheit, welche, so sicher sie auch auftritt und so zweifellose Resultate sie auch verheißt, dennoch notwendig in sich selbst zusammenbricht und sich selbst vernichtet, schon darum, weil sie eine vollständige, das ganze Detail umfassende Kenntnis der sämtlichen Zustände, aus welchen dieser Geist soll geboren worden sein, voraussetzt, und einer solchen Kenntnis sich nur der Unkundige zu rühmen im Stande ist; es ist Vermeßenheit, welche, so geistreich sie scheint, im tiefsten Grunde auf einer mechanischen, um nicht zu sagen rohen Ansicht von dem geistigen Leben der Menschheit, des Ganzen wie der Individuen, beruht: als sei der menschliche Geist nur ein Product der Zeitverhältnisse, nur ein Facit aus vorher gegebenen Summanden, eine Ziffer, die eine Stufe weiter abermals zum Summanden werde, um ein neues Facit zu ziehen, eine Formel, aller Eigentümlichkeit, aller Selbständigkeit, alles Willens, alles Geheimnisses entkleidet. Und doch ist das der Stolz und die Freude und der lebendige Quell aller Lebenskraft nicht etwa nur der Geister ersten Ranges, sondern eines jeden, der zum Bewustsein seiner Gaben und seiner Persönlichkeit gelangt ist, daß er etwas ist und weiß und will und kann, was kein Anderer vor ihm und neben ihm eben so ist und weiß, will und kann, daß er sich, und wäre es so zu sagen nur an einer einzigen Stelle seines Ich, unabhängig von seiner Zeit, in undurchdringliches Geheimnis gehüllt, unergründlich und schöpferisch weiß. Jene, heut zu Tage nur allzu modische, Vermeßenheit treibt die gute, alte, ewige Warheit, daß die Menschheit eben kein Aggregat von Individuen, sondern wesentlich ein Ganzes sei, auf eine monströse Spitze hinauf: durch sie wird die geistige Menschheit zu einem rein physischen Elemente gemacht — gleichsam zu einem See, aus welchem die einzelnen Geister wie Blasen aus der Tiefe aufsteigen, um eine Zeitlang auf der Oberfläche umherzuschwimmen und dann zu zerplatzen — es schlägt in ihr die Warheit, in welcher wir als Christen unser Heil und unsern Trost finden, in den heillosesten und trostlosesten, vollkommen crassen und finstern pantheistischen Determinismus um.

Wenn ich es nun gegenwärtig unternehme, die großen Geister unserer neuen Zeit in ihrem Verhältnisse zu ihren Vorgängern

und ihrer Mitwelt, in ihren historischen Bedingungen, ihrem Wesen und ihrer Wirksamkeit, freilich in sehr flüchtigen Zügen und allgemeinen Umrißen zu schildern, so wird mich vielleicht schon die Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit meiner Zeichnung vor der Meinung schützen, als habe ich eine Genesis dieser Geister in dem angegebenen Sinne, der Mode der geistreichen Literarhistoriker unserer Tage gemäß, beabsichtigt; doch kann ich es nicht ganz für überflüßig halten, nach dem bisherigen ausdrücklich zu erklären, daß ich eine solche weder geben könne noch geben wolle, zumal da ich das Wagstück unternehme, die sechs Heroen unserer neuen Poesien, Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe und Schiller unmittelbar nach einander, und dann erst die Schulen, Gruppen, Nachfolger, Nachahmer, die sich an sie anschließen, in derselben Ordnung wie die Häupter, zu schildern. Gern will ich den Tadel über mich ergehen laßen, daß ich manches von diesen Personen, Zuständen und Dingen nicht gewußt und nicht verstanden habe — sehr ungern den, ich habe alles wißen, begreifen und erklären wollen. Sollten einige der gütigsten meiner Leser mir so viel zuzugestehen geneigt sein, daß ich manches wirklich nicht habe begreifen und erklären wollen, so ist dieß das Höchste, es ist Alles, was ich von ihrer Güte erwarten und hoffen darf.

Friedrich Gottlieb Klopstock war durch einen Reichtum an Gaben, welcher fast wunderbar erscheinen könnte, da die ganze vorangegangene Zeit, da eine Reihe von Jarhunderten nichts ihm Vergleichbares, ja nur Aehnliches erzeugt hatte, unter seinen Zeitgenoßen so ausgezeichnet, so einzig, daß die Besten, die Reifsten die Reichsten am Geiste ihn als ihr Ideal, vom Anfange seines Auftretens an, begrüßten, seine Superiorität willig und unbedingt anerkannten, und ihm mit einer Allgemeinheit und Freudigkeit huldigten, wie es seitdem nicht wieder geschehen ist und nicht wieder geschehen konnte. Denn er war wirklich der Morgenstern, der plötzlich aus dem tiefsten Dunkel, kaum durch eine leise Dämmerung angekündigt, sich erhob, um den Tag heraufzuführen; und erst muß es wieder Nacht werden und abermals dichte Finsternis unsere Dichterauen bedecken, ehe ein zweiter Morgenstern aufgehen und

mit gleichem, allgemeinem freudigem Jubel begrüßt werden kann. Er war wirklich ein neues, mit den bisherigen Erscheinungen nicht vergleichbares und aus ihnen nicht zu erklärendes Phänomen; denn wenn es gleich offenbar ist, daß Klopstock die Bodmersche Richtung verfolgte, vollendete und abschloß, daß er mit seinem Epos auf Miltonschem Grund und Boden stand, daß er mit seinen Freunden, den Verfaßern der Bremischen Beiträge, zu denen er selbst gehörte, in Bestrebungen, Anschauungen und Empfindungen, sogar im Stil und in der Sprache sehr vieles gemein hat und dieß durch seine ganze Laufbahn festhält — so ist er dennoch wieder ein ganz Anderer, unvergleichbar Höherer, als alle die, nach denen und mit denen er sich bildete; wir dürfen nur zehn Zeilen Gärtnerscher, Gellertscher und Schlegelscher Poesie neben zehn Zeilen Klopstockscher Poesie halten, um augenblicklich mitzufühlen, was alle Gleichzeitigen fühlten und was wie ein Blitz alle Nerven und Herzen durchzuckte, daß es mit Jenen für einmal und allemal vorbei, daß sie matt und schlaff und ohnmächtig, zur alten Zeit zurückgeworfen seien, und jetzt ein neues Jarhundert der Dichtkunst beginne. Auch bei dem Eintreten unserer ersten klassischen Periode zeigte sich etwas Aehnliches: Heinrich von Veldekin übte eine gleich plötzliche, zauberähnliche Macht auf seine Zeitgenoßen aus; er schuf einen neuen Vers, eine neue Sprache, neue Anschauungen, eine neue Poesie — doch kann er mit Klopstock kaum verglichen werden, denn die Stoffe lagen vor Veldekin schon bereit, und seine allerdings fast wunderbare Wirksamkeit hat mehr die Form zum Gegenstande; Klopstock ist auch neu, groß, schöpferisch in der Form, aber er ist größer und schöpferischer im Stoffe: die Geister seiner Zeit und der Nachwelt haben sich nicht allein durch ihn gebildet, sie haben sich an ihm entzündet; er ist nicht der Lehrer der kommenden Geschlechter, diese seine Schüler — er ist im vollsten Sinne der Meister derer, die um ihn standen und nach ihm kamen, diese seine Jünger.

Klopstock war — was wir durchaus voranstellen müßen — vor allem seinem innersten Kern und Wesen nach deutsch, deutsch an Ernst und an Tiefe, deutsch in Familiensinn und Vaterlandsliebe,

deutsch in Einfachheit und Warheit, deutsch in der Stärke des Naturgefüls und der elegischen Stimmung, die von dem deutschen Natursinne unzertrennlich ist. Seit einhundert und dreißig Jahren, seitdem man in Deutschland den deutschen Sinn, das deutsche Gesamtgefül verloren hatte, war des Redens kein Ende gewesen von deutscher Sprache, deutscher Dichtkunst, deutschem Heldentum und was weiß ich sonst von deutscher Großheit und Herrlichkeit — gerade von den Dingen, die man nicht hatte, im Grunde auch nicht haben wollte noch konnte, wol aber zu haben sich einbildete; mit jedem Jarzehend sollte die deutsche Dichtung deutscher, selbständiger, der ausländischen ebenbürtiger werden — und mit jedem Jarzehend wurde sie undeutscher, abhängiger, niedriger, eben durch die, welche sie deutsch und selbständig zu machen meinten; allesamt waren sie keine Deutschen, wollten sich aber künstlich und gewaltsam zu Deutschen machen. Da trat Klopstock auf, der sich nicht zum Deutschen machen wollte, der ein Deutscher war; die deutsche Poesie war wieder erlangt, da sie in einer lebendigen, frischen Persönlichkeit gleichsam Leib und Blut, Fleisch und Bein gefunden hatte. Durch eben diese warhafte deutsche Gesinnung erweckte Klopstock auch zuerst wieder ein regeres, allgemeineres und aufrichtigeres Interesse an der deutschen Geschichte und dem deutschen Altertum, was alle Lohensteinschen Arminius und Thusnelda, alle Postelschen Wittekinde, alle Schönaichschen Hermanne nicht zu erzeugen vermocht hatten, was selbst Bodmer nicht im Stande war hervorzurufen, wiewol dieser den richtigen, Klopstock einen falschen, ja seltsamen, abenteuerlichen und verkehrten Weg einschlug, das deutsche Altertum wieder zu beleben, einen Weg, welcher im Besondern kein anderer war, als den die Lohenstein, Postel und Schönaich gleichfalls eingeschlagen hatten.

Ein zweites Element in Klopstocks Gemüt und Poesie ist sein christlich-gläubiger Sinn, oder wenn man so will, sein christlich-gläubiges Gefül, in welchem er fast in eben dem Grade neu und schöpferisch war, wie in seiner deutschen Gesinnung. Nicht, als ob es etwa lange Zeit her keine wahre Christen gegeben hätte; nicht auch, als ob nicht in dem zunächst vorhergehenden Jarhundert

christliche Dichter die Fülle ihres Glaubens in begeisterten Liedern ausgeströmt hätten; — aber laut geworden war das christliche Lebensgefühl in seiner vollen Warheit und Innigkeit, außer in dem protestantischen Kirchenliede, seit den Zeiten der Reformation nicht wieder, in einer an alle Herzen gleichmäßig anschlagenden, alle Herzen in gleichem Grade ergreifenden, erschütternden Sprache war es seitdem nicht wieder verkündigt worden: vollends aber hatte es den ganzen Inhalt eines Dichterlebens, eines Dichtergemütes nicht ausgemacht seit den alten Zeiten eines Konrad und Lamprecht, eines Wolfram von Eschenbach. Nicht allein in die Kirche hinein, auch in die Welt hinaus ließ Klopstock der unsterblichen Seele Gesang erschallen von des sündigen Menschen Erlösung; kühn und frei, in der vollesten Stärke glaubensvoller Ueberzeugung, aus dem unmittelbaren Drange des seligen Herzens sang er nicht von der Lehre des Evangeliums, sondern von der That; er sang von dem Erlöser, den er als seinen Erlöser mit vollester Innigkeit, mit allen Kräften einer liebenden, begeisterten Seele umfaßt hielt: die Person des Heilands war es, die ihn begeisterte, die seinen Dichtungen Gestalt und Haltung gab, und in denselben für die Welt wieder eine Gestalt gewann, wie sie dieselbe längst nicht mehr gehabt hatte. Wir dürfen nicht vergeßen, daß schon seit länger als hundert Jahr vor Klopstock auch in der evangelischen Kirche das Christentum zur Lehre, zur Gelehrsamkeit, zur todten Formel der Gewohnheit geworden war, und daß von diesem Gewohnheitschristentum die poetischen Versuche der Opitzischen Schule in ihren so zu sagen officiellen Psalm-, Evangelien- und Epistelreimereien mehr als genügendes Zeugnis ablegen; gegen dieses kalte angelernte Christentum, gegen dieß todte Bekenntnis trat nun Klopstock mit dem Feuer eines lebendigen Zeugnisses auf, in dem Geiste Speners, aber zu einer Zeit, als die gehässigen Kämpfe der Pietisten- und Orthodoxenpartei schon längst ausgekämpft waren, und einer noch größeren Erkältung Raum gegeben hatten, als vor diesen Kämpfen vorhanden gewesen war. Man mag über Klopstocks christliche Poesie urteilen wie man will; man mag das Subjective, Willkürliche, Unkirchliche, man mag das angespannte Gefühlsleben

derselben, man mag ihre Wirksamkeit auf die Erzeugung des halt- und bodenlosen Gefühlschristentums noch so stark hervorheben — und es muß dieß alles, wenn auch nicht hier, doch in einer christlichen Culturgeschichte mit sehr scharfem Nachdrucke geltend gemacht werden — so viel werden auch die abgeneigtesten und ungünstigsten Beurteiler zugestehen müßen, daß in Klopstock eine warhafte, echt dichterische, belebende und entzündende christliche Begeisterung waltete, die in ihrer Zeit durchaus neu, unvergleichbar und einzig war, und der mächtigsten Einwirkung auf die Zeitgenoßen nicht verfehlen konnte.

Das dritte, worin Klopstock neu, einzig und schöpferisch hervortrat, waren die Maße und Formen des klassischen Altertums, welche durch Klopstock zuerst mit deutschem Stoffe und Geiste erfüllt wurden. Die ersten beiden Elemente, deutschen Sinn und Christentum, theilt Klopstock mit den Dichtern unserer ersten Glanzperiode, dieses dritte hat er, und mit ihm die neue Zeit, deren Held und Träger er war, vor der alten Zeit voraus; und sind auch die beiden ersten Eigenschaften weder in ihm noch in der neuen Zeit in gleicher Stärke, Reinheit und Gediegenheit vorhanden, wie in der alten Zeit, dieses dritte drückt der neuen Zeit dennoch den unvertilgbaren Stempel edler Eigentümlichkeit und Größe und einer wahren Classicität auf, so daß sie neben der alten Zeit nicht zurückstehen darf. Länger als zwei Jarhunderte war die Literatur der Griechen und Römer bei uns Gegenstand des eifrigsten, angestrengtesten, allgemeinsten Studiums, täglicher Lectüre und unbedingter Verehrung gewesen; länger als zwei Jarhunderte hatte sich der deutsche Geist gedemütigt vor dem fremden und sich in der Kindheit, in der Jugend und im Alter von ihm in die Schule führen laßen, länger als ein Jarhundert war es her, seitdem dieser fremde Geist alle eigentümlich deutsche Dichtung, ja sogar alle deutsche Gesinnung fast vernichtet hatte, um allein zu herschen; — und welche Früchte hatte bis daher jenes Studium, jene Verehrung — welche Früchte hatte bisher diese strenge Schulübung nicht etwa für die deutsche Dichtung, denn diese war beinahe von dem Fremdling zerstört worden, sondern nur für den Geschmack und die innere

Bildung der Deutschen getragen? Es ist fast kläglich anzusehen, welche völlige Bewustlosigkeit von dem innern Werte jener großen antiken Dichtungen während jener ganzen Zeit in Deutschland herschte: — stritt man doch ganz ernsthaft darüber, ob Homer oder Virgil den Vorzug verdiene, und entschieden sich doch mit den Franzosen die meisten Deutschen unbedenklich für den „polierten" Virgil, wie u. a. noch aus dem Gespräche König Friedrichs II. mit Gellert zu ersehen ist —; es ist kläglich anzusehen, wie man jene edlen Erzeugnisse des römischen und noch mehr des griechischen Geistes als bloße Phraseologieen mishandelte, und am kläglichsten, welche hölzerne, steife, geistesleere Nachahmungen des Antiken man zu Markte brachte, in denen auch nicht ein Funke des antiken Dichterfeuers glühete. Man blieb mit einem Worte Jarhunderte lang auf dem Standpunkte des unmündigen, ängstlich lernenden, mit saurer Mühe in beschränktem Kreiße der Anschauung sich plagenden Schülers stehen, bis endlich mit Klopstock die lange Schulzeit vollendet war, und das durch so lange und so allgemein getriebene Uebungen Erlernte, in Saft und Blut Verwandelte als freies Eigentum des frei gewordenen Geistes an das Licht trat. Wir haben in Vergleichung mit allen unsern Nachbarvölkern eine bei weitem längere, bei weitem härtere Schulzeit durchlaufen müßen, dafür aber haben wir auch, wie kein anderes Volk der Neuzeit, nachdem eine lange Reihe von Generationen hindurch eine untergeordnete, schulmäßige Beschäftigung mit den Alten fast in allen Klassen der Gesellschaft gedauert hatte, den dichterischen Geist dieser Alten uns zu eigen gemacht, ihn mit unserm innersten Sein und Leben gleichsam aufgesogen: wir sind, wie kein anderes Volk, hinaus gekommen über die bloß handwerksmäßige Beschäftigung mit den Alten, hinaus gekommen über das prompte Citieren von allerlei Stellen aus Cicero, Horaz und Virgil, Homer und Plato und Demosthenes, worin die Engländer noch heute ihren lächerlichen Stolz setzen, hinaus gekommen über das draußen stehen bleibende Bewundern und Anstaunen und Nachahmen: ihre Maße und Formen sind die unsrigen, ihre Anschauung ist unsere Anschauung, ihr Gedanke ist unser Gedanke geworden; und durch dieses Mittel haben wir

erst, wie kaum zu verkennen ist, auch unser eigenes Altertum wieder kennen und begreifen gelernt — wie die Nibelungen erst durch den Homer uns zum Verständnis gekommen sind; umgekehrt aber hat unser Altertum uns wieder das der Römer und Griechen aufgeschloßen wie keinem Volk der Erde. Alles dieß beginnt in die Entwickelung und Blüte zu treten mit Klopstock, der zuerst wieder aus den Alten die großen Gedanken eines Epos, die großen Gedanken einer begeisterten Ode schöpfte, und diesen Gedanken die eigenen deutschen Stoffe einimpfte, Antikes und Deutsches auf das Festeste und Untrennbarste in einander wachsen ließ. Mochte auch Klopstock im Epos wie in der Ode, und doch in dieser nur in einzelnen Fällen und späterhin, fehl greifen — fehl greifen, wie er es auch in seinen deutschen und in seinen christlichen Stoffen gethan hat —, die großen Gedanken hat er, er allein wie ein leuchtendes Meteor hineingeworfen in unsere neue Zeit, so daß wir alle auch jetzt nach hundert Jahren noch ganz und gar auf seinen Schultern stehen. Es muß hierbei auf das bestimteste in Anschlag kommen, und darf keineswegs, wie wol geschehen ist, als ein Unbedeutendes und bloß Aeußerliches gering geachtet werden, daß uns Klopstock die Versmaße der Alten, die so oft versucht, doch niemals gelungen waren, zum Gebrauche unserer Poesie gegeben hat. Nicht, daß ich meinte, es sei nun die Reimlosigkeit, der Hexameter oder die Odenform Klopstocks die unveränderliche Regel und das vollendetste Muster — im Gegenteil, ich weiß nicht allein, daß sich sehr vieles gegen diese Form einwenden läßt, sondern habe für meine Person vielleicht mehr als mancher Andere dagegen einzuwenden — aber das wird niemand zu leugnen im Stande sein, daß Klopstock durch diese reimfreien Verse uns von dem seelenlosen, handwerksmäßigen Klingen und Klappern mit Reimen, von dem todten Formalismus, in welchen unsere Poesie versunken war, frei gemacht, und uns die Richtung auf große Gedanken, als das den Vers Erfüllende und die Dichtung eigentlich Erzeugende, auf große Gedanken, die mehr sind, als die Versform und der herkömmliche Reimklang, auf eine edle, erhabene und warhaft dichterische, nicht durch den bloßen Reimklang und hallenden Verston getragene Sprache mit solcher Entschiedenheit

gegeben hat, so daß das ganze nach Klopstock folgende Jarhundert lediglich von ihm zu lernen hatte.

Daß Klopstock diese drei Eigenschaften, den deutschen Sinn, das christliche Gefühl und den antikklassischen Geist besaß, daß er sie zusammen, in ursprünglicher, harmonischer Einheit besaß und daß sie in so eminentem Grade sein Eigentum waren — während seit Jarhunderten sich nur wenige Dichter gefunden hatten, welchen eins von diesen drei, das christliche Gefühl, eigen gewesen wäre, Keiner der das erste, und noch niemals Jemand der das dritte, geschweige denn alle drei zusammen beseßen hätte — das läßt ihn als großes schöpferisches Dichteringenium, als den von Bodmer seit beinahe dreißig Jahren erwarteten und erhofften Dichtermessias erscheinen; schon dieß stellt ihn unbedingt über alle gleichzeitige und nachfolgende Talente, und nimmt ihn aus ihrer Zahl heraus, in welche man ihn später in ungerechter Verkennung seiner Größe hat miteinrechnen wollen; schon dieß verbietet uns, sein Erscheinen, seine Besonderheit und seine Wirksamkeit aus dem Einfluße der nächsten Vergangenheit und der Mitlebenden und Mitstrebenden erklären zu wollen. Aber wer auch nur die wenigen Zeilen gedichtet hätte, wie die Anrede an Gott:

Nicht heut erst sahst Du meine mir lange Zeit,
Die Augenblicke, weinend vorübergehn; u. s. w. — oder:
O Feld vom Aufgang, bis wo sie untergeht
Der Sonnen letzte, heiliger Todten voll,
Wann seh ich Dich? wann weint mein Auge
Unter den tausendmal tausend Thränen? — oder:
Erd aus deren Staube der erste der Menschen geschaffen ward;
Auf der ich mein erstes Leben lebe,
In der ich verwesen werde und auferstehen aus der!
Gott würdigt auch dich, dir gegenwärtig zu sein; u. s. w.

Wer auch nur diese wenigen Zeilen gedichtet hätte und wer dann noch im drei und siebenzigsten Lebensjahre die Abendröte des Lebens und das Wiedersehen in der Ewigkeit „wenn die Sonnen auferstehen“ in so tiefen und ergreifenden Tönen feiern kann, wie Klopstock in dem Liede: „Lang sah ich Meta schon dein Grab und

seine Linde wehn", dem ist auch das unerklärliche und unbeschreibliche Etwas eigen, welches den Dichter macht und was als ein mächtiges Geheimnis tief in den dunkelsten Gründen der Seele ruhet, der besitzt die wunderbare und heilige Macht, die Seelen zu ergreifen und zu bewegen, der ist nicht allein für seine Zeit und sein Volk ein Dichter, er ist ein Dichter für alle Zeiten und für alle Völker.

Mehr unter den Einflüßen seiner Zeit stehend und dieselben in sich zusammenfaßend, folglich auch wiederum unmittelbarer wiedergebend zeigt sich Klopstock in einer andern Eigenheit, in welcher er schon oft als Repräsentant seiner Zeit und als geistiger Vater einer nur allzu zalreichen Nachkommenschaft ist aufgefaßt und bezeichnet worden: wir wollen sie vorerst und auf möglichst schonende Weise seine Weichheit nennen. Auch dieß ist ein sehr bedeutender Factor wie in Klopstocks Persönlichkeit und Dichtung, so in dem Charakter und in der Dichtung der neuen deutschen Welt überhaupt; nicht allein der ersten klassischen Periode, sondern auch den auf dieselbe folgenden Zeiten völlig fremd. Diese Erscheinung kann wie gesagt, keineswegs aus Klopstocks Individualität erklärt werden; vielmehr ist sie von einer Reaction ausgegangen gegen die verkünstelte, in hohlen Förmlichkeiten erstarrte, in herzlosem Ceremoniell vertrocknete, in Heuchelei und Lüge verkommene Gesellschaftswelt aus dem Ende des 17. und Anfang des 18. Jarhunderts, einer Reaction, die im engen Bunde mit der gleichzeitigen Reaction im kirchlichen und religiösen Gebiete stand, auf der einen Seite mit dem Deismus, auf der andern aber mit dem Pietismus. Es war das Streben, sich loszuwinden von den steifen, drückenden Feßeln der Convenienzwelt, und ganz auf sich selbst zurückzugehen, sich zu befreien aus dem Reiche todter Masken und Formen und ganz seinem eigenen Selbst, seinen Gefühlen zu leben. Es war das Streben, sich menschlich an ein menschliches Herz anzuschließen, das ohne Perücke, galonierten Rock und Stoßdegen sich warm und herzlich umfaßen ließ, das man ohne ellenlange Titel und geschraubte Complimente auf Du und Du anreden durfte; es war das fast ängstliche Suchen nach Naturgenuß und freier Natürlichkeit —

welches hier die Form des Staates, dort die Form der Kirche, dort den historischen Staat und die Kirche selbst, welches die Cultur der Welt und ihre geschichtlichen Traditionen und das gesellschaftliche Leben in seinen hergebrachten Formen verneinte, dasselbe Streben, welches wir schon von einer Seite bei den Robinsonaden und Avanturiers-Geschichten berührten; — es war dieß die Richtung der Welt, in der auch Klopstock stand, und die er wiederum in mehr als einem Punkte als selbständiger Vertreter darstellte und auf die Nachwelt fortpflanzte. In ihm zeigt sie sich als der fast leidenschaftliche Sinn für Freundschaft, diese ganz moderne, an das Altertum nur sehr oberflächlich und höchstens kaum nachahmend angelehnte Stimmung, welche in dem Klopstockschen Kreiße bekanntlich sehr eifrig cultiviert wurde. Diese Richtung zeigt sich in ihm aber auch als ein starkes Vorwiegen des Gefühls, in einem Schwimmen in Empfindungen, die nicht das rechte Wort oder überhaupt keine Worte finden können, in einer lyrischen Ueberschwenglichkeit, die stets in den höchsten Höhen zu schweben sucht, und durch eine Berührung des festen Bodens der Wirklichkeit auch nur mit der Zehenspitze sich gleichsam zu erniedrigen fürchtet, in einem Pathos, einer leidenschaftlichen Angegriffenheit, in welcher die naturgemäße gesunde elegische Stimmung des deutschen Herzens zur traurigen und weinerlichen wird. Die „weinenden Augen" sind bekanntlich ein stehendes Ingrediens von Klopstocks Dichtung, und sie waren es bei ihm nicht bloß in der Dichtung; wie seine Helden und Heldinnen voll Rührung und Thränen sind, so war auch das Leben des Klopstockischen Kreißes und aller der weiteren concentrischen Kreiße, welche sich um Klopstock und um die bald auftretenden Engländer (Richardson) bildeten, ein Leben voll steter Rührung und fast unaufhörlichen Thränenreizes; -- und, was damit auf das Genaueste zusammenhängt, es war ein Leben in welchem ein ungemeines Gewicht auf die augenblicklichen Stimmungen, auf die Subjectivität und deren Weh und Leid so wie auf die Theilnahme gelegt wurde, die man diesen einzelnen Persönlichkeiten und ihren individuellen Schicksalen und Verhältnissen zu schenken hatte. Endlich darf nicht vergeßen werden, daß diese Richtung auf das individuelle,

weiche Gefühlsleben zu einer in lauter Idealen schwebenden socialen und politischen Schwärmerei, zu einer auffallenden Verkennung der Lage der Dinge in der wirklichen Welt, zu einer Verkehrung des Urteils in allen weltlichen Dingen mit fast notwendiger Consequenz hinführte, und es ist auch von diesem Endpunkte seiner Richtung Klopstock nicht entfernt geblieben: es ist bekannt, daß er, der Dichter des Jarhunderts, der Mann seiner Zeit, in einer fast unbegreiflichen Teuschung über das Wesen der französischen Revolution befangen war. Es war dieß bei ihm freilich nicht wilder, empörerischer Sinn, nicht Revolutionssucht, aber doch die Grundlage des damaligen revolutionären Sinnes und der Empörungssucht; es war eben die von allem Wirklichen, Bestehenden losgelöste Gefühlsschwärmerei, die Jagd nach Idealen, die ja in Frankreich selbst mit der besten Welt und dem Himmel auf Erden anfieng und ganz consequent mit der Blutarbeit des Wolfartausschußes endete. Sehr bezeichnend ist es übrigens für Klopstock, daß er ganz naiv nicht geglaubt hatte und in seiner idealen Gefühlsschwärmerei auch nicht glauben konnte, daß aus der besten Welt der états généraux Ernst werden sollte; so wie es zum Ernst kam, widerrief er seine begeisterten Begrüßungen der Revolution, die ihm leider sogar das Diplom eines französischen Bürgers erwarben, in der bekannten Ode: Mein Irrtum.

Die Eigenheiten, welche ich so eben in wenigen flüchtigen Strichen zu zeichnen versuchte, stehen der klassischen Bedeutung unseres Nationaldichters, des Helden der zweiten Blütezeit unserer Poesie überall beschränkend zur Seite; es laßen sich dieselben, sollen sie als Element eines kritischen Maßstabes gebraucht werden, den wir an seine Dichtungen legen wollen, in die Bemerkung zusammenfaßen: Klopstocks Dichtungen bewegen sich zu sehr in allgemeinen Empfindungen; sie ringen nach dem Ausdrucke dessen was sich nicht ausdrücken läßt, nach dem Aussprechen des Unaussprechlichen; ihnen fehlt bei hohem, oft in das Erhabene und Großartige übergehenden lyrischem Schwunge das plastisch Feste; sie gewähren keine Anschauungen, wie die Antike, oder wie die Dichterwerke unserer älteren klassischen Periode, sondern nur Gefühlsanregungen, es herscht in ihnen die Rhetorik des oft weichen Gefühls statt der

einfachen und warhaftigen Sprache, die das einfache und warhaftige Leben schildert.

Versuchen wir es nach dem bisher Angedeuteten, wenigstens einige Momente hervorzuheben, welche bei der Würdigung der einzelnen poetischen Schöpfungen Klopstocks in Anschlag zu bringen sein möchten; — zunächst seines Messias.

Es ist bekannt, daß Klopstock den ersten Gedanken zu dem Messias noch als Schüler der Schulpforte gefaßt, und daß ihm ein Traum die wo nicht erste doch wirksamste Inspiration zu diesem Werke gegeben hat. Daß der Gedanke, näher oder entfernter, durch Miltons verlorenes Paradies erregt worden, daß die Färbung des Ganzen sogar von des Engländers Poesie manches entlehnt hat, ist gleichfalls keinem Zweifel unterworfen; dennoch aber müßen wir jenen Gedanken Klopstocks für einen eigenen und ursprünglichen, nicht dem nachahmenden Streben entsproßenen, erklären: es war der dichterische Drang, der ihn mit aller Macht erfaßte, und ihn trieb, an dem Höchsten seine Kräfte zu versuchen. Ein Anderes ist es, ob dieser Gedanke, die Erlösung des Menschen durch Christus zu besingen, für so großartig wir ihn auch erkennen und erklären mögen, überhaupt einer befriedigenden dichterischen Darstellung fähig sei, und ob er, wenn dieß überhaupt möglich sein sollte, in der gewählten Form eine vollendete Darstellung gefunden habe. Die Geschichte der Erlösung des Menschengeschlechtes scheint überhaupt auf dreifache Art einer dichterischen Behandlung fähig: entweder objectiv-historisch, daß das Leben, die Thaten und der Tod des historischen Christus nach den Evangelien dargestellt werden: diese Behandlung liegt dem Volksepos nahe, und ist in der altsächsischen Evangelienharmonie auf unnachahmliche Weise vollendet; oder subjectiv-historisch, daß die an dem Menschen vollzogene Erlösung, seine Umkehr, Wiedergeburt und Heiligung zur Darstellung kommt; diese Behandlung ist vorzugsweise lyrisch, und in dieser Form in dem evangelischen Kirchenliede auf die vollkommenste Weise ausgeführt, doch läßt sich immerhin denken, daß dieser Stoff auch zu einem psychologischen Kunstepos sich gestalten ließe, wie wir im Parcival wirklich wenigstens eine

Seite dieser Erlösung auf das Vortrefflichste dargestellt besitzen; oder endlich objectiv=mythologisch, so daß der Hergang der erlösenden Thatsachen, nicht wie sie sichtbar für die Menschen auf Erden, sondern in dem Ratschluße Gottes des Vaters und des Sohnes sich gestaltet haben, geschildert wird. Diesen dritten Weg, wie wir leicht sehen, den schwierigsten unter allen — abgesehen davon, daß der erste in der modernen Welt unmöglich ist — wählte Klopstock. Sollten auf diesem Wege Handlungen, Handlungen Gottes dargestellt werden, so war der Kreiß derselben, in sofern bei der christlich=kirchlichen Ueberlieferung stehen geblieben werden sollte, ungemein beschränkt; sollte diese überschritten werden, so lag die Gefahr, sich in willkürliche, ungeheure, und den christlichen Sinn verletzende Phantasmen zu verlieren, nur allzu nahe. Zwischen dieses Dilemma findet sich denn Klopstock auch vom Anfange bis zum Ende eingeklemmt, und das Schwanken zwischen dem Einen und dem Andern läßt sein Gedicht fast an keiner Stelle zu fester Sicherheit und epischer Ruhe gelangen. Die äußerst sparsame Handlung der Messiade ist der ihr am häufigsten und mit dem grösten Rechte vorgerückte Fehler, aber ein bei dem gewählten Wege fast unvermeidlicher; schon darum tritt das Gedicht fast ganz aus dem Kreiße des Epos heraus, und in den der schildernden Dichtung hinab. Wir vernehmen fast nichts als Reden, Gespräche, Schilderungen, die sich jeden Augenblick selbst unterbrechen, da sie selbst erklären, daß sich das nicht schildern laße, was sie doch darzustellen unternehmen, und Episoden, die abermals gröstenteils in rednerischen oft geradezu lyrischen Ergüßen verlaufen. Die Handlung aber, welche wirklich vorkommt, die christliche Mythologie, schreitet, um es möglichst milde auszudrücken, auf der schärfsten Kante zwischen dem Zuläßigen und dem geradezu Abstoßenden und Verwerflichen hin; ich will nur an den Umstand erinnern, daß es Klopstock unmöglich gewesen ist, den Ditheismus, die Zweigötterei, zu vermeiden, wie es denn wirklich unmöglich ist, den Vater und den Sohn miteinander reden zu laßen in menschlichen Worten über den Ratschluß der Erlösung, ohne sie auch in menschlicher Weise zu trennen, und die vielbewunderte, auch wirklich erhabene Stelle gleich

im Anfange des Gedichts: „Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf, meine Hand in die Wolken und schwöre Dir bei mir selber, der ich Gott bin wie Du, ich will die Menschen erlösen" wird für ein einfaches christliches Gemüt immer etwas Bedenkliches behalten, welches kein reines Wolgefallen an der Dichtung aufkommen läßt. Es ist zum Sprichworte geworden, daß es wenig lebende Menschen gebe, welche Klopstocks Messias vom Anfange bis zum Ende durchgelesen hätten, und es ist das sehr erklärlich nicht allein durch die unverhältnismäßige Ausdehnung, welche das Gedicht erhalten hat, sondern auch durch die vom elften Gesange an, wenn nicht früher, sichtlich abnehmende Wärme der Dichtung; dem Dichter hat das Ganze, als er anfieng zu dichten, nicht mit klarer Bestimtheit vor Augen gelegen*); die zweite Hälfte ist nicht mehr ein Product zwingender dichterischer Kraft, des unbewust wirkenden poetischen Schöpfertriebes, sondern der bewusten, künstlichen, fast peinlich herbeigenötigten, Begeisterung, wie ich denn für mein Theil z. B. schon in die Bewunderung der Schilderung des Todes der Maria von Bethanien im zwölften Gesang entweder gar nicht oder nur mit großen Beschränkungen einstimmen kann. Die ersten zehn Gesänge aber verdienen gelesen und wieder gelesen zu werden, und ihr Lob zu verkündigen ist die Pflicht eines Jeden, der sie gelesen hat und Sinn für großartige und ergreifende Schilderungspoesie besitzt, wenn wir auch allerdings das Epos als solches Preis geben. In diesem Punkte ist begreiflicher Weise unser Urteil strenger, als das der Mitwelt, die sich, wo sie tadelte, blos an das Ueberspannte, den gegebenen Kreiß der Dichtung keck Ueberspringende, an das Phantastische und Formlose hielt; daß das Gedicht etwa gar kein Epos sein könne, fiel damals niemanden ein, da man ganz getrost der Meinung war, ein Epos jeder Art, auch ein homerisches

*) Bekanntlich schrieb Klopstock den Messias in einem Zeitraume von vollen fünf und zwanzig Jahren; die ersten drei Gesänge erschienen im Jahre 1748, die beiden folgenden im Jahre 1751; der sechste bis zehnte im Jahre 1758; der elfte bis funfzehnte erst elf Jahre später, im Jahre 1769, und die fünf letzten im Jahre 1773.

Epos, laße sich willkürlich verfertigen, und an einer Vergleichung Klopstocks mit Homer niemand in der Welt Anstoß nahm.

Doch ich glaube über den Messias schon mehr als zuviel gesagt zu haben; ich werde mich darum über die Oden desto kürzer faßen müßen. Es ist nur eine Stimme darüber, daß in den Oden die eigentliche Klassicität Klopstocks liege; der lyrische Schwung, der in der erzälenden Dichtung notwendig ermüdet, entfaltet sich hier zu einem gemeßeneren und eben darum zu einem majestätischeren Fluge als dort; ihm sind hier Ruhepunkte gegeben, welche ihm dort fehlen, und den Stoff beherscht hier die Form vollständiger, als in dem epischen Hexameter, mit welchem Klopstock, der Natur der Sache gemäß, in stetem Ringen und Kampf begriffen war, so daß er bekanntlich in dem letzten Gesange des Messias theilweise von dieser Form des Erzälens abgieng, und lyrische Stücke, Hymnen, einschaltete. Zugleich haben wir in den Oden das vollständige Abbild der Dichterpersönlichkeit Klopstocks; er feiert in denselben nicht allein die religiösen Gefühle, sondern auch die Freundschaft, die Liebe und das Vaterland, und begleitet mit diesen Accorden sein ganzes langes Leben, so daß wir in den Oden Zeugnisse seiner frühesten wie seiner allerspätesten Productivität haben. Doch ist auch in den Oden der Unterschied zwischen dem früher und später Gedichteten sehr merklich; in den älteren Oden, namentlich denen, welche er noch vor dem Ablaufe des sechsten Decenniums des Jarhunderts, in den Zwanzigen und Dreißigen seiner Lebensjahre dichtete, herscht, wo er Gott und den Erlöser besingt, die feurigste Begeisterung, die hinreißendste Erhabenheit; wo er der Freundschaft ein Denkmal setzt, die edelste, sogar kräftigste Innigkeit, neben der lebhaftesten Wärme eine feste Männlichkeit; wo er Fanny oder Cidli besingt, die tiefste Herzenssehnsucht, die rührendste, und doch weder weichliche noch kränkliche Schwermut, die geistigste und doch wahrste Männerliebe; wo er endlich das Vaterland verherrlicht (wie in den hierher gehörigen Oden: Heinrich der Vogler, den er früher auch episch zu feiern gedachte, Hermann und Thusnelde, Fragen und andern) die stolze, kühne, und doch gemeßene und einfach natürliche Sprache des reinsten Selbstgefühls

und des edelsten Volksbewußtseins. Hinsichtlich seiner Liebesoden an Fanny und Cidli darf ich auch den freilich schon unzäligemal hervorgehobenen Umstand nicht übergehen, daß er in denselben nicht, wie seit der Opitzischen Zeit wenn auch nicht ausschließlich, doch wenigstens im Ganzen üblich war, bloß erdichtete Verhältnisse in künstlicher und unwahrer Darstellung, sondern nach der Weise der alten Minnesänger, mit denen sein Ton, ohne daß er sie irgend kannte, mehrfache Verwandtschaft hat, ein wirkliches Herzensgefühl gegen ein wirklich geliebtes weibliches Wesen ausspricht; — ein Weg, auf dem ihm die ganze spätere Dichterwelt zum großen Vorteil der erotischen Poesie nachgefolgt ist. Seine späteren Oden, zumal die seit dem Jahre 1770 gedichteten, sind, mit nicht allzu zalreichen Ausnahmen, sehr merklich kühl; er copiert augenscheinlich oft sich selbst; in den wenigen religiösen Oden herscht die nach Worten ringende und nach großen Bildern sichtlich suchende künstlerische Anstrengung; die dem Vaterland gewidmeten sind zum großen Theil durch die eingeschobene nordische Mythologie entstellt; die meisten übrigen haben schon Gegenstände, die sich für den freien, kühnen Flug der Ode kaum oder gar nicht eignen; in fast allen ist die Sprache künstlich emporgetrieben, der Stil oft bis zur Dunkelheit verschränkt, und was oft das Schlimmste ist, es herscht ein bestimmter Lehrzweck in denselben vor.

Neben der Odenpoesie, oder vielmehr nach derselben, wandte sich Klopstock auch zu der Poesie des Kirchenliedes, indem er theils eine Reihe älterer Kirchenlieder umgestaltete, theils neue Lieder, die er für Kirchenlieder wollte gehalten wißen, dichtete. Im Ganzen ist die Richtung der Klopstockschen Poesie eine verfehlte zu nennen; das eigentliche Volksmäßige, die unentbehrliche und wesentliche Grundlage des Volksliedes, lag ihm fern; einfache Thatsachen poetisch darzustellen, war ihm von der Natur völlig versagt; sein Gebiet war das der Empfindungen, und zwar der verfeinerten Empfindungen, der sogenannten Gefühle, und in eben dieß Gebiet gehören auch seine Lieder, die, wie schon oft bemerkt worden ist, eben nichts als solche Gefühle, solche „ästhetisch-verfeinerte Religionsempfindungen“ darstellen — und hiervon macht nicht einmal sein

berühmtes Lied: „Auferstehn ja auferstehn" eine Ausnahme — also für den Kreiß der christlichen Gemeinde völlig unpassend sind. Es sind geistliche Lieder, aber keine Kirchenlieder, und selbst als geistliche Lieder werden sie nicht in jeder Hinsicht günstig beurteilt werden können, da sie nur allzuviel Subjectivität enthalten und dem weichen, zuletzt völlig zerfließenden und in Nichts sich auflösendem Gefühls- und Thränenchristentum den grösten Vorschub geleistet haben.

Weit geringer noch als diese Liederpoesie ist Klopstocks dramatische Poesie anzuschlagen. Wir haben von ihm drei biblische Stücke, und drei sogenannte Bardiete, in welchen das urgermanische Altertum in Arminius dargestellt werden sollte. Das älteste der biblischen Stücke, Adams Tod, ist verhältnismäßig noch das erträglichste, doch nichts weiter als ein süßliches Idyll; die beiden andern, Salomo und David, entbehren aller festen und bestimten Charakterzeichnung, und müßen für völlig verunglückt gelten. Die drei Bardiete, zumal das älteste, 1769 erschienene, dem Kaiser Joseph gewidmete, die Hermannsschlacht, wurden zu ihrer Zeit mit großem Enthusiasmus aufgenommen, und doch kann man kaum etwas Verfehlteres lesen als diese, aus lauter rein ersonnenen, willkürlich erschaffenen Figuren und Situationen zusammengesetzten und mit einer bis in das Widrige gehenden Weichheit ausgemalten Nebelschöpfungen. Insbesondere ist der Contrast des Heldentums, welches hier geschildert werden soll, mit der überspannten Sentimentalität, der krankhaften modernen Weichheit, in welche dieses Heldentum eingekleidet ist, geradezu widerlich, selbst für den, der von der älteren Geschichte und Poesie gar keine Kenntnis, sondern nur überhaupt einen gesunden, unverschrobenen Sinn besitzt; nimmt man aber die Carrikatur von Druiden, Barden und ihrem Gesang und ihren Opferfeiern, diese Umkehrung aller alten historischen und poetischen Grundlagen mit hinzu, so übersteigt der Eindruck, den diese Producte machen, vollends alle Erträglichkeit. Sehr sichtbar ist hier schon der Einfluß des 1764 zuerst bei uns bekannt gewordenen Ossian, welcher dieselbe unorganische und unpoetische Mischung alter, freilich kaum noch erkennbarer historischer und poetischer Momente

und einer ganz modernen, in Schilderung und Sentimentalität aufgelösten Gefühlspoesie an sich trägt, und direct wie indirect zur Verderbung unseres Geschmackes sehr viel beigetragen hat. Aus diesen Bardieten entwickelte sich bald bei uns die Bardenpoesie oder das mit Recht sogenannte Bardengebrüll, eine der schwächsten, und in den meisten Beziehungen geradezu kläglichen Nachahmungen — nicht unseres großen Dichters, sondern einer seiner Verkehrtheiten.

Von den prosaischen Schriften Klopstocks habe ich nichts zu berichten, da sie nicht in das Gebiet des frei schaffenden Dichtergeistes, sondern in das Gebiet der Wißenschaft, meist freilich nur der sogenannten, einschlagen, und es ist überhaupt am besten, von denselben gänzlich zu schweigen, da sich hier der große Geist förmlich in das Kleinliche und Kindische verliert. — Freuen wir uns seiner Größe, und vergeßen wir mit der großen Mehrzal seiner Zeitgenoßen, die ihm in frommer Pietät anhieng, seine Kleinlichkeiten; freuen wir uns des strahlenden Morgensternes, der in ihm für unsere Literatur aufgieng, und hadern wir nicht mit dem Morgenstern, daß er keine Sonne geworden. Sein Grab zu Ottensen unter der Linde, wo er an der Seite seiner Meta ruhet, wird für jeden Deutschen, der den Mut hat, zugleich ganz ein Deutscher und ein Christ zu sein, für alle Zeiten eine ehrwürdige Stätte bleiben [41]. —

In einem scharfen, in den meisten Punkten polarischen Gegensatze zu Klopstock stehet der zweite Erwecker unserer neuen poetischen Selbständigkeit, Gotthold Ephraim Lessing. Dort, Klopstock still, mild, eingezogen und auf sich beschränkt; hier, Lessing unruhig, scharf, überall an dem Leben der Welt den regsten Anteil nehmend, aus sich heraus gehend, und in seine Zeit mit bewuster Energie eingreifend; — dort lyrischer Schwung bis zur Weichheit und Zerfloßenheit — hier Prosa mit dem nüchternsten Verstande und der klarsten kühlsten Besonnenheit; dort eine Hingabe an den Stoff, die zur Unterordnung unter denselben wird; hier ein Abwehren des Stoffes und gebieterische Forderungen an denselben; dort ein gutmütiges Gehen= und Geltenlaßen, hier eine schwertscharfe Kritik und ein zur höchsten Spitze aufsteigender Scepticismus; dort inniges Anschließen an das Christentum, kindlicher Glaube, hier Gleich=

gültigkeit gegen die positive Religion und eine angreifende Stellung gegen die Kirche; dort fast alles deutsch und christlich, hier fast alles antik und heidnisch; dort der Stoff über die Form hinausströmend, hier das strengste Maß und die engste Form, die den Stoff in den festesten Schranken hält. Es sind in Klopstock und Lessing die beiden Gegensätze, aus denen unsere neue klassische Zeit erwachsen ist, die liebevolle Hingebung an das Object und die bewuste Herschaft über das Object in zwei verschiedenen Personen ausgeprägt, die beiden Gegensätze, welche nachher zu höherer Einheit in der vollendetsten Dichterpersönlichkeit dieser unserer neuen Zeit, in Goethe, zusammengefaßt werden sollten. Was aber die Stoffe selbst betrifft, so vertrat Lessing von den drei Objecten unserer neuen klassischen Poesie, dem deutschen, dem christlichen und dem antiken Element, vorzugsweise das letztere, und dieses mit weit größerer Energie, in weit klarerem Bewustsein und mit ungleich bedeutenderem Erfolge, als Klopstock, so, daß Klopstock nur als der Wegweiser, Lessing als der Führer auf der Bahn der Antike betrachtet werden muß. Dagegen tritt in Lessing das deutsche Element schon verhältnismäßig zurück, wie es in dem Begleiter Lessings auf diesem Wege, dem Vertreter der antiken plastischen Kunst, Winkelmann, völlig zurücktrat; noch weit mehr trat in und durch Lessing jenes dritte Element, das christliche, in den Hintergrund, ja in den Schatten; das allgemein Menschliche des Altertums wog vor; und das Gleichgewicht ist nicht völlig wiederhergestellt worden, eine Dissonanz ist geblieben in den reinen Klängen unserer neuen Poesie bis auf diesen Tag, eine Dissonanz, die namentlich der nicht wird wegleugnen können, welcher zur Kenntnis und zum Bewustsein von der Größe unserer alten Poesie gelangt ist, wenn dieselbe auch bei weitem nicht so schreiend und unversöhnlich ist, wie sie von manchen Seiten in übelverstandenem Eifer ist gemacht worden.

Vorbeigehen aber können wir dieser Erscheinung unmöglich, ohne eine sehr merkliche Lücke in der Schilderung unserer zweiten klassischen Periode unausgefüllt zu laßen, und so möge es mir denn vergönnt sein, jetzt, da sie uns zum erstenmale bestimt und in scharf ausgeprägten Zügen entgegentritt, sie in ihrem Ursprunge und in

ihrer Bedeutung für unsere nationale Poesie zunächst von der einen Seite, eben als Dissonanz, mit einigen flüchtigen Strichen zu zeichnen, während ich die Darstellung der andern Seite, der wenigstens theilweise vollbrachten, wenn schon von den Meisten unserer Zeit ungern zugegebenen, Lösung dieser Dissonanz einer späteren Stelle, der Schilderung der Wirksamkeit Goethes und Schillers vorbehalten muß.

Es mögen in unsern Tagen die Individuen eine Stellung gegen das Christentum einnehmen, welche sie immer wollen, so viel wird auch der Kälteste, der gegen Glauben und Kirche Gleichgültigste, ja der entschiedene Gegner zugestehen müßen, daß der christliche Glaube seit eintausend Jahren ein mit dem nationalen Leben der Völker des Occidents, vor allem des deutschen Volkes auf das innigste verwachsenes Lebenselement, ein nicht etwa bloß das Wißen, sondern das gesamte Sein der deutschen Nation erfüllender, und dieselbe bis in ihre Tiefen befriedigender Lebensinhalt gewesen sei. Davon legt das ganze Mittelalter in allen seinen Erscheinungen ein zu lautes Zeugnis ab, als daß es selbst von dem durch einen leidenschaftlichen Unglauben Verblendeten geleugnet werden könnte; von dieser tiefen, innigen Befriedigung zeugen eben unsere Poesieen der alten Zeit, die wir früher betrachteten, auf die allerentschiedenste Weise: die stille Ruhe, die ungetrübte Heiterkeit, die diesen Dichtungen inwohnt, der milde Schimmer des Friedens und der Behaglichkeit der über sie ausgebreitet ist, beweist, daß die Nation sich mit sich selbst einig, daß sie sich in ihren tiefsten Daseinsbedürfnissen völlig befriedigt wußte. Nicht weniger zeugt dafür die Reformation, wenn sie in ihrem religiösen Quell, mit ruhigem geschichtlichem Blicke, mit einem von Leidenschaft und Ueberdruß gleich wenig getrübten Auge betrachtet wird: es liegt in ihr das Streben, sich des für das Leben der Nation unentbehrlichen persönlichen Glaubens wieder in seiner ganzen Fülle zu bemächtigen und zu der fast schon verlorenen Befriedigung zurück zu gelangen. Aber es trat fast zu gleicher Zeit mit der Reformation, zuerst in Italien, später in Deutschland, auch das Streben hervor, einen neuen

befriedigenden Lebensinhalt, theils neben, theils über dem gegebenen nationalen, theils über theils neben dem überlieferten christlichen Lebensinhalt in der geistigen Welt des heidnischen Altertums zu entdecken und zu gewinnen; es trat das klassische Altertum gleich vom Anfang an in Italien bekanntlich nicht bloß als ein drittes, die nationalen und christlichen Elemente bereicherndes, ihnen jedoch untergeordnetes Element auf, sondern als ein Stoff, welcher sich an die Stelle der einen und der andern oder beider zugleich zu setzen, dieselben zu verdrängen suchte — welcher statt des nationalen Bewußtseins ein griechisch-römisches, statt des christlichen ein heidnisches Bewußtsein zu erzeugen strebte. Daß von diesem Streben schon im 16. Jarhundert auch in Deutschland zalreiche Spuren zu entdecken seien, ist bekannt genug; doch verhinderten die weit vorwiegenden religiösen und kirchlichen Interessen dieses Jarhunderts den Ausbruch des bereits drohenden Kampfes. Innerlich, und wenn man will, im Geheimen wurde er fortgesetzt, bis gegen das Ende des 17. Jarhunderts in dem englischen Deismus der langsam aufgesogene heidnische Lebensinhalt zur Erscheinung kam, und der Zwiespalt zwischen dem überlieferten christlichen Leben und dem neuhinzugeführten antik-heidnischen Bewußtsein offen zu Tage lag. Die alte Befriedigung, der man gleichsam müde geworden war, verschwand; man trat willkürlich von dem Standpunkt des Habenden und Genießenden auf den des Suchenden und Zweifelnden zurück. Auf den alten, daß ich mich so ausdrücke, naiven Standpunkt des suchenden Griechen und Römers konnte man gleichwol nicht wieder zurückkehren, daher hat das moderne Suchen und Zweifeln etwas Unruhiges, Unstätes, Pikiertes, Gewaltsames, ja in manchen Fällen etwas Krankhaftes und Verzweifelndes, welches weit absteht von dem frischen Streben der Griechen, noch viel weiter von der, man könnte fast sagen, seligen Ruhe unserer älteren Zeit, zu welcher es vielmehr den geraden Gegensatz bildet. Von diesem Suchen und Nicht-Finden ist unsere ganze neuere Dichterzeit erfüllt, und nicht zu ihrem Vorteil. Der erste und bedeutendste Repräsentant dieser Suchenden und Nicht-Findenden ist Lessing, in welchem übrigens mehr antik-klassische Ruhe des Suchens vorhanden ist, als,

Goethe ausgenommen, in sämtlichen Suchenden von 1781 an bis auf den heutigen Tag. Er war es, der das Suchen der Warheit höher stellte als den Besitz der Warheit, das Laufen nach dem niemals erreichbaren Ziel höher als das Ziel selbst. Eben darum aber ist in seinen Werken, in denen die tieferen menschlichen Fragen zur Sprache kommen, eben darum ist in den übrigen nach ihm kommenden Werken gleichen Inhalts theils etwas Unruhiges, etwas Polemisches, theils etwas wirklich Unbefriedigtes und Unbefriedigendes, etwas Unabgeschloßenes und Dissonierendes, welches den höchsten poetischen Genuß nicht zu erreichen verstattet. Es ist hier nicht von einer Vergleichung der Productionen der neuen Zeit mit der großartigen Ruhe des homerischen oder des deutschen Epos die Rede, dergleichen die neue Zeit überhaupt zu schaffen außer Stande ist, und worin sie der alten Zeit unbedingt nachstehet; aber wer kann sich, wenn er sich aufrichtige Rechenschaft geben will, verhehlen, daß im Nathan, in Emilie Galotti, daß im Werther, im Faust, ja im Götz, daß in den Schillerschen Dramen ohne Ausnahme irgend etwas Unaufgelöstes, ein geheimes, im tiefsten Kern ungemildertes Weh, ein stechender, krankhafter Schmerz verborgen liege? Wer muß nicht gestehen, daß hier ein Widerstreit zwischen der Idee und der Wirklichkeit, zwischen dem Anspruche und der Erfüllung, zwischen dem Wollen und Können, theils angedeutet, theils halb ausgesprochen sei, den unsere ältere Zeit so gut wie gar nicht, den selbst die ihrem innersten Wesen nach notwendig nicht befriedigte griechische Dramatik so nicht kennt? Oder hätte wirklich nur eins dieser Werke so ganz „ausgestoßen jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit“ wie die beiden Oedipus des Sophokles, durch die doch das tiefste Weh hindurchzittert, was eine griechische Seele jemals bewegt hat? Wäre in einem dieser Werke der Conflict mit der Welt so völlig von dem Dichter überwunden, daß man nicht eine Regung mehr gewahrte von der Unruhe seiner Opposition? Hört man nicht vielmehr vernehmlich genug ein widerstrebendes und unzufriedenes „Ich will das nicht“ durchklingen? Gewis, unsere neue Dichterzeit hat sich nur gewaltsam und zu ihrem Schaden des versöhnenden, Ziel und Ruhe gebenden Elementes entschlagen, des christlichen

Elementes, welches sie nicht aufnehmen mochte, und doch nicht ignorieren kann, während es ihr gleich unmöglich ist zu der plastischen Ruhe der griechischen Heidenwelt zurück zu kehren. Ich weiß sehr wol, daß neben der religiösen Unruhe und Unbefriedigtheit auch eine sociale und politische Unruhe die ganze Zeit, von welcher wir reden und noch zu reden haben werden, durchzieht; aber unmöglich kann es verkannt werden, daß die erstere, die sociale Unzufriedenheit, doch nur in der religiösen wurzelt; — daß dagegen die in der Zeit vorhandene politische Bewegung und Aufregung der Poesie nicht notwendig Eintrag thue, beweist die Dichtung der Griechen, beweist die Dichtung unserer eigenen älteren Blütezeit so zu sagen mit jeder Zeile. Es muß mithin in dem persönlichen Habitus der Dichter, in der Stellung ihrer innersten Gesinnung zu den höchsten Gegenständen, nicht in diesen, nicht in den Zeitverhältnissen, nicht in der Weltlage die Ursache gesucht werden, weshalb auch die besten ihrer Werke keinen vollkommenen, in jeder Hinsicht befriedigenden Eindruck machen, und so scheint es denn bis jetzt in der Dichtung unser Looß zu sein, daß wir nicht alles zugleich und auf einmal haben und besitzen sollen: die ältere Blütezeit ermangelte noch der Weltcültur, der gemeßenen, überall durchsichtigen Form, dagegen besaß sie innere, unerschütterliche Haltung und tiefe Befriedigung; die neuere hat Jenes, die Aufnahme der Weltcultur und die innige Vermälung derselben mit der nationalen Poesie erreicht, dagegen das Andere, wenigstens zum größeren Theile, daran gegeben. Wie sich aus dieser, im Anfange, bei Lessing, noch großartigen Verstimmung, später, in Goethe und Schiller zum Theil überwundenen und aufgelösten Dissonanz mit einseitiger Festhaltung derselben, besonders unter dem nachher zu schildernden Einfluße Wielands, eine Masse ganz harter und derber, sogar roher, den Misklang suchender und zur gellendsten, schreiendsten Höhe treibender literarischer Erscheinungen und Gruppen bildet, in welchen zuletzt fast alle Poesie erlischt, von den Nicolai und Heinse herab bis auf die vom Weltschmerz Zerrißenen, würde an einer andern Stelle nachzuweisen sein: daß jedoch diese sich selbst Zerreißenden ihren Weltschmerz nicht aus sich willkürlich erzeugt, sondern denselben der Grundlage nach aller-

dings aus unserer besten Zeit überliefert erhalten haben, wird nicht abgeleugnet werden können.

Kehren wir nach dieser allgemeinen Betrachtung wieder zu dem, von welchem dieselbe notwendig angeregt wurde, zu Lessing zurück.

Lessings Leben und ein Theil seiner literarischen Thätigkeit pflegt auf Viele beim ersten Anblicke nicht den günstigsten Eindruck zu machen: es scheint ihn eine nie gestillte Unruhe hin und her zu treiben, eine fast planlose Vielgeschäftigkeit zu zerspalten und seine Kräfte vor der Zeit zu verzehren. In diesem Tadel liegt allerdings etwas Wahres: bald in Leipzig, bald in Berlin und wieder in Leipzig und in Berlin, in Breslau, Hamburg und Wolfenbüttel und nirgends befriedigt, nirgends zufrieden, mit unzäligen Plänen beschäftigt und rastlos thätig, und doch, mit verhältnismäßig wenig Ausnahmen, nur Vereinzeltes und Zufälliges hervorbringend — so finden wir ihn; aber wer könnte bei all dieser Zerstreuung und Vielgeschäftigkeit, bei dieser Beweglichkeit und Unruhe die innere feste Einheit der kräftigen Seele, die tiefste Ruhe des klarsten Bewustseins, die unerschütterte Selbständigkeit eines den Außendingen überlegenen starken Geistes verkennen? — Und gerade die Schlagfertigkeit Lessings, daß er nach allen Seiten hin eingriff, daß er niemals still stand, niemals zögerte, wo es galt vorzuschreiten und einen Kampf aufzunehmen, daß er mit der strengen Aufrichtigkeit seines ungewöhnlichen Scharfsinnes überall eindrang, das gerade war es, was die strebende und ringende, aber sich selbst nicht klare und ihres Zieles nicht bewuste Zeit bedurfte. Mit einer Ueberlegenheit, gegen die kein Widerspruch aufkam, mit einer Scharfsichtigkeit der nichts verborgen blieb, mit einer Aufrichtigkeit und Offenheit die nichts verschweigt, nichts beschönigt, mußte der in Gottschedscher Ueberklugheit, in Bodmerscher Unklarheit, in Klopstockischer Gutmütigkeit und Ueberschwenglichkeit theils noch feststehenden, theils in diese Irrthümer aufs neue sich verlaufenden und verlierenden Zeit ihre Aufgabe und ihr Ziel gezeigt werden. Und das hat Lessing gethan. Durch ihn erst ist die Abhängigkeit von unseren modernen Nachbarn, den Franzosen, völlig gebrochen, durch ihn der drohenden Unterordnung unter die Engländer eine Schranke

gesetzt, durch ihn das strenge Maß und die durchsichtige Form der Antike zu unserem Maß und zu unserer Form erhoben worden. In gleicher Weise und mit gleicher Schärfe richtete sich Lessing gegen „den großen Duns“ wie er ihn nannte, gegen Gottsched und dessen geistlosen Formelkram, wie gegen Klopstock und dessen gestaltlose Darstellungen im Messias, gegen die unfähigen Bearbeiter und Nachahmer des Horaz (den Dichter Lange), wie gegen den neuen Nachahmer der Franzosen, seinen alten Freund Weiße, gegen die breite Fabeldichtung der Hagedorn, Gellert und Lichtwer, und gegen die Lehrpoesie überhaupt, wie gegen die Sucht in der Poesie zu schildern und zu malen; er stellt wie Bodmer die erfindende, schöpferische Kraft des Dichters als erstes Erfordernis der wahrhaften Dichtung auf, aber neben die Kraft setzt er das strengste Maß und die festeste Regel: im Drama gilt ihm neben Shakespeare, den zwar Wieland zuerst 1762 übersetzte, auf den aber Lessing zuerst mit vollem Bewustsein und vollem Erfolge hinwies, der Kanon des Aristoteles.

Diese reinigende, nicht zerstörende, das Herkommen vernichtende, aber eine neue Regel schaffende, diese überall zum Mitforschen, Mitleben, Mitfortschreiten auffordernde Kritik, wie sie noch niemals in Deutschland vorhanden war und seitdem nicht wieder vorhanden gewesen ist, hat Lessing zunächst in seinen didaktischen und kritischen Schriften bewiesen, deren Aufzälung hierher nicht gehören dürfte; ich habe nur zu erwähnen, daß dahin die von ihm und Nicolai 1759 unternommenen und bis 1765 dauernden Literaturbriefe, der Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie (1766 erschienen) und die Hamburgische Dramaturgie von 1768 vor allen gerechnet werden müßen. Wol aber ist hervorzuheben, daß er, nächst Luther, der zweite Schöpfer unserer Prosa, der Erzeuger der modernen Prosa geworden ist. Das Eigentümliche derselben ist die Darstellung des dialektischen Processes in seiner vollen Warheit und höchsten Lebhaftigkeit; wir hören in Lessings Stil ein geistreiches, belebtes Gespräch, in welchem gleichsam ein treffender Gedanke auf den andern wartet, einer den andern hervorlockt, einer von dem andern abgelöst, durch den andern

berichtigt, gefördert, entwickelt und vollendet wird; Gedanke folgt auf Gedanke, Zug um Zug, im heitersten Spiele und dennoch mit unbegreiflicher, fast zauberhafter Gewalt auf uns eindringend, uns mit fortreißend, beredend, überzeugend, überwältigend: wir können uns der Theilname an dem Gespräche nicht entziehen, wir glauben selbst mitzureden, und zwar mit solcher Lebhaftigkeit, Klarheit, Bestimtheit mitzureden, wie wir sonst noch niemals gesprochen haben; Einrede und Widerlegung, Zugeständnis und Beschränkung, Frage und Antwort, Zweifel und Erläuterung folgen auf einander in ununterbrochener Abwechselung, bis alle Seiten des Gegenstandes nach einander herausgekehrt und besprochen sind, ohne daß doch bei einer einzigen nur einen Augenblick länger verweilt würde, als zur vollständigen Darlegung derselben nötig ist: da ist kein müßiger Gedanke, kein ausschmückender Satz, kein überflüssiges Wort, nichts was nur angedeutet, halb ausgesprochen, dem Besinnen und Erraten überlaßen wäre, der Gegenstand muß sich unserem Denken, unserer Anschauung ganz und gar hergeben; er wird vollständig durchdrungen, aufgelöst und in unser innerstes geistiges Leben hineingezogen, unserm Geiste im Ganzen und in allen seinen Theilen assimiliert. Wie reizen in Lessings Darstellung selbst Gegenstände, die uns an sich so fern liegen und so speciell wißenschaftliche Dinge behandeln? Wen interessiert Cardanus? Wen Simon Lemnius? Wen die längst vergeßene Fabeltheorie des Batteux? wie Wenige die geschnittenen Steine der Lippertschen Daktyliothek oder die polemischen Schriften des Hauptpastors Götze? Und doch, welche rege Theilname gewinnen wir für diese Dinge, so wie wir nur wenige Zeilen der Lessingschen Besprechung derselben gelesen haben, wie feßeln sie uns, daß wir nicht davon los können, und welchen Genuß haben sie uns gewährt, wenn wir zum Schluße gelangt sind! Es ist darum auch Lessings Prosa seit achtzig Jahren das unerreichte Muster desjenigen Stils, welcher das Gespräch, die Verhandlung über die Gegenstände darstellt; — wie Goethes Prosa das gleich unerreichte Muster des Gesprächs und der Verhandlung mit den Gegenständen ist. Zwischen diesen beiden Polen hat sich seitdem unsere prosaische Darstellung, in so fern sie auf Klassicität Anspruch macht, bewegt, ist, wo sie

ein Herausschreiten versucht hat, nur zu ihrem Nachteil aus dieser Achse gewichen, und wird sich ohne alle Frage noch ein Jarhundert lang zwischen diesen Polen bewegen.

Diejenige Gattung der Dichtkunst, in welcher Lessing schaffend und Weg bahnend auftrat, war das Drama, denn die lyrischen Versuche seiner Jugend (von denen indes doch einer, das bekannte Lied: Gestern Brüder könnt ihrs glauben — wenigstens in einzelnen Kreißen — bis in unsere Zeit erhalten worden ist) und seine aus derselben Zeit herrührenden Epigramme sind unbedeutend; seine prosaischen Fabeln zwar durch epigrammatische Kürze und strenge Haltung ausgezeichnet, aber, als einem sehr untergeordneten Dichtungszweige angehörend, für die Literatur und deren Entwicklung im Ganzen ohne Belang — sie sind mehr nur ein Correctiv gegen die breite, moralisierende Fabeldichtung der Zeit. Auf das Drama aber war sein volles Streben, das kritische wenigstens gröstenteils, das positive ausschließlich, gerichtet. Schon in seinen Jugendversuchen: die alte Jungfer — ein Stück welches er selbst nicht einmal gelten und wieder abdrucken laßen wollte —, der junge Gelehrte, der Misogym, die Juden, der Schatz, sämtlich Lustspiele, ist ein bei weitem lebhafterer natürlicherer Gesprächston als in allen gleichzeitigen Lustspielen, und wenn sie auch der Anlage und Einrichtung nach sich allerdings nur wenig oder gar nicht über das damals Gewöhnliche erheben, so ragen sie doch durch den eben erwähnten Umstand über ihres Gleichen allzuweit hervor, als daß man sie, wie noch heutiges Tages sogar von den entschiedenen Verehrern Lessings allzu häufig geschieht, unbeachtet laßen oder gar geringschätzig beurteilen dürfte. Weit höher steht dagegen schon sein Trauerspiel Miß Sara Sampson, in welchem er, nachdem so viel von dem Muster war geredet worden, welches die Engländer uns in ihren Dramen gegeben hätten, niemand es aber zu einer mehr als äußerlichen Nachahmung gebracht hatte, den Geist der englischen Tragödie auf die deutsche Bühne zu verpflanzen suchte; es war der erste Versuch, nach den unzäligen rhetorischen Bühnenstücken, in denen die handelnden Personen eigentlich nur rhetorische Schulexercitien herzusagen hatten, einen wahren Charakter in natur-

gemäßer Erscheinung darzustellen, ein Versuch der sich freilich noch nicht von aller Schwerfälligkeit, sogar nicht von allem Pathos frei gemacht hat, eben so wenig wie das kleine einige Jahre später (1759) verfaßte Stück „Philotas" ganz aus dem hergebrachten Kreiße der sententiösen, sogar moralisierenden Bühnenmanier heraustritt. Den bedeutendsten und folgenreichsten Schritt aber that Lessing in Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück, welches endlich, nach Goethes Ausspruche „den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete". Hier finden wir ganz den lebhaften, raschen Dialog der älteren Stücke Lessings wieder, ohne Ziererei und Sentenzen, ohne Pathos und Schwerfälligkeit, wir finden eine meisterhafte Anlage, eine fast durchaus rasche, bewegte, dem Ziel entgegendrängende Handlung. Schon durch diese Eigenheiten erhebt sich Minna von Barnhelm weit über alles Vorangegangene, weit über alles Gleichzeitige, was die Bühnenpoesie besaß, doch ist diese Verschiedenheit immer nur eine Verschiedenheit dem Grade nach; specifisch erhaben über seine Zeit wurde das Stück dadurch, daß es zum Hintergrunde die großen, weltbewegenden Begebenheiten des siebenjährigen Krieges hatte, und zum Inhalte ein nicht bloß gemachtes und ersonnenes, sondern ein wahres Leben, eine nicht in den engen Schranken häuslicher Zufälle und kleinlicher Verlegenheiten sich bewegende, sondern aus dem großen Conflict der Völker und Staaten entsproßene Handlung, nicht Zustände, für welche erst durch den Gang des Stücks Theilname künstlich erweckt werden mußte, sondern für welche dieselbe bereits vorhanden war, und zwar nicht etwa allein bei einzelnen Klassen der Gesellschaft, sondern bei dem Ganzen derselben, ja bei dem Volke, so daß wir Minna von Barnhelm mit Recht als unser erstes Nationalbühnenstück, als ein Volksdrama, so weit dasselbe damals überhaupt noch möglich war, betrachten, und es fortwährend unsern Bühnendichtern als das bedeutendste Muster der Behandlung historischer Stoffe für das Theater vorhalten müßen. Freilich läßt sich ein Stück wie Minna von Barnhelm nicht so leicht nachahmen, denn es gehört dazu, daß

man, wie Lessing, den Stoff nicht gesucht, sondern aus dem wirklichen Leben, an dem man selbst Theil nahm, empfangen habe, und daß man die Charaktere nicht aus dem Studium bändereicher historischer Werke mühsam zusammensuchen müße, sondern aus der bewegten Wirklichkeit selbst zu schöpfen im Stande sei. — Die Wirkung, welche das Stück machte, war ungewöhnlich, die Folgen die es hatte, sehr bedeutend: mit einem Male war der ganze Plunder der älteren steifen Schau- und Tragödienstücke von den Brettern verschwunden und alles strebte der wiedergewonnenen Naturwarheit zu. Freilich war es hier, wie überhaupt in unserer ganzen neueren Blütezeit, die ungeheuere Masse der unberufenen Dichter, welche auch diese Blüte nicht zu ihrer vollen Wirkung kommen, nicht zu rechter Frucht gedeihen ließ; eine Schaar von geistlosen Nachahmern brachte eine noch viel größere Schaar unsinniger Soldatenstücke auf das Theater, mit denen sich später, nach dem Erscheinen von Goethes Götz, die wo möglich noch ärgeren Ritterspiele verbanden, in welchen fast aller guter Geschmack, der durch Lessing kaum erobert war, frühzeitig wieder verloren gieng.

Lessing selbst verfolgte den Weg nicht weiter, den er mit Minna von Barnhelm eingeschlagen hatte; fünf Jahr nach Minna erschien Emilie Galotti, in vielen, wenn nicht in den meisten Punkten ein Gegensatz zu dem ersten Stück, aber, wenn auch in anderer Weise, von nicht geringerer Bedeutung und von nicht geringerem Werte. Vertritt Minna die lebendigen, nationalen, begeisternden Stoffe des Dramas, so vertritt Emilie die strenge, feste Regel, die undurchbrechlichen aber klaren und durchsichtigen Formen, in denen sich eine warhafte Tragödie zu bewegen hat, und von dieser Seite her wird, wie von jener Minna, Lessings Emilie Galotti noch auf lange Zeit hinaus das bedeutendste Vorbild bleiben, an dem weit mehr zu lernen ist, als an allen Dramen Schillers zusammengenommen. Musterhaft ist insbesondere, der Minna gleich, ja sie noch übertreffend, die Klarheit der Exposition, vortrefflich und warhaft klassisch das Zusammenwirken der Begebenheiten und der Handlung — dieß in einem Grade, wie wir es bis dahin in keinem Drama unserer Nation wieder gefunden haben — fein und scharf,

und doch ohne alle Ecken und Härten, die Zeichnung der Charaktere, so daß darin kaum Goethe in seinem Tasso mit Lessing wetteifern kann. Die Sprache des Stückes ist die gemeßenste, knappste, die sich denken läßt. Verehrer Lessings haben sie, nicht um ihn zu loben, epigrammatisch genannt, Goethe bezeichnet sie als lakonisch. Was den Stoff dieser Tragödie betrifft, so gab auch mit diesem Lessing den Ton für die ganze folgende Zeit, für Schiller selbst und alle Nachfolger desselben, und noch für unsere Zeit an: den der bürgerlichen Tragik. Die Zeit der Producierung einer rechten, großartigen, Tragödie war ungenutzt vorübergegangen: die Schicksale der Helden und Völker sollten sich auf unserer Bühne nicht zeigen — unser Heldenalter war vergeßen samt den Helden und den Thaten des Volkes ehe eine Tragödie sich bilden konnte: mit fremden Helden war es versucht worden in der Opitzischen und Gottschedschen Zeit — umsonst, wie es noch heute umsonst versucht wird und in alle Zukunft umsonst versucht werden wird: sie können kein Nationalgefühl, also auch kein Nationaldrama in einem andern Volke schaffen; — da blieb nichts übrig, als die Privatschicksale und Privatleiden, den Conflict der Stände und der Cultur von der tragischen Seite zu faßen, und in ihnen den Seelenkampf der Individuen und den Untergang Einzelner, mit ihren Familien, mit Weib und Kind darzustellen; ein Stoff, der freilich gegen jenen, aus den Ereignissen des Heldenkampfs und der Völkerschicksale hergenommenen dürftig, eng, fast ärmlich und kleinlich erscheint, aber wie die Sachen einmal standen, und zur Zeit gröstenteils noch stehen, doch der einzige war, durch welchen wir zu einem Drama gelangen konnten. Indes eine Nationaltragödie kann auf diesem Wege, auf welchem die willkürliche Fiction immer eine Hauptrolle spielen wird, auf welchem künstliche Interessen künstlich geweckt werden müßen, auf welchem endlich immer nur einzelne Stände und besondere Verhältnisse geltend gemacht werden können, niemals erzeugt werden. Wie wenig dieß möglich sei, zeigt sich gerade an Emilie Galotti selbst: der Schluß der Tragödie befriedigt und versöhnt wenigstens nicht hinreichend — wollen wir Andere hören: er ist das Gegenteil von dem Schluße einer wahren

Tragödie; er ist herbe; ja sehr entschiedene Anhänger Lessings haben ihn geradezu „verletzend" genannt. Es liegt in ihm eben die Dissonanz, von der ich vorher zu sprechen mir erlaubte; das gewaltsame Zurückgreifen auf das römische Beispiel der Virginia (dieß ist der Inhalt von Emilie Galotti ganz, da Lessing früher wirklich die Virginia, den römischen Stoff, darstellen wollte) blieb freilich allein übrig, wenn man zu einer aus höheren Regionen herbeizuführenden Lösung nicht greifen wollte, und zu der großartigen Plastik der Griechen weder in Stoff noch Form direct zurück gelangen konnte. Will man sich aber den Abstand zwischen diesem Schluße des modernen bürgerlichen Dramas und dem des antiken heroischen Volksdramas recht anschaulich machen, so halte man neben Emilie Galotti einmal den Ajax des Sophokles. — Am Ende seiner Laufbahn schrieb Lessing noch den Nathan, ein Stück, in welchem weder von Seiten der Exposition noch der Action die Klarheit und Durchsichtigkeit der Minna oder Emilie erreicht wird, die Sprache aber naiver und belebter ist, als in der Emilie. Uebrigens ist es ein absichtlich polemisches Stück (Gervinus sagt „ein materialistisches"), in welchem der Stoff als solcher wirken sollte, auch in der That gewirkt hat, und schon dieser Umstand setzt seinen Kunstwert gegen die beiden andern Stücke Lessings in tiefen Schatten. Erwähnenswert aber ist noch besonders, daß Lessing durch dieses Drama den schon von J. Heinr. Schlegel angebahnten, von Weiße u. a. versuchten fünffüßigen Jambus zum stehenden Verse des Dramas für unsere ganze Blütezeit erhoben hat[42].

Sahen wie in Klopstock den begeisterten christlichen Dichter voll der höchsten Anschauungen und der erhabensten Ideen, den deutschen Dichter voll tiefen, reichen Nationalgefühls, sahen wir in Lessing den vollendeten Jünger der Antike, den klaren, scharfen Kritiker und Formbildner, so stellt sich uns in dem, welcher herkömmlicher Weise als der Dritte der älteren Dreizahl unserer klassichen Dichter der Neuzeit betrachtet wird, in Christoph Martin Wieland eine von diesen beiden Heroen ganz und gar verschiedene, ja ihnen in den meisten und bedeutendsten Punkten geradezu entgegengesetzte Erscheinung dar. Sahen wir in Lessing

bereits das deutsche Element gegen das antike, und wieder das christliche gegen beide zurücktreten, so sind in Wieland nicht allein beide, das deutsche und das christliche gänzlich ausgelöscht, sondern er gibt uns sogar das Beispiel eines förmlichen Abfalls von diesen beiden Stoffen, und das antik-klassische Element tritt bei ihm dafür nicht etwa um so bestimter und schärfer hervor, wie bei Lessing, sondern gleichfalls verhältnismäßig tief in den Hintergrund. Was beide, Klopstock und Lessing, jeder von seinem Standpunkte, auf das Entschiedenste bekämpften, wogegen sie sich mit aller Kraft ihrer Seelen richteten und auflehnten, gerade das führt Wieland ein, gerade das vertritt er: die französische Cultur, und zwar die modernste französische Cultur, die Cultur des um alles Höhere unbekümmerten heitren Lebensgenußes, die Cultur der Sinnlichkeit, der Frivolität: daß es eben keine Ideale, daß es nichts Großes, Würdiges und Edles gebe, das zu beweisen, ist der überall bestimt erkennbare, oft sogar bestimt ausgesprochene Zweck der Poesie Wielands. Es ist der praktische Materialismus, wie er aus Frankreich durch Voltaire, La Mettrie, Diderot und die so-genannten Encyclopädisten zu uns herüber kam, welchen Wieland bei uns poetisch vertritt und geltend macht, die Popularphilosophie der Genußmenschen, die alle Weisheit in der möglichst klugen und möglichst vollständigen Ausbeutung des sinnlichen Vergnügen, alle Sittlichkeit in dem Leben und Lebenlaßen, in dem möglichst ver-feinerten Egoismus findet — diese ist es, von welcher Wieland erfüllt ist; mit einem Worte: er ist der Repräsentant des Zeitalters Ludwigs XV. in Deutschland. Für das echte Antike hat er darum auch wenig Sinn; ihn spricht zunächst nur die Zeit des Verfalls des antiken Lebens und der antiken Poesie an: die epikurischen Philosopheme und Lucian, das sind seine Vorbilder, doch aber auch diese nur im modern französierten Gewande, denn die Gestalten, welche er den Griechen z. B. im Agathon leihet, sind nicht griechische, sondern ganz und gar modern französische Gestalten: das Griechen-tum ist ihm nicht eine Welt der edelsten, reinsten Formen, sondern des raffiniertesten Sinnengenußes. Und eben so wie er nur an der verfallenden und sich in sich selbst auflösenden griechischen Welt

Gefallen fand, so hat er auch entschiedene Neigung für die verfallende romantische Welt gezeigt: die lockende Sinnlichkeit des Boccaz und Ariost, die allem Idealen geradezu Hohn sprechende Lüsternheit des Amadis und ähnlicher Producte, das Formlose und man möchte sagen Bewußtlose der romanischen Märchen- und Allegorienpoesie, die er denn doch wieder nur ironisch behandelt, zog ihn vor allen andern Stoffen an. Darum eben war Wieland der Mann seiner Zeit für diejenigen Kreiße, welchen Klopstock als Christ widerwärtig, als Dichter erhabner Ideen unausstehlich, Lessing durch die Klarheit seines Denkens lästig, durch die strenge Consequenz seiner Kritik vollends unerträglich war — er war der Mann seiner Zeit für die von dem feinen und süßen französischen Gifte angesteckten, zunächst die höheren Kreiße der Gesellschaft, denen Gedanken unbequem, Ideen peinlich und begeisterte Bestrebungen lächerlich sind. In diese Kreiße, die sich bisher bloß von französischer Literatur genährt hatten, führte Wieland die deutsche Literatur ein, der Klassiker dieser Sphären ist Wieland. Durch dieses stoffliche Interesse wird es auch fast allein begreiflich, daß Wieland bei seinem Leben (nach seinem Tode war er bald vergeßen) in einer Weise gepriesen und gefeiert werden konnte, wie Klopstock kaum, Lessing niemals erhoben worden ist: nur das muß allerdings noch in Anschlag gebracht werden, daß Wieland persönlich ein gutmütiger Lebemann war, dessen ganzes Bestreben sich darauf richtete, möglichst viele Freunde und keinen Feind zu haben, der sich hütete es mit den Bedeutenden zu verderben und zur ernstlichen literarischen Fehde auch wirklich nicht Schneide genug besaß. Denn wenn auch auf der einen Seite anerkannt werden muß, daß seine Darstellungsweise in Poesie und Prosa der Folgezeit den Dienst erwiesen hat, den Stil von der Straffheit und Künstlichkeit der älteren, gelehrten Zeit zu befreien, und die allzu großen Sublimitäten und Ueberschwenglichkeiten, zu denen die Klopstockische Schule hinneigte, einzudämmen, wenn auch anerkannt werden muß, daß das Freie, Natürliche, Ungezwungene, das Heitere und Jugendliche, welches sich in den meisten seiner Werke an den Tag legt, etwas Ansprechendes und für den Augenblick vielleicht Feßelndes hat, wenn

sich sogar behaupten läßt, daß diese Zwanglosigkeit und heitere Unbesorgtheit der Darstellung eine notwendige Vorstufe zu der freien, leichten, durch keine fremde Regel, bloß durch die Natur des Gegenstandes bestimte Darstellung Goethes gewesen ist, also in dieser Hinsicht Wieland mit Klopstock und Lessing in gleichem Verhältnisse zu den Späteren stehet, so fehlen ihm doch auf der anderen Seite fast alle Eigenschaften, welche ihn zu einem wahrhaft klassischen Dichter machen könnten.

Von dem Stoffe war im Allgemeinen bereits die Rede: eine solche Verkleidung der modernen französischen Ueppigkeit und Schlüpfrigkeit, der fadesten, shaftesburyschen und voltairischen Tagesphilosophie in griechische Formen, wie sie im Agathon erscheint, wie sie, wenn auch etwas veredelt, aber dafür noch weit langweiliger gemacht, im Peregrinus Proteus und Aristipp später wieder auftritt, ist nichts anderes, als eben eine Verkleidung, eine Mummerei, — eine unorganische Stoffmischung, die nur Widerwillen erregen kann; ein Stoff, wie er in der, mit unglaublichem Beifall aufgenommenen „Musarion oder Philosophie der Grazien" verarbeitet ist, und in nichts anderm besteht, als in der Doctrin des Sinnenkitzels, ist kein Inhalt an dem Generationen sich erfrischen, stärken, nähren und erbauen könnten — es ist üppige Näscherei, wenn nicht geradezu Gift, durch welches die edelsten Organe zerstört und die kommenden Geschlechter geschwächt, gelähmt, verkrüppelt werden. Und vollends nun solche Stoffe wie in der Nadine, in Diana und Endimion, im neuen Amadis, in dem wahrhaft abscheulichen Kombabus und in so vielen andern Stücken gleichen Schlages, hinsichtlich deren Wieland sich etwas besonderes darauf zu Gute that, gewisse Dinge auf deutsch gesagt zu haben, von denen man bisher geglaubt hatte, daß sie sich nur auf französisch sagen ließen — das sind vollends Stoffe, denen sich nur das versunkenste Individuum, nur eine in Kraftlosigkeit, Ohnmacht und Fäulnis verfallende Gesellschaft, nur eine der völligen Auflösung aller sittlichen, religiösen und politischen Bande entgegen gehende Nation zuwenden kann. Ja selbst sein bester Stoff, vielmehr der einzig gute, den er außer den Abderiten jemals verarbeitet, der Oberon, wie wenig entspricht er

den Anforderungen, welche an ein warhaft klassisches Object gemacht werden müßen! Wie willkürlich, wie künstlich, wie phantastisch, und dann wieder wie gewöhnlich, wie platt ist er! Wer kann für diesen Oberon und diese Titania, die in Shakespeares Sommernachtstraum als Nebenfiguren ihre gute Stelle haben, als Helden eines Epos ein warhaft menschliches, wer kann vollends für sie ein warhaft deutsches Interesse empfinden! Es sind Nebelgestalten, Theaterfiguren, **homunculi**, nicht aus dem lebendigen Bedürfnis eines schöpferischen Dichtergeistes, sondern aus dem willkürlichen Spiel einer umherschweifenden, unstäten Einbildungskraft, nicht aus dem gesunden Boden der Naturwarheit, sondern aus der mit allerlei künstlichen Salzen versetzten Blumentopferde der Stubencultur erzeugt; es ist nicht der gesunde, kühle frische Atem des Maimorgens, der uns aus dem Oberon anweht, sondern die aromatisch-narkotische, drückend schwüle Luft des Treibhauses, die uns auf einen Augenblick anlockt, ja feßelt, der wir aber bald froh sind, entrinnen zu können, um uns wieder mit vollen Zügen an der frischen Atmosphäre des Himmels zu erlaben. Dem Stoffe nach ist Wielands Oberon nicht höher anzuschlagen, als die geringeren unter den alten Artuspoesieen, etwa wie Wigamur, Lanzelot oder Wigalois, die ich Bedenken getragen habe anders als nur den Namen nach zu erwähnen, und wenn er in der Form den Vorzug hellerer und lebhafterer Farben vor jenen Poesieen voraus hat (ein Vorzug, auf den sich Goethes lobendes Wort über den Oberon bezieht), so steht er ihnen wieder in den guten Eigenschaften der Einfachheit — wenn man will, der Naivetät — und des gemeßenen Versbaues nach.

Sehen wir nämlich nun auf die Form, so wird unser Urteil über Wielands Klassicität, abgesehen von den vorher schon gemachten Zugeständnissen, eben so wenig günstig ausfallen können. Die heitere Gefälligkeit seiner Darstellung wird in seiner Poesie wie in seiner Prosa allzu oft zur Weichheit und Zerfloßenheit, seine Zwanglosigkeit zur Nachläßigkeit, seine Ungebundenheit zur Regellosigkeit, seine Fülle zur Geschwätzigkeit, welche sich in der Prosa nicht einmal an die gewöhnlichsten äußern Erfordernisse eines guten

Stiles hält, sondern in gedehnten, zuweilen monströsen Perioden ergeht (weshalb auch Goethe und Schiller in ihrer Xenie auf Wieland sagten: „Möge Dein Lebensfaden sich spinnen wie in der Prosa Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft"), in der Poesie in allerlei bunten, willkürlich gemachten Versarten herumirrt, die in ihren lockeren Reimgebänden und ihrer noch weit lockeren Meßung den unangenehmen Eindruck der Haltlosigkeit und Unsicherheit machen, und auf die Dauer ungemein ermüden. Bemerkenswert ist es, daß die Handhabung der Lyrik dem Geiste Wielands gänzlich versagt war.

Viele von diesen Erscheinungen erklären sich aus der Persönlichkeit Wielands, aus seiner Entwicklungsgeschichte und seinen äußern Verhältnissen: Umstände, die heut zu Tage zwar fast für unerlaßlich gehalten werden, um eine vollständige Literaturgeschichte zu construiren, und für eine wißenschaftliche moderne Literargeschichte auch wirklich unerlaßlich sind, aber keineswegs zum Vorteil der Geschichte der Dichtkunst so stark ausgebeutet werden, wie die Mode unserer Zeit es mit sich bringt, und denen ich deshalb schon bei Klopstock und noch mehr bei Lessing absichtlich aus dem Wege gegangen bin. Bei Wieland ist dieß nicht so ganz ausführbar, namentlich werden einige Blicke auf seine Entwicklungsgeschichte aus dem Grunde erfordert, um nicht mit dem Dichter auch den Menschen zu verurteilen. Ein frühreifer Knabe, der schon im zehnten und elften Jahre Verse machte, wurde Wieland unter beschränkten Verhältnissen und in strenger Zucht erzogen; weich und nachgiebig im höchsten Grade gegen äußere Eindrücke, eignete er sich die religiöse Richtung, die in seines Vaters Hause und auf der Schule zu Kloster Bergen herschte, äußerlich an, ohne innerlich von derselben ergriffen zu sein, und schloß sich, nachdem er schon im achtzehnten Jahre eine Dichtung „über die Natur der Dinge" hatte drucken laßen, eng an Bodmer an, der jedes aufkeimende und sich ihm hingebende Talent nicht allein freundlich, sondern eifrig und übereifrig pflegte und förderte. In Bodmers Sinn und Stil (er erzält selbst: in Bodmers Zimmer und mit ihm an einem Tische) dichtete er unter andern eine Nachahmung Klopstocks „der

geprüfte Abraham“, eine Patriarchade, und die sogenannten „Empfindungen eines Christen“, eine im Psalmenstil abgefaßte Prosa. Wie es zu geschehen pflegt, daß eine nur äußerlich angenommene nicht innerlich ergriffene geistige Richtung, zumal eine religiöse, in Uebertreibung ausartet, so war es auch mit Wieland: er begleitete die Empfindungen eines Christen mit einer Vorrede an den Oberkonsistorialrat Sack in Berlin, in welcher er auf das heftigste gegen die Dichter des Weins und der Liebe — und er meinte damit niemanden anders als Gleim und Uz — losbricht, er, der zwei und zwanzigjährige Jüngling, gegen den dreizehn Jahr älteren, festen und ernsten Uz! Später kam er in Verbindung mit dem Hause eines Grafen Stadion, in welchem die französische Cultur herschte, und nun rächte sich an ihm die frühere Unwarheit — bald sprang er über aus der Sittenstrenge, die er über alles Maß hinausgetrieben hatte, auf die französische Leichtigkeit, Frivolität, Lüsternheit und Schlüpfrigkeit, und die Jahre von 1760—1770 (er war während dieser Zeit Rat in seiner Vaterstadt Biberach) sind die, in denen er seine ärgsten Sachen geschrieben hat, Sachen, gegen die sich der ganze tiefe Unwille der Edlern seiner Zeit empörte, so daß der Hainbund in Göttingen (Hölty, Voß, Boie) sein Bild feierlich verbrannte, und die auch in der Form so verfehlt waren, daß gegen sein Singspiel Alceste der junge Goethe die berühmte Satire „Götter, Helden und Wieland“ richtete. Nachdem er als der rechte Mann der neuen Cultur von dem Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, zum Professor der Literatur zu Erfurt ernannt worden war, wandte er sich den modernen Staatstheorieen zu, und schrieb den goldnen Spiegel oder die Könige vom Scheschian, und nunmehr wurde er, wieder als der rechte Mann der Zeit, zum Erzieher der Prinzen Karl August und Constantin von Sachsen Weimar ernannt. In diesem edleren Kreiße zu Weimar, dessen ältestes Dichterglied (neben Knebel) er war, legte er die Zügellosigkeiten seiner bisherigen Periode ab, dichtete den Oberon, schrieb die Abderiten, eins der besten, wenigstens genießbarsten seiner prosaischen Werke, und wandte sich später, außerdem daß er noch einige gräcisierende Romane verfaßte, wie den Peregrinus und den Aristipp,

hauptsächlich den Uebersetzungen zu, unter denen die von Lucian die bedeutendste ist, die von Ciceros Briefen und von Horazens Episteln und Satiren wenigstens allgemein bekannt und gelesen sind. So sehen wir ihn den Eindrücken, die von außen auf ihn gemacht wurden, sein ganzes Leben hindurch überliefert: receptiv im höchsten Grade, aber ohne kernige, gediegene Persönlichkeit, welche der Eindrücke Herr zu werden, sie in sich zu verschmelzen und zu einem organischen Ganzen zu verarbeiten vermocht hätte. Zwischen seiner Gemütlichkeit und der vernichtenden französischen Tagesweisheit, zwischen einer gewissen, dem Deutschen natürlichen, jugendlichen Träumerei und Schüchternheit und zwischen der frivolsten Lüsternheit schwankte er unaufhörlich umher, griff nach allem, beschäftigte sich mit allem, beutete alles aus, und galt darum in den Kreißen, die ihm zunächst anhiengen, wie für das Muster eines Lebemannes so auch für einen unermeßlich gelehrten Mann. Auch hierin ist er ganz ein Mann seiner Zeit: in dem Interesse für alle mögliche Dinge, ohne für ein einziges Ding wirkliches Interesse zu haben, in der Kunde von allem Alten und Neuen, von allem Fremden und Einheimischen, ohne nur eins dieser Dinge wirklich zu kennen. Darum war er auch ganz geeignet zu dem Unternehmen, welches er 1773 hauptsächlich um des Gelderwerbes willen begann: zu der Gründung und Redaction des deutschen Mercurs, derjenigen ästhetisch-literarischen Wochenschrift, welche volle dreißig Jahre lang in den mittlern Schichten der Gesellschaft das Orakel aller Bildung gewesen ist.

In der neueren Zeit ist, am bestimmtesten von Gervinus, eine der bedeutendsten Einwirkungen Wielands auf die neuere Poesie darin gesucht worden, daß er die Geschlechtsliebe an und für sich, ohne weiteren Hintergrund, zu einem poetischen Gegenstand erhoben habe. Dieß ist allerdings in so weit richtig, als durch Wieland für die erzälende Poesie, die jetzt eben nur durch den Roman vertreten wird, die Liebe zum ausschließlichen Stoffe auf eine lange Reihe von Jahren gemacht wurde; diese untergeordnetsten Gattungen der dichterischen Darstellungen verloren seit Wielands Zeit die wenigen noch übrig gebliebenen anderweitigen Stoffe, die doch noch

von den Robinsonaden und Aventüriers repräsentiert worden waren, und die Liebesgeschichten wurden bis auf die neuere Zeit herab so ausschließlich der Inhalt der poetischen Erzälungen, daß man sich gar keinen Roman denken konnte, in dem nicht ein Liebesverhältnis der Mittelpunkt wäre. Die Lyrik dagegen hat zu allen Zeiten und fast bei allen Völkern, am entschiedensten allerdings bei den Deutschen, ihren wesentlichen Inhalt in der Darstellung der Liebe gefunden, und ihn von Wieland nicht erst zu entlehnen nötig gehabt. Am wenigsten hat Wieland irgend ein Verhältnis zu den Minnesängern oder ist auf irgend eine Weise mit ihnen in Parallele zu setzen; dagegen liegt eine andere Vergleichung allzu nahe, als daß sie mit Stillschweigen übergangen werden dürfte. Zu der Zeit, als ein Wolfram von Eschenbach die höchsten Ideen und das edelste Streben, den mächtigen Kampf den die menschliche Seele durchzukämpfen hat und den glänzendsten Sieg, den sie zu erringen hat, im Parcival darstellte, trat ihm in Gottfried von Straßburg der weltliche Sinn, die Gleichgültigkeit gegen menschliche und göttliche Gesetze, und die vorzugsweise oder ausschließlich geltende Berechtigung der sinnlichen Lust entgegen, die im Tristan ihre Verherrlichung fanden. Diesen Gegensatz finden wir auch in unserer zweiten klassischen Periode wieder: in Klopstock, der mit Wolfram, und in Wieland, der mit Gottfried zu vergleichen ist. Dort, in Wolfram wie in Klopstock, der ernste, erhabene, deutsche, der christliche Sinn; hier, in Gottfried und in Wieland, der Kosmopolitismus, wenigstens die Fremdländerei und der Widerspruch gegen das christliche Leben; dort Strenge der Ansicht und Erhabenheit, bei Wolfram bis zur Dunkelheit, bei Klopstock bis zum Ueberspannten und Formlosen, hier heitere Gefälligkeit, lockende Anmut, sinnlicher Liebreiz bis zur Weichheit und Ueppigkeit; nur daß Wieland an die klare, geschmackvolle Darstellung Gottfrieds im Tristan nicht hinanreicht, und daß Wolfram nicht wie Klopstock das Geistige ausschließlich zum Gegenstande nimmt, sondern die wirkliche Welt und das concrete Leben gleichfalls zu ihrem poetischen Rechte kommen läßt. Eben wie Gottfried in Wolfram einen Finder fremder wilder Märe sieht, so erklärt Wieland: Klopstock sei ihm unfaßbar und unbegreiflich,

er habe gar kein Verhältnis zu ihm. Selbst in ihren Wirkungen haben die Vertreter der beiden Richtungen in den beiden Zeitaltern etwas Gemeinsames: an Wolfram konnte sich zwar keine eigentliche Schule heranbilden, aber die edlen und großen Gedanken der Ritterwelt, so lange deren noch vorhanden waren, schloßen sich doch drei Jarhunderte lang an ihn an, wogegen aus Gottfrieds Dichtung der Verfall der Poesie hervorgieng, und die in Form und Inhalt ihrer Dichtungen am tiefsten Stehenden unter den Epigonen sich ihn zum Muster auserkoren, ja wie wir in Ulrich von Liechtenstein sahen, das Leben selbst durch ihn mit giftigem Hauche angesteckt wurde. So schließt sich denn auch an Klopstock eine große Schar mit edlen und großen Bestrebungen an, eine vielverzweigte Schule, in welcher wenigstens überall der Blick aufwärts, nach poetischen Idealen gerichtet war, mochten auch diese Ideale oft eine seltsame und unpoetische Form haben; an Wieland schloßen sich schon bei seinem Leben Menschen der niedrigsten Gesinnung, so daß er selbst darüber erschrak, und die von ihm hervorgerufene literarische Richtung sank immer tiefer, bis sie in einem Pfuhle endigte, den man nicht einmal durch die leiseste Andeutung zu bezeichnen wagen darf. — Doch es werden die Nachfolger Klopstocks und einige von den Nachahmern Wielands nachher noch besonders erwähnt werden müßen, und ich fürchte schon zu lange bei einem Dichter verweilt zu haben, der allerdings an Einfluß auf seine Zeitgenoßen einem Klopstock und Lessing an die Seite gestellt werden kann, aber an Gehalt seiner Poesieen und an Vollendung der Form weder dem einen noch dem andern gleich kommt, vielmehr nur durch das stoffartige Interesse eines Theils der Gesellschaft, nicht durch das künstlerische Wolgefallen an seinen Werken zu einem Range erhoben worden ist, den ihm die unparteiische Nachwelt nicht zugestehen kann; eines Dichters, welcher, nimmt man einige wenige seiner Dichtungen aus, heut zu Tage nicht mehr gelesen wird und nicht mehr gelesen werden kann, und der, gelangte er oder seine Richtung jemals zur Herschaft, eine tiefe Verderbnis des Geschmackes, wo nicht den Untergang aller echten Poesie herbeiführen würde. Bekanntlich hat Goethe in seiner Gedächtnisrede

auf Wieland sehr günstig von dem Verstorbenen geurteilt; doch darf einmal nicht außer Acht gelaßen werden, daß dieß eine maurerische Gedächtnisrede ist, und dann, daß die Elemente des Tadels, die wir hervorheben müßen, wenn schon versteckt, aber sehr bestimt, eben in dieser Gedächtnisrede Goethes enthaltend sind.

Ehe wir zu der zweiten Trias unserer klassischen Dichter, zu Herder, Goethe und Schiller übergehen, werden wir noch einen Augenblick verweilen, ja gewissermaßen zurückschreiten müßen, um einen Kreiß zu betrachten, welcher zu den drei Dichtern, von deren Schilderung wir so eben herkommen, ungefähr in gleichem Verhältnis — wenn man lieber will, in einem neutralen — steht; es ist der, welcher sich um Gleim zu Halberstadt sammelte oder an ihn sich anschloß, sonst auch der hallische, der preußische Dichterkreiß genannt. Durch die in demselben Statt findende Cultivierung des heitern Gesellschaftsliedes, der anakreontischen Dichtung, sind mehrere unter ihnen dem älteren Hageborn nicht allein nahe verwandt, sondern sie sind auch für diese Poesie direct von ihm angeregt und eben so wieder Vorbilder und anregende Momente für die heitere, anakreontische Dichtung des späteren Wieland; zugleich aber wird von ihnen die ernstere Odenpoesie geübt, und sie sind hierdurch theils Vorgänger, theils Begleiter, theis Nachfolger Klopstocks; durch das beschreibende und schildernde Gedicht, so wie durch die Lehrpoesie schließen sie sich sogar noch an die ältere sächsische Schule an, durch ihr Streben nach streng antiker Form, wenigstens in einem ihrer Glieder, an Lessing; Kleist, Gleim und Ramler haben aber insbesondere das Eigentümliche, nicht bloß im Allgemeinen das deutsche Vaterland in ihren Gesängen zu feiern, wie Klopstock, sondern specielle Vaterlandsdichter, preußische Dichter zu sein, indem sie den großen König besangen, der ihrer nicht achtete, ja kaum von ihrem Dasein Notiz nahm. Ausgegangen ist diese Dichtergruppe von Halle, wo einige dieser Dichter noch zu der Zeit, als eben der Kampf zwischen Bodmer und Gottsched ausbrach, studierten und zu einem Freundschaftsbunde, welcher durch das ganze Leben dauerte, und wiederum eine Verwandtschaft

mit dem gleichfalls die Freundschaft cultivierenden Klopstock beweist, sich an einander schloßen.

Der Mittelpunkt dieser Gruppe ist Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Domsecretär zu Halberstadt während eines Zeitraums von fünf und fünfzig Jahren, während welcher langen Zeit er in gleich nahen Beziehungen, in gutem Vernehmen, ja zum Theil in enger, enthusiastischer, freilich auch oft gar sehr gezierter und affectierter Freundschaft mit den allerverschiedensten Ingenien, den älteren, wie den jüngeren: mit Lessing und Klopstock, mit Wieland und Nicolai, mit Jacobi und Voß stand und sich erhielt. Niemals ist wol das Leben und Leben-Laßen, das naivste Hervorheben der eigenen Persönlichkeit und die gutmütige Zufriedenheit mit allem Dichterischen, was nur dargebracht wurde und sich anschließen mochte, auf eine höhere Spitze getrieben worden, als durch Gleim, aber, muß man auch hinzusetzen, niemals ist auch ein Nicht-Dichter auf wolfeilere Weise zu dem Namen und Ruf eines bedeutenden Dichters gekommen, als eben Gleim. Seine Gutherzigkeit und Wolthätigkeit, seine Bereitwilligkeit, alle jüngere, unentwickelte, gedrückte und schwächere Talente zu unterstützen und zu fördern, dieß verdient allerdings Anerkennung, und hat unter den Zeitgenoßen oft nur allzu große, allzu laute Anerkennung gefunden, hat aber auch seinen Poesieen eine Anerkennung verschafft, die sie in keiner Weise verdienen. Die meisten seiner Gedichte sind nichts als ganz prosaische oft kleinliche, oft völlig gedankenlose Tändeleien, in denen bald Petrarca, bald Anakreon, bald die Minnesänger auf die seltsamste Weise nachgeahmt werden, da man in ihnen mit aller Gutwilligkeit und aller Mühe auch nicht einen Funken von dem Geiste, nicht einen Hauch von dem Gesange des griechischen oder italienischen Dichters oder der alten deutschen Sänger zu entdecken vermag. Die Trinkliedchen, Liebesliedchen, Amorettenliedchen, gereimte und nicht gereimte, sämtlich aber ungereimte, sind jetzt vergeßen, und würden auch in einer umständlicheren Schilderung der Geschichte der deutschen Dichtung, als sie uns hier vergönnt ist, nicht mit einem Worte Erwähnung finden, wenn nicht Gleim eben der neuen Zeit angehörte, in deren Geschichte man es bis jetzt sich

noch nicht verstattet hat, die Masse des Unbedeutenden, die hier noch dazu weit größer ist als in der alten Zeit, als unnützen Ballast über Bord zu werfen, während doch die Gleimschen Poesieen fast ohne Ausnahme weit geringer sind, als das Geringste, was wir aus der alten Zeit übrig haben, und an dem ich seiner Zeit ohne ein Wort der Erwähnung vorüber zu gehen mir gestattete. Mit noch lauterem und allgemeinerem Beifalle, als diese kleinen lyrischen Gedichte wurde das Lehrgedicht Halladat aufgenommen, welches Manche nahe daran waren, für eine Art neuer Offenbarung zu halten, wiewol es aus der Theilname Gleims an der Beschäftigung eines Freundes (Boysen) mit dem Koran hervorgegangen war, und bei mancher äußern Anlehnung an die Klopstockische Poesie sich nur in Exclamationen und formlosen oft gar platten Schilderungen abringt, ohne es zu einem lebendigen, fruchtbaren Inhalte zu bringen. Das größte Aufsehen aber machten Gleims Kriegslieder aus den Feldzügen von 1756 und 1757, die er einem preußischen Grenadier in den Mund legte. Diese tragen den Stempel der lebhaften Aufregung des Augenblicks für eine warhaft bedeutende Sache, und sind darum bei weitem das Beste, was Gleim jemals geschrieben hat; freilich darum bei weitem nicht etwas Gutes und am allerwenigsten Volkslieder, vielmehr ganz dazu geeignet, zum Muster zu dienen, wie Volkslieder nicht beschaffen sind und sein können; lange Schilderungen, bildliche Redensarten (ja sogar gelehrte Mythologieen) und Exclamationen, von denen diese Lieder voll sind, schließen sie von dem echten Volksliede ganz und gar aus. Den preußischen Patriotismus und die kriegerische Begeisterung für Friedrich II. haben jedoch diese Lieder allerdings auf nicht unbedeutende Weise genährt: bekanntlich erhielt dafür der preußische Grenadier nach Friedrichs Tode dessen Hut zum Andenken geschenkt.

Einer der ältesten Freunde Gleims, an den er auf das Innigste gekettet war, und den er sein ganzes Leben hindurch betrauerte, war Ewald Christian von Kleist, eins von den Talenten, die durch Gleims Anregung zum dichterischen Producieren bestimt und angetrieben wurden. Er ist wenn auch lange nicht mit zu den Ersten unserer Dichter zu rechnen, doch bei weitem bedeutender als

Gleim selbst — sogar schon durch den Stoff seiner Gedichte, die weit mehr als Gleims Poesieen einen ernsten, würdigen Gegenstand haben, aber noch mehr durch die Form, welche durchaus gehaltener und gemeßener ist, als die lockere, schlaffe Nachläßigkeit in Gleims gereimter oder in Verszeilen abgesetzter Prosa. Bekannt ist er hauptsächlich durch sein Gedicht: der Frühling (ursprünglich nur ein Fragment aus einem größeren, aber niemals vollendeten Gedichte: die Landlust), in welchem zwar kein durchgehender größerer Gedanke vorherscht, vielmehr nur Bilder an Bilder gereihet sind, aber die Natur meistens in sehr einfacher Weise und mit warhaft dichterischem Sinne geschildert wird. Das Gedicht fand enthusiastischen Beifall, und verdiente ihn in einer Zeit (es erschien 1749) unbedingt, in welcher bloß die conventionelle Formelpoesie der alten Zeit, oder Gottscheds regelrechte inhaltlose Reime, oder endlich nur Brockes kleinliche Naturmalerei bekannt war; es war nächst der Hagedornschen Poesie, der es jedoch überlegen war, einer der ersten herzhaften Schritte aus der Stubenpoesie in die Dichtung der warmen, lebendigen Wirklichkeit, in die frische, blühende Natur hinaus, und übrigens auch einer der sehr bezeichnenden Züge für die schon bei mehreren Gelegenheiten erwähnte Richtung der Zeit, alle traditionelle und verkünstelte Cultur von sich abzustreifen, um in der Einsamkeit eines idyllischen Landlebens ganz sich selbst und dem ungestörten Spiele seiner Empfindungen zu leben. Der Form nach ist Kleists Frühling ein Pendant zu der Klopstockschen Metrik, indem er in Hexametern abgefaßt ist, die nur dadurch freilich aus dem alten Maße des Hexameters heraustreten, daß ihnen eine Vorschlagssylbe vorgesetzt ist: Em | pfangt mich kühlende Schatten u. s. w. — Nachfolger fand Kleist unter andern an dem früher erwähnten Zachariä, dessen Tageszeiten eine nicht an das Original heranreichende Nachahmung des Frühlings sind, und an den späteren Idyllendichtern, z. B. an Geßner. Die übrigen Gedichte von Kleist stehen dem Frühling nicht gleich; dem preußischen Patriotismus aber huldigte er auch, wie Gleim, in begeisterter Weise, und darum schon muß er seine Stelle hier, und nicht bei der sonst nahe verwandten ältern Schule Hagedorns finden.

Demselben Kreiße gehört auch der Ansbachische Dichter Uz an, welcher in der nächsten Freundschaft mit Gleim, später auch mit Weiße, Göckingk u. a. stand, und sich auf der einen Seite an die heitere anakreontische Dichtung Gleims anschloß, in welcher er jedoch, trotz dem daß dieselbe seiner innersten, mehr der ernsten Betrachtung zugewendeten Natur nicht zusagte, seinen Freund weit überragte. Auf der andern Seite gehört er der Klopstockschen Richtung an, indem er die ernste und erhabene, das Göttliche schildernde, Odenpoesie cultivierte (wie in der Ode an die Gottheit: Mit sonnenrotem Angesichte stieg ich zur Gottheit auf); wenn er im übrigen auch noch der älteren lehrhaften Poesie zugewendet blieb, so ist er dennoch für die Aufnahme großartiger Stoffe in die Dichtung, für eine edlere Sprache und naturgemäßen, ungekünstelten Ausdruck so wie für die Einführung der antiken Maße von sehr umfangreicher Wirksamkeit gewesen. Nach dem heftigen Angriffe, den Wieland in seiner überspannten Jugendperiode gegen ihn richtete (in welchem Wieland ihn und seine Freunde „Ungeziefer" nannte), hat er wenig mehr gedichtet: seine Blüte fällt in die vierziger und funfziger Jahre des Jarhunderts. Lange Zeit aber blieb er einer der Lieblinge des beßern deutschen Publicums, und mit Recht, denn wenn auch sein Glanz von den später an unserm Dichterhimmel aufgehenden Sonnen weit überstralt worden ist, und wenn auch sein Licht neben dem funkelnden Gestirne Klopstocks nur mit matterem Schimmer leuchtete, so war es doch ein reines Licht, an dessen Glanz das Auge nach langer Dunkelheit sich zuerst wieder erfreuen konnte, und zu welchem es sich darum auch später noch mit liebevoller Dankbarkeit gern zurückwandte.

Mehrere der gleichfalls diesem Kreiße angehörigen Dichter, wie den frühverstorbenen Michaelis, Klamer Schmidt, Götz, den unglücklichen, in Wahnsinn untergegangenen Juden Ephraim Kuh und andere erlaube ich mir zu übergehen, dagegen darf Johann George Jacobi, der ältere der beiden Pempelforter Brüder, nicht unerwähnt bleiben. Mit ihm unterhielt der weit ältere Gleim in den früheren Jahren eine ganz besonders innige, tändelnde und zuweilen in das Lächerliche übergehende Freundschaft, und

was aus dieser spielenden Zeit von Jacobi vorhanden ist, hat allerdings gerade so wenig Wert, wie die Gleimschen Sächelchen. Später jedoch trat er, namentlich in seinen während der Jahre 1774—1776 herausgegebenen Taschenbüchern, Iris, wenn er auch die Poesie der Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten, der unbekümmerten idyllischen Selbstzufriedenheit der Gleimschen Schule niemals ganz ablegte, als ein keineswegs unbedeutender, ja in einzelnen Stücken vortrefflicher Liederdichter auf, der das ungemein geringschätzige Urteil, welches Neuere, z. B. Gervinus über ihn gefällt haben, keineswegs verdient, denn wenn er auch nicht mehr gedichtet hätte als das einzige Lied „die Morgensterne priesen in hohem Jubelton“, so würde er um dieses einzigen Liedes willen zu denen gehören, welche im Andenken der Nachwelt nicht untergehen dürfen; aber auch sein Aschermittwochslied, seine Litanei am Feste aller Seelen, sein Lied von der Mutter sind so wahr, so zart und klangreich, daß sie ohne Bedenken zu dem Besten gestellt werden dürfen, was wir in dieser Art besitzen, und bei Manchen von uns erwacht vielleicht ein Wiederhall aus den Klängen der wehmütig-frohen Kinderzeit, wenn ich an Jacobis vor vierzig bis funfzig Jahren vielgesungenes Lied erinnere: „Sagt wo sind die Veilchen hin“.

Weit weniger verdient an und für sich eine Erwähnung die Dichterin Anne Louise Karsch, da sie kaum an die poetische Befähigung mehrerer Dichterinnen des 17. Jarhunderts hinanreicht, die zu erwähnen ich mir nicht gestattet habe. Da jedoch auch sonst in der neueren Zeit manche Erscheinungen der Literaturwelt bloß darum genannt und sogar besprochen werden müßen, weil sie uns äußerlich näher liegen, und die Karschin ihrer Zeit eine Art Celebrität war, vielleicht auch manche meiner Leser theils an ihr selbst, theils an ihrer Enkelin, Frau Helmina von Chezy, und durch diese an der Großmutter einiges Interesse haben könnten, so glaube ich dieser Dichterin des Gleimschen Kreißes nicht ganz vorbeigehen zu dürfen. Das gröste Interesse, und ein in der That bedeutendes allgemeines und bleibendes, flößt ihre Lebensgeschichte ein, das Zeitinteresse aber wurde dadurch für sie rege, daß eine aus niedern Verhältnissen stammende, in tiefer Not und Dürftigkeit ihr Lebenlang schmachtende

Frau über das Elend ihres Hauses, über den Hunger und Frost und das kümmerliche Holzlesen im Walde und unter den Mishandlungen ihres zweiten Gatten, eines stets betrunkenen verarmten Schneiders, die poetische Kraft ihrer Jugend nicht einbüßte — daß sie ohne alle literärische Cultur, die damals verhältnismäßig in noch weit größeren Anschlag kam, als heut zu Tage, dennoch eben so gut Verse machen und den großen König ansingen konnte, wie Gleim und die Seinigen; und in der That sind ihre Verse oft nicht viel schlechter als Gleims Kleinigkeiten. Freilich erstreckt sich ihre wirkliche Dichterfähigkeit nicht weiter, als auf die Producierung einzelner dichterischer Gedanken, deren Ausführung und Gestaltung sie nicht gewachsen war; diese Gedanken aber sind oft recht gut zu nennen, wie das Lied an ihren verstorbenen Oheim, den Unterweiser ihrer Kindheit (1764, S. 92): „Kommt heraufgestiegen aus dem Sande Ihr Gebeine die ihr in dem Lande Meiner Jugend eure Ruhe habt“, welches troß der zalreichen Unfertigkeiten in der Form etwas Ergreifendes hat, wie „Wilhelms Frage bei dem frühen Tode seines Bruders“, und andere; ja das vorhin erwähnte schöne Lied Joh. Geo. Jacobis „Die Morgensterne priesen“, beruhet auf einer Inspiration der Karschin: „Wo war ich als dich Morgensterne lobten“. Ihr Dichtertalent hat sie übrigens mit geringen Modificationen auf ihre Tochter, die Baronesse Klencke und auf ihre vorher schon genannte Enkelin, Frau von Chezy, vererbt.

Der bedeutendste dieses Kreißes, der jedoch mehr ein Verbindungsglied desselben mit der Lessingschen Richtung, so wie auf der andern Seite mit der Klopstockschen Schule darstellt, ist Karl Wilhelm Ramler. Gemein mit seinem Freunde Gleim hat er den preußischen Patriotismus als Gegenstand seiner Gedichte und zwar seiner besten Gedichte, aber auch die Inhaltlosigkeit und Leerheit der meisten andern; mit Lessing verwandt ist er durch die scharfe, klare und rücksichtslose Kritik, die sich bei ihm freilich nicht gar viel weiter als auf den Ausdruck und das Versmaß erstreckte; — Klopstocks Schüler und Nachfolger ist er in der Ode, die er aus den Klopstockschen Willkürlichkeiten zur strengen und festen Form ausbildete, und worin er für die Folgezeit ein Vorbild aufstellte,

an dem so lange unsere Sprache ihre gegenwärtige Gestalt behält, niemand wird vorübergehen dürfen, welcher sich dieser Dichtungsgattung zuwendet. Ja es muß behauptet werden, daß die ganze moderne Uebersetzerkunst der Antike, wie sie zuerst von Voß in einem großartigen und Maß gebenden Beispiel aufgestellt wurde, direkt auf Ramlers feinem Ohre und richtigem Takte beruhet, und ohne Ramler weder die Voßischen Hexameter noch die Solgerschen Trimeter noch die Platenschen Anapäste möglich gewesen wären. Daß Ramlers Nachahmung der Antike sehr oft zur steifen Aengstlichkeit werde, und daß er sich durch sein Original, Horaz, zur Rückkehr zu einer veralteten, der Opitzischen Schule angehörig gewesenen, Künstlichkeit, zu gelehrten, mit mythologischen Bildern auf lästige Weise prunkenden Poesie, die oft zur Versmacherei wird, habe verleiten laßen, ist eine oft gemachte Bemerkung; schlimmer war es noch, daß das Feilen und Ausputzen bei ihm, zumal in späteren Jahren, zu einer Art von Handwerk wurde, über welches er den Inhalt der Gedichte ganz vergaß oder sogar absichtlich vernachläßigte; — er ist in dieser Hinsicht oft und nicht ganz unrichtig mit Gottsched verglichen worden. Seine Freunde, zumal Lessing, vertraueten in seiner besten Zeit seinem kritischen Scharfblicke und sichern Takte ihre Gedichte auf das Rücksichtsloseste an, indem sie ihm gestatteten, daran auszulaßen und umzuschmelzen was er für gut finde. Darüber bemächtigte sich Ramlers eine Art von Wut zu corrigieren, die er freilich schon früh in Gemeinschaft mit Lessing an Lichtwers Fabeln ausgelaßen hatte; was er später in die Hände bekam, corrigierte er auf das Unbarmherzigste, ohne alle Rücksicht auf die Eigentümlichkeit des Dichters, die ihm völlig gleichgültig war und für deren Bedeutung er alles Gefühl verloren hatte; alle Werke anderer Dichter, welche er herausgegeben hat, sind durch ihn so verändert worden, daß man das Original kaum wiedererkennt, und wo man ein Original nicht besitzt, wie bei den Gedichten des Genoßen des Hallischen Kreißes, des nachherigen Superintendenten Götz zu Winterburg, ist man fast völlig außer Stand über den Dichter ein Urteil zu fällen, da man niemals wißen kann, was ihm und was seinem Corrector Ramler angehört.

Ja er verfiel sogar auf den seltsamen Einfall, prosaische deutsche Stücke, wie Geßners Idyllen, in seine strengen Verse umzukleiden — ein Unternehmen, welches ihn fast um allen Credit brachte. — Bekannt ist seine Uebersetzung der Horazischen Oden, die lange als das unerreichte Muster galt, und in späteren Zeiten sich als die geistloseste, armseligste Arbeit von denen mußte schmähen laßen, welche auf ihren Schultern standen; bemerkenswert aber ist allerdings der Unterschied, welcher zwischen der Uebersetzung derjenigen funfzehn Oden, welche Ramler bereits im Jahre 1769 herausgab, und der der übrigen, erst später von ihm bearbeiteten, Statt findet; jene ersten sind noch frei von dem Zwange und der ängstlichen Genauigkeit der späteren, dagegen voll horazischen Geistes, der in dem größeren Theile der übrigen freilich vermißt wird.

Dieser Gleim-Ramlersche Dichterkreiß hat sich übrigens, verhältnismäßig wenig berührt von den Einflüßen der späteren gewaltigen Umgestaltung der poetischen Welt, bis auf die neueste Zeit in zwei Zweigen erhalten. Der eine ist der erst am 8. Merz 1841 verstorbene Dichter Christoph August Tiedge, dessen kleinere lyrische Gedichte ganz das Spielende, oft Tändelnde, die Geringfügigkeit und oft Armseligkeit des Inhalts der Gedichte Gleims an sich tragen, mit dem Tiedge früh in Verbindung war; in der Form sind sie zwar vollendeter, aber im Ganzen ist doch auch diese nur sehr unbedeutend gehoben — fast durchaus ein leeres Klingen, wodurch sich höchstens ein ungeübtes Ohr auf kurze Zeit teuschen laßen kann. Berühmter, aber mit fast noch weniger Recht berühmter ist Tiedges Lehrgedicht Urania geworden, in welchem er die Unsterblichkeit nach den dürftigen Kantischen Lehrsätzen, die der gerade Widerspruch gegen alles sind, was man Poesie nennen mag, unter einer nebligen Hülle von sentimentalen Phrasen besingt oder vielmehr bespricht. In den Zeiten, als die auf den ersten Blick fast seltsam scheinende, in der Wirklichkeit aber sehr natürliche Verbindung dürrer Abstraction und oratorischer Sentimentalität an der Tagesordnung war, und in den Kreißen in denen man Goethe weder verstand noch leiden mochte, hat die Urania besonders mit ihren sogenannten „schönen Stellen“, die man in Excerptenbücher

einzutragen sich befleißigte, Furore gemacht, so gut wie vierzig Jahre früher in ganz ähnlichen Kreißen das ähnliche Lehrgedicht Halladat des Meisters der Schule, Gleims.

Der andere Zweig dieser Schule, eine directe Fortpflanzung der Ramlerschen Poesie, ist der gleichfalls vor Kurzem verstorbene Geheimrat v. Stägemann, dessen Lyrik eben so patriotisch wie die Lyrik Ramlers, eben so streng in den Formen, und nicht viel bedeutender von Gehalt war, als diese. Das Aufsehen, welches man noch vor einigen Jahren von dieser Poesie Stägemanns zu machen versuchte, sank sehr bald in sein Nichts zusammen; — denn selbst seine Freiheitslieder sind viel zu viel bloßer Wortklang, als daß sie auf die Dauer feßeln könnten, und von seinen Gedichten an seine Gattin ist es allgemein zugestanden, daß sie unbedeutend seien.

Nach dieser Episode, oder wenn man will, diesem Anhange zu der ersten Hälfte unserer zweiten klassischen Zeit, welcher zu den Erscheinungen, die wir nunmehr zu betrachten haben, in keinem directen Verhältnis steht, wie denn auch die Anhänger dieser Gleim-Ramlerschen Schule bis in die neuere Zeit hinein kalt oder feindlich gegen Goethe, gleichgültig gegen Schiller gewesen sind, wenden wir uns zu der Schilderung der zweiten, größeren Hälfte unserer neuen Blütezeit.

Durch Klopstocks tiefe und wahre Begeisterung, durch Lessings scharfe und klare Kritik und nicht zum geringsten auch durch Wielands rücksichtslose Bloßgebung der Sinnlichkeit war eine Gährung in den jüngeren Gemütern entstanden, wie die Geschichte unserer Literatur sie nicht leicht zum zweitenmale wird aufweisen können; es bemächtigte sich der Seelen der befähigteren Jugend die durchgreifende, siegende, überwältigende Ueberzeugung, daß man mit der bisherigen Cultur nicht länger fortleben könne, daß man mit der herkömmlichen Poesie ganz und gar brechen, sich von ihr ganz und gar frei machen müße. Es trat eine Aufregung ein, welche mit leidenschaftlicher Hitze gegen alle von anderthalb Jarhunderten überlieferten Stoffe und Formen anstürmte, und mit heftigem Drange nach neuen, nicht gegebenen, nicht gelehrten und angelernten, nach

ursprünglichen Dichtergedanken hinaus strebte. Es war das Streben, mit der Cultur wieder ganz von vorn, bei den Urzuständen des Menschengeschlechts, anzufangen, welches schon seit dem Anfange des Jarhunderts unter andern Formen dort bei den Deisten, hier in den Robinsonaden und Avantüriers, dort bei Montesquieu und Rousseau mit ihren neuen Lehren von Gesellschaft und Staat, hier in den Poesieen Klopstocks vom uralten deutschen Heldentum sich gezeigt hatte, es war dieses das Streben, welches sich mit dem Ausgange des siebenten Decenniums des vorigen Jarhunderts plötzlich und allgemein der befähigten Geister der deutschen Jugend bemächtigte; es war dasselbe Streben, welches in Frankreich zwei und zwanzig Jahre später, ohne den Proceß im Geiste, durch Erneuerung und Erfrischung desselben, durchgemacht zu haben, sich mit ungehemmter blinder Gewalt auf die Außendinge warf, Staat und Gesellschaft und Kirche umstürzte, um zu einem erträumten und unmöglichen Ideal der Societät und politischen Verfaßung zu gelangen. Dasselbe Streben nach einem Naturzustande, nach dem Zerstören aller hergebrachten Cultur und dem Beginnen eines neuen, ursprünglichen, selbstgewachsenen, von allem Traditionellen unbeirrten Culturleben durchzog mit unglaublicher Gewalt auch die Herzen der deutschen Jugend, früher als in Frankreich, aber in der Weise, wie es dem deutschen Volke naturgemäß war und geziemte: es war ein geistiger Prozeß, welcher im Innern der Nation verlief und sich vollendete, es war eine Verjüngung des innersten nationalen Bewuſtseins, eine Wiedergeburt der poetischen Gaben und Kräfte, welche erstrebt und vollendet wurde, und welche darum so vollständig gelang, darum so groß und so einzig sich darstellte, weil sie bei dem Tiefsten und dem Ersten anfieng und sich ganz auf diesen Kreiß zu beschränken wußte, den sie eben darum auch vollständig zu durchdringen und zu erfüllen vermochte, während die Umgestaltung und die angebliche Rückkehr zu dem Naturzustande, wie sie unsere Nachbarn versucht oder durchgeführt haben, bei dem Aeußersten und Letzten anfieng, mithin statt zu verjüngen und wiederzugebären, nur zerstören und auf unheilbare Weise verwirren konnte.

Diese Periode unserer geistigen, zunächst nur poetischen Revolution — die Periode der Originalgenies, auch nach einem Drama Klingers die Sturm- und Drang-Periode genannt — begann um das Jahr 1767 mit Herders Auftreten, schließt Herder selbst, Basedow, Goethe, Lavater, Lenz, Klinger, Müller, vom Göttinger Bunde die Stolberge, sonst aber noch eine große Schar unbedeutenderer Geister in sich, und endigte 1781 mit Schiller. Es sind die allerverschiedensten Ingenien, mit ganz verschiedenen Stoffen erfüllt, und später nach den allerverschiedensten Richtungen auseinandergehend, sogar in die feindseligste Stellung gegen einander geratend, sämtlich aber in dem Jarzehend, von dem wir reden, darin Eins, daß etwas noch nie Gehörtes, nie Gesehenes, nie Erlebtes in der Tiefe ihres Geistes, auf dem Grunde ihrer Seele walle und wühle, dem sie Leben und Gestalt zu geben hätten; daß sie dieses Originelle, von allem Bisherigen von Grund aus Abweichende, Verschiedene, Losgetrennte bloß aus sich selbst zu schöpfen, bloß sich selbst zu verdanken hätten; daß sie berufen seien, der Welt eine neue geistige Gestalt zu geben; daß sie zurückkehren müßten zu der Urpoesie der Welt und der Völker, und aus Quellen schöpfen, aus denen vor ihnen noch niemand geschöpft habe, um eine neue poetische Offenbarung, ein neues Dichterevangelium in aller Welt zu verkünden. Wie wir sehen, sind dieß vorerst nur die Gedanken einer frischen, regsamen, kräftigen und dichterisch begabten Jugend, es sind eben nur Jünglingsgedanken, wie sie, freilich schwächer und mit weit geringerer Verbreitung überall in der Jugend auftreten, und die nur zu der Erwartung berechtigen, daß diese Jugend sich an das, was sie erfaßt und umschlingt, mit allen Kräften anklammern, es ganz ergreifen, sich ihm ganz hingeben werde. Noch ist aus diesem Drängen und Treiben kein sicheres Prognosticon zu ziehen für eine wirkliche neue Dichterwelt, für klassische Producte der Poesie: noch steht eine solche Jugendwelt allen Gefahren der frühzeitigen wüsten Vergeudung ihrer Gaben, der ungemeßenen, sich selbst verschlingenden Eitelkeit, allen Gefahren der Kraftüberschätzung und des Wegwerfens ihrer Kräfte an kleinliche und elende Stoffe, allen Gefahren des Ueberganges der geistigen Bewegung

in eine bloß materielle und grob fleischliche Bewegung, in ein wildes Leben des Genußes und der Schwelgerei, der sittlichen und politischen Unordnung und Zerrüttung bloß. Es kam darauf an, ob diese gewaltige Aufregung wirklich zu der Urpoesie, wirklich zu den edelsten poetischen Stoffen, wirklich zu großartigen Vorbildern zurück gelangen und in diesen ihre volle Befriedigung finden, sich ganz in dieselbe eintauchen, dieselben mit Leib und Seele auffaugen, und in diesem höchsten Genuße auch als dem für sie höchsten verharren werde. Und das ist wirklich geschehen, erfüllt und zur Vollendung gediehen, wenn auch nur in einem dieser Genies vollständig, aber es ist geschehen. Mochten auch manche derselben ihrem Geniedrange in einem lächerlichen und niedrigen Cynismus der äußeren Erscheinung Luft machen, oder ihn gar darin suchen, wie der halbnackt herumlaufende Klinger, der unsaubere Lenz, der plumpe Basedow; mochten Andere in thörichtem Uebermute alles Wißen gegen die selbsteigene Originalität verachten und in roher Gemeinheit zerstörend über Gutes und Schlechtes zugleich herfallen, wie die, von denen Jean Paul sagt, daß sie es für ein Vergehen gehalten, einen Fuß in eine Universitätsbibliothek zu setzen, und daß diese Genies mit Thränen in den Augen auf dem Papier Schimpfworte und auf der Straße Prügel ausgeteilt hätten — diese Armseligen giengen armselig zu Grunde, damals wie heute, wie der in Hunger und Wahnsinn gestorbene Lenz, oder zerrannen in ihrer eigenen flackernden Hitze, wie der Projectmacher Basedow; — mochten auch die wunderlichsten Gedanken, die unklarsten Phantome, die thörichtsten Gaukeleien in manchen Köpfen spuken, wie der von den meisten dieser Originalgenies, Goethe nicht ausgenommen, mit der ganzen damaligen ungläubig, folglich zugleich abergläubisch gewordene Welt geteilte Glaube an geheime Naturkräfte und geheime Weisheitsbündnisse, wie die physiognomischen Schrullen Lavaters, die pädagogischen Seiltänzerkünste Basedows, so trugen doch diese, bald sich selbst bis zur Lächerlichkeit vernichtenden Bestrebungen immer noch den echten Kern und Keim, die Sehnsucht nach dem reinen, seiner selbst gewissen Naturleben in sich; — mochten auch unechte Dichtergeister, wie das Macphersonsche Gespenst Ossians

statt des reinen Odems gesunder Poesie trüben Nebel in die Köpfe hauchen, selbst diese Ossianischen Nebel, welche sich auf die zarten Pflanzen legten, dienten dazu, diese in ihrem ersten Emporkeimen feucht und frisch zu erhalten, und den Uebergang aus dem kühlen Dunkel der Nacht in das heiße Licht des Tages für sie zu vermitteln, wenn sie gleich vor der aufgehenden Sonne spurlos zerrinnen mußten. Mochten auch alle diese und noch manche andere Verkehrtheiten und Unfertigkeiten vorkommen: das Eine war das Losungswort der ganzen Masse: daß man zu einer ursprünglichen, nicht gekünstelten noch gemachten, zu einer sich selbst unwillkürlich erzeugenden, zu einer Volksdichtung zurück müße, daß man in Shakespeare ein großes, daß man endlich in Homer das größte aller Vorbilder zu verehren habe. Damit war das erlösende Wort gesprochen, der ebene und unausweichliche Weg zum Ziele gezeigt, und jeder Rückfall unmöglich gemacht; vor diesem Worte brach die gelehrte Dichtung fast dreier Jarhunderte morsch in sich selbst zusammen: sie war für immer abgethan. Nach langen Irrfarten war man endlich wieder da angelangt, von wo man zu Anfang des dreizehnten Jarhunderts ausgieng; man war mit überwiegendem Bewustsein wieder dort angelangt, wo man einst mit überwiegendem Instincte stand: und jenes Bewustsein war zu einer Höhe, zu einem Umfange, zu einer Klarheit gediehen, wie es weder unser Volk in jener Zeit, noch irgend ein Volk bis dahin gehabt hatte, noch irgend ein Volk neben uns bis auf diesen Tag zu erreichen vermochte. Unglaublich ist es, aber buchstäblich wahr: erst in dem Jarzehnd von dem wir reden, hat die moderne Welt den Homer verstehen gelernt, nachdem sie ihn dreihundert Jahr lang gelesen und wieder gelesen, übersetzt und excerpiert und memoriert und commentiert; wir haben ihn verstehen gelernt, und das volle Verständnis seines Wesens wohnt auch heute noch nur bei uns; so wie aber dieß Verständnis erlangt war, schoßen alsbald die Lichtblitze mit mächtigem Funkeln nach allen Seiten hin, auf unsere eigene alte Nationalpoesie, die wir nunmehr erst fähig — wir wollen auch hinzusetzen: würdig — wurden zu begreifen, auf die alte Volkspoesie unserer näheren und entfernteren Stammes-

verwandten, ja zurück auf die älteste Poesie der göttlichen Offenbarung, und von allen diesen Punkten kehrten die Strahlen in erhöheter Stärke und in reicherem Glanze, oder in neuen Brechungen und Farben zu uns zurück. Das ist das Große und Einzige unserer neuern Dichterzeit, daß sie in dem vollen Verständnisse, in dem vollen Bewustsein und in dem vollen Genuße der edelsten Dichtungen aller Völker, daß sie im Mittelpunkte der Weltdichtung stehet. Wir haben länger lernen müßen, als irgend einer unserer Nachbarn, aber wir haben dafür auch mehr gelernt; wir haben das Lernen und das Nachahmen und die Abhängigkeit überwunden: wir verstehen die Alten nicht mehr wie ein Schüler den Lehrer und ein Jünger den Meister, wir verstehen sie, wie ein Gleicher den Gleichen, wie ein Mann den Mann versteht. Und dieß Verständnis hat sich durchgearbeitet in der stürmenden Zeit der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jarhunderts, mit welcher eben darum stürmische Jugendzeiten späterer Geschlechter nicht dürfen, nicht können verglichen werden, wie dieß wiederholt und mit unerhörter Keckheit noch vor nicht allzu langer Zeit von dem jungen Deutschland geschehen ist. Erst zeige uns diese, erst zeige uns jede kommende sturmlustige Jugend, daß sie andere und gleich große, gleich reiche Quellen der Poesie aufzuschließen habe, wie jene Sturm- und Drangzeit; erst zeige sie uns, daß sie, wie jene, derselben mächtig zu werden vermöge und sich ganz in ihnen erquickt, befriedigt, wiedergeboren finde; sie zeige außer der eigenen alten Nationalpoesie und außer Homer eine dritte Quelle — und es gibt allerdings eine, welche jene Zeit nicht vollständig erschloßen hat; — ehe sie diese aber gefunden, weisen wir alle Ansprüche auf eine, der Anerkennung, welche wir der Sturmperiode Herders, Goethes und Schillers schuldig sind und willig darbringen, nur äußerlich ähnliche Anerkennung ihres Stürmens auf das Entschiedenste zurück.

Doch wir müßen nunmehr den Geistern, welche zuerst das Wort der Erkenntnis gefunden und ausgesprochen haben, unsere Aufmerksamkeit auch im besondern zuwenden: dem Meister und dem Jünger, der den Meister überragte, Hamann und Herder; wenn gleich Beide in der Geschichte der dichterischen Erzeugnisse

verhältnismäßig zurücktreten, so nehmen sie doch in der neuen Dichterperiode nicht allein der Zeit sondern auch der Wirksamkeit nach als erregende, wegweisende, wenn man will, als offenbarende Geister die erste Stelle ein.

Daß Hamann diese Stelle gebüre, wißen wir, wenn nicht aus Herders ganzem Wesen und Wirken, aus Goethes ausdrücklicher, sehr bestimter und umständlicher Erklärung. Hamann dringt auf die Rückkehr zu dem einfachen Zustande der ältesten Poesie, auf die Rückkehr zu dem Kindesalter der Völker, auf die Rückkehr zu der Einfalt eines kindlichen Glaubens, aus welchem allein eine neue Einheit des Bewustseins, mithin eine neue Poesie, die nur auf dieser Einheit und Unmittelbarkeit des Wißens und Empfindens beruhet, hervorgehen kann; er dringt auf diese Rückkehr nicht mit den Gründen eines zerlegenden Verstandes, sondern mit der vollen Energie des Charakters. Er ist es zuerst gewesen, welcher die Poesie als die Muttersprache der Völker, als ein Bedürfnis, und zwar als das erste Bedürfnis des menschlichen Geistes bezeichnete, welcher der spielenden, gekünstelten, willkürlich gemachten Poesie der letzten Jarhunderte gegenüber auf die Unwillkürlichkeit und Notwendigkeit der ältesten, echten und wahren Poesie hinwies. Er war es, welcher zuerst auch im alten Testament die Elemente der höchsten und vollendetsten Dichtung aufzeigte, und er konnte nicht oft genug wiederholen, daß die späten Völker und Geschlechter nur in der Rückkehr zu dem Evangelium die Einfachheit, die Frische und Naturkraft wieder zu erlangen vermöchten, welche zur Erzeugung großer Dichtungen erfordert werde. Er war es, welcher zuerst wieder auf das unerforschliche Geheimnis der Poesie aufmerksam machte, während bisher das Dichten nur ein Geschäft des lauten Marktes, ein öffentlich getriebenes Handwerk gewesen war; er war es, welcher zuerst das Bewustsein hatte und erweckte, daß alles Große, was in der Welt gewirkt werde, nur von dem ganzen Menschen, nicht von dem Verstande, oder der Empfindung, oder der Vernunft, oder wie man die einzelnen in der Betrachtung gesonderten Vermögen nun nennen will, sondern von Leib und Seel und Geist zugleich von allen Kräften des menschlichen Wesens in

ihrer ungetrennten, ungeschiedenen Einheit, in ihrem vollen, ungestörten und eben darum unbegreiflichen Zusammenwirken geschaffen worden sei und geschaffen werden könne. Und alles dieß war bei ihm, wie gesagt, nicht etwa ein Resultat der Forschung, sondern seiner eigenen innersten Erfahrung, ein Bestandtheil seines Lebens, eine unmittelbare zweifellose Anschauung. Deshalb wurde er von den damaligen Stimmführern auf dem literarischen Forum nicht allein verkannt, sondern, wie Goethe sagt, als ein abstruser Schwärmer betrachtet, und eine solche Verachtung lastet noch heutiges Tages von Seiten aller derer auf ihm, die das innige Verwachsensein der Ansichten mit dem Charakter, die innige Verschmelzung des christlichen Glaubens mit dem Urteile über Welt und Poesie weder selbst besitzen noch an Andern zu ertragen vermögen, wie denn eben durch diesen Umstand Gervinus sich hat verleiten laßen, von Hamann eine Charakteristik zu geben, welche wir fast giftig nennen müßen, und im eigenen Interesse des genannten Historikers nur sehr beklagen können. Freilich ist es leicht, an Hamanns Schriften, noch leichter, an seinem Leben zalreiche Mängel und unangenehme Blößen zu entdecken: es erweist sich aber auch in diesem Falle wieder, daß die Geschichte unserer neuern Poesie durch das Eingehen auf die biographischen Momente der Dichter, auf ihren literarischen Verkehr und überhaupt ihre persönliche Stellung zur Welt, wodurch sie mehr eine Dichtergeschichte als eine Dichtungsgeschichte wird, eben so viel und noch größere Nachteile erfährt, als durch die Nichtachtung und das Vergeßen der Persönlichkeiten. Uns möge es genügen, zu bemerken, daß Hamanns Stil allerdings nicht nur nichts weniger als ein Kunstwerk, sondern daß er wirklich u n s c h ö n, daß er voll gesuchter sibyllinischer Sprüche, voll — ihm selbst nach kurzer Zeit nicht mehr vollkommen verständlicher — Anspielungen, voll Sprünge und unklarer Ausdrücke ist, Eigenschaften, durch die er ermüdet, und oft sogar geradezu abstößt. Aber wir wollten Hamann auch nicht von Seiten seiner poetischen Production, sondern nur von Seiten seiner anregenden und belebenden Wirksamkeit schildern — und zwar wollten wir diese Wirksamkeit nur hinsichtlich seiner Zeit und der P o e s i e seiner Zeit betrachten, denn es sind

noch andere Seiten an derselben hervorzuheben, an denen wir hier vorbeigehen müßen. —

Unmittelbar durch persönlichen Verkehr von Hamann angeregt war Johann Gottfried Herder, der freilich in der Geschichte der Poesie gleichfalls fast nur als ein anregender, Bahn brechender, das Verständnis eröffnender, das Bewußtsein weckender und erhöhender Geist, nicht als eigentlicher Schöpfer bedeutender dichterischer Werke auftritt, dafür aber auch in jenen Beziehungen in seiner Zeit groß und unvergleichbar, für die Nachwelt mittelbar von erstaunlicher, kaum hoch genug anzuschlagender Wirkung, aber auch unmittelbar noch späteren Zeiten als den unsrigen bedeutend und ehrwürdig erscheint. Seine großartige, angeborene, durch Hamann geförderte, durch das Lesen von Shakespeare und Homer genährte Fähigkeit, die er seiner Mitwelt eingeflößt und auf die Nachwelt vererbt hat, ist die, sich an das eigentümliche, innerste, edelste Leben aller Nationen anzuschließen, das eigene Innere diesen fremden Elementen liebend zu eröffnen, sie zu erfaßen und in das eigene Herz, in das eigene Blut und Leben aufzunehmen; seine Fähigkeit ist der Universalismus in der großartigsten, damals noch von keinem Menschen auf Erden erreichten, ja von keinem nur gedachten und begriffenen Weise; eine Fähigkeit, durch welche er weit über die Grenzen des Gebietes hinaus, in welchem wir uns gegenwärtig bewegen, wirksam war. In dieser Beziehung ist Herder das Centrum der neuen Zeit, der Mittelpunkt aller der Kreiße geistiger Bewegung, welche vom 15. Jarhundert an erst in engeren dann in weiteren und immer weiteren Bogen sich zu schließen streben; — hatte das 15. und 16. Jarhundert die Griechen und Römer, hatte die Folgezeit die Franzosen und Niederländer, die Italiener und Engländer zu faßen, zu verstehen und in den Bereich des eigenen Lebens hineinzuziehen versucht, alle diese Versuche fanden ihr Ziel und ihr Ende, ihre Erfüllung und Vollendung in Herder. Er ist aber eben so der Mittelpunkt aller ähnlichen Bewegungskreiße, welche seitdem in größtem Maßstabe nach allen andern Völkern der Erde, nach Arabern, Persern und Hindus, nach den Malaien und Chinesen wie nach den absterbenden Stämmen der

amerikanischen Rothäute hingegangen sind und noch jetzt von Jahr zu Jahr in rascherer und ausgedehnterer Bewegung hingehen: diese Völker mit ihrer Sprache, Sitte und Poesie, in ihrer Liebe und ihrem Haße zu faßen, ihren Geist zu begreifen, in ihrer Seele zu lesen, die Freuden ihres Daseins mit zu fühlen, und das geheime Weh ihres innersten Lebens mit zu empfinden, das hat die deutsche Welt allein von Herder gelernt, das lernt sie noch heute von ihm, und das wird sie noch fortwährend von ihm lernen müßen. Wir dürfen es getrost von uns behaupten: wie unter allen Völkerstämmen der Erde nur der germanische fähig ist, die Eigentümlichkeit eines andern Stammes zu begreifen, so sind wir unter allen germanischen Stämmen derjenige, welcher diese Fähigkeit am vollständigsten besitzt: das ganze, volle, tiefe Verständnis fremder Volksgeister wohnt allein den Deutschen bei, und unter den Deutschen am Vollständigsten, am Lebendigsten, vorbildlich, ja gleichsam urbildlich in Herder. Durch ihn ist ein allgemeines historisches und vergleichendes Sprachstudium, welches die verborgendsten Schätze der Geister der Völker und die wahre Gestalt ihrer geheimsten Gedanken an das Licht zieht, durch ihn ist eine lebendige Kultur- und Sittengeschichte, durch ihn eine Weltgeschichte, eine warhafte Universalgeschichte uns, aber auch allein uns möglich geworden.

Doch — ich bin in Gefahr, mich von dem Wege zu meinem Ziele zu verirren: es ist hier nicht meine Aufgabe, die Bedeutung Herders für die Wißenschaft zu schildern, sondern nur seine Wirksamkeit auf dem Gebiete unserer Poesie anzudeuten; indessen kann diese Andeutung nicht gelingen, wenn nicht wenigstens ein flüchtiger Blick auch auf die weitern Kreiße der Wirksamkeit dieses merkwürdigen Mannes geworfen wird.

Durch diese Eigenschaft des Universalismus prägte Herder unserer zweiten dichterischen Blütezeit ihren eigentümlichen Charakter auf: durch ihn wurde sie zu einer klassischen Periode erhoben, welche die edelsten und reinsten Stoffe mit den ihnen eigentümlichen und notwendig von ihnen geforderten Formen zu umkleiden vermochte; durch ihn wurde diese Klassicität in den innigen Wechselverkehr des Deutschen mit dem Fremden gesetzt, in welchem das Nehmen ein

Geben und das Geben ein Nehmen ist: in welchem das deutsche Element sich mit fremder Form umkleidet, als mit der seinigen, und die deutsche Form fremdes Element in sich aufnimmt, als sei sie mit demselben ursprünglich und untrennbar verwachsen: durch ihn wurde der deutsche Geist mit dem Geiste der Orientalen, der Griechen und der Romanen statt, wie bisher, nur beschäftigt zu werden, angefüllt und genährt; durch ihn wurde das, was Klopstock und Lessing begonnen, und Wieland nach seiner Art vorbereitet hatte, ausgeführt und so weit vollendet, daß es nunmehr nur eines Genius bedurfte, welcher an lebensvollen Dichtergestalten diese Vermälung des deutschen Geistes mit dem Geiste der fremden Völker zur Offenbarung und Wirklichkeit brachte. Denn dieß war Herders Schranke: die Fähigkeit, Gestalten zu bilden aus fremdem Stoffe mit eigener Form und aus eignem Stoffe mit fremder Form hat er der deutschen Nation gegeben; das Bilden der Gestalten selbst blieb ihm versagt: wo er endete, da begann Goethe.

Gehen wir noch mit einigen wenigen Betrachtungen auf die einzelnen Zweige der bisher im Allgemeinen vorgezeichneten Wirksamkeit Herders ein, so weit dieselbe unser Gebiet berührt. — Seine früheste Thätigkeit war eine, von Lessing und durch die Literaturbriefe angeregte kritische, in den Fragmenten zur deutschen Literatur (1767) und in den kritischen Wäldern (1768), durch welche er theils das durch die Literaturbriefe erweckte Bewustsein von dem, was warhafte Poesie und warhaftes poetisches Verdienst sei, rege erhielt, auf die seit den Literaturbriefen aufgetretenen literarischen Erscheinungen ausdehnte und in weiteren Kreißen verbreitete, theils das innere Verständnis der Poesie an sich — Lessings Laokoon sowol sich anschließend als demselben widersprechend — zu erringen und der Welt aufzuschließen suchte. Und eben in dem letztgenannten Werke, den kritischen Wäldern, war es, wo er zuerst das Wesen Homers aufdeckte und dessen Verständnis für uns eröffnete. Bald schritt er, zunächst durch seinen Beruf des Theologen veranlaßt, auf demselben Wege, den er für Homer betreten, fort zu der Darstellung der ältesten, erhabensten Poesie des Menschengeschlechts, zu der alten Poesie der Offenbarung in der „ältesten Urkunde des

Menschengeschlechts*, um in deren Wesen einzudringen und einzuführen, sie als ein Ursprüngliches, Lebendiges, als eine großartige, erhabene Schöpfung, wenn auch zunächst nur des menschlichen Geistes, begreifen zu lehren; — ein Gegenstand, dem er in der Folge noch mehrere Male, z. B. in der Schrift „vom Geiste der ebräischen Poesie“ seine Thätigkeit zuwendete. Es ist seitdem nicht wieder möglich gewesen, das alte Testament als eine Masse von geschmacklos erzälten Fabeln und uncultivierten Producten eines rohen unentwickelten Volksstammes zu betrachten, wozu die englischen und französischen Deisten uns bereits geführt hatten — oder wenn es möglich war, so war es nur den armseligen und verkommenen Geistern möglich, welche sich selbst von der erlangten Weltcultur ausschloßen und unter die Linie der gewöhnlichsten poetischen Bildung herabsetzten; — es ist seitdem von allen denen, welche mit der Entwicklung des dichterischen Bewustseins, selbstbewust, fortschritten, das alte Testament wenigstens als eins der vornehmsten Documente einer Urpoesie, einer erhabenen, majestätischen, unnachahmlichen Dichtung, wenn auch freilich eben darum oft für nicht mehr — angesehen und bewundert worden. Daß diese Auffaßung Herders, so richtig und sogar so notwendig sie war, nach einer andern Seite hin sehr bedeutenden Schaden gestiftet hat, an dem wir noch jetzt krank liegen, kann freilich nicht verkannt werden — es wurde durch dieselbe die Maxime geltend gemacht, die Offenbarung nach der Welt, statt die Welt nach der Offenbarung zu meßen. Ein dritter Schritt, und für unsere Poesie ein nicht allein eben so bedeutender, wie die beiden bisherigen, sondern ein noch folgenreicherer, den Herder auf seiner Bahn vorwärts that, war der, daß er in dem Buche „von deutscher Art und Kunst“ die ältesten und ursprünglichsten Volksgesänge, die Volkslieder in ihre poetischen Rechte wieder einsetzte, in diesen so lange Zeit verachteten und verschmäheten Dichtungen die Quellen und die Grundmaße aller Dichtung nachwies, und ihnen die Priorität, der Zeit wie dem Range nach, vor den willkürlich geschaffenen Producten vindicierte. Wie wir durch Herders Besprechung des Homer zuerst begreifen lernten, was ein Epos sei, so wurde

durch diese Erörterung der Lieder der alten Völker zuerst der Begriff der Volkspoesie, zunächst der Volkslyrik, gegenüber der Kunstpoesie, eingeführt: Begriffe, welche nachher von der romantischen Schule und deren Jüngern, zumal von den Brüdern Grimm aufgefaßt, genauer bestimt und fortgebildet, den unberechenbarsten Einfluß auf unser Verständnis aller Poesie und aller Geschichte der Poesie gewonnen, ja die ganze Anschauungsweise von Geschichte und Poesie von Grund aus umgestaltet haben. Es war aber nicht allein dieser, mehr der Wißenschaft angehörende reformatorische Einfluß, welchen Herder durch seine Wiederoffenbarung der alten Volkslyrik der Völker, und des deutschen Volkes insbesondere, ausübte: es war auch ein kräftiger und heilsamer, ein warhaft heilender, Einfluß auf das Leben: durch die Wiederherstellung der poetischen Rechte des Volksgesanges wurde eine Versöhnung mit dem Volksleben, so weit dieselbe möglich war, theils unmittelbar herbeigeführt, theils eingeleitet, wie dieselbe bereits von Hamann in ihrer Notwendigkeit geahnt und vorgebildet war: es wurde nunmehr wenigstens unmöglich gemacht, das „gemeine Volk", wie bisher, als eine rohe, dumme Masse zu verachten, unmöglich, die gelehrte Poesie, ja unmöglich, die Wißenschaft überhaupt als das ausschließlich berechtigte, als das unbedingt den Vorzug verdienende Lebens- und Culturelement ferner noch in der Weise wie bisher geltend zu machen: es wurde Achtung vor dem geistigen Leben des Volkes und vor den Rechten dieser geistigen Lebenselemente angebahnt, und hierdurch ein starker Damm gegen die zu gleicher Zeit hereinbrechende Aufklärerei errichtet, die dem Volke wol zu thun meinte, wenn sie ihm alle eigenthümlichen Züge, alle ererbten geistigen Besitztümer entzöge, und es mit den armseligen Brocken der Culturweisheit fütterte. Darum kehrte sich denn der Widerwille, ja der Haß der alten zünftigen Wißenschaftswelt sowol wie der modernen flachen Aufklärer in gleicher Weise wider Herder; Schlözer ließ seinen Grimm gegen ihn in der höchst charakterischen Phrase aus, „Herder gehöre zu der neuen Race von Theologen, den galanten, witzigen Herren, denen Volkslieder, die auf Straßen und Fischmärkten ertönen, so interessant wie Dogmatiken sind", und Nicolai suchte das allgemeine

Aufsehen, welches Herder durch sein Hinweisen auf die Volkslieder erregte und die Freude, die alle Welt an dieser neu gewonnenen Poesie hatte, durch seinen misratenen Spott im „kleynen feynen Almanach von Volksliedern“ zu dämpfen. Gegen diesen sich schon durch sich selbst vernichtenden Hohn Nicolais setzte Herder 1778 seine „Stimmen der Völker in Liedern“, eine Sammlung von volksmäßigen Poesieen vieler Nationen, die freilich meistens durch die umgestaltende Hand Herders gegangen waren — indes sind gerade unsere deutschen Volkslieder die echtesten, am wenigsten veränderten. Es war dieß die erste Sammlung von Volksliedern (von Herder schon 1773 beabsichtigt); doch war ihr nach der ersten von Herder in seiner deutschen Art und Kunst gegebenen Anregung schon eine Reihe von Bekanntmachungen alter Volkslieder, z. B. in Jacobis Iris, vorangegangen.

Mit eben demselben hingebenden Gemüte, demselben offenen Sinne, welchen Herder gegen Homer und Shakespeare und die hebräische Poesie, gegen das Volkslied und gegen Ossian bewies, wandte er sich auch zu der Legende, und eröffnete den für diese zarten Geschöpfe frommer Phantasie lange verschloßenen Sinn von neuem; es muß das, was er über die Legende sagt, ohne Frage zu dem besten gerechnet werden, was sich nicht etwa nur überhaupt für diese Dichtung sagen läßt, sondern auch zu dem besten, was Herder zur Eröffnung des Verständnisses für fremdgewordene Poesieen, zur Charakterisierung der Eigentümlichkeit der Dichtungen, zur Schilderung bestimter Zeitverhältnisse und der denselben notwendig entsprechenden poetischen Erzeugnisse überhaupt geschrieben hat.

In diesen, hier nur mit den allgemeinsten Zügen dargestellten Eigenschaften und Formen der poetischen Wirksamkeit besteht Herders Größe auf dem Gebiete der deutschen Dichtung; auf der Seite seiner poetischen Productionen liegt diese Größe allerdings nicht, doch verdient er keineswegs die Herabwürdigung und Geringschätzung, die ihm von verschiedenen Seiten und zwar zum Theil von Solchen bewiesen worden ist, welche direct von ihm gelernt haben oder von ihm wenigstens hätten lernen sollen, wie wenn

z. B. der neueste junge Uebersetzer des Cid (Duttenhofer) so ganz vornehm-treuherzig-herablaßend von dem „guten Herder“ spricht. Das beste seiner poetischen Erzeugnisse sind die Nachdichtungen und Uebersetzungen der Volksgesänge, in denen er, vorbildlich für A. W. v. Schlegel, die wunderbare Fähigkeit offenbarte, sich mit Sinn und Sprache ganz und gar an fremde Gedanken und Empfindungen anzuschmiegen, den eigenen Geist gleichsam in den fremden zu ergießen und in demselben aufgehen zu laßen. Am nächsten mögen diesen Volksliedern die Legenden stehen, denen nur etwas zu viel Lehrhaftes beigemischt ist, und sodann sein letztes Werk, welches erst nach seinem Tode erschien, die Umdichtung des spanischen Cid. Daß aus diesen spanischen Romanzen zuweilen gerade das beste weggeblieben, daß manches nicht im vollen Geiste des Originals umgedichtet ist, daß vielmehr sogar das Ganze einen bei weitem weicheren Charakter erhalten hat, als das Original besitzt und die alte Heldendichtung erfordert, kann nicht verkannt werden; eben so wenig aber auch, daß in diesen Umdichtungen, eben wie sie uns vorliegen, ein dichterischer Geist ersten Ranges sich kund gibt; immer wird Herders Cid unter den edelsten poetischen Schöpfungen unserer Nation genannt werden, und genauere Uebertragungen werden uns allerdings das Original näher bringen, oder haben es uns vielmehr schon näher gebracht, aber keine wird die deutsche Dichterkraft an diesem Stoffe in solchem Grade bethätigen, wie es Herder gethan hat. Seine übrigen Nachdichtungen und Uebertragungen, wie z. B. der Epigramme der griechischen Anthologie, der Oden des Horaz und einiger neueren lateinischen Dichter, die Paramythien (Ausdeutung griechischer Mythen), beweisen zwar allesamt aufs neue und immer wieder aufs neue die ungemeine Fähigkeit, sich an alle fremden Geister anzuschließen und ihnen mit der eigenen Individualität gerecht zu werden, besitzen jedoch sämtlich die Geschmeidigkeit und Leichtigkeit der Volkslieder und den Klang der Cid-Romanzen nicht. Noch viel weniger besitzen diese Vorzüge diejenigen Dichtungen, welche ganz sein Eigentum genannt werden können, zunächst die weltlich-lyrischen; merkwürdiger Weise warf sich Herder in diesen eigenen Productionen auf diese andere Seite

seines Ich, die mehr speculative und lehrhafte, die ihm selbst, so wenig in der Wißenschaft wie im Leben, zum Heile gereicht hat; man kann in ihnen kaum den Herder, den man aus seinen übrigen, zumal früheren Schriften kennt, wiederfinden: es sind lehrhafte, oft geradezu trockene und nüchterne Producte. Mit seinen christlichen Hymnen und Kirchenliedern hatte er eben so wenig Glück, wie mit seinen weltlich-lyrischen Gedichten, eben so wenig Glück wie Klopstock mit den seinigen: daß letzterer den Volkston des Kirchenliedes verfehlte, kann nicht auffallen, weil Klopstock eben nicht im wirklichen Leben, im Volksleben, sondern in den Sphären einer gesteigerten fast exclusiven Empfindung sich bewegte; mehr fällt es bei Herder auf, welcher eben diesem Volksleben wieder zu seinem Rechte, uns zum Bewustsein von demselben verholfen hatte; inzwischen war der Sinn für das Volksmäßige damals erst im Erwachen, und von vorn herein nicht zu erwarten, daß sofort alle volksmäßigen Elemente der Dichtung mit einem Male, und vollständig begriffen und gewürdigt werden sollten; es blieb dieß späteren Zeiten, und zwar was das Kirchenlied betrifft, erst den allerneuesten aufbehalten; diese aber müßen, wenn sie in diesem Punkte weiter sehen als Herder, nur nicht vergeßen, daß er zuerst es war, welcher uns den Weg zu der Höhe gewiesen und gebahnt hat, von welcher aus wir diese Fernsicht gewonnen haben. Genug, seine Kirchenlieder sind vollkommen künstlich, bewußt auf ein Ziel, gewöhnlich eine Empfindung lossteuernd, oft scheinbar geradezu einen Effect beabsichtigend, lauter Eigenschaften, die dem echten evangelischen Kirchenliede fehlen müßen.

Seine Prosa ähnelt zumal in seinen früheren Werken der Prosa Lessings und ist in einzelnen Zügen derselben sogar offenbar nachgebildet (wie eben z. B. in den kritischen Wäldern, wo dieser Umstand noch deutlicher hervortritt als in den Fragmenten): dieselbe Beweglichkeit, dasselbe Streben und dieselbe Fähigkeit, sich dialektisch zu verständigen, wie bei Lessing, nur nicht mit der klassischen Ruhe, mit der Durchsichtigkeit und Klarheit des Lessingschen Stiles. Andere Werke tragen etwas Dithyrambisches, Ueberfliegendes, Klopstockisches an sich, wie z. B. die älteste Urkunde des Menschen-

geschlechts, zum Theil auch noch die Schrift über den Geist der ebräischen Poesie, und die Ideen der Philosophie der Geschichte der Menschheit. Sollen wir Herders Prosa mit der Prosa Lessings vergleichen, wozu sie selbst herausfordert, so müßen wir sagen, daß Herder da, wo er sich am genauesten an sein Vorbild anschließt, die beste Prosa geschrieben hat, und gleichfalls wie sein Vorbild, besonders bei der ersten Bekanntschaft, ungemein feßelt; so bleibend aber, wie Lessing, vermag Herder auch in seinen besten Werken nicht zu feßeln; man kommt dahin, Herder zu überleben, zu überwinden — Lessing niemals. Wir werden zu Lessings Sachen zurückkehren, denen wir doch widersprechen müßen oder die uns gleichgültig sind, um der Darstellung willen; dagegen vermögen wir es, wenigstens aus Trieb nach Kunstgenuß, nicht wieder zu Herders Sachen zurückzukehren, mit denen wir doch einverstanden sind. Der Grund dieses Unterschiedes liegt vor allem darin, daß Herder nicht die Ruhe und Ueberlegenheit besitzt, welche Lessings Erbteil war: es ist in Herders Darstellung etwas Springendes, Ungleichmäßiges, Willkürliches. Es ist etwas von Hamanns Bizarrerie als Humor und Laune in Herder vorhanden, vermöge deren er uns aus den weitesten Kreißen seines Universalismus im nächsten Augenblicke wieder in die Beschränktheit des Individuums zurückführt, und das große Ganze, welches er vor uns ausbreitet, doch nur durch das Prisma seiner Gedanken und Empfindungen, ja seiner Stimmungen uns erblicken läßt; — es findet sich in Herder die stoßweise wiederkehrende und nachlaßende Erregtheit, das geistreiche Wetterleuchten, das Werfen von Schlaglichtern, durch welches sich die späteren Humoristen so stark von Herder angezogen fühlten; und wirklich muß er in dieser Beziehung als direct einwirkend auf eine ganze Reihe von spätern Erscheinungen, er muß nächst Hamann, ja vielleicht mehr als dieser, als geistiger Vater der humoristischen Richtung unserer Literatur betrachtet werden.

Auf Herders mehr wißenschaftliche Wirksamkeit, auf seine Stellung zur Kantischen Philosophie, auf seine theologischen Schriften, durch welche er, z. B. durch die Briefe, das Studium der Theologie betreffend, zu seiner Zeit ungemein viel gewirkt hat, so wie auf

seine historischen Werke, wie die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, sein berühmtestes Werk, welches jedoch von der Wißenschaft längst überwunden, jetzt nur noch als das ehrwürdige Denkmal eines Anfangs, die Weltgeschichte eben als Weltgeschichte zu behandeln, da stehet, habe ich nach dem Ziele und den Schranken, welche ich mir hier von Anfang an setzen mußte, nicht einzugehen; eben so wenig glaube ich mich berufen, auf den Modeartikel unserer Zeit, das Leben unseres Dichters mit allen seinen Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten mich einzulaßen. Was wird die Geschichte unserer Dichtung daraus gewinnen, wenn wir wißen, daß Herder sich mit niemanden vertragen konnte, als mit dem, seinem innersten Wesen widersprechenden Wieland? Was wird sie gewinnen, wenn die Beschuldigungen von Pfaffenstolz und Uebermut, von Hofmeistersucht und Krittelei, die man über ihn zusammengehäuft hat, geprüft, bestätigt oder widerlegt werden? Wollten wir auch, was leichter wäre, nachweisen, daß Herders vorzugsweise subjectives Christentum diese Vorwürfe fast notwendig provocierte, so würde doch diese Nachweisung wenigstens nicht hierher gehören. Möge er uns für diesen Augenblick nur als der erste große Träger unserer neuesten Dichterzeit gelten, als ein Atlas, der eine Dichterwelt auf seinen starken Schultern trägt, und diese Anerkennung ihn durch unsere Zeit und durch die kommenden Jarzehnde hinbegleiten[43]!

Unter die, auf deren Entwickelung Herder den bedeutendsten Einfluß geäußert hat, gehört vor allen Johann Wolfgang Goethe. Wenn ich gegenwärtig zu der Schilderung der poetischen Bedeutsamkeit dieses grösten Genius unserer Neuzeit übergehe, so bedarf es wol kaum der Versicherung, daß ich sehr weit von der Anmaßung entfernt bin, etwas rein Historisches, Abgerundetes und Abschließendes über ihn sagen zu wollen; dazu ist es überhaupt noch zu früh: wir stehen noch mitten in der geistigen Bewegung, welche durch ihn ist angeregt worden, und es muß, um über Goethe zum historischen Abschluße zu gelangen, nicht allein die Epigonenzeit vollständig abgelaufen, sondern auch erst wieder ein neuer Geisterbeherschender Genius aufgetreten sein, aus dessen Standpunkt

wir den früheren Genius betrachten, mit dessen Maße wir ihn meßen können; eben wie die frühere Blütezeit unserer Dichtkunst erst — und nicht einmal in sondern nach dem Verlaufe der zweiten ihre vollständige historische Würdigung theils gefunden hat, theils erst zu finden beginnt. Was auch der Begabteste unserer Zeit über Goethe sagen mag — es wird auch die Schilderung dieses Begabtesten nicht mehr sein, als eine Darstellung dessen, was er selbst an Goethe gelernt und erlebt hat, nicht mehr als eine Art Selbstbiographie, welche wol ein nützliches, ja unentbehrliches Material zu einer warhaften Geschichte abgeben, niemals aber selbst Geschichte sein wird. — Auch das bin ich außer Stande zu leisten, alle einzelnen, ja nur alle hauptsächlichen Züge in Goethes Dichterbilde in lebendiger, farbengetreuer Wiederspiegelung zu zeigen — eine Analyse seiner sämtlichen oder auch nur aller seiner bedeutensten Werke zu geben: bekanntlich machen die zu „Goethes Verständnisse" geschriebenen Bücher, gute und schlechte, schon eine nicht ganz unbedeutende Bibliothek aus, und es würde schon darum ein Unternehmen, wie das angedeutete, theils den uns hier zugemeßenen Raum bei weitem überschreiten, theils das Ebenmaß stören, welches eine allgemeine Geschichte der Poesie, soll sie ihre eigene Wirkung nicht vernichten, vor allem einzuhalten hat. Ich werde mich darauf beschränken müßen, eben wie ich in der Geschichte der älteren Zeit gethan habe, nur einige flüchtige Conturen zu zeichnen, und nur hier und da etwas mehr Schatten und Licht aufzutragen, und etwas mehr in das Einzelne zu gehen, als bei den großen Erscheinungen der alten Zeit; finden dann meine Leser diese Umriße dem Bilde unseres großen Dichters, welches bei ihnen bereits fest stehet nicht allzu unähnlich, so werde ich mich hinreichend belohnt halten, und das Ausmalen der Linien ihren geschickteren Händen mit der Bitte überlaßen dürfen, die Verstöße des Zeichners nachträglich corrigieren zu wollen.

Goethes erste Dichterperiode — die, welche vor seinem Eintritte in Weimarische Hofdienste, im Jahr 1775, liegt, fällt ganz mit der Geniezeit, der Sturm- und Drangperiode zusammen, die von Herder angeregt, von Goethe zu ihrer Blüte und künstlerischen

Bedeutung erhoben wurde. Wie der junge Goethe während seines Aufenthaltes in Straßburg von dem nur fünf Jahre ältern, aber an Kenntnissen und Einsichten, an Klarheit und vor allem an Sicherheit dem damals noch unstäten und mit sich selbst ringenden jüngeren Zeitgenoßen weit überlegenen Herder in diese Bewegungen der jungen Geister hineingezogen und auf die Bahn seiner späteren unsterblichen Wirksamkeit gewiesen wurde, hat uns Goethe selbst erzält. Er war nun der Dichter, welcher alles das in sich vereinigte, was Herder vorausschauend zu erkennen, aber selbst nicht zu leisten vermochte, er war der Genius, welcher mit der vollesten, stärksten unmittelbaren dichterischen Empfindung, ohne Bücher, ohne Muster, aus dem Leben selbst in die Dichtung hinüber zu schreiten im Stande war, der in dem Leben selbst den dichterischen Stoff mit glücklichem Griffe zu erfaßen, der das Wirkliche selbst poetisch zu gestalten Weichheit und Kraft genug besaß — welcher, wie in der alten Zeit, deren Orakel Herder war, nicht auf dem Papier und für das Papier, sondern mit dem Herzen und für das Herz mit der lebendigen Stimme des Mundes und für des Mundes lebendige Stimme sang. Alles Bewuste, Gemachte, Künstliche, von dem die vergangenen Dichterzeiten beherscht worden waren, und wovon sogar Klopstock sich nicht völlig befreit hatte, war mit einem Male verschwunden — es war eine unmittelbare Eingebung, es war das Genie Wirklichkeit geworden, auf welches die Zeit in sicherm Bewustsein von der Notwendigkeit desselben hoffte und harrte. Aber es war auch die Uebermacht des Stoffes über den Dichter verschwunden, welcher der einzige Dichtergenius erlegen war, der bis dahin sich gezeigt hatte: Klopstock; diese Uebermacht, an der so viele der Gleichzeitigen noch scheitern sollten, sie war der kräftigen, kühn einherschreitenden, heiter siegenden Energie des jungen Dichters erlegen: der Inhalt der Dichtung war ein volles, selbst erlebtes Herzenseigentum des Sängers, aber ein Eigentum, welches sich aus den individuellen Zuständen, aus der beengenden Nähe der Verhältnisse, aus der unruhigen Erregtheit des Augenblicks, aus der Trübnis der Leidenschaft und des physischen Kampfes rein und rund herauslöste, und in die helle, ruhige Ferne zurück-

trat, in welcher nur noch die reinen Formen, die stillen und milden Lichter, die klaren zarten Farben der Bilder einer sich selbst überwindenden und darum in seliger Ruhe befriedigten Phantasie übrig bleiben. Diese Eigenschaften, die unmittelbare Warheit und Wärme des Gefühls, welche von klarem, tiefem Seelenfrieden umschloßen, diese freie und rasche Bewegung, die von der großartigsten innern Ruhe beherscht wird, dieses tiefe und völlige Hineintauchen des eigenen Selbst in den dichterischen Gegenstand, um denselben im Momente wieder zurückzunehmen in das Selbst, und ihn nach sichern Formen und Maßen zu gestalten, diese weiche und bildsame Objectivität und diese selbstbewuste energische Subjectivität, diese Fähigkeit im Besiegtwerden zu siegen, dieser Genuß und diese Entsagung in einem Acte, diese Eigenschaften sind es, welche unserm Goethe von der Natur verliehen wurden, und seine unerreichbare Größe und seine Unsterblichkeit ausmachen: Eigenschaften, durch welche er sich unmittelbar neben die grösten Dichtergenien aller Völker und aller Zeiten stellt: neben die Dichter der Griechen, neben unsere eigenen grösten alten Sänger, neben Shakespeare, neben die Volkslyrik, — so daß er nur eine Stufe unter dem Volksepos, der grösten, von dem Individuum unerreichbaren, dichterischen Schöpfung des menschlichen Geistes stehen bleibt. Die Anschauung dieser wahren Größe der Dichternatur, wie sie in Goethe aus allen Zeiten und Völkern und Dichtungsarten wiederstralte, ist aufgefaßt und festgehalten in Schillers unsterblichem Gedichte: das Ideal und das Leben, in welchem der Dichter den unverwelklichen Lorbeer um seines großen Freundes und zugleich um das eigene Haupt gewunden hat. —

Jene großen Eigenschaften prägen sich nun gleich in den frühesten Dichterschöpfungen Goethes und zwar auf das allerentschiedenste, ja entschiedener als in manchen späteren aus: die andern Dichter seiner Zeit, Klopstock nicht ganz ausgenommen, haben etwas werden wollen und sind etwas geworden: Goethe hat nichts werden wollen und ist nichts geworden: er ist gewesen, was er war. Seine frühesten lyrischen Produkte sind, wie allgemein anerkannt ist, von einer Warheit, von einer Wärme,

von einer Innigkeit und Bewegung, und zugleich von einer innern Sicherheit und Festigkeit, daß nichts als das beste aus dem alten Volksliede ihnen zur Seite gestellt werden darf, mit dem sie ohnehin in der innigsten Verwandtschaft stehen und aus welchem sie sich zum Theil sogar geradezu hervorgebildet haben, wie z. B. das Heidenröslein, der König in Thule, das Lied eines gefangenen Grafen u. a. Ich darf hier nur beispielsweise an „Glück und Traum“, an „Stirbt der Fuchs so gilt der Balg“, an das Lied „Sehnsucht“, an den „Nachtgesang“, an die Gedichte an Lilli oder Belinde und an den „Trost in Thränen“ erinnern, von denen insbesondere das letzte zu den allervortrefflichsten gehört, was die Lyrik überhaupt, nicht bloß die deutsche, jemals hervorgebracht hat. In allen diesen Liedern sind eigene Lebenserfahrungen, eigene Herzensgeschichten in ihrem höchsten Stadium festgehalten, aber die unruhige Hast der Leidenschaft, die trübe Gährung der Gefühle, welche vergeblich nach einem Ausdruck ringt, und den rechten nur einzeln und gleichsam zufällig trifft, welche bald zu viel bald zu wenig sagt — diese „menschliche Bedürftigkeit“ ist überwunden, ist „mit allen ihren Zeugen ausgestoßen“. Die Gährung hat sich abgeklärt zu dem goldnen, duftenden Wein, dem man seine Heimat, sein Gewächs, seinen Jahrgang, seine Erde und Traube noch anschmeckt, der aber von allem diesem die feinsten lieblichsten Arome behalten und sie, in die köstlichste Weinblume vergeistigt, zusammengefaßt hat; das Gefühl der Leidenschaft und der Herzensunruhe ist noch vorhanden, aber nur das leise Beben derselben zittert noch, in die reinste Harmonie verschmolzen, durch die Töne des Gedichtes, sie begleitend hindurch — Unruhe und Leidenschaft selbst haben keinen Theil an dem Gesange, dürfen nicht mit ihren schreienden Lauten eingreifen in die melodischen Klänge, welche wie selige Geister leicht und heiter dahinschweben über den Aufruhr, die Plage und Pein dieses Lebens. Das innigste Gefühl für die Natur zieht durch alle diese Gedichte — Frühling und Herbst, Sommer und Winter spiegeln sich darin mit ihren Blüten und fallenden Blättern, mit ihren Gluten und Stürmen, aber niemals wird dieses Naturgefül zu einer in den Vordergrund tretenden Schilderung, zur

Naturmalerei; eben nur das Frühlings- und das Herbstgefül spricht sich aus; nur der Hintergrund ist Winter und Sommer, Herbst und Frühling: das Ganze des Gedichts ist angehaucht von dem Blütendufte des Mais und dem stillen Abendglanz des Sommers, von der klaren Frische des Herbstes, von dem Regen- und Schneesturm des Winters; es ist keine Zeile, in der wir das Leben und die Warheit der Natur nicht fühlen, ohne daß sie uns ausdrücklich vorgeführt und beschrieben zu werden brauchte. Und überall sind es nicht schwankende, unsichere, von ihrem Boden losgerißene Gefühle, nicht Stimmungen und Anwandlungen, welche uns vorgeführt werden — es sind überall wahre, lebendige Gestalten, es sind Bilder, die in sichern und festen Formen, in klaren und zarten Farben, es sind Handlungen, welche in der unmittelbarsten Warheit, in der bestimtesten Haltung, in der naturgemäßesten Folge sich uns darstellen. — Am großartigsten zeigt sich diese edle Plastik, diese erhabene Ruhe, die wie ein Poseidon aus der Tiefe der empörten Gewäßer hervorsteigt und das wilde Element zum klaren Spiegel ebnet, in den der innersten Empfindung des antiken Mythus abgelauschten Stücken: Grenzen der Menschheit; „Wenn der uralte heilige Vater mit gelaßener Hand aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde sät, küss ich den letzten Saum seines Kleides, kindliche Schauer treu in der Brust"; und Prometheus: „Bedecke deinen Himmel Zeus, mit Wolkendunst" u. s. w., und in den verwandten: Gesang der Geister über den Waßern; an Schwager Kronos, Ganymed und andern. — An dieser Lyrik wird mehr als ein Jarhundert noch zu lernen, und nur zu lernen haben: ein glückliches Nachahmen wird noch lange Zeit eine der grösten Dichter-Aufgaben bleiben; an ein Gleichkommen ist kaum, an ein Ueberwinden nicht zu denken.

Was von Goethes lyrischen Gedichten aus der früheren Periode gilt, gilt auch von den beiden größeren Prosawerken derselben: dem Götz von Berlichingen und den Leiden Werthers; ja es läßt sich manches, was über die lyrischen Gedichte gesagt worden ist, an denselben noch genauer nachweisen. Der Götz erwuchs aus der genauen Bekanntschaft, welche Goethe durch Herders

Anregung in Straßburg mit Shakespeare machte: statt aber nun, wie so Manche der Früheren, wie noch Mehrere der Späteren, bei einer Nachahmung stehen zu bleiben, griff Goethe mit reger dichterischer Lust nach einem ihm längst lieb gewordenen Stoffe aus dem älteren deutschen Volksleben, und gestaltete diesen in Shakespearischem Geiste, aber in vollkommener Selbständigkeit zu einem Drama, welches bis auf diesen Tag vollkommen einzig und unvergleichbar in unserer Literatur steht. Kaum läßt sich an einem andern Werke Goethes seine wunderbare Eigenschaft, sich ganz in den Gegenstand einzuleben, einzutauchen, zu versenken, so genau beobachten, wie an Göz von Berlichingen. Aus dem ganz ungeschickten, kaum lesbaren Buche des fränkischen Ritters, welches unter allen literärischen Erscheinungen des 16. Jarhunderts zu den untergeordnetsten gehört, und sich sogar noch bei weitem nicht mit den Denkwürdigkeiten des Hans von Schweinichen meßen kann, sog Goethe, der es, worauf viel Gewicht zu legen ist, völlig absichtslos gelesen und sich an demselben geistig genährt hatte, mit einer bewundernswürdigen Assimilationskraft den wahren, lebendigen Geist des 16. Jarhunderts, und stellte uns aus demselben Figuren in seinem Drama auf, welche an historischer Treue und poetischer Frische, an Volksmäßigkeit und an Zartheit alles übertreffen, was jemals bei uns in ähnlicher Weise darzustellen versucht worden ist: kein einziges Product unserer Literatur geht so ganz auf den Sinn und das Leben älterer Zeiten ein, und stellt Gesinnung und Zustände der alten Jarhunderte mit so sicherm Takte mitten in unser jetziges modernes Leben hinein, wie Göz von Berlichingen; kein Drama unserer Nation ist in dem Grade, wie der Göz ein Volksdrama. Ist uns ja doch durch Goethe der unbedeutende fränkische Ritter zu einer Art von allbekanntem Volkshelden geworden, der zu uns in einem ganz ähnlichen Verhältnis steht wie etwa der Herzog Ernst zu den Hörern und Lesern des 12. und 13. Jarhunderts; und warum? und wodurch? Darum, weil Goethe nicht mit den Anforderungen der Cultur und der Kritik der modernen Zustände sich der alten Zeit gegenüberstellte, sondern mit ganzer voller Freude und Liebe auf dieselbe eingieng, nicht die

neue Zeit in die alte hineintrug, sondern die alte in die neue hereinzog, eben wie es die alten Volksſänger mit ihrem viele Jarhunderte hindurch überlieferten und immer neu geſtalteten Epos gemacht hatten; dadurch, daß Goethe nichts aus der alten Zeit machen, kein Ideal aus ihr hervorgrübeln, ſondern ſie ſich ſelbſt ausſprechen laßen wollte in Ernſt und Thorheit, in Liebe und Haß; dadurch, daß er nicht Gedanken und Gefühle, und in den Figuren nicht willkürliche fictive Träger derſelben, gleichſam nur Allegorieen und Masken, ſondern leibhaftige Perſonen, und doch wieder nicht bloß Perſonen des Privatlebens, ſondern der großen nationalen Bewegung des 16. Jarhunderts aufſtellte, und nicht aus den Reden, vielmehr ausſchließlich aus den Handlungen der auftretenden Perſonen die Schilderung dieſer Bewegung hervorgehen ließ. Dadurch iſt der Nation, wie bei keinem andern Drama unſerer neuen Zeit, das Mitleben mit dem Helden des Dramas möglich gemacht, dadurch iſt daſſelbe ſo ganz verſchiedenen Lebens- und Bildungsſtufen unmittelbar nahe gerückt und zugänglich, gleichſam ein Stück des eigenen Jugendlebens geworden: wir erkennen uns in Berlichingen und ſeiner Umgebung ſelbſt wieder, und fühlen es, auch ohne genauere Kenntnis von den Sitten und Zuſtänden des 16. Jarhunderts, mit Sicherheit durch, daß hier unſere leibhaften Altvordern, nicht Phantaſiegebilde, Ideale und Geſpenſter auftreten, daß es wirklich unſere lieben alten Väter ſind, die wir hier ſehen, an denen wir, wie an dem eignen Leben, unſere Freude haben können, eben wie das Volk früherer Jarhunderte an den lieben alten Königen und Helden des Volksepos ſeine Freude hatte. Wirklich hat Goethes Götz das mit dem alten Volksepos gemein, daß beide allerdings keine Geſchichte ſind, aber in den Sinn der Geſchichte, in das Weſen der alten Zeit, in ihre Seele, tiefer und gewiſſer und ſogar vollſtändiger einführen als alle hiſtoriſchen Expoſitionen, wie denn ohne Uebertreibung behauptet werden kann, daß die einzige warhafte Kenntnis, welche das Publicum eine lange Reihe von Jarzehnden vom 16. Jarhundert gehabt hat, lediglich aus Goethes Götz geſchöpft wurde. Noch muß der mit dem ſicherſten Gefühl, dem unmittelbarſten Takt gethane Griff erwähnt

werden, nicht eine der Hauptpersonen der Reformationsgeschichte zur Hauptperson des Dramas zu machen, da diese Helden historisch heller Zeiten in der Dichtung selten gute Wirkung hervorbringen: diese bleiben mit weit größerm Effecte im Hintergrunde stehen. – Daß übrigens der Götz auch dem Stoffe nach mit der Genieperiode im Zusammenhange stand, ist leicht ersichtlich: es ist die alte selbständige Reichsritterschaft, die alte selbständige Heldenkraft, welche in Conflict mit der neuen politischen Gestaltung der Dinge, mit dem modernen Policeistaate tritt, eben so wie die Originalgenies sich in ihrer starken Individualität im Conflict mit der einengenden Culturwelt befanden. Das ist aber auch das einzige „Revolutionäre" an dem Stück, wenn man ja diesen hier gänzlich unpassenden Ausdruck überhaupt gebrauchen darf; was Gervinus und vor ihm und nach ihm Andere darin gefunden haben, haben sie bloß darum gefunden, weil sie nicht mit Goetheschem Sinn an Goethes Dichtung gegangen sind, weil sie gesucht haben und etwas finden wollten. – Soll man ja an Götz etwas tadeln, so ist es das Uebergreifen der Rolle und Geschichte der Adelheit, die namentlich in ihrer umständlicheren Ausführung einen etwas zu modernen Beigeschmack hat, und von den übrigen Personen nicht unmerklich absticht – ein Mangel, den Goethe sehr wol erkannte, da er in dem frühesten, nach seinem Tode veröffentlichten Entwurf des Götz der Adelheit ein noch weiteres Feld zugewiesen hatte, welches er späterhin sehr bedeutend beschränkte. Eben so laßen sich gegen den Schluß des Stücks, den Tod des Götz, mancherlei Einwendungen erheben, unter denen die wichtigste die sein möchte, daß ihm die volle Befriedigung abgeht und zudem in demselben der große historische Hintergrund, der uns durch das Stück begleitet hat, fast ganz wegfällt. – Begreiflich war es, daß dieses Stück, welches aus einem Guße warmen und warhaften Nationalgefüls hervorgegangen war, den heftigsten Widerwillen der französisch Gebildeten erregte, wie es denn von Friedrich II. bekanntlich als eine imitation détestable des mauvaises pièces anglaises, als voll von degoûtantes platitudes bezeichnet wurde; aber auch diejenigen Kreiße, welche es mit Jubel empfiengen, waren seiner nicht würdig: regte doch

Goethes Götz die Neigung zu dem völlig geschmacklosen, ja meist wirklich „abscheulichen“ Ritterschauspiele und Ritterromane an. Beßeres vermochte die Nation ihrem großen Dichter nicht als Gegengabe entgegenzubringen, als solche Erbärmlichkeiten des niedrigsten Ranges; das, was sie ihm hätte entgegenbringen sollen, ein vielverzweigtes, mannigfach gestaltetes, warhaftes Volksdrama, ist sie ihm schuldig geblieben bis auf diesen Tag.

Ein Jahr später als den Götz, in seinem fünf und zwanzigsten Lebensjahre, schrieb Goethe die Leiden des jungen Werther, ein Werk, welches noch weit größeren Effect gemacht hat, als der Götz, aber noch weit weniger bedeutende poetische Fruchtbarkeit entwickeln sollte, als dieser. Gegen den Stoff dieses Stückes ist ein sehr erheblicher poetischer Einwurf geltend zu machen: es schildert das Buch bekanntlich die Sentimentalität der Zeit, die, der Grundlage nach länger vorhanden, durch Klopstock und noch mehr durch die Engländer, namentlich durch den, eine bedeutende Rolle in der psychischen Entwickelung des Helden unseres Romans spielenden Ossian, erregt worden war; es schildert eine Krankheit der Zeit, nicht einen Kampf derselben, und zwar bloß die Krankheit, nicht die Heilung; — diejenigen Dichtungsstoffe aber, welche auf unvergängliche Dauer und Geltung Anspruch machen wollen, müßen, allen Vorbildern des fremden und eignen Altertums zufolge, nicht die Krankheit, sondern die Gesundheit des nationalen Lebens zur Grundlage haben. In diesem Punkte steht Werther von Götz sowol wie von den lyrischen Gedichten der Jugendzeit Goethes weit ab. Auf der andern Seite aber ist er das merkwürdigste Document für die Dichtergröße seines Urhebers und für die Art und Weise seiner poetischen Productionen. Goethe erzält uns bekanntlich selbst, daß er selbst an dieser Krankheit der Empfindsamkeit gelitten habe: an dieser Krankheit, welche in einer völligen Herabstimmung aller sittlichen, oft auch aller physischen Kraft des Menschen bestand, in einer schmerzlichen Passivität, die sich von Gefühlen, Stimmungen, Launen, Anwandlungen aller Art hin und her wiegen ließ, und in diesen Gefühlen und Stimmungen das eigentliche Leben und den Wert des Lebens suchte; in einer

Weichheit, die stets von Thränen überquoll, und sich durch die geringste Berührung mit der wirklichen Welt bis in das Innerste verletzt, bis auf den Tod verwundet fühlte: in einer Empfindlichkeit, die vor den Menschen und den menschlichen Verhältnissen zurückfloh, als grausamen Zerstörern der innern Welt, der süßen Gefühle, Ideale und Träume, und sich dafür mit krampfhafter Innigkeit, mit brennender, verzehrender Leidenschaftlichkeit an die unbelebte Natur und an die Thierwelt anschloß, als an die einzigen wahren Freunde, die das geheime Weh verstünden, achteten und darum ungestört ließen; in einer Todessehnsucht und Verzweiflung am Leben, welche alsbald eintrat, wenn der Conflict des reizbaren Gefühls und der träumerischen Ideale mit der Wirklichkeit des prosaischen Lebens sich offenbarte. Diese Krankheit, der ganz unvermeidliche Endpunkt des längst herschenden Strebens aus der Culturwelt heraus nach dem Sinnlich-Natürlichen, aus den Ueberlieferungen des Handelns, des Wißens und Glaubens nach dem subjectiv Anmutenden, herschte von der Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jarhunderts in Deutschland sehr allgemein bis gegen die Zeit der französischen Revolution, und verschlang eine Masse der besten geistigen und leiblichen Kräfte, verschlang auch nicht wenig von den Wirkungen unserer großen Dichter, die dem verstimten Gefühl einer großen Menge von Zeitgenoßen nicht zusagten; in manchen Schichten der Gesellschaft und in manchen Gegenden reichte diese Krankheit aber sogar ziemlich tief in das gegenwärtige Jarhundert herein, und erst die Zeit der Freiheitskämpfe hat uns völlig von derselben befreit. An dieser Krankheit litt mit seiner Zeit auch Goethe, aber seine kräftige, gesunde Natur wurde derselben bald Herr, und die Frucht dieser Ueberwindung ist Werther: mit der Vollendung des Buches, erzält er selbst, war er die empfindsame Stimmung los. Daher nun die vollendete Warheit in der Schilderung der Gemütszustände Werthers: daher diese lebendige Darstellung des Für-Sich-Lebenden, des In-Sich-Versunkenen, daher diese köstliche Zeichnung des innigen, aber schmerzhaften Naturgefühls des psychisch Kranken, der bis zum Zerfließen gesteigerten Weichheit, der dunkeln Schwermut, der geistigen Ohnmacht, der

Selbstquälerei mit gemachten Empfindungen, des Schwankens zwischen Entsagung und schwächlicher Hingebung an das kranke Gefühl – der endlichen Verzweiflung und des Todes durch die eigne Hand. Es ist unverkennbar, daß der Dichter alle diese Zustände, bis nahe an die äußerste Grenze derselben selbst durchlebt, selbst in sich erfahren — aber es ist eben so unverkennbar, daß es sie bereits überwunden und sich in die poetische Ferne gerückt hatte, von wo aus er ihrer mächtig werden, sie beherschen konnte. Es wird uns im Werther nicht der rohe Stoff der Sentimentalität, nicht die wilde Masse der auf uns eindringenden zerrißenen Gefühle, unbefriedigten Zustände, verzweifelnden Stimmungen, sondern nur der geistige Duft aus allen diesen Verhältnissen und psychischen Krankheitsstadien dargebracht: es ist eben die Poesie dieser Zustände, die uns Goethe schildert, nicht die Zustände selbst; es ist das Phänomen, die „reine Form“, der selige Schatten dieser Helden der Empfindsamkeit, was er uns vorführt: aus der beschränkten Sphäre des selbst Erlebten, des individuellen Eigentums löste er rein und klar das allgemein Wahre, das von Allen Erlebte, das Allen Eigentümliche ab, und gab eben dadurch, wie sich selbst die Heilung, seiner Zeit ein sicheres Mittel gleicher Genesung in die Hand „zu fliehen, um mit Schiller zu reden, aus der Sinne Schranken in die heitre Freiheit der Gedanken, wo die Furchterscheinung ist entflohn“. Aber die Welt nahm die Schilderung einer herschenden Krankheit — eine Schilderung, welche wie wenig poetische Erzeugnisse in der ganzen Dichterwelt die Genesis der echten, vollendeten Dichtung aufweist — nicht von dieser, allein zuläßigen, poetischen Seite: sie nahm, wie sie vielleicht noch heute thun würde, wenn Aehnliches einträte, an Werther ein direct stoffliches, leidenschaftlich subjectives Interesse statt des formellen und objectiven: man faßte Goethes Dichtung als eine Apologie der Sentimentalität, ja als eine Apologie des Selbstmords (in letzterer Beziehung verhältnismäßig noch richtiger), und gerade durch Werther wurde die Krankheit, von der sich Goethe durch ihn befreit hatte, zur herschenden, unglaublich verbreiteten, und in vielen Beziehungen warhaft gefährlichen, giftigen Krankheit: das „Wertherfieber“ ergriff alle Welt;

Lotte und Werther wanderten in Schrift und Bild durch ganz Deutschland, durch ganz Europa bis nach China, mit leidenschaftlich blindem Eifer suchte man nach den, wie man annahm, ganz rein historischen Personen und deren Geschichte: welche Theilname und Neugier noch in sehr später Zeit Lotte erregte, ist denen, welche in der Nähe ihres Wohnortes lebten, noch in lebhafter Erinnerung; der junge Jerusalem aber, dessen kaum oder gar nicht mit der Liebe, geschweige denn mit der historischen Lotte zusammenhängender Selbstmord allerdings Goethe die Inspiration für die zweite Hälfte seines Werkes gegeben hatte, wurde als der wahre Werther fast vergöttert, und noch heute wandern die reliquiensüchtigen Engländer nach einem Erdhaufen, den ein speculativer Wirt bei Wetzlar in seinem Garten als „Werthers Grab“ hat aufwerfen laßen. Zu einer theilweise erträglichen Rechtfertigung der am Wertherfieber krank Gelegenen läßt sich übrigens allerdings anführen, daß Goethe, wie schon Lessing bei dem Erscheinen des Werther rügend bemerkt hat, die formell und an der eignen Person vollbrachte Heilung an dem Object nicht auch materiell vollzogen hat: Werthers Selbstmord bleibt eine unaufgelöste Dissonanz, welche hier noch stärker auffällt als in Emilie Galotti, da bei Werther das Misverhältnis der Motive zu der That stärker ist, als in Lessings Drama.

Die übrigen Dichtungen Goethes, welche seiner Jugend angehören, liegen um diese drei bedeutendsten Schöpfungen, seine lyrischen Poesieen, den Götz und Werther als Studien, Feiertagsarbeiten und Abfälle umher: seine Laune des Verliebten und seine Mitschuldigen, die ältesten Werke, sind für nichts mehr, als Versuche und Studien zu halten, die für die historische Kenntnis von der Entwickelung des merkwürdigen Geistes, für die Geschichte der Poesie aber auch nur in so fern von Bedeutung sind: sie gehören noch der alten Schule, nicht der jungen Welt, nicht dem neuen Goethe an, seinen Geist zeigen sie jedoch und namentlich auch die Eigenschaft desselben, sich durch poetische Gestaltungen der unangenehmen Einflüße des wirklichen Lebens zu entledigen, so daß sie immer noch weit eher als viele andere Producte, deren wir Erwähnung gethan haben, Erwähnung verdienen. Clavigo

ist ein Abfall von Götz, ein Abfall, den der derbe Merck einen Quark betitelte, und der sich allerdings neben Götz sehr schwach ausnimmt, ein Abfall von Werther Stella, ein Stück, dem die Umformung aus einem Schauspiel zu einem Trauerspiel moralisch wenig genützt, poetisch geschadet hat, wenn überhaupt poetisch viel daran zu verderben war. Feiertagsarbeiten sind seine satirischen Stücke dieser Zeit, wie vor allem Pater Brey, in welchem die unverwüstliche Menschengattung, die da will „Berg und Thal vergleichen, alles rauhe mit Kalk und Gips verstreichen", die egoistischen Gleichmacher, die in alles sich mengen und alles vermitteln wollen, ohne eine Ahnung von dem wahren Wesen der Dinge, ihrer innern Einheit oder ihres Widerspruchs zu besitzen, auf das köstlichste gezeichnet werden — eine Figur, die noch ganz spät in dem Mittler der Wahlverwandtschaften, unter wenig verändertem Gesichtspunkt, bei Goethe wiederkehrt. Kaum sollte man es glauben, daß dieses Stück ursprünglich eine rein persönliche Satire auf den Jesuitenriecher Leuchsenring ist (der Würzkrämer ist Merck, Balandrino und Leonore sind Herder und dessen Braut), so glatt und scharf löst sich das Stück aus der gewöhnlichsten Wirklichkeit zu selbständiger poetischer Geltung heraus. Aehnliche ganz specielle Beziehungen haben Satyros und der Jarmarkt zu Plundersweilern, von denen der erste die revolutionären Aufklärer und Volksbeglücker, man kann wol sagen, prophetisch, warscheinlich aber zunächst in der Person des widrigen Basedow schildert, dieses die Beschränktheit der Kleinstädterei in ein buntes, vortreffliches Lebensbild zusammenfaßt. Berühmt ist ferner Goethes Satire auf D. Bahrdt, damals in Gießen, und dessen Modernisierung des Christentums; sowie die auf Wielands armselige Schilderung des griechischen Heldentums in der Alceste. Alle diese Stücke sind in der ältern s. g. Hans-Sachsischen Form gedichtet, und beweisen, daß es nur auf den Genius ankommt, auch solche, scheinbar längst gestorbene und begrabene Formen wieder zu beleben: Goethe hat übrigens die Form dieser Darstellungen wirklich an Hans Sachs gelernt, und diesen längst vergeßenen und verachteten Dichter, sowol durch diese Nachbildungen als durch sein vortreffliches Gedicht

„Hans Sachsens poetische Sendung", wieder zu Ehren gebracht. Manche andere Scherze ähnlicher Art hat der Dichter später unterdrückt; erst in seinem neuerdings erschienenen (zweiten) Nachlaße ist einiges der Art in Fragmenten zum Vorschein gekommen. Von den größeren Entwürfen, mit denen er sich in dieser ersten Periode des Schaffens trug, ist nichts zur Ausführung gekommen, als Faust, der ihn sechzig Jahr lang auf seinem Lebensweg begleitet hat; die übrigen: Prometheus, Mahomet und den ewigen Juden hat ihn ein richtiger Instinct getrieben, bei Seite liegen zu laßen.

Nach Goethes Eintritt in das Hof- und Geschäftsleben zu Weimar wurde das Genieleben zwar eine Zeitlang in der Wirklichkeit fortgesetzt, oder vielmehr erst recht in dieselbe übergeführt; in der Poesie war es überwunden: fast zehn Jahre lang ließ der Dichter nur kleinere, und gegen seine früheren größeren Werke unbedeutende Productionen seines Genius sehen. Die Welt meinte damals, und ein Theil der Welt meint noch heute, durch dieses Hof- und Geschäftsleben habe Goethe sein Dichtervermögen entnervt, den frischaufschießenden Lebensbaum seiner Poesie wenn nicht bei der Wurzel, doch in seinen edelsten Zweigen geknickt: alles was er später produciert, auch das Bedeutendste, entspreche nicht hinlänglich den großen Erwartungen, zu welchen seine früheste Lyrik, Götz und Werther berechtigt hätten. Ich für meine Person kann mich zu diesem Theil der Welt in keiner Weise rechnen: ein wirklich großer Genius berechtigt zu gar keinen Erwartungen, am wenigsten Goethe, der nicht eine Bahn ausschließlich zu verfolgen berufen war, und der zumal, wie wir wissen, durch jedes Erzeugnis seiner Dichterkraft mit irgend einer Erscheinung in seinem eignen Leben gleichsam abrechnete und abschloß, so daß er seine Schriften insgesamt als eine Reihe von Selbstbekenntnissen bezeichnen konnte. Goethe war kein Mann des forcierten Producierens, kein Papier- und Stubenmensch, kein Schriftsteller von Profession, der jede Messe mit seinen Büchern bezieht: ihm war es unumgängliches Bedürfnis im wirklichen Leben zu stehen und thätig zu sein, um aus dieser praktischen Thätigkeit, während welcher der dichtende Mensch in seinem Innern schlief, Kraft und Stoff zu neuen Productionen

zu schöpfen. Nur so viel ist an jener Ansicht richtig, einmal, daß er durch den Verkehr mit dem Hofe dem bereits bewährten Berufe eines volksmäßigen Dichters entzogen wurde, und sodann, daß ihn das Leben zu Weimar auf die Dauer nicht hinreichend geistig beschäftigte und ihm nicht hinlänglichen, und nicht hinlänglich reichen Stoff zur Dichtung gewährte: darum riß er sich fast gewaltsam von Weimar los und reiste nach Italien, um sich durch Anschauung der Werke der plastischen Kunst der Antike die Weite des Gesichtskreißes, die Sicherheit des Maßes und der Form, die Freiheit des Geistes zu gewinnen, welche er in seinem beschränkteren Leben zu Weimar nicht gewinnen konnte. Eben dieß Leben in Weimar — dessen Ausgelaßenheiten begreiflicher Weise nicht verteidigt oder nur entschuldigt werden sollen — gab Goethe den Anstoß, das zu werden, was er später geworden ist. Mögen auch noch andere Motive zur Unternehmung dieser Reise mitgewirkt haben, und mag das Resultat derselben für Goethes Privatleben noch seine besondere Geltung behaupten: für seine poetische Wirksamkeit gleicht dieselbe dem heitern Erwachen nach einem langen gesunden Schlafe, einem Erwachen an einem frischen heitern Morgen, in dessen Lichte alles eine neue gegen den gestrigen Abend ganz veränderte Gestalt gewonnen hat, und alles mit ganz andern Sinnen, aus ganz andern Gesichtspunkten und mit ganz andern Kräften angegriffen wird, als gestern.

Die italienische Reise brachte die Vollendung der Iphigenie, des Egmont, des Tasso, der Claudine und den Faust, diesen zwar auch noch als Fragment, inzwischen als ein Fragment, welches eine Welt in sich schloß.

In der Iphigenie, welche Goethe früher in Prosa entwarf (auch dieser Entwurf ist neuerdings, erst abgesondert, dann in seinen gesammelten Concepten, die den sechs und funfzigsten bis sechzigsten Theil seiner Werke ausmachen, abgedruckt) und erst in Italien in fünffüßige Jamben umgoß, offenbart sich am augenscheinlichsten die Lösung des großen Problems unserer neuen Dichterzeit: den Geist des Altertums mit deutschem Leibe zu umkleiden, so daß der Geist den Leib als seinen Leib, der Leib den

Geist als seinen Geist anerkennen muß. Die tiefe, majestätische Ruhe, welche über alle Figuren dieses Dramas, bei der mächtigsten innern Bewegung ausgegoßen ist, die großartige Einfachheit der Handlung und der Sprache, die lichte Durchsichtigkeit des Ganzen, alles dieß ist in dem vollesten Sinne des Altertums, ist nicht eine Nachahmung, sondern eine lebendige Reproduction desselben; zugleich aber wehet durch das Stück ein Geist der Innigkeit, ein leiser Hauch des Friedens (wie namentlich in der Wendung welche der Dichter dem antiken Stoffe am Schluße gegeben hat), und dieser gehört zum deutschen Erbteil. Handlung ist verhältnismäßig wenig vorhanden, und es ist nicht zu leugnen, daß dieser unserem Drama oft gemachte Vorwurf, dessen Richtigkeit auch Schiller anerkannte, begründet ist: es enthält mehr nur die Darstellung der Gesinnungen; diese sind, nach Schillers Ausdruck, zur Handlung gemacht und gleichsam vor die Augen gebracht worden. Eben durch diesen, in einen Vorzug verwandelten Mangel aber ist Iphigenie ein stehendes Vorbild für unser Drama, welchem dieses bis dahin nur auf sehr unzulängliche Weise entsprochen hat: ein Vorbild und eine Warntafel für die, welche nur in der Handlung, und zwar in der gehäuften Handlung, in dem Gewühl der Scenen das Wesen und die Wirkung des Dramas suchen; noch mehr Vorbild und Warnzeichen für die Andern, welche mit Vernachläßigung der Handlung in rednerischen Expositionen sich ergehen, und die Leere ihres dramatischen Rahmens mit Worten auszufüllen streben: hier können sie lernen, um noch einmal Schillers Worte zu brauchen „Gesinnung zur Handlung machen“. Daß uns übrigens Iphigenie ferner stehet, als Götz, müßen wir denen, welche damals ganz andere Dinge, als dieses griechische Drama, von Goethe erwarteten, und sich durch die Iphigenie stark getäuscht fühlten, zugeben; in das Blut und Leben der Nation konnte und kann die Iphigenie nicht übergehen. Weit entfernt aber, daraus dem Dichter einen Vorwurf machen zu wollen — dessen Größe eben darin besteht, das Verschiedenartigste mit gleicher Virtuosität erfaßen und beherschen zu können — müßen wir ihm nur dankbar sein, daß er um den aufsprudelnden Geist seines Nationaldramas den uns auf

unserer jetzigen Culturstufe völlig unentbehrlichen Zaun des reinen griechischen Maßes, die unentbehrliche feste Schranke antiker Form gezogen, und uns gezeigt hat, daß zwischen diesen zwei Endpunkten sich unsere ganze Dramatik, unsere ganze Dichtkunst bewegen müße.

Tasso, gleichfalls ursprünglich in Prosa aufgesetzt, und erst unter dem südlichen Himmel mit dem Metrum auch in feste, reine Formen gebracht, leidet zwar an demselben Mangel an Handlung, welcher der Iphigenie ist vorgerückt worden, und hat diesen Tadel meist noch weit schärfer erfahren müßen. Dagegen ist die Charakterzeichnung dieses Stückes wol das Feinste, Zarteste, Durchsichtigste und doch zugleich Festeste und Gemeßenste, was unsere gesamte Dramatik aufzuweisen hat, und ersetzt für den, dessen Sinne für solche Zeichnungen empfänglich sind, den allerdings fühlbaren Mangel an Action hinlänglich, ja mehr als hinlänglich. Für das feinere Ohr ist es ein Genuß, der sich kaum mit einem andern vergleichen läßt, in der Einleitung des Stücks, dem Dialog zwischen der Prinzessin und Eleonore, die ganze Exposition des Dramas zum Voraus zu vernehmen, die leisen Töne unter dem scheinbar gleichgültigen Gespräche durchklingen zu hören, welche nachher erst in ihrem vollen Klange zur Harmonie des Ganzen zusammenschlagen; — es wird hier dem, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht und liebt, ein Genuß dieser Art geboten, den er nirgends wieder findet — dem, welcher aus einem einzelnen Zuge, einem Satze, einem Worte einen Charakter zu enträtseln und Prognostica für dessen Conflicte mit der Welt zu stellen vermag, ein Problem vorgelegt, an dem er sich immer von neuem und stets mit erhöhtem Vergnügen versuchen wird. Kaum gibt es ein Product unserer Literatur, welches so geeignet ist, den Geschmack an alltäglichen mit Stoff überfüllten Romanen und an dem Unterhaltungsfutter überhaupt so von Grund aus und für immer zu verderben, wie Goethes Tasso, zu dem man zehnmal zurückkehren kann, und doch nur, um ihn das elftemal mit noch größerem Genuße zu lesen. Uebrigens hat Tasso mit Werther einige Aehnlichkeit — nicht sowol in der äußeren Oekonomie oder in der Gegeneinanderstellung der poetischen Formlosigkeit und Ungebändigtheit

gegen die weltmännische Gemeßenheit, worin von Manchen die Aehnlichkeit gesucht worden ist — als vielmehr in dem Umstande, daß Tasso eigene Erlebnisse und Zustände des Dichters schildert, welche dieser, wie im Werther, in der Dichtung von sich ablöste und zu selbständigen, hellen Gestalten sich krystallisieren ließ.

Egmont hat sich nicht, wie Iphigenie und Tasso, aus der Prosa zur Poesie erhoben, womit jene zugleich aus dem Bruchstückartigen zu einem edlen geschloßenen Ganzen, aus der Gedrücktheit dürftiger Charaktere zu einer idealen Haltung derselben emporsteigen, und es klebt daher diesem Drama, weit mehr als fast irgend einem Werke Goethes, eine gewisse Ungleichartigkeit und sogar ein fühlbarer Mangel an Abschluß und Vollendung an, wie denn wol die Verurteilungs- und Hinrichtungsscene noch niemanden, der vom griechischen Drama oder von Shakespeare, oder von Iphigenie und Tasso herkommt, befriedigt haben wird; es sind mehr an einander gereihte Studien, als ein vollständiges Drama und der Charakter des Helden hat zu wenig tragische Größe, wenn man auch nicht mit Schiller so viel Gewicht darauf legen will, daß er in der Geschichte größer gewesen sei, als er im Drama erscheint. Der Glanzpunkt liegt in den Scenen mit Clärchen, die auch die ältesten, und wiederum aus eignen Erlebnissen des Dichters geschöpft sind, auch sich die Zuneigung des Publicums in einem ungewöhnlich hohen Grade, — den übrigen oft verschmäheten Dichtungen Goethes gegenüber — erworben und erhalten haben.

Faust endlich, eine der frühesten Conceptionen des Dichters, und die mit welcher er im Jahre 1831 seine poetische Thätigkeit von vollen fünf und sechzig Jahren beschloß, wurde mit verhältnismäßig geringen Ausnahmen bereits im Jahre 1773 dem Stoffe nach schon so niedergeschrieben, wie er im Jahre 1790 unter seinen Werken als „Fragment" erschien: das kritische Meßer hat, wie wir aus den Paralipomena ersehen haben, welche aus den nachgelaßenen Concepten herausgegeben worden sind, von den früheren Entwürfen manches weggeschnitten, die Feile weit mehreres geebnet und geglättet: hinzugekommen ist nach der italienischen Reise dem Stoffe nach nur Weniges, worunter das Bedeutendste die im Garten Borghese

zu Rom niedergeschriebene Hexenküche sein mag. Im Jahre 1808 erschien Faust dagegen als „Tragödie“, und verdiente diese Bezeichnung durch die Aufnahme dreier der bedeutendsten tragischen Momente. Es sind nämlich in dieser Ausgabe hinzugekommen der Monolog Fausts, auf welchen die Osterscene folgt, der Auftritt vor dem Thor, die erste Unterredung und der Vertrag Fausts mit Mephistopheles, sodann die kürzere Scene der Erschlagung Valentins und endlich alles was jetzt von der Walpurgisnacht bis zum Schluße folgt, da das Fragment von 1790 mit der Scene im Dom zu Ende gieng.

Daß die Idee, welche der Sage von Dr. Faust und dem am Ende des 16. Jarhunderts verfaßten Volksbuche zum Grunde liegt, eine hochpoetische sei, ergibt schon die erste flüchtige Betrachtung der alten Erzälung: schon in dieser ist der unersättliche Durst des Menschen nach dem Wißen, nach einer alle Höhen und Tiefen umfaßenden, über das gewöhnliche, menschliche oder wenigstens traditonelle Maß hinausgehende Erkenntnis, schon in dieser ist auch das Streben des Menschen nach Kräften und nach Genüßen, welche dem in seinen zeitlichen Schranken ruhig verharrenden Individuum versagt sind, als leitende Grundidee auf das Entschiedenste ausgeprägt: es ist die titanische Natur des Menschen, die aus der finstersten Tiefe aufsteigende und bis zu den höchsten Gipfeln der Erkenntnis, der Macht und des Genußes stürmend empordringende Begehrlichkeit der menschlichen Natur, die am Ende sich selbst grauenhaft vernichtet, welche schon in der alten Sage dargestellt wird — es ist die psychologische Seite der Titanensage wie sie der modernen Welt gemäß war, gegenüber der mehr die physische Seite hervorhebenden echten Titanensage des Altertums.

Dieses wesentliche Moment der alten Faustsage hat denn auch Goethe ergriffen — eben, wie warscheinlich auch Lessing es ergriffen haben würde, so viel sich aus seinem kurzen Entwurf zu einer Behandlung des Faust urteilen läßt, und wie dieser Stoff der Dichterzeit der siebziger Jahre überhaupt ganz nahe gelegt war. Auch in dieser Zeit offenbarte sich ein ungesättigtes Streben

nach neuer, noch niemals in die Kreiße des menschlichen Geistes aufgenommener Erkenntnis — selbst ein Streben nach geheimen übernatürlichen Erkenntnissen, ganz wie in der Zeit des historischen Faust —, ein Ueberdruß an dem traditionellen Wissensstoffe, an der „grauen Theorie" und ein titanisches Ringen nach den lockenden goldnen Früchten an dem grünen Baum des Lebens. Es war eine Zeit des Suchens, des Suchens auf eigene Hand, ohne Führer und ohne Weg, wie ohne Ziel und ohne Ruhe, eine Zeit, die sich sogar eben in ihrer Unbefriedigtheit, in ihrem Suchen ohne Finden, in ihrem Hinausstürmen in das Ziellose und Grenzenlose in gewisser Weise wol gefiel, welche die Ruhe des Genießens und der Sättigung, das volle und beruhigende Erkennen der Warheit verschmähte, eine Zeit, die in jugendlicher Kraftüberfülle, aber auch in jugendlicher Unklarheit nichts anerkennen und gelten laßen wollte, was sie nicht selbst erlebt und genoßen, erfahren und geschaffen hatte, und die eben darum das Individuum in seiner ausschließlichen Berechtigung dem Ganzen gegenüber stellte. An diese Zeit lehnt sich Goethe mit seinem Faust ganz direct an, und es wird das Drama niemals vollständig begriffen werden, wenn es nicht in dem genauen Verhältnis begriffen wird, in welchem es zu der Zeit stehet, in der es seinen Ursprung fand. Aber freilich würde es eine beschränkte Auffaßung sein, wollte man dasselbe bloß aus diesen historischen Anlehnungen zu begreifen versuchen, — wie das allerdings versucht worden ist — es würde dieß gerade die besten Elemente der Dichtung zerstören, und dieselbe im besten Falle mit Werthers Leiden auf eine Stufe stellen heißen; es wäre dann ein Zeitbild, und zwar ein vortreffliches, aber bei weitem keine Dichtung ersten Ranges, kein Weltbild, was alle großen Dichtungen gewesen sind, und alle Dichtungen für alle Zukunft sein werden, die auf den Ruhm Anspruch machen wollen, große Dichtungen zu sein. Und über jenen beschränkteren Wert und Rang eines bloßen Zeitbildes wird es von dem Dichter schon durch die erste Anlage, mehr noch durch die späteren Hinzudichtungen, wie z. B. den Prolog im Himmel, am meisten durch die spätesten Ausführungen, welche ich vorher bezeichnete, hinausgehoben, während der zweite Theil, in

den Goethe so viel „hinein geheimnisst“ hat, wieder aus dem allgemeinen, großartigen Weltbilde in die engeren Grenzen eines Zeitbildes zurückkehrt. Es ist Faust ein psychologisches Drama, wie ich es schon früher zu bezeichnen mir erlaubte, ein Drama, dessen Held nicht diese oder jene an historische Bedingungen geknüpfte Persönlichkeit, nicht ein Mensch in seiner individuellen Bestimtheit, sondern der Mensch selbst ist, der ganze volle warhafte Mensch, wie er allein auf eigenen Füßen stehend, allein auf die eigenen Kräfte des Leibes und der Seele gewiesen, allein sich selbst genug durch die Energie seines Geistes, seines Willens, seines Strebens, der Welt gegenüber gestellt ist und den Riesenkampf mit der Welt aufnimmt: es ist der Mensch, wie er in der vollen Ganzheit seines Wesens den gesamten Kräften des auf ihn eindringenden Alls der Natur gegenüber steht; es ist endlich der Mensch, wie er in der Tiefe seines Geistes in seiner Zweiheit gefaßt und sich selbst gegenüber gestellt wird im Wißen und Wollen, im Erkennen und Genießen, in Kraft und in Schwäche, in Gewisheit und Zweifel, in Warheit und Irrtum.

Es gibt für Faust keine Grenze des Erkennens: er will nicht ruhen bis er hindurchgedrungen ist durch alle Tiefen des Wißens, bis er sich hindurchgezwängt hat durch alle Klüfte und Spalten der verborgendsten Weisheit, bis er um sich versammlet hat alle Kenntnisse, die von der Menschheit seit Jartausenden sind erworben und aufgespeichert worden — und er ist hindurchgedrungen, er hat diese Kenntnisse, nach denen ihn dürstete, um sich versammelt — aber was ists was er besitzt? Die Erscheinung hat er und das Bild, aber nicht das Wesen, nicht „die lebendige Natur, da Gott die Menschen schuf hinein“, Rauch und Moder hat er, Thiergeripp und Todtenbein des todten Wißens, welches nicht hervorgequollen ist aus dem frischen Lebensbrunnen, und nicht wieder Brunnen erzeugen kann voll lebendigen Waßers, die Auen des eignen Lebens zu tränken. Das Wißen ist keine That, ist kein Genuß — und doch ist die volle Befriedigung nur da, wo jedes Wißen eine That ist, und jede That ein Genuß: das Wesen des Wißens ist die That, und der Kern der That ist der Genuß:

was nicht versucht, was nicht erfahren, was nicht genoßen ist, das ist nicht gewußt: darum soll, nachdem das Leben versucht worden ist ohne Befriedigung, nun auch der Tod versucht werden durch den eignen Willen und die eigene Hand. Da ertönt das Osterlied des frommen Glaubens mit gewaltigen Klängen in das Ohr des zum letzten Schritte Gerüsteten: Christ ist erstanden; und noch einmal kehrt die Einigkeit mit sich selbst, welche einst die Jugend gewährte in sein Herz zurück — noch einmal kehrt die Freude an der heitern Einfachheit des Lebens, welches nur That und Genuß in beschränktem Maße ist, des bürgerlichen Familienlebens mit „sauren Tagen, frohen Festen", in seine Seele zurück. Aber bald beginnt der Zweifel von neuem einzudringen: jene Einfachheit des Sinnes und des Lebens ist für ihn längst verscherzt, und er kann die einfache Größe des Offenbarungswortes, welches ihn so eben noch getröstet und erhoben, nicht mehr faßen: er tritt demselben mit seinen Ansprüchen und Ausstellungen entgegen, und es erfolgt nach jener kurzen Erhebung ein um so gewaltigerer Rückschlag. Er wird hineingezogen in die Kreiße des sinnlichen Genußes, den er in seiner Fülle, in seiner Allseitigkeit, als ein unaufhörlich Genießender, niemals Gesättigter erfaßen will: er will nicht mehr wißen, er will erfahren, nicht Freude allein, ja nicht einmal vorzugsweise Freude, will er kosten, nein schmerzlichen Genuß, verliebten Haß, erquickenden Verdruß — was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, will er in seinem eignen Selbst genießen; und so stürzt er sich denn, in dem glühenden Gefühl, daß wie vorher das Wißen, nun auch der Sinnenreiz ihn niemals völlig befriedigen werde, daß kein Augenblick kommen könne, dem er zurufen dürfe: „Verweile doch, du bist so schön" auf den dunkeln Fittigen der finstern Macht, welche stets verneint, hinein in den Strudel des vollesten Genußes — nicht um sich „zu überträuben" wie manche Erklärer des Faust angenommen haben, sondern eben nur um zu genießen, um alles zu besitzen, alles zu sein, um mit seinem beschränkten Ich aufzugehen, zu zerfließen in dem Ganzen der Menschenfreude, des Menschmerzes, um das All zu ergreifen in seiner Ganzheit, um selbst das All zu sein. Damit steigt er

nun hinan zu den höchsten Gipfeln menschlichen Genußes (Gretchen) und hinab in die dunkelsten Tiefen desselben (Reise zum Brocken, Walpurgisnacht), zerstört den eigenen Genuß, vernichtet Genuß und Leben Anderer, möchte verweilen in der Freude und im Schmerze, darf aber nicht, kann nicht darin verweilen. Da er alle Freude und allen Schmerz durchkosten, sich allem hingeben, alles genießen will, hat er kein Herz für eine Freude und einen Schmerz allein, und darum ruft es aus der treuen Frauenseele, die ganz an eine Liebe, an einen Schmerz hingegeben ist, mit den hohlen Tönen des Entsetzens „Heinrich mir grauts vor Dir". Darum aber ist auch diese, in ihrer grausam zerstörten Liebe, in ihrem unermeßlichen Weh stehen bleibende, menschlich fühlende Seele „gerettet", und Faust — Faust wird weiter getrieben: „Her zu mir" ist der letzte Ruf des Dämons, den wir vernehmen. Faust hat gesucht, gesucht mit unersättlicher Seele, gesucht und gefunden das höchste Entzücken und das höchste Entsetzen des Genußes, aber sein Lauf ist noch nicht vollendet — ihm ist noch nicht zugerufen worden wie dem armen Gretchen: „Ist gerettet"; diese Bahn des Genußes ist allerdings durchlaufen, aber das „Her zu mir" reißt ihn hin auf noch andre Bahnen; — auf welche? das ist eben die unbeantwortete Frage, mit welcher der erste Theil des Faust schließt und schließen mußte, und welche so viele, ohne Ausnahme verkehrte Versuche poetischer Beantwortungen hervorgerufen hat. Allesamt führen sie die Handlung nicht weiter, sondern kehren in zum Theil lächerlicher Befangenheit und fast alberner Kurzsichtigkeit zu dem längst Vollendeten, längst Abgethanen zurück, weshalb Goethe auch volles Recht hatte, diese angeblichen Fortsetzungen sämtlich als Wiederholungen seines Faust zu bezeichnen. Aus Goethes Sinne heraus konnte keine andere Antwort auf jene Frage „wohin nun, nach dem letzten „Her zu mir"?" gegeben werden, als die: auf die Bahn der That; nach dem Wißen und dem Genuß die That, die beides, Wißen und Genuß, in sich befaßt, und beides aus sich erzeugt, die That, die niemals stille steht, und doch mit sich selbst abschließt; die That, welche aus allen vereinigten Kräften des Menschen hervorgehet, und eben darum

ihn in seiner Einheit und Ganzheit darstellt. Auf diese That hat denn auch der zweite Theil des Faust den Helden einlenken laßen; aber es ist diese That keine allgemein menschliche That, wie das Streben nach Wißen und Genuß im ersten Theil ein allgemein menschliches Streben war, sondern es ist die That eines Individuums. Es sind zum großen Theil sogar, fast möchte man sagen: höchst wunderlicher Weise, literarische Thaten, wie z. B. die Verschmelzung des Klassischen und sogenannten Romantischen, es sind Thaten der gemeinsten Nützlichkeit und Brauchbarkeit. und während der erste Theil in seinen symbolischen und typischen Figuren eine Welt befaßte (wie z. B. in Oberons und Titanias goldner Hochzeit die dort anftretenden Personen eine unendliche Deutung zulaßen und fordern, während man ja sehr wol weiß, daß hier Gleim, Stolberg, Leuchsenring, Lavater und andere gezeichnet sind), so ist das allegorische Gewand des zweiten Theils so eng, daß nicht einmal die Figuren darunter passen wollen, welche „hinein geheimnisst" worden sind. Wenn darum schon jetzt manche Einzelheiten im zweiten Theile des Faust Rätsel sind, an deren vergeblicher Lösung man sich bis zum Mismut versucht, andere zwar sich zur Lösung und zum Begreifen herbeilaßen, jedoch nicht ohne die unmutige Stimmung zu erregen, daß man hinter den großen aufgewandten Mitteln nur ein kleines, oft unbedeutendes und geringfügiges Resultat entdeckt, so wird nach funfzig Jahren dieser ganze zweite Theil fast ganz ohne Verständnis, mithin auch ohne Interesse sein, während der erste Theil als ein unvergleichliches Meisterwerk noch nach Jarhunderten die Bewunderung der kommenden Geschlechter erregen wird. In Faust haben wir das vollendete Vorbild eines für unsere Zeit und die Zukunft möglichen Kunstdramas, wie wir in Götz ein gleiches Vorbild des Volksdramas besitzen; zwei Dichtungsgattungen, deren Ausbildung und Nutzbarmachung für die Bühne vielleicht erst späteren Zeiten aufbehalten ist.

Neben den bisher aufgezälten Werken Goethes steht endlich noch eins von gleichem, und sogar, Faust ausgenommen, höherem Range: Hermann und Dorothea, in welchem der Dichter das theoretisch fast für unlösbar zu haltende Problem auf bewunderns-

werte Weise gelöst hat, Begebenheiten der Gegenwart, und zwar der Gegenwart des häuslichen und bürgerlichen Lebens im reinsten epischen Stile zu schildern — mithin ein bürgerliches Epos zu schaffen, wenn dieser schon von Andern vielfach gebrauchte Ausdruck nicht etwas zu seltsam klänge: indessen ist derselbe doch nicht viel unpassender als der ganz analoge eines bürgerlichen Trauerspieles. Wie in dem echten Epos hat es hier der Dichter über sich vermocht, seine eigene Persönlichkeit ganz zurücktreten zu laßen, das Einwirken auf die Empfindung durch rhetorische Mittel ganz zu vermeiden, die Schilderung bloß als Rahmen eines würdigen, ernsten menschlichen Lebens zu benutzen, und die reine Handlung in ihrer vollen Einfachheit zu ungestörter und ausschließlicher Wirkung zu erheben. Zugleich ist die wesentliche Eigenschaft eines Epos, einen Hintergrund von bedeutenden Begebenheiten hinter der Handlung des Gedichtes aufzustellen und so zu sagen durchleuchten zu laßen, auf das vortrefflichste reproduciert, und hierdurch schon allein unterscheidet sich Hermann und Dorothea weit von den Idyllen, den Gemälden des häuslichen Stilllebens, wie z. B. Voßens Luise, auf deren Boden Goethes Gedicht allerdings und zwar so wurzelt, daß Voßens Luise geradezu den ersten Gedanken dazu geliefert hat. Diejenigen jedoch, welche in dieser ausschließlichen Schilderung des behaglichen häuslichen Lebens und den starken sentimentalen Farben der Luise eine Vollendung der Poesie sahen, erklärten Hermann und Dorothea für eine „unwürdige Nachfolge" der Luise. Dieses Gedicht Goethes fällt bekanntlich in die Periode seines lebhaftesten Verkehrs mit Schiller, durch welchen Goethe nach seiner eigenen, oft wiederholten Erklärung zu neuer Freudigkeit des Schaffens angeregt und emporgehoben wurde; directe Einwirkung von Schiller hat dagegen eben auf Hermann und Dorothea nicht Statt gefunden, vielmehr blieb Goethe mit diesem Gedichte seiner älteren Eigenheit treu, von seinen Arbeiten, so lange er noch mit denselben geistig zu ringen hatte, nichts mitzuteilen, sie vielmehr erst nach dem Abschlusse der Besprechung Preis zu geben, die während der Arbeit nur störend auf ihn wirkte.

Nicht so treu blieb er dieser Eigenheit bei Wilhelm Meister, der unter mehrfachem Besprechen und Hin- und Herreden mit Schiller aus älteren Entwürfen und Arbeiten entstand (die sechs ersten Bücher waren schon 1785, vor der Reise nach Italien geschrieben) und kurz vor dem Beginne von Hermann und Dorothea vollendet wurde. Auch die unbedingtesten Verehrer Goethes haben sich zu dem Eingeständnis genötigt gesehen, daß dieses Werk an sehr merklichen Ungleichheiten leide, und der Schluß dem Anfange weder hinsichtlich des Stoffs noch der Form entspreche. Die Anlage ist (um hier einmal einen von Goethe bis zum Ueberdruße gebrauchten Ausdrucke im besten Sinne anzuwenden) bedeutend: ein Stück des wahrsten, lebendigsten Weltlebens, gleich Werther, episch frei, ohne Absichtlichkeiten und Ideale, wie dieser, aus dichterisch abgerundeten eigenen Erlebnissen gefloßen, wie dieser, aber in weit höherem Grade als Werther auf eine Reinigung, Genesung, Vollendung des Helden und seiner Zustände spannend. Man erwartet das Ideal der damals üblichen Tendenzromane, wie des Wielandschen Agathon, des Heinseschen Ardinghello in Meisters Lehrjahren zu Gesicht zu bekommen, man erwartet die Darstellung: wie das bewegte Leben selbst — dessen gemeine Aeußerlichkeit eben so wie dessen edelste, geheimnisvolleste Innerlichkeit, dessen leichter, frivoler Genuß wie dessen strenge, entsagende Würde, mit seinen Vorbildern der Handwerksmäßigkeit wie mit den Vorbildern der höchsten und unerbittlichsten Kunstforderungen — den Zögling der Bühne für diese erziehen werde, wie es den echten Künstler naturgemäß, gleich einem gesunden Gewächs aus gesundem Boden von mannigfacher Mischung aus seinem Schoße werde hervorwachsen laßen. Um diesen Preis würde man denn auch manche Dinge immerhin mit in den Kauf nehmen, welche von der unpoetischen Wirklichkeit sich nicht gehörig abgelöst haben und eben darum moralischen Widerwillen erregen: würde man doch am Ende dadurch entschädigt worden sein, daß sich aus einer Reihe von lebendigen Handlungen die Warheit an den Tag lege, es könne ein Künstler nicht durch die Außenwelt werden, wenn er nicht den lebendigen Beruf der Kunst in sich trage, wenn er nicht vermöge

dieses Berufes die Außenwelt in sich hineinziehen und geistig zu verarbeiten im Stande sei. Statt dessen aber löst sich die Handlung in vielbesprochene aber niemals dargestellte, ja nicht einmal enthüllte Geheimnisse und in bloße Lehren auf, und zwar einem Helden gegenüber, den wir für seinen Beruf als völlig unbrauchbar anzuerkennen genötigt werden sollen, so daß der große Aufwand des Anfangs zu dem Fortgange und dem Schluße in einem künstlerisch völlig unbefriedigenden Verhältnisse steht, und das sittliche Misbehagen statt gemildert, zu starkem Widerwillen gesteigert wird. Sollte es aber, was ich sehr bezweifeln muß, wirklich in dem ursprünglichen Plane des Dichters gelegen haben, den Meister als für die Kunst unfähig darzustellen, also die Forderungen des praktisch-nützlichen Lebens dem Künstlerleben siegreich gegenübertreten zu laßen, so war die epische Darstellung eines wirklich bedeutenden, eines würdigen, edlen praktischen Lebens unerlaßliches Bedürfnis, für deren Mangel wir durch die Winke und halbverschwiegenen Andeutungen, die wir erhalten, bei weitem nicht entschädigt werden.

An künstlerischer Vollendung wird Wilhelm Meister überboten von den Wahlverwandtschaften, welche sechs und dreißig Jahre später als Werthers Leiden geschrieben, mit diesem Werke das gemein haben, daß sie eine psychische Krankheitsgeschichte der modernen Welt schildern, und gleichfalls die Genesung nicht erreichen, vielmehr nicht erreichen wollen: denn weit auffallender als im Werther und sogar sichtlich hervorgehoben ist hier der Gedanke, daß die Unterordnung unter die Pflicht die Krankheit, die Hingebung an die Empfindung die Gesundheit sei, oder wie Goethe selbst sich darüber ausgesprochen hat: „es verkenne niemand in diesem Romane eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheue, ein Herz, das zu genesen fürchte“, wie denn schon der Titel des Buches, die Anwendung eines chemischen Princips auf die sittliche Welt, uns verkündigt, daß wir eine Schilderung des Gebundenseins des höheren Willens der menschlichen Natur an die niedern Naturkräfte erhalten werden. So wenig ich nun die sittliche Richtung dieses Werkes zu vertreten geneigt bin, so sehr muß ich mich doch gegen eine unbedingte Ver-

dammung desselben verwahren, — nicht um des Schlußes willen, den ich sogar künstlerisch verurteilen muß — wol aber darum, weil es wenigstens eine wahre Krankheitsgeschichte des inwendigen Menschen darstellt, in welcher nichts auf armselige Weise verkleistert, mit schönen Phrasen übertüncht, begütigt und vermittelt wird, es sich vielmehr zu Tage legt, daß einer solchen Krankheit des wirklichen Lebens durch Mittel, die wieder nur aus dem wirklichen Leben genommen sind, durch willkürliche, künstliche Heilversuche nicht beizukommen sei — wie dieß z. B. in der Entfernung Eduards, die das Uebel nur ärger macht, zumal aber in der vortrefflichen Figur Mittlers zur anschaulichen Erscheinung gebracht ist; während so viele, oft hochgepriesene Bücher unwahre Krankheitsgeschichten und noch weit unwahrere Heilungen erzälen: diese enthalten wirkliches unmittelbar ansteckendes, wirksames Gift bei allen ihren moralischen Tendenzen; Goethes Wahlverwandtschaften zeigen das Gift, enthüllen schonungslos dessen tödliche Wirkungen, aber sie laßen es nicht in uns überströmen: sie behalten es in der klargeschliffenen Krystallflasche vollendeter künstlerischer Darstellung fest verschloßen, und bieten es uns nur zum Anschauen dar, welches allerdings mit demselben grausigen Behagen verbunden ist, mit welchem wir physische Gifte, die in schöngeformte Krystallphiolen gebannt sind, zu betrachten pflegen. Man könnte die Wahlverwandtschaften füglich mit dem Opium vergleichen, welches der Greis im Wilhelm Meister als ein Gegengift gegen den Selbstmord bei sich führte. Die künstlerische Darstellung aber, die ich so eben mit der schützenden krystallenen Hülle des Giftes verglich, ist in diesem Werke, man mag sonst urteilen, wie man will, vortrefflich, und mit geringen Ausnahmen vollendet zu nennen: die reinste Zeichnung der Charaktere, so daß wir eine Reihe von Bildern und Statuen zu sehen glauben, die feinste und sicherste Durchführung der Verhältnisse und Gegensätze, die rein objective Darstellung der zerstörendsten Leidenschaften, die dem unruhigen Treiben der Gemüter gegenüber gelegte Schilderung der Natur und des behaglichen friedlichen Schaffens in der friedlichen Natur — alles dieß macht dieses Werk des damals sechzigjährigen

Dichters zu einem noch völlig unerreichten Muster der modernen Novelle.

Dieselben Vorzüge zeichnen endlich auch Goethes klassische Lebensgeschichte aus, welche er kurz nach den Wahlverwandtschaften begann, und mit der er sich fortwährend bis zu seinem Tode beschäftigte, nur daß in diesem Werke alle diese Vorzüge noch weit vollendeter, oder vielmehr sichtbarer heraustreten, da hier nicht, wie in den Wahlverwandtschaften, ein dunkler, feindseliger, der reinen ruhigen Gestaltung widerstrebender Stoff zu überwinden war, sondern ein in seinem innersten Kerne gesundes Leben in dem ihm zusagenden Gewande auftreten konnte. In dem ganzen Werke, in Warheit und Dichtung wie in der italienischen Reise und in der Campagne in Frankreich ist durchaus nichts Gemachtes, nichts Erstrebtes und Erflogenes, nichts gewaltsam und mit Sprüngen Erreichtes — es ist der milde, klare, durchsichtige Strom, der ruhig seiner eignen Natur folgend hinabfließt durch die Gefilde, die Bäche in sich aufnimmt und ihre Trübe in seinem hellen Spiegel abklärt, Blumen, Gebüsch und wildes Gestrüpp des Ufers, heitere Auen und kahle Hügel, an denen er vorbeiströmt, in gleicher Warheit und mit gleicher Ruhe wiederspiegelt, und der nur zuweilen durch dumpfes Brausen aus der Tiefe zu erkennen gibt, daß er dort unten über Felsenrisse geströmt ist und diese Klippen überwunden hat; nur leise Wirbel und leichte Schaumkreiße, die wie im anmutigen Tanze auf den Wellen auf und nieder schweben, geben auf der Oberfläche Kunde von den in der Tiefe überstandenen Kämpfen. Die kunstvolle Bewältigung des Stoffes, den uns der Dichter nicht in seiner rohen Unmittelbarkeit, sondern aus der Ferne, im Spiegel und Bilde, sehen läßt, ist es, welche dem Werke seinen Namen „Dichtung“ als das volleste Recht zueignet; nicht, daß der Verfaßer etwa Ersonnenes hinzugethan — es ist zuverläßig keine Zeile Ersonnenes in dem ganzen Werke; eher, kann man sagen, liegt die Dichtung darin, daß er vieles Wahre weggelaßen hat: doch was hat er denn weggelaßen? In dem Sinne vieler heutigen Literatoren freilich sehr viel! Denn es fehlen ja alle Angaben über Abstammung und Herkunft seiner Familie, über die Namen und Verhältnisse seiner

Geliebten (Gretchen, Friederike, Lilli), denen man in der neuesten Zeit mit wahrer Spürerei, oft auf kindische ja auf unehrenhafte Weise, nachgegangen ist; es fehlen so viele Zeitangaben über die Abfaßung seiner Gedichte, selbst seiner größeren Werke oder es sind dieselben sogar ungenau; es werden uns die Veranlaßungen zu diesen Gedichten und Werken zum Theil gar nicht, zum Theil aber wiederum nicht mit der erwünschtesten Genauigkeit erzält, so daß man sogar im Unklaren darüber bleibt, ob Werther seinen Ursprung der Leidenschaft Goethes für Charlotte Büff oder für Maximiliane Laroche verdankt! Und wer sagt uns, wer das Urbild zu Mignon gewesen ist, wenn wir es nicht erst ganz spät in allerneuster Zeit aus Friedrich Heinrich Jacobis Briefwechsel mit Goethe erfahren hätten? Rechnen wir indes diese Auslaßungen dem Dichter als Großmut an! Als Großmut, damit bei seinem Königsbau auch für die Kärner etwas übrig bleibe. In müßigen und unpoetischen Zeiten mögen sich müßige und unpoetische Köpfe auch mit diesen Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten, vielleicht zuweilen nicht ohne einigen Gewinn, beschäftigen; nur wolle man von diesen biographischen Einzelheiten nicht den Wert von Dichtung und Warheit, noch weniger den Wert und die Wirkung der eigentlichen Dichterwerke Goethes abhängig machen, wie man freilich sehr verkehrter Weise in der neueren Zeit gethan hat**.

Wenn ich an den übrigen Werken unseres Dichters stillschweigend oder fast stillschweigend vorübergehe, so liegt, wie ich hoffe, nicht allein eine genügende Entschuldigung sondern sogar eine genügende Rechtfertigung dieses Stillschweigens darin, daß meine Leser mich zum Begleiter auf dem Wege durch die Geschichte der deutschen Literatur, nicht aber zum Führer durch die einzelnen Gebiete jedes einzelnen Dichters, und wäre es auch der gröste, haben erwählen wollen; — ich habe eher dafür um Entschuldigung zu bitten, daß ich bei Goethe schon länger, als das Ebenmaß der Darstellung gebietet, mich verweilt habe. So hätte ich noch zu erwähnen, daß diejenigen dramatischen Produkte Goethes, welche er eigens für die Bühne componierte (die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, Clavigo, die Aufgeregten, Groß-Cophtha und andere),

fast sämtlich an Wert weit unter denen stehen, welche er mehr für eine ideale als die wirkliche Bühne (wie sie sich nun einmal gestaltet, richtiger, sich in sich selbst zerrüttet hatte) gedichtet hat: Götz und Faust; daß die beiden Singspiele, Erwin und Elmire und Claudine von Villabella, von denen das letztere zuerst in J. G. Jacobis Iris 1775 erschien, gleich der Iphigenie und Tasso in Italien umgedichtet sind, und daher ihre blühende Frische und ihren unnachahmlichen Glanz erhalten haben, durch welche Eigenschaften sie sich den genannten größeren Stücken würdig zur Seite stellen. Es würde auch der natürlichen Tochter zu gedenken sein, welche nach den Memoiren der Prinzessin Stephanie von Bourbon=Conti verfaßt ist, und wozu der Dichter die Anregung aus Schillers großartiger dramatischer Wirksamkeit empfieng; seine Absicht bei der Concipierung dieses Stücks hat uns Goethe selbst angegeben: es sollte eine Darstellung der die französische Revolution bewegenden Ideen werden und zu einer Trilogie sich gestalten; indes gelang die Ausführung nicht; nicht mislang sie, wie Manche wunderlicher Weise angeben, darum, weil die historischen Begebenheiten noch zu nahe lagen — daß das nichts schade, sieht man an Lessings Minna —; noch auch, wie Frau von Staël in ihrer Weisheit meinte, weil das Buch in Frankreich nichts gelte und die Verfaßerin in der großen Welt nicht geachtet gewesen sei — wol aber darum, weil Goethe sich persönlich unangenehm von der französischen Revolution berührt fühlte, und doch diese widerwärtige Empfindung nicht, wie in seinen übrigen Gedichten, von sich ablösen konnte, und dieß konnte er darum nicht, weil hierzu Grundlagen in der Gesinnung erfordert werden, welche Goethe eben nicht besaß. Daher sind denn die Charaktere in der natürlichen Tochter auf eine ganz ungoethische Weise verflüchtigt und verblasen, wie auch die fast wunderliche Aufführung der Personen schon ausweist: „König. Herzog. Graf“ u. s. w. Es ist die natürliche Tochter einer von den Belegen, daß wie hoch man auch die mittelbare Einwirkung Schillers auf Goethe anschlagen möge, die unmittelbare Einwirkung Schillers für Goethe nur nachteilig gewesen sei, während umgekehrt Goethes Einwirkung auf Schiller, je unmittel=

barer und directer sie war, desto köstlichere Frucht trug. — Der zalreichen übrigen angefangenen und nicht vollendeten Dichtungen, der Nausikaa, der Achilleis u. dgl. darf ich überhaupt nicht gedenken, auch würde ich bei der orientalisch-allegorischen Periode Goethes, der Periode des höheren Greisenalters, stillschweigend vorübergehen, wenn nicht diese Dichtungsgattung für unsere Epigonen auf eine merkwürdige und fast auffallende Weise anregend gewesen wäre. Daß Goethe in einer Zeit, in welcher die wenn auch gesundeste physische und geistige Natur sich der Ruhe und dem heitern Spiele zuneigt, sich dieser Dichtungsart zuwandte, darf nicht befremden: noch weniger, wenn wir erwägen, daß die unruhige und freilich auch in mancher Beziehung inhalts- und ziellose dichterische Begeisterung der Freiheitskriege dem Greise, der sich zur französischen Revolution also auch zu deren Bekämpfung durch deutschen Sinn und deutsche Kraft nicht zu stellen wußte, und der das Stürmen und Drängen im Leben wie in der Dichtung längst hinter sich liegen hatte, in dreifacher Beziehung unangenehm sein mußte, so daß er sich in seinem Alter gewissermaßen in den Orient hinein rettete. Wir werden sogar mit dieser Dichtungsgattung zum Theil versöhnt, wenn wir die ungemeine Virtuosität betrachten, mit welcher der Dichter auch diese dem deutschen Genius fremdesten Stoffe und Formen mit dem deutschen Geiste zu vermählen wußte, und auch von dieser Seite her seiner Dichtung und seiner Zeit den Stempel der Classicität aufprägte, und wenn wir sogar wahrnehmen, wie der Siebziger seiner merkwürdigen Leidenschaft, einem Jüngling gleich, in diesen Dichtungsformen einen vollendeten poetischen Ausdruck zu geben vermochte. Das alles können wir in Goethe entschuldigen, rechtfertigen, anerkennen, sogar bewundern; daß aber die Epigonen, statt sich an den Vulkanen der goethischen Jugend zu erwärmen, zu dem Kaminfeuer des Greises eilten, das wird für alle Zeiten gerechte, und zum Theil unwillige Verwunderung erregen.

Die Urteile, welche bis dahin über Goethe gefällt worden sind und noch jetzt gefällt werden in ein nur einigermaßen genügendes Resultat zusammenzufaßen, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen;

wie überhaupt die Geschichte unserer neuen Literaturperiode genau genommen noch keine Geschichte, sondern halb Berichterstattung halb Darlegung von Ansichten ist, und eben darum auch nicht in der reinen, mehr oder ganz künstlerischen Weise wirkt, wie die Geschichte unserer älteren Literatur, vielmehr einen großen Theil ihrer Wirkung von dem stoffartigen Interesse des uns nahe liegenden wirklichen Lebens entlehnen muß, so kann auch noch keine Geschichte der Bedeutung und Wirksamkeit des einzelnen Dichters dieser Zeit, auch nicht Goethes, gegeben werden: — auch hier wird die Berichterstattung das Erste und Notwendige, die Darlegung von Ansichten das vielleicht Anziehendere, gewis Mislichere sein, so daß ich mich, wie ich schon bei der Aufzählung der einzelnen Dichterwerke gethan, fast nur an das erste zu halten, dem zweiten möglichst aus dem Wege zu gehen haben werde.

Der erste, allgemeinste, und man kann wol sagen der notwendige Eindruck, welchen Goethes Dichterpersönlichkeit macht, ist der einer starken, vollkommenen Gesundheit: bekanntlich machte seine leibliche Persönlichkeit nicht allein bis zu dem Tage seines Todes, sondern auch noch nach dem Tode denselben Eindruck. In seinem ganzen Wesen lag nichts Gespanntes, nichts Ueberreiztes, nichts Gewaltsames: es war nicht seine Art, sich entfernte Ziele zu stecken, deren Erreichung problematisch war, und es gehört dieß zu den wahrsten Worten, welche er über sich selbst gesprochen hat: „er sei niemals nach Idealen gesprungen, sondern habe seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend entwickeln laßen". Was er als Dichter gab, war sein wirkliches volles Eigentum, aus seinen eigenen Erlebnissen und Erfahrungen herausgelöst, wie eine reife Frucht von dem Baume gefallen; er bedurfte keiner künstlichen Wärme, um seine goldnen Hesperidenäpfel zu zeitigen, keines gewaltsamen Aufpumpens des Dichtungsquelles, keines mühsamen Suchens nach den Goldkörnern unter Gries und Schutt: dichtete er, so dichtete er aus innerem Drange, aus Bedürfnis und psychischer Notwendigkeit, und ließ dieser Drang nach — wie bei einer gesunden Natur in jeder andern Sphäre auf Zeiten des lebendigsten, freudigsten Schaffens, notwendig Zeiten der Ruhe, der Inpro-

ductivität, ja der scheinbaren Dürre und Unfruchtbarkeit folgen — war das Bedürfnis des Dichtens nicht vorhanden, so war er ruhig, war er gesund genug, das langsame Zeitigen der noch unreifen Frucht Jahre lang abzuwarten, des freiwilligen Heraufströmens des lebendigen Dichtungsborns aus den verborgenen Adern des Gemütes geduldig zu harren — geduldig zu harren, bis der vorüberrauschende Strom des Lebens ihm die Goldkörner der Dichtung von selbst an das Ufer und vor die Füße spülte, so daß er sie nur aufzuheben hatte. Seinem gesunden, offenen Auge zeigten sich die Dinge nicht in trüglichen Nebelbildern, in verschobenen, eckigen, verzerrten Formen, vielmehr überall in ihrer wahren, einfachen, natürlichen Gestalt, und wie er oft genug selbst ausgesprochen hat, er gieng nicht darauf aus, aus den Dingen etwas zu machen, ihnen von vorn herein mit seinen Angewöhnungen, Ansichten, Urteilen und Vorurteilen, überhaupt mit der Kritik entgegen zu treten, sondern sie gelten zu laßen in ihrer vollen Eigentümlichkeit, sie auf sich bildend und bestimmend einwirken zu laßen, sie sich ganz zu eigen zu machen, sie zu begreifen in ihrem eigensten Wesen eben als Dinge, die so und nicht anders sein wollen, sollen und können. Diese Eigenschaft — Goethes vielbesprochene und doch oft so wenig verstandene Objectivität — verleiht seinen Gedichten die unnachahmliche Warheit, seinen Gestalten die köstliche Lebensfrische, seinem prosaischen Stil endlich die ruhige Anmut, den ebenmäßigen Fluß, die Klarheit und Durchsichtigkeit der Perioden; sie wirkt aber auch auf den Hörer und Leser mit einer ungemein milden und doch zugleich ungemein eindringlichen Kraft. Goethes Wesen als Dichter besitzt etwas Heilendes, Beruhigendes, Versöhnendes, wie es neben ihm kein Dichter weiter besitzt; wir verlernen durch ihn unsere unruhige krankhafte Krittelei, mit welcher wir an die Gegenstände heftig heranzugehen und sie nach unserm Belieben herumzuzerren und aufzustutzen pflegen; wir verlernen an ihm die Hast des vorschnellen Urteilens und Aburteilens; wir lernen an ihm unsere Vorurteile ablegen und uns gleich ihm vor allem den Dingen die uns gegenüberstehen, mit Liebe zu öffnen, sie anzuerkennen und gelten zu laßen; wir lernen an ihm, daß wir zuförderst und immer wieder

zu lernen und uns unterzuordnen haben, und es gibt gewis in der Welt kein Vehikel, durch welches wir irgend welche Poesie, durch welches wir die Dinge und die Personen in der Welt, die Geschichte und die Welt selbst beßer begreifen und im eigentlichen Sinne verstehen lernten, als Goethes Dichtungen; kein Mittel, welches uns so nachhaltig die jugendliche Eigenschaft der Empfänglichkeit und der Freude an der Welt erhielte und uns vor dem Ueberdruße des Idealisierens sicherer bewahrte, als das Verständnis seiner Poesieen.

Wie Goethe nun auf der einen Seite seine kernige, reine Geistesgesundheit in dieser frischen Empfänglichkeit, in dieser Fähigkeit aufzunehmen und sich anzueignen beweist, so zeigt er eben diese Gesundheit auch in dem bestimten Gefühl für das Ungesunde und ihm Schädliche, in dem sichern Instinct, mit welchem er das Störende, Verwirrende, Ueberwältigende von sich abhielt. Wie er sich den Stoffen ganz und liebevoll hingab, so war er auf der andern Seite selbstbewust und energisch genug, sich von diesen Stoffen nicht überwältigen und zerstreuen zu laßen, stark genug, diese Stoffe zu beherschen und zu gestalten, stark und bewust genug, Ansprüche, die ihn aus seiner Bahn geworfen haben würden, entschieden abzulehnen, sich von allen Banden in Zeiten loszumachen, auch von den lockendsten und scheinbar unlösbarsten, sobald er sich durch dieselben innerlich eingedämmt und gehemmt fühlte. Wie er auf der einen Seite nicht unsicher und voreilig aus sich selbst hinausgriff und herumtastete, um in kindischer und krankhafter Lüsternheit an allem herum zu kosten, so ließ er eben so wenig die Außendinge unsicher und hastig in sich eindringen, und sich von ihnen hin und her stoßen. Es wohnte in ihm ein bewundernswürdiges Bewustsein von den notwendigen Schranken des menschlichen Daseins, vermöge dessen wir uns niemals an Dingen versuchen, die uns nicht gemäß sind, vermöge dessen wir einem jeden Gegenstande so zu sagen bei der ersten Berührung anfühlen, ob wir durch denselben gefördert oder gehemmt werden; Goethe nannte diese Schranken die „Fortificationslinien des menschlichen Daseins“. Dieß ist das Ablehnende, das Vornehme, was man ihm so oft zum Vorwurfe

gemacht hat, und woraus gemeine Naturen, die eben keine Schranken kennen, keine Fortificationslinien besitzen, Dünkel, Hochmut, Aufgeblasenheit und was sonst noch zu machen sich bestrebt haben. Goethe, diese ungemein receptive Natur, hatte das Bewustsein von seinen Schranken vor allem nötig, um der sichere Bildner, der plastische Dichter zu sein und zu bleiben, der er war und bis an das Ende geblieben ist.

Mit dieser Gesundheit ist auf das Innigste verbunden, oder es ist vielmehr nur eine Aeußerung und ein Zeichen dieser Gesundheit, daß Goethe durchaus kein Stuben- und Büchermensch war, vielmehr, wenn man den Ausdruck brauchen darf, ein Naturmensch, ein Mann des Lebens und der Welt. Er mußte seine Dichterstoffe in der freien Natur, im Verkehr mit Menschen, im Verkehr mit dem Volke, in praktischer Thätigkeit, im Schauen und Lebensgenuße in sich aufnehmen, gröstenteils auch verarbeiten; ein Sitzen und Sinnen und Brüten, ohnehin fast immer krankhaft, war seiner Natur nicht gemäß. Daher war die Reise nach Italien für ihn ein unerlaßliches Bedürfnis, indem er am Hofe zu Weimar in Gefahr war, in das Stubenleben und das einsame Brüten zu verfallen; daher waren aber auch ein ähnlich unabweisbares Bedürfnis für ihn seine Naturstudien, die ihm von Unverständigen mit so großem Geschrei und oft so eitlem Gewäsch zum Vorwurf gemacht worden sind. Eine unbefangene Erwägung der innersten Natur Goethes sagt uns auf das Einfachste und Bestimteste, daß dieß eben sein naturgemäßer Weg war, sich frisch und frei zu erhalten, womit die Geschichte seines Lebens und seine oft wiederholten Aeußerungen übereinstimmen. Glücklich der, welcher wie Goethe, wenn er mit dem Augenblicke in Widerwärtigkeit stehet, wie er von sich sagt, sich in die Einsamkeit einer liebevollen und eindringenden Naturbetrachtung zurückziehen kann – glücklich der, welcher mit Goethe, nachdem er sich ausgesprochen, wie das in der besten Gesellschaft unvermeidlich ist, in das Gebirge zu fliehen vermag, um mit den Felsen und Steinen ein unergründlich Gespräch zu beginnen! Gerade er, der so ganz darauf gewiesen war, das rein Menschliche und nur dieses in seinen Poesieen darzustellen,

gerade er, der es selbst so bestimt ausgesprochen hat, daß das eigentliche Studium des Menschen nur der Mensch sei, gerade er konnte das Bedürfnis des Ausruhens, welches jeder nicht krankhaft gereizte und sich früh aufreibende Geist, besonders jeder Dichtergeist, hat und haben muß, nirgends anders befriedigen, als außerhalb jenes Studiums des Menschlichen und des Menschen.

Daß übrigens unserm Dichter nach mehr als einer Seite hin Schranken gesetzt waren, über die er nicht hinaus konnte, versteht sich leicht von selbst, und es wäre Thorheit dieß ableugnen zu wollen, auch habe ich versucht dieselben hin und wieder bei den einzelnen zur Besprechung gekommenen Werken des Dichters anzudeuten. Daß Goethe mit der Philosophie der Zeit nichts anzufangen wußte, wird niemand, welcher den aus dem Boden der Wirklichkeit gewachsenen Dichtergeist, daß er für Musik unempfänglich war, niemand, welcher die plastische Natur Goethes nur einigermaßen begreift, ihm als eigentliche Schranke anrechnen. Die bemerkbarste aber, unzälige mal, jedoch meines Bedünkens noch niemals mit Einsicht und Gründlichkeit, viel weniger denn aus dem höchsten Gesichtspunkt betrachtete und besprochene Schranke ist die, daß er, der in alle Tiefen und zu allen Höhen des menschlichen Individuums, so weit dasselbe rein für sich genommen wird, hinab- und hinaufzusteigen vermochte, der alle Bewegungen der einzelnen Seele zu verstehen, zu bewältigen und dichterisch zu gestalten im Stande war, die Bewegungen der Nationen, das große Völkerleben nicht in Harmonie mit seinem eigenen Selbst setzen konnte. Vermochte er doch die Natur des Epos nicht zu faßen — war ihm doch die Auffaßung desselben, wie sie zu seiner Zeit zuerst in Wolfs Ansicht von den homerischen Gedichten auftrat, innerlich zuwider; konnte er es doch hinsichtlich der französischen Revolution zu nicht mehr, als zu einem tiefen Misbehagen bringen, welches er niemals zu einer entschiedenen, freien, dichterisch zu gestaltenden Ansicht zu steigern im Stande war! Mitzugehen mit den Stürmen dieser Bewegung war freilich einem so edlen, formgerechten Geiste, wie Goethe, völlig unmöglich „er sah nicht nur nicht, sagt er selbst, wie aus all dem Umstürzen etwas Beßeres, sondern nur etwas

Anderes hervorgehen könne", aber einen entschiedenen Standpunkt über diesen Bewegungen anzunehmen, sie in ihrer innersten Natur zu begreifen, ihnen gewissermaßen ein dichterisches Endurteil zu sprechen, dazu hatte er wieder zu viel persönliche Verwandtschaft mit den letzten Elementen und Anfängen derselben. Dieß würde uns zu einer weiteren und zwar zu der bedeutendsten Schranke führen, welche die Zeit um den goetheschen Geist gezogen hatte, doch verspare ich lieber die hierher zunächst gehörigen Bemerkungen, bis wir die Betrachtung über Schiller werden abgeschloßen haben, zu welcher wir jetzt übergehen.

Schiller, zehn Jahre jünger als Goethe, beschloß mit seinen Erstlingswerken die Genieperiode, welche Goethe fast zehn Jahre früher begonnen hatte, nahm aber als der Spätling dieser Sturm- und Drangzeit mehr Elemente derselben in sein ganzes späteres Dichten und Leben mit hinüber, als irgend einer aus dem älteren Sturm- und Dranggeschlechte, welches sich entweder, wie Lenz u. a. im Genieleben vertobte, oder, wie Goethe zum Theil selbst, aus demselben als einem Jugendrausche sich herauszog, um theils edleren Stoffen, theils und hauptsächlich reineren Formen sich zuzuwenden. Schiller trug aus dieser Periode die Richtung auf das Ideale, auf den Kampf gegen das Einengende der bürgerlichen Verhältnisse, ja gegen die gegebenen Zustände überhaupt, die Neigung, nicht so sehr von dem Stoffe sich bilden zu laßen, als in den Stoff selbst-bildend und bestimmend einzugreifen, nicht so sehr die Wirklichkeit poetisch zu erfaßen und poetisch zu gestalten, als Ideen in die Wirklichkeit hinein zu werfen, die Neigung zu lebhafter Darstellung und starker oratorischer Färbung — er trug dieß alles aus der Genieperiode, wenn schon später vielfach modificiert, in sein ganzes übriges Leben und Dichten hinein, und ist eben um deswillen nicht allein neben Goethe, sondern vor ihm der Lieblingsdichter der Nation, vorzugsweise desjenigen Theiles der Nation geworden, welcher in der Wahl der Dichterstoffe und in der Gesinnung mit ihm sympathisierte.

Schillers frühestes, schon vor dem zwanzigsten Lebensjahre entworfenes, im Jahre 1781, als der Dichter erst zwei und zwanzig

Jahr alt war, gedrucktes Stück, die Räuber, oder wie er es zuerst nennen wollte: der verlorene Sohn, bezeichnet schon hinlänglich die Bahn, welche er einzuschlagen hatte, wirklich einschlug, und bis an sein Ende verfolgte. Vor allem beurkundete dasselbe die entschiedene Anlage des Jünglings für das Drama; denn mag man den Entwurf auch noch so roh, die Stoffe noch so unförmlich und ungeheuer, die Sprache noch so forciert finden, mag vor allen Dingen, was ich für mein Theil als einen tiefer liegenden und weit bedeutenderen Fehler bezeichnen möchte, als die eben aufgezählten, unglaublich oft wieder aufgetischten — mag ein sehr sichtbares Haschen nach Effect darin vorwalten, man wird nicht umhin können, zuzugestehen, daß eine äußerst lebhafte Handlung, noch weniger, daß eine Fülle von wahrer Empfindung durch das ganze Stück hindurchgehe; eine Fülle von wahrer Empfindung, die immer noch übrig bleiben wird, wenn man auch die Uebertreibungen und Ungeheuerlichkeiten allesamt abziehet. Es bezeichnet eben dieses Drama auch sehr bestimt die Richtung Schillers, welche ich vorher andeutete: sich der herschenden Ideen der Zeit zu bemächtigen, und dieselben poetisch zu vertreten und geltend zu machen. Es ist das Stück — und damit man es recht gewis wiße, worauf dasselbe hinausgehe, gab ihm der Dichter als Vignette einen aufgerichteten Löwen nebst der Unterschrift: in tyrannos mit — ein eigentliches Zeitideenstück, gerichtet gegen die „feige Schurkerei“, wie man damals alles zu bezeichnen pflegte, was in der Gesellschaft und im Staate eine höhere Stellung einnahm: es steht Laster gegen Laster, Verbrechen gegen Verbrechen: dort das Laster der schleichenden, niedrigen, im Geheimen vergiftenden Bösherzigkeit, hier das Verbrechen der willkürlichen Zerstörung aller gesellschaftlichen und politischen Ordnung, und jenes Laster ist nur durch dieses Verbrechen zu bestrafen, jenes Laster, als unverbeßerlich, dem Untergange, dieses der Umkehr und Beßerung zugewendet. Der fast ungeheure Beifall, welcher die Räuber begleitete, ist demnach eines Theils allerdings auf Rechnung der subjectiven Warheit zu setzen, die das Stück in sich trug, und durch welche es den damals zalreichen Soldaten- und Banditenstücken den weitesten Vorsprung

abgewann; zum grösten Theile aber auf Rechnung des stofflichen, des pathologischen Interesses, welchen der Gegenstand erregte.

Die beiden nächsten Stücke des jungen Dramatikers sind schwächere Copien derselben Idee, welche in den Räubern waltet, gleichsam Abfälle von dem gewaltigen Stoffe, den er „in einen Theaterabend von drei Stunden zu zwängen" selbst für unmöglich erklärt hatte. Die Verschwörung des Fiesco stellt die republikanischen Ideen, von denen das Zeitalter erfüllt war, noch bestimmter, freilich auch weit nackter dar, als die Räuber, und hat bei weitem nicht die Warheit der Empfindung und die Lebhaftigkeit der Handlung, wie diese. Dagegen ist die Sprache noch weit unnatürlicher als in den Räubern, und zum Theil bis zum Monströsen und Widrigen aufgebläht, so daß man oft unwillkürlich an Lohenstein erinnert wird, — eine Vergleichung, welche auch damals schon als das Stück eben erschien, angestellt worden ist. Kaum braucht hiernach noch die oft gemachte Bemerkung wiederholt zu werden, daß Schiller sich im Fiesco an einen Stoff — das politische Trauerspiel — gewagt habe, dem er seiner Jugend und unzureichenden Bildung zufolge nicht habe gewachsen sein können, daß die Kabale, auf deren Schilderung er, wie er in der Vorrede bestimt erklärt, das ganze Stück angelegt, etwas höchst Unfertiges, fast Knabenhaftes an sich trage und eher ein Lächeln als Theilname errege, und was dergleichen mehr ist; — schwerlich wird jemals ein politisches Trauerspiel dem gelingen, der es überhaupt nicht oder noch nicht versteht, die Dinge zu nehmen wie sie sind, der die Welt nach Theorien und Idealen beurteilt, schwerlich dem, welcher keine Schule des politischen Lebens gemacht oder wer sich ihr entzogen hat. Es werden unter solchen Händen leere Schatten- und Nebelbilder entstehen, oder Carrikaturen, welche eine Zeitlang stoffartig aufregen, künstlerisches Wolgefallen aber niemals erzeugen können. Troz dem allen aber muß auf das Entschiedenste behauptet werden, daß der Schiller, der uns später im Wallenstein, in der Maria Stuart und im Wilhelm Tell entgegentritt, eben im Fiesco, und zwar weit mehr als in den Räubern, embryonisch vorgebildet liege: den Vorzug hat Fiesco vor den Räubern,

daß er feste historische Gestalten statt der formlosen Monstra in den Räubern darbietet. Dem deutschen Publicum sagten indes gerade diese nackten und harten republikanischen Figuren des Fiesco wenig zu: es zog es weit vor, ins Unbestimte und Wilde hinein mit den Räubern zu phantasieren und zu schwärmen: Fiesco wurde zu des Dichters Erstaunen und Schmerz sehr kalt aufgenommen.

Die andere von den Räubern ausgegangene Tragödie, Luise Millerin, wie sie Schiller, Kabale und Liebe, wie sie Iffland nannte, und welchen Namen Schiller adoptierte, geht einen Schritt weiter in das wirkliche Leben hinein als die Räuber und Fiesco. Die Räuber blieben auf einem ganz und gar erdichteten Boden, so zu sagen im Ueberall- und Nirgendslande stehen, und haben hierdurch einen unleugbaren poetischen Vorteil; Fiesco spielt in einem wirklich republikanischen Staate; Kabale und Liebe rückt nun in die deutsche Wirklichkeit ein und repräsentiert uns auf das Deutlichste, welche Gesinnungen man damals gegen, und welche Vorstellungen man von der Hofwelt, der französierten, in Frivolität und Niedrigkeit allerdings tief versunkenen Hofwelt hatte. Alle Scheußlichkeiten, die man sich irgend denken mochte, wurden in diese Region verlegt, ihr ein gedrückter, verachteter, mishandelter Bürgerstand gegenüber gestellt, und aus dieser Gegeneinanderstellung ein Kampf entwickelt, welcher zunächst einen sittlichen Widerwillen gegen jene Regionen wie zum Grunde, so auch zum Zwecke hatte. Kaum, daß dabei noch ein klares Bewustsein künstlerischer Ziele und Absichten obwaltete. In der Discussion, welche die Würdigung dieser ersten Dramen Schillers zu erregen pflegt, und in welcher es sich in der Regel eigentlich nur um den höheren und geringeren Wert von Fiesco oder Kabale und Liebe handelt, gestehe ich mich zu der alten Minorität derer zu schlagen, welche im Widerspruch mit A. W. Schlegel doch noch den wenn gleich verunglückten Fiesco der Kabale und Liebe vorziehen, eine Minorität, die indes in der neueren Zeit nach und nach zur Majorität geworden zu sein scheint. In Kabale und Liebe werden uns geradezu Unmöglichkeiten zugemutet: eine solche alles Maß überschreitende Nichtswürdigkeit und ein solcher sogenannter Edelmut, wie sie hier erscheinen, hören beide

auf, menschlich zu sein; das ganze Stück ist eine Carrikatur, und zwar eine überaus widrige, die man nur mit dem äußersten moralischen Widerwillen und mit völligem ästhetischen Ekel betrachten kann. Das deutsche Publicum urteilte bis vor dreißig Jahren ganz anders: Kabale und Liebe blieb lange Jahre eins der erklärtesten Lieblingsstücke unserer Bühne.

Hiermit treten wir bereits aus der ersten Periode unseres Dichters, aus der Zeit seines form- und ziellosen Strebens, aus der Zeit seiner überkräftigen, aber, wo nicht verworrenen, doch unklaren Jugend heraus, deren Producte uns zwar theils als lebendige Abbilder der damaligen gährenden Gemütszustände der gebildeten Stände unseres Volkes, mithin als Beiträge zur Culturgeschichte, theils als Documente der Geschichte der schwierigen, mühevollen und ringenden Ausbildung eines großen Dichters, nicht aber als klassische Kunstwerke ein Interesse abgewinnen können. Das nächste Drama Schillers liegt gerade auf der Grenze der trüben, gedrückten und verworrenen ersten und der zu Heiterkeit und Freude, so wie zu Erlangung einer gediegenen Bildung durch ernstliche Studien hingewendeten zweiten Lebensperiode des Dichters, und trägt die Spuren dieser beiden verschiedenen Lebenskreiße auch äußerlich auf die unverkennbarste Weise an sich. Don Karlos wurde von Schiller noch entworfen ganz mit dem dunkeln, leidenschaftlichen Interesse für die vulgären Zeitgedanken, aus welchen die drei ersten Stücke hervorgegangen waren, und in diesem Sinne durch drei Acte durchgeführt, welche in der Thalia von 1785 abgedruckt wurden. Damals war das eigentliche, persönliche Interesse des Dichters an Don Karlos, nicht wie nachher, an Posa gefeßelt; die später veränderten innern Zustände des Dramatikers brachten es mit sich, daß er den leidenschaftlichen materiellen Anteil, welchen er an dem Prinzen und an dessen Widerstreben gegen die königliche Auctorität des Vaters nahm, fallen ließ und nach einer objectiveren Darstellung suchte. Schiller erzält uns selbst: es sei Karlos im Verlaufe der Jahre in seiner Gunst gefallen, vielleicht nur darum, weil er, der Dichter, ihm an Jahren zu weit vorgesprungen, und aus der entgegengesetzten Ursache habe Posa seinen Platz eingenommen; so sei

es gekommen, daß er für den vierten und fünften Act ein ganz anderes Herz mitgebracht habe. Zudem war das Drama so weitläufig angelegt, daß es sich zur Aufführung, die überall Schillers nächstes Ziel war — selbst bei den Räubern, wo er doch gegen die Aufführung zum Schein warnte — gar nicht eignete. So kam es denn, daß der Don Karlos, den wir besitzen, eigentlich drei sehr verschiedene Elemente hat: die drei ersten Acte in der alten, weitläufigen Form, die sich später starke Abkürzungen mußte gefallen laßen; — sodann diese abgekürzte und überarbeitete Gestalt, welche den Charakter eines Auszugs mitunter sehr stark merken läßt und in welcher Don Karlos in Schillers gesammelte Werke übergegangen ist; endlich der zweite Theil, der vierte und fünfte Act, früher als die Ueberarbeitung des ersten Theils, aber zwei Jahre später als der erste Theil gedichtet, und von diesem in Geist und Haltung merklich abweichend. Im ersten Theile ist Don Karlos die Hauptperson; im zweiten Theile ist Karlos — man sieht nicht warum? wenn man nicht obige Erklärung Schillers kennt — mit einem Male in den Hintergrund getreten, und Posa repräsentiert die Idee des Dramas; ja das was wir jetzt „Idee" dieses Dramas nennen, war nach dem ursprünglichen Plane des Dichters gar nicht in demselben vorhanden, es sollte ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause, es sollte eine Schilderung der durch den Despotismus Philipps II. in dem eignen Hause angerichteten Zerrüttungen werden, und darauf gehen wirklich die ersten Acte auch jetzt, nach der Umarbeitung, merklich genug hinaus, bis denn mit Posa dem Despotismus gegenüber die Völkerfreiheit, der Staatsweisheit das Weltbürgentum, der Monarchie gegenüber die Republik, mehr freilich in Gesinnungen und Reden, als in Handlungen, auftreten. Es bedarf heut zu Tage nicht mehr der weitläuftigen Explicationen, zu denen sich Schiller ein Jahr nach dem Erscheinen des Don Karlos (in seinen Briefen über Don Karlos) herbeilaßen mußte, um die Charaktere, welche er in den einzelnen Figuren des Dramas, vor allen den, welchen er im Posa hatte darstellen wollen, der Welt zum Bewustsein zu bringen; es wird heut zu Tage Niemanden mehr einfallen, in dem Marquis Posa das Ideal der Freundschaft

zu suchen und dessen Opfertod als einen Opfertod für die Freundschaft zu betrachten, welche Meinung zu widerlegen es sich Schiller so große Mühe kosten läßt; damals aber, als die Klopstock-Gleimschen Freundschaftsideen die Welt noch erfüllten, war es ganz natürlich, daß man auf solche Gedanken verfiel, und die eigentliche Idee Schillers, so deutlich sie auch ausgesprochen war, ganz übersah oder verkannte. Daß unter dieser Umänderung das Drama in ästhetischer Hinsicht empfindlichen Schaden gelitten habe, daß die Exposition nicht allein gedrängt, sondern gehäuft, ja verworren und unverständlich geworden, daß die Handlung übereilt, wenig motiviert, die Charaktere zum Theil unsicher, schwankend, zum Theil sich selbst widersprechend ausgefallen seien, das ist so oft wiederholt worden, daß ich die Nachweisung dieser Fehler füglich und um so eher sparen kann, als einige derselben, z. B. die auf so seltsam unerwartete Weise dem Posa zugewendete und eben so wieder entzogene Gunst Philipps, von Schiller selbst anerkannt worden sind. Uebrigens darf nicht übersehen werden, welchen Fortschritt die Ideenentwicklung des Dichters bis zu Karlos hin genommen hat: in den Räubern finden wir noch das blinde Losschlagen des einen Verbrechens gegen andere, im Fiesco den starren, für die bereits berechtigte Idee rücksichtslos mordenden Republicanismus; in Kabale und Liebe den bürgerlichen, den Privatedelmut, gegenüber der angenommenen Verworfenheit der Gewalthaber; hier in Don Karlos, den kosmopolitischen Edelmut, die Ideen der Weltbeglücker gegenüber dem eisernen Willen des Herschers, den eisernen Formen des Staates: wir sehen, es ist die französische Revolution nur in umgekehrter Folge, die uns aus den Dramen unseres Dichters entgegentritt, so daß die Endpunkte der Schillerschen Gedankenentwickelung mit den Anfangspunkten der französischen Ideenrevolution der Zeit nach zusammentreffen. Der französische Convent, welcher für alles ihm wirklich Homogene einen scharfen Geruch bewährt hat, erkannte bald auch in dem deutschen Dramatiker, wie in dem deutschen Odendichter, das Gleichartige an, und decretierte dem Mr. Gillès die Ehre des französischen Bürgertums; doch erhielt der neue citoyen das Decret

erst lange nachdem die Hauptakte der blutigen Pariser Tragödie schon ausgespielt waren.

Bemerken wir schon in der Folge dieser Dramen eine sehr bedeutende successive Abklärung der gährenden Stoffe, welche in dem Gemüte des strebenden, ringenden, mit der Welt und mit sich selbst im Kampfe begriffenen Dichters lagen, so sollte diese Abklärung und Beruhigung doch noch sehr wesentlich gesteigert werden durch die nun folgende Periode ernstlicher philosophischer und historischer Studien, in welche Schiller mit dem Jahre 1787 eintrat, und noch mehr durch seinen Verkehr mit Goethe seit dem Jahre 1794. Der erste Theil jener Studien, die philosophischen, entsprachen seiner Richtung auf das Abstracte, das Ideale, und engten nur seine bis dahin formlosen und unstäten Anschauungen in die festen Ufer strenger Begriffe, freilich auch zum Theil eines unlebendigen Systems, ein; der andere Theil, die historischen Studien, dienten gleichfalls zur Förderung des Dichters auf der schon mit Fiesco begonnenen, mit Karlos fortgesetzten Bahn der historischen Dramatik — ein Geschichtsforscher ward er nie, so wenig wie ein Philosoph, hat es auch wohl nie sein und nie dafür gelten wollen. Der Verkehr mit Goethe, welcher diesen aus seiner poetischen Lethargie aufweckte, in welche er aus Misstimmung gegen die französische Revolution zu versinken im Begriff war, hatte für Schiller den unberechenbaren Vorteil, daß dieser nunmehr seinen Stoffen, denen er bis dahin nur eingreifend, umgestaltend, willkürlich und unruhig bildend gegenüber gestanden hatte, sich hingeben und so viel ihm das überhaupt möglich war, liebend anschmiegen und unterordnen lernte.

Aus dieser Periode stammen denn auch nicht allein Schillers beste lyrische Gedichte, deren ich nachher noch besonders Erwähnung thun muß, sondern auch seine grösten oder vielmehr seine wahrhaft großen Tragödien, welche bis dahin als Bühnenstücke noch nicht erreicht, geschweige denn übertroffen worden sind. Das älteste und nicht allein dem Umfang sondern auch dem Stoff und der Behandlung nach gröste ist die Trilogie Wallenstein, die im Jahre 1799 vollendet wurde. Die Wahl dieses Stoffes ist die glücklichste,

welche Schiller in allen seinen Dramen getroffen hat: eine historische, imposante Größe im Untergange — eine Größe, welcher eine Zeit der gewaltigsten äußeren und inneren Gährungen zum Hintergrunde diente, eine Größe, welche aus diesen Gährungen sich emporgearbeitet hatte und in denselben untergieng, eine Größe, welcher die historische Ueberlieferung schon große Ideen geliehen hatte, die nur der poetischen Gestaltung, nicht der Erfindung bedurften — eine historische und zwar eine vaterländische Figur, die von der lebhaften Theilname der gesamten Mitwelt, der beiden feindlichen Parteien, begleitet gewesen, und für welche die Theilname, von welcher wenigstens die Tradition noch nicht völlig erloschen war. Diese Momente von Schillers glücklicher Wahl werden allen künftigen Tragödiendichtern als unabweichliche Richtschnur dienen müßen — wenigstens allen denen, welche nicht etwa noch höher aufsteigen wollen, vielmehr können, und nach den vorbildenden Umrißen von Goethes Götz ein neues Volksdrama zu schaffen vermögen, in welchem die Anschauung, das Leben und die Sitte, die Liebe und der Haß eines ganzen Jarhunderts sich um einen Helden in voller unmittelbarer Warheit gleichsam zu Krystallen ansetzt. Schon diese Wahl allein macht Schiller zum großen Dichter, käme auch nicht die lebenvolle, in den meisten Punkten künstlerisch vollendete Ausführung hinzu. Und auf der andern Seite ist dennoch Wallenstein keineswegs das Product eines ganz neuen Schiller, der mit dem alten in den Räubern, in Fiesco und in Karlos gar keine Verwandtschaft mehr hätte: es ist Wallenstein, um die eignen Worte des Dichters zu brauchen, „eine gewaltige Natur welche um ein großes Ziel kämpft, welche um der Menschheit große Gegenstände, um Herschaft und Freiheit ringt"; es ist Moor, es ist Fiesko, es ist Posa, nur nicht mehr mit gemachten, in den Helden gewaltsam hineingetriebenen, sondern aus dessen Natur und Wesen, dessen Lage und Schicksal hervorgewachsenen Gedanken. Wie die Räuber, Fiesko und Karlos Gegenbilder zu der französischen Revolution, vorschauend und weissagend, waren, so ist Wallenstein nach Gervinus richtiger Bemerkung ein divinatorisches Vorbild für Napoleon. Wie große Mühe sich Schiller um die Ausführung dieses seines Stoffes gegeben hat, davon ist sein

Briefwechsel mit Goethe ein redendes Zeugnis; wie bemühte er sich, die Eigenheit seiner Natur: von dem Allgemeinen, der vorgefaßten Idee zu dem Besondern herabzusteigen, eine Eigenheit, welche wirklich zum Fehler wird, sobald es sich um künstlerisch vollendete Darstellung, nicht um Erfindung handelt — wie bestrebte er sich diese Eigenheit zu beschränken, diesen Fehler abzulegen, und sich seines Gegenstandes in dessen voller historischer Wirklichkeit vollkommen bewust und mächtig zu machen. In dieser Hinsicht wurde er ganz und gar und auf das willigste Goethes Jünger, so, daß man längere Zeit geglaubt hat, der erste Theil von Wallenstein, das Lager, sei Goethes Arbeit, bis Goethe selbst erklärte, daß von dem Ganzen nur zwei Zeilen ihm angehörten. Nur in einem, aber freilich wichtigen Punkte, fiel Schiller in seine alte Natur zurück: es ist jetzt wol ganz allgemein zugestanden, wie es bei den Urteilsfähigen vom Anfang an ausgemacht war, daß gerade die Partie im Wallenstein, an welcher Schiller die gröste Freude hatte, und die ihm für sein Stück das gröste Publicum gewann, völlig verfehlt ist und die Wirkung des Dramas zum Theil geradezu zerstört: Max und Thekla. Es ist jetzt ziemlich so weit gekommen, daß man beim Lesen des Wallenstein diese Episode überschlägt (so weit das möglich ist, denn leider ist sie wenigstens an einer Stelle mit der ganzen Exposition verwachsen) oder sie doch zu ignorieren sucht, um das Uebrige desto reiner genießen zu können; über einen andern Punkt kann man freilich nicht hinweglesen: es ist bekanntlich der, daß der Fall Wallensteins lediglich durch seinen eignen Fehler, nicht durch die lastende Wucht der Verhältnisse herbeigeführt ist, wodurch die tragische Theilname an dem Helden natürlich nicht allein gemindert, sondern sogar bis auf einen gewissen Grad abgestumpft wird.

Die beiden nächsten Dramen Schillers, welche schnell und fast unmittelbar auf Wallenstein folgten, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans, erwarben sich durch eben den Umstand, welcher dem Wallenstein die Gunst des großen Publicums vorzugsweise gewann, einen fast noch größeren Beifall, als Wallenstein selbst, ob sie gleich wiederum aus eben diesem Grunde an

künstlerischem Werte tief unter Wallenstein stehen. In Maria Stuart, welche zu einem echten historischen Drama, gleich dem Wallenstein — wenn auch nicht, wie dieser, zu einem nationalen — den vortrefflichsten Stoff geliefert haben würde, wiegt das Sentimentale, der Herzensanteil an dem Schicksal der Heldin, das Rührende und Rhetorische so stark vor, daß der historische Stoff in den Hintergrund zurückweicht — es sind bewegliche Scenen, aber keine kräftigen Thaten, schmerzliche Leiden, aber nicht gewaltige Kämpfe. Schiller hatte, wie er sagt, die Helden einmal an dem Wallenstein herzlich satt, und sehnte sich nach einer Darstellung menschlicher Leiden, bei denen er menschlich mitfühlen konnte; gerade dieß aber war die Klippe, an welcher er in seinen vier früheren Dramen, an welcher er auch auf der höheren Stufe, zu der er jetzt emporgestiegen war, scheiterte. Noch weniger gelungen, noch stärker zerschellt an derselben Klippe ist die Jungfrau von Orleans, der Schiller den Titel mitgab: „eine romantische Tragödie". Dieser Titel ist übrigens für Viele unter den neueren Beurteilern Schillers der hauptsächlichste Anstoß bei diesem Stücke: beinahe fallen sie von ihrem Freiheitshelden und Apostel Schiller darum ab, weil er eins seiner Stücke hat romantisch nennen können, weil er der Jungfrau die verbrauchten religiösen Motive gelaßen, und ihr nicht vielmehr kosmopolitisch-weltbeglückende, gleich dem Marquis Posa geliehen hat! Auch hat sich wirklich einer dieser „grünen" Helden ganz neuerdings vermeßen, des Ersten zu beweisen, die religiösen Motive der Jungfrau von Orleans seien bei Schiller nichts weiter als müßiges Beiwerk und Flitter, und er wolle Schiller von allem Vorwurfe des Christlich-Kirchlichen rein waschen! So viel ist unbestritten, Schiller ergriff diese kirchlichen Motive, ohne derselben mächtig zu sein noch mächtig zu werden; eben das ist allerdings einer der schwersten Fehler der Tragödie, daß die religiöse Begeisterung der Jungfrau durch das ganze Stück nicht viel mehr ist, als Phrase, und der nächste aus diesem unmittelbar herfließende ist der, daß Johanna im Kampf zwischen himmlischer Begeisterung und irdischer Liebe der letzteren unterliegt, während es ganz nahe lag, und fast unvermeidlich war, den Fall der Jung-

frau (ihre Gefangenschaft und ihren Tod) dadurch zu motivieren, daß sie hingerißen von weltlicher Ehre ihren ursprünglichen himmlischen Beruf überschreitet. So freilich, wie sie Schiller dargestellt hat, verdient sie beinah die harte Bezeichnung, die ihr Gervinus gibt: sie erscheine hier wie eine Somnambüle. Daß jener Grundfehler dann zu einer Reihe von andern Fehler führen mußte wie z. B. zu der ungemein matten Scene mit Montegomery, zu der wunderlichen Explication zwischen ihr und Herzog Philipp von Burgund, und zu der völlig kahlen Darstellung der plötzlichen Neigung zu Lionel, war notwendig, abgesehen von dem unmotivierten, tumultuarischen und auf leidigen Effect berechneten Schluß des Stücks. — Die Braut von Messina ist bekanntlich die Quelle der späteren unsinnigen Schicksalstragödien, und nur allzusehr waren die Werner, die Müllner und Grillparzer berechtigt, sich mit ihren monströsen Producten auf Schillers Vorgang zu berufen, denn auch sein Drama ruht zuletzt auf einem dunklen, durch keinen mythologischen Hintergrund — der freilich in der modernen, in der christlichen Welt zu den Unmöglichkeiten gehört — belebten und motivierten Schicksalsspruche, welchem Schuldige und Unschuldige, die Letzteren gerade zuerst, als Opfer fallen, während doch sogar in der griechischen Labdaciden-Sage das Schicksal und die Schuld zusammenstehen, in Eins zusammenfließen, die Vernichtung der Unschuldigen nicht an das Fatum, sondern an die Schuld des Schuldigen geknüpft ist, und eben das Ungeheure der Schuld und des Schuldbewustseins das Motiv der Tragödie der Labdacidensage bildet, während hier schon die Schuld vor dem Fatum zurücktritt, und in den späteren Schicksalstragödien sich ganz vor demselben verliert. Die Einführung der Chöre hat bekanntlich Schiller selbst zu rechtfertigen gesucht: die Einwendung aber, welche gegen diese Chöre, die in der Braut von Messina auftreten, notwendig gemacht werden mußte, hat er nicht vorausgesehen, und konnte sie bei der damaligen überhaupt noch nicht genügenden, wenigstens nicht allgemein verbreiteten, bei Schiller vollends mangelhaften Kenntnis der antiken Tragödie nicht vorhersehen: die Chöre der Braut von Messina sind selbst Parteien (das Gefolge der

Brüder) können also die Unbefangenheit des antiken Chors, eine Repräsentation des Volksurteils nur auf sehr gezwungene Weise, gleichsam durch gewaltsame Täuschung, vertreten. Dagegen ist dieses Stück unter allen Werken Schillers dasjenige, welches den vollesten Glanz und die ganze Pracht der Schillerschen Diction, und somit allen Glanz und alle Pracht unserer modernen Sprache überhaupt, entfaltet, und in so fern warhaft bewundernswürdig ist, zugleich aber auch auf das Bestimteste den Gipfelpunkt dieser Diction bezeichnet, so daß die Versuche, Schillers Sprache in der Braut von Messina zu überbieten, die ersten und gewissesten Zeichen des Verfalls ebenso gewesen sind, wie die ähnlichen Versuche der Epigonen des 13. und 17. Jarhunderts Zeichen des Verfalls und der Zerrüttung waren. — Wilhelm Tell endlich erscheint noch immer den Meisten als die Krone aller Dramen Schillers, indem sie diesem Stücke in der Oekonomie und Exposition vor Wallenstein, in den dramatischen Motiven vor der Jungfrau von Orleans, Maria Stuart und der Braut von Messina, in der Durchführung von Ideen vor allen andern Dramen unbedingt, den Vorzug zusprechen. Ich gestehe, daß ich mich zu dieser Ansicht nicht bekennen kann; so wenig ich für die Mängel des Wallenstein blind und für die Schönheiten des Tell unempfänglich bin, hat es mir bis dahin noch nicht gelingen wollen, den Tell dem Wallenstein gleich zu setzen, geschweige denn ihn über denselben zu erheben. Die unvermittelte Aufnahme des Mordes Geßlers in der hohlen Gasse behält — und es ist dieß vielleicht der einzige Punkt, in welchem ich mit Herrn Börne zusammentreffe — man mag sagen was man will, etwas verletzendes, vielleicht sogar künstlerisch unwarscheinliches, da mir diese That zu diesem Tell sich in keiner Weise fügen zu wollen scheint; dazu kommt, daß das Volksleben, wie es z. B. gleich Eingangs und nachher öfter auftritt, etwas völlig unvolksmäßiges, etwas unwahres, ein mühevolles Sich-Herablaßen zu dem Volke ist, und endlich scheint die Einführung des Parricida, welche doch eingeständlich bloß äußeren Gründen ihr Dasein verdankt, und ein unorganisches Anhängsel (ein recht eigentliches hors d'oeuvre) ist, die Fehler, an denen Wallenstein

leiden mag, bei weitem zu überwiegen; — der kleinen Effectstückchen, zu denen sich Schiller hat fortreißen laßen, z. B. der Erscheinung der sogenannten barmherzigen Brüder, gar nicht zu gedenken. Dagegen ist es nicht zu bestreiten: die Idee, welche unklar und leidenschaftlich in den Räubern, Fiesco, Kabale und Liebe, gereinigter in Don Karlos erscheint, ist künstlerisch vollendet, fast ganz rein aus der Befangenheit und leidenschaftlichen Theilnahme des dichtenden Subjectes herausgelöst, im Tell dargestellt, und von dieser Seite mit Ueberspringung des Wallenstein, die Sache betrachtet, muß allerdings Tell für das vollendetste Schauspiel Schillers gelten.

Wir haben bisher unsern großen Dichter nur als Dramatiker betrachtet: die andere Seite seiner dichterischen Thätigkeit, die Lyrik und Didaktik, wird unsere Aufmerksamkeit jetzt noch auf einige Augenblicke feßeln, wenn wir auch an seiner Prosa, als fast ganz dem Gebiete der Wissenschaft angehörig, eben so wie an Goethes, oder früher an Herders, ja an Luthers Prosa vorübergehen müßen. Auch in seinen lyrischen Gedichten sind die beiden, oder vielmehr die drei Perioden der Entwicklung Schillers sehr deutlich zu bemerken: gemein haben alle Gedichte, die frühesten wie die spätesten, die Lebendigkeit der Darstellung, den Klang und den Glanz der Sprache, die Stärke und Tiefe der Empfindung. Die früheren, in den Jahren 1780—1782 gedichteten aber zeichnen sich vor den späteren durch eine erregte Leidenschaftlichkeit, ganz der in den Räubern niedergelegten ähnlich, durch ein in das Formlose und Ziellose hinausgehendes Ueberschwellen des Gefühls und der Phantasie, durch die stärksten und oft gelungensten Züge der Versmalerei aus: es sind individuelle Klagen eines individuellen, unmittelbaren, von dem Herzen noch nicht abgelösten Schmerzes, Klagen, die selbst in dem objectivsten dieser Gedichte, z. B. in der Schlacht, allzu stark hervorbrechen, als daß man sie überhören könnte; es sind laute Rufe einer stürmenden, ins Weite hinausdrängenden, und doch von allen Seiten eingeengten Seele. Daß eben darum auch sehr viel Phraseologie in diesen Gedichten vorhanden sei, kann allerdings unmöglich verkannt werden. Gibt man aber einmal die individuelle Stellung und Stimmung des Dichters zu, und vermag man es

noch, sich in dieselbe zu versetzen, so verfehlen diese ältesten Gedichte unseres Sängers ihres Eindruckes keineswegs. Nicht ohne Grund ist Hektors Abschied, nicht ohne Grund ist Amalie (aus den Räubern), ist Minna, ist die Kindesmörderin und sind noch andere so lange Zeit die gesungensten und beliebtesten Lieder der jüngeren Welt gewesen, und freilich muß behauptet werden, daß das Leidenschaftliche, das Uebergährende und Excentrische mancher dieser Lieder ihnen nicht wenig von dieser großen Gunst des Publicums zuwendete, einer Gunst, die eben nicht dadurch gesteigert wurde, daß der zu künstlerischem Bewustsein gelangte Dichter das „wüthende Entzücken" in Amalia in ein „paradiesisch Fühlen" verwandelte. Und wer hätte nicht in früher Jugend sich mit mächtigen Adlerfittigen dahingetragen, dahingerißen gefühlt durch das unendliche All von dem Lied: „Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug, durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug"?

Die zweite Periode wird eingeleitet durch das Lied an die Freude, und hiermit der Eintritt des Dichters in eine hellere, auch ruhigere und bewußtere Zeit angekündigt. Aber es bezeichnet eben auch dieses Lied, welches einem Gefühle gewidmet ist, eine Idee, ja wenn man will eine Abstraction zu realisiren strebt, den Eintritt in die reflectierende und philosophierende Periode des Dichters: die schöne Sprache, der klingende Vers kann für den sehr fühlbaren Mangel an realem Inhalt nicht entschädigen. Eben so verhält es sich mit zwei andern bedeutenden Gedichten dieses Zeitraums, der Resignation und den Göttern Griechenlands. Das erstere beginnt mit dem damaligen Zauberspruche aller sich nach der Natureinfalt zurück sehnenden, träumenden Herzen: et in Arcadia ego — auch ich war in Arkadien geboren — um bald aus der milden Wehmut in die schneidendste Kälte, in die vollendete Trostlosigkeit der Philosophie des Diesseits überzugehen, und noch weit schärfer ist der Stachel in den Göttern Griechenlands, die, man nehme die Sache so mild wie man wolle, den völligen Bruch des Dichters mit der Christenwelt manifestierten, und welche von dieser Seite her die Angriffe Friedrich Leopolds von Stolberg vollkommen rechtfertigen. Die Künstler, ein ausgedehntes Lehr-

gedicht, waren einst berühmter als sie es jetzt sind und es ihrem Inhalte nach verdienen; zur Bildungsgeschichte des Dichters aber sind sie ein sehr willkommener und bedeutender Beitrag.

Aus der Zeit des Zusammenwirkens mit Goethe stammen die vortrefflichsten lyrischen Gedichte unseres Sängers, deren Deutschland auch dann noch eingedenk bleiben wird, wenn andere Sterne und andere Sonnen an seinem Dichterhimmel werden aufgegangen sein: Gesänge, von denen man auf das zuversichtlichste weissagen kann, es werden nach Jarhunderten, wenn eine andere Sprache wird gesprochen und eine neue Harmonie noch nie gehörter Liedesklänge wird angestimmt werden, noch dankbare Nachkommen zu Schiller zurück wallfarten, wie wir heute dankbar zurückwallen zu Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach. Es sind seine Balladen und Romanzen, welche mit den großen Dramen gleichzeitig sind, und in einer sehr erkennbaren Verwandtschaft mit denselben stehen. Aus der Zeit der Bearbeitung des Wallenstein sind die meisten und objectivsten: der Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibicus, der Taucher, der Gang nach dem Eisenhammer, der Handschuh, Ritter Toggenburg, die Bürgschaft und der Kampf mit dem Drachen; aus der Zeit der Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans und der Braut von Messina: Hero und Leander und Kassandra, außerdem aber auch noch die Gedichte Sehnsucht, der Pilgrim, dem Jüngling am Bache; aus der Zeit des Wilhelm Tell ist der Graf von Habsburg, außerdem das Berglied und der Alpenjäger. Mag man in manchen dieser erzälenden Gedichte auch immer noch manches auszusetzen finden, sogar an dem Taucher und der Bürgschaft den Stil nicht ganz mit Unrecht tadeln, wir haben außer Goethes Braut von Corinth nichts in unserer ganzen Poesie alter und neuer Zeit, was in dieser Art mit Schillers Dichtungen in Vergleich gesetzt werden könnte. Eine reine epische Diction, aus welcher mit geringen Ausnahmen das Wortgetöne und die Phrasen der früheren Zeit gänzlich verschwunden sind, eine klangvolle, in starken wie in milden Tönen gleich reiche Sprache, eine gröstentheils tadellose, ja vortreffliche Composition, die das lebhafteste Interesse auf den Abschluß spannt und bis zu demselben

lebendig erhält, endlich Gegenstände der höchsten Würde, denen die edle Haltung des Ganzen entspricht, sind die Vorzüge, die auch der eigensinnigste Tadler nicht abzuleugnen im Stande sein wird. Aus der Zeit des Wallenstein stammt auch noch das Lied von der Glocke, ein Cyclus von Lebens- und Lehrbildern, für welches alles Lob überflüßig ist, und schon lange gewesen ist, seitdem ihm Goethe den Epilog beigegeben hat, in dem er dem Freunde wie das einfachste, so das unvergänglichste Denkmal setzte. Der feinste Duft der Schillerschen Dichterblüte aber ist unstreitig in den Gedichten: der Spaziergang, das Glück, der Genius und in ein viertes Gedicht zusammendrängt, welches ursprünglich das Reich der Schatten, nachher das Reich der Formen, zuletzt das Ideal und das Leben genannt wurde. Man hat an diesen Gedichten wol den Mangel an Handlung auszusetzen gefunden: darauf aber erlaube ich mir zu erwidern, daß die Handlung vorhanden ist; sie besteht in der unvermittelten Offenbarung der innersten Geheimnisse des dichterischen Genius: Geheimnisse, die er uns schauen läßt, ohne sie selbst in ihrer Tiefe und Fülle zu schauen. Es ist eine abgedroschene Phrase: der Künstler habe sich selbst übertroffen; für diese Gedichte aber ist die Phrase keine Phrase, sondern die allerbuchstäblichste Warheit: weit über sich selbst hinaus, weit über den Anschauungskreiß seiner ganzen Zeit hinaus, weit hinaus in Regionen, die Schiller der Mensch niemals geschauet hat, erhebt sich hier Schiller der Dichter, das alte Wort großartig und fast rührend erfüllend, daß der Dichter ein Weissager ist und von göttlichem Geiste getrieben. An diesen Gedichten sollten die armen Schiller-Bekämpfer und die meist noch ärmeren Schiller-Verteidiger sich versuchen, die einen, um zu begreifen, daß dem wahren Dichtergenius, wenn auch alle Außenwerke erobert und gebrochen werden, in seinem innersten Heiligtum nicht beizukommen ist; die andern, um zu lernen, daß der echte Dichtergeist keiner Verteidigung, nur des Verständnisses bedürfe[45].

Es wird hiernach nur wenige Andeutungen erfordern, um den nun schon vierzig Jahr lang geführten Streit über den Vorrang Schillers vor Goethe oder Goethes vor Schiller unter seinen

richtigen Gesichtspunkt zu rücken. Daß auf dem höchsten Standpunkte der Kritik dieser Streit nicht möglich sei, dürfte sich heut zu Tage fast von selbst verstehen — vielleicht auch, wenn schon nur zum geringsten Theil aus den flüchtigen Skizzen zu folgern sein, welche ich zu geben versucht habe —; daß umgekehrt auf dem Standpunkte des unbefangenen, sich liebevoll hingebenden Kunstgenußes dieser Streit eben so wenig möglich sei, ist durch Goethes bekannten derben Ausspruch documentiert: „man solle doch lieber nicht streiten, wer von ihnen größer sei, Schiller oder Er, sondern sich freuen, daß zwei solche Kerle vorhanden seien"; auf den zwischen diesen beiden Standpunkten mitten inne liegenden Stufen aber ist allerdings dieser Streit nicht allein möglich, sondern fast notwendig und wird darum noch lange Zeit, wenn auch nicht literarisch, fortgeführt werden. Bekanntlich ist dieser Streit zuerst innerhalb der, von beiden Dichtern, wenn auch zunächst von Goethe ausgegangenen romantischen Schule erregt worden: Novalis stieß sich an dem Mangel an moralischer Kraft, welcher in Goethes Dichtungen zu bemerken sei, an der Darstellung schlechter Gesellschaft und schlechter Menschen, die er fast ausschließlich liebe, und dieser Vorwurf ist seitdem durch alle erdenklichen Stufen der Tonleiter bis zu den schreiendsten Mistönen hinab und hinauf — Goethe sei ein Prediger der sittlichen Schlaffheit und Immoralität, ein Prediger der Ideenlosigkeit, des Quietismus, der Undeutschheit, ja ein geradezu antinationaler Dichter — von den Pustkuchen, Müllner, Börne und W. Menzel moduliert worden. Dagegen sprachen die übrigen Häupter der romantischen Schule, August Wilhelm v. Schlegel an der Spitze, Schiller die Warheit seiner Darstellungen, die Realität seiner Figuren ab, und dieser Tadel wurde eben so, wie Novalis Tadel der Goetheschen Poesie bis zu den äußersten Extremen getrieben und verfolgt, als sei Schiller lediglich ein Talent, welches sich durch Gewaltmittel zum großen Dichter hinauf forciert und geschroben, bloß ein Phrasendichter; endlich überhaupt gar kein Dichter mehr, wie denn noch neuerlich der nun verstorbene Riemer in Weimar sich die Mühe genommen hat, uns zu belehren, daß Schiller eigentlich alles

Gute, was er gehabt, seinem Freunde Goethe listig abgeschwatzt und gestohlen habe.

Es ist schon oft, und von Goethe zuerst und fast am öftersten ausgesprochen worden, Goethes Natur sei es, von dem Besondern zum Allgemeinen aufzusteigen, Schillers, vom Allgemeinen zum Besondern herabzusteigen — und es ist hiermit einer der allgemeinsten Unterschiede der Menschennaturen bezeichnet, ein Unterschied, welcher durch sein Dasein ein vollkommen berechtigter ist und der weder bestritten noch verteidigt, sondern anerkannt sein will, ehe es zu einem Urteile über das Wesen der Dichtung und den Vorzug eines Dichters überhaupt kommen kann; ein Unterschied, welcher an Goethe und Schiller, als geistigen Repräsentanten nicht allein ihrer Zeit, sondern ganzer Jarhunderte, ja in gewissem Sinne der Menschheit überhaupt, nur am bestimtesten und erkennbarsten hervortritt. Hat die eine dieser Naturen, die vom Besondern zum Allgemeinen aufsteigende, die Goethische, den Vorteil eines breiteren Bodens, tieferer und sicherer Grundlagen für sich, so ist ihr dagegen die Aufgabe gestellt, auch wirklich zum Allgemeinen aufzusteigen, nicht bei dem Besondern stehen zu bleiben, sich nicht an das Einzelne, Kleine, Niedrige, Gemeine zu verlieren; besitzt die andere Natur, die vom Allgemeinen zum Besondern herabsteigende, die Schillersche, den Vorzug eines sicheren Mittelpunktes, eines unverrückbaren Zieles, den Vorzug, daß sie — wie Goethe von Schiller sagt — gewaltig fortschreitet ins „Ewige des Wahren, Guten, Schönen, und hinter ihr in wesenlosem Scheine liegt, was uns Alle bändigt, das Gemeine", so ist ihr dagegen die Auflage geworden, nun auch warhaft in das Besondere herabzusteigen, dieses wirklich zu erfaßen, und nicht in wesenlosen Gedanken und hohlen Figuren, in willkürlich geschaffenen Bildern und leeren Träumen sich zu verlieren. Die Frage ist also nicht die: ist die eine Natur größer als die andere? sondern die: hat das Individuum, dem die eine oder die andere Natur zu Theil geworden, wirklich und ganz dieser Natur entsprochen und Genüge geleistet? Und für Goethe wie für Schiller wird die Antwort auf die Frage das entschiedenste Ja sein; das Nein werden wir der Verblendung

der Parteisucht oder untergeordneter und unreifer Bildungszustände zu überlaßen haben. Es wird uns alsdann an Goethe nicht weiter stören, daß wir ihn überall vom wirklichen Leben und dessen Besonderheiten ausgehen sehen, um dasselbe zu poetischen Gestalten zu erheben, und an Schiller nicht ferner irren, daß er zu streben und zu ringen hatte, um seinen allgemeinen Anschauungen, seinen Ideen, Realität, Inhalt, Leib und Leben zu verschaffen — selbst das nicht, daß er in diesem Ringen sich leiblich frühzeitig verzehrte; es wird uns nicht irren, wenn wir jenen nicht überall aus dem Besondern, Wirklichen, immerhin auch Alltäglichen zu vollendeter poetischer Allgemeinheit — Diesen aus seinen erhabenen Ideen nicht überall zu plastischer Besonderheit und Lebendigkeit gelangen sehen. Bewundern wir dort den Reichtum des ungesuchten, in Fülle zuströmenden Stoffes, in dem der Dichter ganz aufgehet, sich liebend gleichsam verliert, so hält uns hier die Strenge und Würde der sittlichen Idee, die dem Stoffe energisch mit ernsten Forderungen gegenüberstehet, schadlos; — spricht dort zu uns die Natur selbst in ihren vielgestaltigen wunderbaren Tönen, hat dort gleichsam der grünende Baum und das strömende Waßer seinen eigenen Gesang, der aus den Blättern und Blüten, der aus der Welle und den Tropfen von selbst melodisch hervorbricht, so redet hier zu uns die sinnende Seele des einsamen Denkers und Betrachters, und singt uns die Töne, welche sie aus der Tiefe hervorholt, die Harmonieen, die sie vorher im eigensten Heiligtum ihres Selbst ahnend vernommen, und zu welchen sie die Dinge in der Welt nachher kunstvoll geordnet und zusammengestellt hat. Es ist — um es kurz zusammenzufaßen — es ist der uralte Gegensatz der Naturpoesie und der Kunstpoesie, der uns dießmal nicht mehr wie in den alten Zeiten in dem Volke und den Individuen, sondern in zwei Individuen, in Goethe und Schiller, verkörpert entgegentritt, und haben wir einst den Streit ablehnen müßen über den Vorrang der einen oder der andern, haben wir uns nur bestrebt, jede in ihrer Eigentümlichkeit und Berechtigung anzuerkennen und zu begreifen, so wird auch jetzt über Goethe und Schiller aller Streit aufhören; unsere ältere poetische Blütezeit wäre nicht,

was sie ist, stünden nicht in ihr Natur- oder Volkspoesie und Kunstpoesie schwesterlich neben einander; unsere zweite Blüteperiode würde nicht sein, was sie ist, wenn nicht neben Goethe Schiller stünde.

Begreiflich aber ist es, wie bei Individuen, in denen das Bewustsein der gleichen Berechtigung und der gleichen Notwendigkeit beider Dichtungsarten noch nicht entwickelt oder vollendet ist, eine Vorneigung für den einen oder andern dieser beiden Repräsentanten derselben in der Neuzeit entstehen kann; begreiflich ist es, daß alle die, bei denen der Gedanke über die Anschauung und Erfahrung ein Uebergewicht oder wo er einen Vorsprung vor der Erfahrung und ruhigen Hingebung erlangt hat, sich mehr von Schiller als von Goethe angezogen fühlen; begreiflich ist es, daß bei allen denen, in welchen das Gefühl der Subjectivität vorwiegt, die lieber lehren als sich lehren laßen, lieber ordnen als die vorhandene Ordnung anerkennen und begreifen, zunächst bei Schiller stehen; erklärlich ist es, daß diejenigen, welche von dem Glanz der Diction und überhaupt von den Mitteln, die einer starken Erregung der Phantasie dienen, sich angesprochen finden, gleichfalls Schiller bevorzugen — alles ganz eben so, wie in der alten Zeit, in welcher ein großer, wo nicht der gröste Theil der damaligen gebildeten Welt mehr, und zum Theil wieder sogar ausschließlich, der Kunstpoesie den Vorzug vor der Volkspoesie gab. Es ist einmal vor allem die Jugend, welcher — ist ihre Entwickelung naturgemäß — noch die Ruhe, und fast möchte ich sagen die Geduld, für die Goethische Dichtungs- und Anschauungsweise fehlt, es ist die Jugend, die jetzt und noch in späterer Folgezeit nicht allein bei Schiller stehen wird, sondern stehen muß, eben so gewiß ist es aber auch, daß es bei weiterer, gleich naturgemäß fortgesetzter Entwickelung Zustände geben muß, in welchen man einen Theil der Schillerschen Poesie überlebt, und sich, mit dem im eigenen Innern aufgehenden Verständnisse für die Welt, vorzugsweise von Goethe verständigt und befriedigt fühlt. Da eine solche Entwickelung, wie sie hier vorausgesetzt wird, vorzugsweise nur bei den Männern, weniger — wenn anders die

natürlichen Verhältnisse nicht willkürlich verschoben werden — bei den Frauen Statt findet, so wird der ganze Goethe weit schwerer allgemeine Gunst bei den Frauen erlangen als der ganze Schiller. Daß diejenigen, die in einem Dichter nur das stoffliche Interesse befriedigt haben wollen, die, welche Zeitinteressen und Zeitgesinnungen ausgesprochen zu sehen begehren, sich heut zu Tage zunächst an Schiller halten, bringe ich gar nicht in Anschlag, da diese Ansicht von Dichtern und Dichtungen überhaupt aus dem Kreiße der dichterischen Beurteilung herausfällt, und das heutige junge Geschlecht, welches darüber einig zu sein scheint, daß Schiller der Dichter der Freiheit, Goethe der Dichter der Knechtschaft sei, ist nicht wert, Schiller zu lesen.

Noch darf ich einer Frage nicht vorbeigehen, welche erst in der neueren Zeit zwar nicht zuerst aber mit weit größerem Nachdrucke als früher aufgeworfen worden ist, und sehr verschiedene und zum Theil sehr leidenschaftliche Beantwortungen erfahren hat: es ist die über das Verhältnis unserer beiden grösten Dichter zum Christentum. Wir haben hier auf der einen Seite die aufrichtigen und entschiedenen Bekenner des Christentums, die sich in zwei Fractionen spalten: die einen sehen in Goethe und Schiller nichts als Heiden, in ihren Gedichten nichts als Heidentum, in der Beschäftigung mit ihren Dichtungen und der Liebe zu denselben nichts als heidnischen, und, was mehr ist, widerchristlichen Cultus des Genius; die andern wollen die Dichter der Nation, mit denen sie sich durch tausend geistige Bande verknüpft, mit denen sie sich in wesentlichen geistigen Momenten Eins fühlen, nicht Preis geben, und bemühen sich angelegentlichst und ängstlichst, deren Christentum zu retten, alle möglichen Stellen und Ausdrücke und Worte aus ihren Dichtungen und Briefen zusammenzusuchen, in denen nur noch ein entfernter Anklang an das Christentum vorhanden ist, um einen so zu sagen juristisch documentierten Beweis zu führen: Goethe und Schiller waren doch Christen! oder Schiller war es wenigstens! — Auf der andern Seite stehen die zalreichen Scharen derer welche dem historischen, zumal dem kirchlichen Christentum fremd geworden sind, in ihren unzälbaren Haufen und Häuflein, von denen an, welchen das

Christentum wenn auch nicht als That, doch noch als Lehre etwas gilt, bis herab zu denen, welche scharfsinnig, mutig und ehrlich genug gewesen sind, den angefangenen Prozeß bis zum Ende durchzudenken, mithin auch die Lehren des Christentums im modernen Bewustsein für aufgehoben zu erklären, die Religion in die Anthropologie zu verweisen und die Politik als ihre Religion zu bekennen. Diese berufen sich fast sämtlich auf die grösten Geister des Jarhunderts, auf Goethe und Schiller als ihre Auctoritäten, daß es mit dem positiven, historischen Christentum nichts sei, und die einen von ihnen beweisen, daß allerdings die allgemeine Religion, das sogenannte Wesen dessen, was sie für Christentum halten (Gott, Tugend und Unsterblichkeit), bei diesen Dichtern, und zwar bei Schiller in reicher Fülle zu finden sei, mehr aber habe Schiller glücklicherweise nicht gehabt, und Goethe vielleicht noch weniger, da er sich ja im Pantheismus wol gefühlt; die andern, die Consequenten, laßen deutlich durchblicken, daß beide Dichter, die allerdings noch zalreiche Anwandlungen religiösen Bewustseins gehabt, bei ihnen schon zu dem alten Eisen gehören — höchstens gilt ihnen Schiller noch etwas als ein Apostel der Freiheit — und daß bald eine politische Poesie hereinbrechen werde, als eine neue Sonne des Jarhunderts oder Jartausends, vor welcher Goethes und Schilles trübe Lämpchen schmählich verbleichen würden.

Vergebliche Mühe würde es sein, uns mit diesen letzteren verständigen zu wollen, nicht minder vergeblich aber auch, ein Verständnis mit denen auf der äußersten Rechten zu versuchen, welche zwischen dem Broderwerb durch Handwerksbetrieb und der Erbauung keine Mittelglieder menschlicher Beschäftigung anerkennen; — scheiden wir indes auch diese Parteien aus, es wird dennoch nicht leicht sein, auch mit den Uebrigen ein leidliches Abkommen zu treffen. Beginnen wir mit der wiederholten Anerkennung der Thatsache: die Dissonanz zwischen dem Christentum und nicht blos dem kirchlichen, und unsern großen Dichtern ist vorhanden, Goethe steht mehr auf dem pantheistischen, die Natur vergötternden, Schiller mehr auf dem rationalistischen, den Menschen vergötternden, Standpunkte; sparen wir uns die Mühe, diese Thatsache wegzu-

leugnen, sparen wir uns die Mühe, sie zu bedauern — welches letztere Geschäft ohnehin zu den unfruchtbarsten gehört, die wir unternehmen könnten. Wiederholen wir es: in den bedeutendsten Poesieen beider Dichter liegt ein Miston, wenn auch ein noch so leiser, welcher eben so wenig von Abschluß und Befriedigung zeugt, wie er geeignet ist, volle, ungetheilte Befriedigung zu gewähren. Wiederholen wir es: Goethe vermochte es nicht, die Bewegung der Nationen, das große Völkerleben dichterisch zu beherschen, er vermochte es nicht, sich mit der französischen Revolution auseinanderzusetzen, und er vermochte dieß einzig darum nicht, weil er die welthistorische Bedeutung des Christentums nicht mit persönlichem Glauben faßen konnte. Insbesondere mußte es ihm unmöglich sein, sich der Revolution geistig zu bemächtigen, da er an den tiefsten und geheimsten Elementen derselben innerlich Theil hatte, ohne doch die Entwickelung dieser Elemente nach außen hin theilen zu können; eine klare und entschiedene Stellung zur Revolution können nur die haben, welche in derselben eine Entwicklung, des Menschengeschlechts und der Geschichte sehen, also mit ihr gehen, und die, welche eben so in ihren Veranlaßungen, seit Ludwig XIV. und XV., wie in ihrem Verlaufe, eine Manifestation des antichristlichen Geistes erkennen; — diejenigen, welche sich bloß poetisch oder politisch von der Revolution afficiert fühlen, wie Goethe, und das christliche Element ignorieren, werden stets eine unbehagliche Stellung zu derselben haben. Verschließen wir uns ferner der Wahrnehmung nicht, daß sogar bei beiden Dichtern, bei Goethe seltner, bei Schiller häufiger und jedesmal sehr entschieden, ein feindseliges Verhältnis zu dem Christentum zu Tage kommt, und daß, will man äußere Zeugnisse berücksichtigen, für letzteren überhaupt fast nichts spricht, als die Vorrede zu den Räubern, die jedoch für nichts mehr als eine notgedrungene Concession und Beschönigung zu achten ist. Unterlaßen wir es, diesen Stellen andere gegenüber zu setzen, in denen ein anerkennendes, friedliches Verhältnis zum Christentum ausgesprochen scheint, da wir mit denselben doch nichts weiter gewinnen werden, als die Ueberzeugung, es seien eben unsere Dichter nicht einig mit sich selbst gewesen — eine Ueberzeugung, der es

ohnehin schon schwer ist, sich zu verschließen, und welche zu befördern, wenigstens von Seiten angeblicher Verteidiger der Dichter, ein schlechter Dienst ist, der den Schützlingen geleistet wird.

Fragen wir vielmehr, ob nicht trotz der Stürme, welche die Oberfläche bewegen und in unruhigen Wogen auf und nieder treiben, dennoch etwa in der Tiefe des Elements, wohin das stumpfere Auge nicht reicht, eine Ruhe und Stille hersche, welcher die Stürme der Zeit nichts anzuhaben vermochten; fragen wir, ob die aus der Tiefe herausgewachsene Dichterblüte gleich der Wasserlilie, die von den Wellen hin und hergeschaukelt wird, nicht auch nur von mancherlei Gedankenwogen und Gedankenstürmen auf und nieder getrieben werde, mit ihren Wurzeln aber festgewachsen sei auf dem ewigen Grunde, der gelegt ist, ehe denn der Welt Grund gelegt war? Fester gewachsen, tiefer gewurzelt, als die schwankende Blüte, die ihr Haupt kaum über Waßer zu halten vermag, selbst sich bewust war? Fragen wir, ob wir nicht, die wir selbst hin und hergeschleudert werden auf der Oberfläche des wogenden Zeitmeeres, an dem Schafte dieser aus der Tiefe aufgestiegenen Lilie hinabgleitend selbst zu dem Grunde gelangen können, auf dem wir festen Fuß zu faßen vermögen, und ob wir nicht vielleicht alsdann an den Wurzeln der Pflanze die Perle finden, welche köstlicher ist als alle Schätze, die in den Schiffen und Schifflein hin und her geführt werden über die unsichere Woge? Könnten diese Fragen bejahet werden, dann wäre der kleine Streit abgethan, der mit einzelnen Citaten und Stellen und Worten geführt wird, und für immer vorbei; die Parteien wären zwar nicht vereinigt, aber geschieden. Und ich glaube, daß diese Fragen bejaht werden können, ich glaube, daß sie bejaht werden müßen.

Laßen wir die äußere Erscheinung der Personen bei Seite, und halten wir uns zunächst an die Dichtung, an deren Bedeutung, deren Wirksamkeit. Welche Stellung hat Goethes Dichtung zu ihrer Zeit und zu uns, und was hat sie gewirkt? Doch wol, daß sie der seit einer Reihe von Generationen unruhig, hastig und unbefriedigt nach Dichterstoffen suchenden Welt die Augen und die Herzen öffnete, daß sie zeigte, wie ringsumher die Dinge in der

Welt des Dichterstoffes reiche Fülle in sich trügen, wenn man ihn nur anzuerkennen und aufzunehmen geneigt und willig sei, und daß sie diese Geneigtheit, diesen guten Willen in die vertrockneten und versteinerten Herzen goß; — doch wol, daß sie die Gemüter geheilt hat von der Unruhe und Ungeduld, den Ereignissen vorauszulaufen, die Objecte zu meistern, ehe man sie kennt, die Sachen zu verwerfen, ehe man sie begriffen und genoßen hat; doch wol, daß sie den milden, ruhigen, feinen Sinn erzeugt hat, welcher auch das scheinbar Unbrauchbare, Ungenügende, Unfaßbare, ja das der eigenen Neigung und Ansicht Widersprechende gelten und an seinem Orte stehen läßt, bis weitere Betrachtung und wiederholte stille Anschauung auch dieses anfänglich seltsam und widerwärtig Scheinende als ein Glied in einer wolgefügten Kette, als einen integrierenden Ton einer höheren Harmonie begreifen lehrt. Der tiefe und feine historische Sinn, der seit funfzig Jahren in der Naturforschung und in der Geschichte, in der Wißenschaft des Rechts und der Sprache still emporgewachsen und jetzt zu einer herschenden Macht geworden ist, der Sinn der Schelling und Hegel, von denen eben der letztere das Verzichtleisten auf eigene Vorstellungen, das „Ansichhalten, welches beßer ist als Fragen“, als Bedingung aller Cultur laut genug gepredigt hat, der Sinn der Humboldt, der Savigny und Grimm, ist er nicht von Grund aus Goethische Denk- und Sinnesweise? Diese Entäußerung vom Egoismus, welcher die Dinge nur sich selbst, nur seiner zufälligen Neigung und Bildung gerecht machen, diese Entäußerung von Eigensinn, welcher die Erscheinungen nur so haben will, wie er sie sich gedacht hat, diese großartige Uneigennützigkeit, welche an den Gegenstand keine dessen Natur fremdartige Anforderungen stellt, diese Warhaftigkeit, die nur ausspricht, was sie wirklich gesehen und erfahren, diese Treue, welche heilige Scheu trägt, an der dargebotenen Erscheinung willkürlich etwas zu verrücken — alles dieß ist es nicht aus Goethes Sinnes- und Denkweise in die Sinnes- und Denkweise der besten unserer Zeitgenoßen übergegangen? Ist nicht die ganze Goethesche Poesie voll der Verkündigung: Du suchst Licht und Wärme — sieh, eine helle, warme

Sonne liegt draußen auf dem Gefilde, geh nur heraus aus deiner dunklen Einsiedlerzelle, schlage deine Augen auf, die du verschloßen hieltest, laß dich nur anscheinen, laß dich durchwärmen von der Sonne: sie ist vor dir dagewesen und wird nach dir da sein, für dich und viel tausend andere; du hast nicht nötig sie zu suchen, nimm sie nur, nimm sie mit ihrem milden Glanz und ihrer milden Wärme, wie sie dir gegeben ist; wehre dich nur nicht, laß dich nur aufthauen, gib nur zu, daß du erwärmt und erquickt werdest, hindere durch dein Werk nicht das Werk des Sonnenlichts und der Frühlingswärme. Und legt diese Verkündigerin nicht auch die menschlich milde warme Hand auf unsere dunkeln Augen, daß sie sich erschließen, nicht auch auf unser kaltes strenges Herz, daß es unter der weichen warmen Hand selbst erwarmt und zu schmelzen beginnt, leitet sie uns nicht mit sanftem Arm hinaus aus der dunkeln Klause unserer Eigenwilligkeit in das helle warme Licht der Sonne, die sie uns verkündigt? Sind nicht in dieser Weise Goethes Dichtungen als „eine Art weltlich Evangelium“ wie er selbst einmal, wenn auch nicht zunächst von seinen Schriften sagt, durch die Welt gegangen? — Und wenn wir uns nun ganz eingelebt haben in diese Ruhe und Milde, in diese Uneigennützigkeit und diese Anspruchlosigkeit, wenn wir sie lange Zeit üben gelernt haben an den weltlichen Dingen, an unserer Wißenschaft und Kunst, an unserm Verhältnis zu den Menschen und zu den Ereignißen und Erzeugnissen unserer Zeit — da tritt denn wol auch das einst verschmähete, abgewehrte, zurückgestoßene Christentum vor unsern Sinn, und wir bemerken fast überrascht, daß wir zu ihm nicht stehen, wie zu den übrigen Erscheinungen, nicht wie zu den Dingen in der Welt: die Billigkeit, die Uneigennützigkeit und Anspruchlosigkeit, die wir diesen gegenüber üben gelernt, geübt und Andern empfohlen haben, ist ihm gegenüber von uns noch nicht geübt worden; unsere Gedanken den Erscheinungen der Welt voranlaufen zu laßen, das haben wir verlernt, aber dem Christentum laufen unsere Gedanken und Ansprüche noch immer voran; und je tiefer wir nun eingedrungen sind in jenen Sinn der Billigkeit und der Resignation, um so empfindlicher ist uns jetzt der Widerspruch mit

uns selbst, daß wir das eine thun und das andere laßen: auch das verstoßene und verworfene Evangelium von Christus beginnt ein gleiches Recht mit den Dingen in der Welt bei uns anzusprechen und zu gewinnen. Und was will nun eben dieß Evangelium? Es will und verkündigt ja nichts Anderes, als was uns in weltlicher Weise schon längst ist verkündigt und was von uns ist angenommen worden: Thu dein Herz auf und deine Augen — werde Licht denn dein Licht kommt — die Sonne der Gerechtigkeit leuchtet weithin über alle Welt, in alle Höhen und in alle Tiefen, laß dich erleuchten; werde wie ein Kind an Offenheit und Einfalt, und nimm was dir gegeben wird; nimm den Frieden, der längst für dich bereitet war, und du wirst nicht wieder suchen — trink, und dich wird nicht wieder dürsten. Haben wir mit den Bäumen und den Steinen ein unergründliches Gespräch beginnen und ihre Sprache verstehen gelernt, haben wir erfahren, daß jeder Brunn und jeder Fels uns etwas anderes, etwas Eigentümliches von sich erzälte, haben wir mit treuem einfachen Sinne wie der Natur, so dem Recht und der Sitte, den Thaten und der Sprache der Völker gelauscht, und uns gerade dann am meisten an ihnen freuen gelernt, wenn wir einsahen, daß sie eben nicht waren wie wir sie uns dachten — so öffnen wir auch unser Ohr wol gleich hingebend einem Gespräche mit dem, der einst auf dem Berge geseßen hat, das Volk zu lehren, so tritt uns auch wol die Gestalt deßen, der allerdings keine Schönheit hat, die unsern Augen gefiele, auch die allerverachtetste und unwerteste Gestalt am Kreuze in ihrer ganzen, in ihrer einfachen Warheit vor die Seele, in die Seele.

Dieses Aufschließende, Bahnmachende, dieses Befreiende und Weltlich-Erlösende ist durch die ganze Goethische Dichtung gleichmäßig ausgebreitet; und wenn nun Schiller mit der Energie seines dem Ideal zugeneigten Geistes diese Elemente ergreift, und das als Gesetz und als Regel geltend macht, was bei Goethe mehr in dem Ganzen seiner Dichtungen, unausgesprochen, verbreitet liegt, dann spricht er es prophetisch aus, daß das Höchste nicht im Ringen und Streben sondern in dem Empfangen freier Gaben, nicht im Recht sondern in der Gunst, nicht im Verdienst sondern in der gött-

lichen Zuneigung liege, daß die Einfalt des bescheidenen Gefäßes allein das Göttliche faße, daß die Herrlichkeit höherer Welten nicht von dem geschaut werde, welcher sie sehen wolle, sondern von dem, der es aufgebe, sie aus eigenem Vermögen anzuschauen — von dem Blinden; weit hinaus über das Gebiet der Poesie trägt den Dichter der tiefe Instinct der Warheit: daß Gottesoffenbarung und Poesie in ihrer Wurzel und letztem Wesen Eins seien; und das hat er im höchsten Gebiete seines Schaffens unbewust nicht bloß ausgesprochen sondern bezeugt, er, der im niedern Kreiße der Dichtung selbst nur das Ringen und Streben, nur das Menschliche und Verständige anerkannte und geltend machte. So wird denn der dichterische Genuß weder überall, noch notwendig, und am wenigsten gerade in seinem tiefsten Fundamente durch den Mißklang gestört, den die vereinzelten, die willkürlichen Aeußerungen der Dichter allerdings zwischen sich und dem Christentum hervorrufen; so sind uns denn auch diese Zwei nicht Jugendverführer und Christenverstörer, nicht Zorngefäße der höheren Hand, die Verwirrung zu mehren — wer sie ganz, wer sie recht zu verstehen weiß, dem sind auch sie Solche, die es menschlich dachten übel zu machen, während die Führung aus der Höhe es gut durch sie gemacht hat.

Es war hier zunächst nur darum zu thun, die Dichtungen, und zwar nur im Allgemeinen, nicht die Personen der Dichter, in ihrem noch allzu wenig gründlich gewürdigten Verhältnis zum Christentum zu betrachten: sollten die einzelnen Dichtungen in der augegebenen Beziehung eine nähere Würdigung erhalten, so möchte es nicht allzuschwer sein z. B. an dem ersten Theile des Faust nachzuweisen, daß derselbe, wie kein anderes Gedicht unserer Zeit, eine Vorbereitung auf die höchste, die christliche Weltanschauung enthalte, und auf das Genaueste die Schranken des dichterischen, Menschlichen, gegenüber dem jenseits der Dichtersphäre liegenden eigentlich und ausschließlich Göttlichen einhalte, wofür eben der vielfach verkannte Prolog im Himmel den einleuchtendsten Beweis gibt; — daß Faust den eben bezeichneten Dienst geleistet habe — dieß Zeugniß werden mit mir viele unserer Zeit ihm schuldig sein. Sollten dagegen die Dichter mit in den Betrachtungskreiß

gezogen werden, was hierher wol kaum gehören dürfte, so würde zuerst geltend zu machen sein, daß in der Zeit, in welche die Entwickelung unserer Dichter fiel, das kirchliche Christentum innerhalb der evangelischen Kirche nur in abgelebten, fast erstorbenen Erscheinungen, oft und fast immer in geschmacklosen Formen auftrat, der christliche Glaube dagegen, welcher noch vorhanden war, in äußerst subjectiver Gestalt, wie z. B. in Klopstock und Lavater, sich zeigte. Die Gespanntheit, Ueberreiztheit und in das Unwahre überschlagende Redseligkeit, an der das bloß subjective Christentum überall leidet und in Lavater auf sehr auffallende Weise litt, war oder wurde dem durchaus gesunden Sinne Goethes zuwider — und Subjectivität gegen Subjectivität gesetzt, hatte er immer so viel in die Wagschale zu legen, wie ein Anderer, so daß Goethe sich in seiner Weise ablehnend gegen die an ihn andringenden frommen Gemüter, und darnach ablehnend gegen das Christentum überhaupt verhielt, wenn er gleich der historischen Grundlage des Christentums lebenslänglich näher gestanden hat als Schiller, der mehr den Moralstandpunkt der Rationalisten behauptete, welcher die geschichtliche Grundlage des Christentums bekanntlich nicht zu bedürfen glaubt. — Doch dieser beschränktere Standpunkt der Personen liegt uns ferner, in noch weiterer Entfernung der nach meiner Ueberzeugung ohnehin völlig verfehlte, Dichtung und zeitliche Erscheinung der Person durcheinander zu mengen, wie dieß G. Schwab, Gelzer u. a. auf eine Weise versucht haben, welche keiner Partei genügt, und den Dichtern, lebten sie noch, ohne Frage gar seltsam erschienen sein würde. Ich habe mich begnügt, auch an diesen Dichtern die Erfahrung nachzuweisen, daß nicht das, was wir am klarsten zu erkennen meinen, was wir am beharrlichsten verfolgen, was wir mit dem nüchternsten Bewußtsein als unser Ziel erreichen und ergreifen, sondern das was wir unbewußt, aus dunkelm aber göttlichem Triebe, ja wider unsere augenblickliche und zeitliche Neigung thun, das Fruchtbarste, das Dauerndste, das Ewige und Göttliche unseres Wirkens ist. —

Es wird zuletzt noch meine Aufgabe sein, meinen Lesern die einzelnen Dichter-Gruppen und Dichter-Schulen, welche sich an unsere sechs Häupter Klopstock, Lessing, Wieland — Herder, Goethe und Schiller angeschloßen haben, in der Reihenfolge, in welcher die Führer aufgezählt worden sind — womit die Zeitfolge der Entstehung der Schulen und der Sammlung der Gruppen fast durchaus übereinstimmt — in einer übersichtlichen Schilderung vorzuführen. Uebersichtlich wird diese Schilderung nur sein können, weil mit geringen Ausnahmen die Werke der einzelnen, diesen Schulen und Gruppen angehörigen Dichter theils dem Umfange theils der Bedeutung nach minder hoch in Anschlag zu bringen sind, und manche wirklich nur genannt werden, weil sie an ein großes Parteihaupt sich anschließen, theils weil sie uns verhältnismäßig noch allzu nahe liegen, um sie ignorieren zu können, während gar manche selbst von denen, die ich hier noch nennen muß, nach einem Jarhundert in einer Geschichte der Dichtung, die es nicht darauf angelegt hat, eine Büchergeschichte zu sein, mit Stillschweigen werden übergangen werden.

An Klopstock schloß sich zunächst an eine Reihe von biblischen Dichtern, an der Spitze der alte Bodmer selbst, und in seiner frühen Jugend auch Wieland; diese hatten es fast sämtlich auf nichts anderes, als auf biblische Epopöen abgesehen, und solche Producte konnten nur schwache ja ohnmächtige und meist völlig verfehlte Nachahmungen der Klopstockschen Messiade, keine wahre Dichtungen sein. Sie sind allesamt vergeßen, und können füglich der Vergeßenheit überlaßen bleiben. Mehr lyrisch angeregt zum christlichen Dichter war von Klopstock Lavater, doch auch dessen lyrische christliche Poesieen sind mit sehr geringen Ausnahmen nur Nachklänge von Klopstock, gefühlsinnig wie Klopstocks Lieder, aber auch meist formlos, und was schlimmer ist, durchgängig rhetorisierend, zuweilen überspannt und sogar unwahr. Zum Kirchenliede hatte Lavater viel zu viel unruhige Subjectivität und viel zu wenig kirchliche Tradition, für das geistliche Lied besaß er mehr Anlagen, schwächte aber die Wirksamkeit derselben durch allzu flüchtiges Producieren, so daß gar viele seiner geistlichen Lieder

nur einen poetischen Gedanken haben, den er dann in eine Masse von Worten einhüllt und in deren Flut gleichsam ertränkt; oft ist dieß sogar Absicht bei ihm, da ihm die Faßlichkeit seiner Lieder so sehr am Herzen lag, daß er sie mit Anmerkungen begleiten zu müßen glaubte. Bei weitem mehr Bedeutung als seine religiösen Poesieen haben seine Schweizerlieder, zugleich die ältesten seiner dichterischen Producte.

Zunächst hierher, wegen seiner geistigen Verwandtschaft mit Lavater, wenn auch nicht seiner poetischen Producte im engern Sinne, gehört Johann Heinrich Jung. Seine im redlichsten Eifer aber nicht in der klarsten Besonnenheit, ja nicht einmal mit festem religiösem, geschweige denn kirchlichem Bewustsein geschriebenen Bücher, sein Heimweh und seine Siegsgeschichte, mögen vergeßen werden, wie seine Romane Florentin von Fahlendorn und Theodore von der Linden bereits längst vergeßen sind; niemals aber werden vergeßen werden Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft, in welchen eine Einfachheit der Darstellung, eine Warheit und Tiefe der Empfindung und was mehr ist, eine Warheit und Tiefe der christlichen Erfahrung zu finden ist, wie kaum in irgend einem andern Werke unserer Literatur. Der poetisch vollendetste Theil dieser seiner Lebensgeschichte ist der erste, bei welchem ihm sein Freund Goethe die Hand geführt hatte, und die Schilderung des alten Eberhard Stilling, welche in diesem Buche enthalten ist, wird für alle Zukunft eins der großartigsten Muster der Charakterschilderung bleiben. Aber auch die beiden nächstfolgenden Theile sind, zumal als Reinigungsgeschichte des innern Lebens von unschätzbarem Werte. Mit dem vierten Theile (Heinrich Stillings häusliches Leben) nimmt das Interesse ab, und nur einzelne Darstellungen, wie der Tod seiner ersten Gattin, sind von ergreifender Warheit. Der fünfte Theil, welcher sein Leben in Marburg erzält, ist unbedeutend. Jene drei ersten Theile aber sind ein Brunnen der lebendigsten, volksmäßigsten Poesie, unerschöpflich und immer von neuem erquickend, so oft man auch zu denselben zurückkehrt[46].

An den deutschen Elementen der Klopstockischen Poesie

entzündete sich der Geist oder Ungeist der sogenannten Barden, als deren Hauptrepräsentant Karl Friedrich Kretschmann zu betrachten ist, wenn auch der Wiener Jesuit Denis ihn an Regelmäßigkeit und dichterischer Erhebung übertraf. Kretschmann nannte sich den Barden Rhingulf, und besang als solcher die Herrmannsschlacht und Herrmanns Tod, jene in fünf, diesen in vier Liedern, je zusammen nach Klopstock Bardiete genannt, in hohlen Phrasen und gewaltigen Kraftworten, worin er, wie natürlich, Klopstock noch zu überbieten suchte; außerdem dichtete er ein Bardenlied an Kleists Grabe und viele kleinere Sachen. Zu seiner Zeit war Kretschmann sehr beliebt, sogar in gewissen Kreißen berühmt, es hieß von ihm „außer Klopstock und Denis habe er allein den einzigen wahren Bardenton getroffen“ [47], wiewol niemant jemals einen Barden gehört, und was das Schlimmste war, es nimmermehr Barden gegeben hatte. Heut zu Tage sind seine meisten Sachen weit weniger lesbar, als etwa Hofmannswaldauische und Lohensteinische Poesie. Der Jesuit Denis zu Wien, der sich den Barden Sined nannte, übersetzte Ossian zuerst, und dichtete aus Ossianischen und Klopstockischen Reminiscenzen seine Bardenlieder zusammen, die wie Kretschmanns Lieder, jetzt als eine in sich unwahre Poesie, oder um mit Kästner zu reden „rasende Prosa“, verdienter Weise vergessen sind. Am längsten bekannt blieb von Denis seine Ode auf Gellerts Tod. Außer diesen aber trat noch eine ziemliche Anzal, ja ein kleines Heer Barden auf, welche zusammen das sprichwörtlich gewordene „Bardengebrüll“ anstimmten.

Eben zu diesem Heere gehört auch der im Jahre 1823 verstorbene Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, der durch sein schon 1766 gedichtetes Lied eines Skalden, in welchem doch wenigstens wirkliche nordische Mythologie vorkommt, sich in diese Reihen stellt, außerdem aber als Dramatiker in Klopstocks Geist und Stil erwähnt werden muß. Lange Zeit berühmt war seine Schauertragödie Ugolino (nach Dante) vom Jahr 1768, die wol zu dem Gräßlichsten gehört, was jemals gedichtet oder für Dichtung ausgegeben worden ist: vollkommen Lohensteinischer Bombast, nur in Klopstockischer Sprache. Gleich berühmt, und noch wirksamer war

die während der siebenziger Jahre unzälige Male aufgeführte Cantate Ariadne auf Naxos (ein Jahr älter als Ugolino, 1767), eine der beliebtesten Speisen für die empfindsamen Seelen jener Zeit, welche in dem „Hinab! hinab! von dem Felsen hinab!" vor schauerlicher Wonne und in einer Flut von bittersüßen Thränen zu zerschmelzen pflegten. Uebrigens berührt sich Gerstenberg, zumal in seinen früheren Poesieen (Tändeleien) vielfach auch mit den Anakreontikern, Hagedorn und Gleim, und selbst mit Wieland.

Ein noch bestimteres Mittelglied, vielmehr ein wirkliches Zwitterwesen zwischen Klopstock und Wieland ist Christoph Daniel Friedrich Schubart, seiner Zeit einer der populärsten Dichter Deutschlandts, theils durch seine Poesieen, theils durch seine bekannten Schicksale, ja sogar, wie wir wißen, das erste und nächste Dichtervorbild seines Landsmanns — Schillers. Er war ein wandernder Klopstocks-Apostel im Würtemberger Land, indem er überall, wohin er kam, Klopstocks Messias vorzulesen und ungemeine Erschütterung dadurch hervorzurufen pflegte; außerdem nahm er von Klopstock zunächst die „patriotische" Gesinnung an, die er samt seinem saubern Landsmann Weckherlin, dem Verfaßer des „grauen Ungeheuers" (einer Zeitschrift) auf gleich unbesonnene Weise wie dieser geltend machte und auf gleich empfindliche Weise durch lange Festungshaft büßte. Das beste und ein wirklich gutes patriotisches Dichtererzeugnis Schubarts, auch wol das beste Gedicht, welches er jemals verfertigt hat, ist das vielgesungene „Auf auf ihr Brüder und seid stark", welches auffallender Weise in der neuesten Ausgabe seiner Werke fehlt. Sodann eignete er sich von Klopstock das Pathos des Ausdruckes an, das er nur auf einen etwas derberen und handgreiflicheren Ton zu stimmen wußte; eben dadurch aber wurde er in den mittlern und niedern Schichten so ungemein beliebt. Es gab eine Zeit, und sie reicht noch ziemlich weit in das gegenwärtige Jarhundert herein, in der jeder Knabe Schubarts „Vatermörder" auswendig wußte, und sich an den eiskalten Schauern des „Hu hu ein Bein und noch ein Bein" und „Siehst du noch Blut dort an der Wand?" voll grausenden Entzückens weidete; noch länger bekannt und beliebt war das Phrasengewebe „Die

Fürstengruft". Viele seiner Lieder drangen wirklich in das Volk, und sind von den Würtembergischen Bürgern und Bauern gern gesungen worden. — Neben diesem Klopstockischen Geschmacke aber dichtete Schubart auch in Wielands Ton und Geschmack die lascivsten, von ihm selbst übrigens später meist unterdrückten Sachen. Bekanntlich früher ein roher Wüstling, bekehrte er sich in seiner zehnjährigen Haft auf dem Hohen Asperg, und dichtete nun fast nur geistliche Lieder, mit überquellender, leidenschaftlicher Empfindung, daher stark phrasenhaft und ohne dichterischen Wert. Schubarts Lebensgeschichte wird länger bedeutend bleiben als seine schon jetzt fast völlig vergeßenen Poesieen [48].

Noch sind am bequemsten hier anzureihen die Naturdichter, welche zunächst noch von Bodmer angeregt, die weichen Elemente der Klopstockischen Poesie aufnahmen und darstellten: das Empfindsame, das Wehmütig-Schwermütige, das Schwimmen in der Empfindung, die es zur Handlung nicht zu bringen vermag. Bekannt ist vor allen der Idyllendichter Geßner, dessen Naturschilderungen lange Zeit für fast unerreichbare Muster galten, und, was nicht abgeleugnet werden kann, wirklich einige wahre, gute Züge haben; die diese Schilderungen begleitenden menschlichen Empfindungen aber sind so butterweich und dabei so widerlich süßlich, daß ein gesundes Gemüt sich sehr bald mit Widerwillen wegwendet. Die Krone seiner poetischen Prosa sind der erste Schiffer und der Tod Abels, letzteres bis zum Unerträglichen süß und dünn, aber den Klopstockischen Dramen ähnlichen Inhalts an Gehalt und Stil nur zu nahe verwandt. — Beßer sind die Fischeridyllen des ehemaligen Mönchs Xaver Bronner, die doch hin und wieder einige Warheit der Handlung besitzen [49].

Eben so bekannt und beliebt wie Geßners Idyllen waren die von Schiller mit großer Anerkennung behandelten, und erst von der romantischen Schule in Miscredit gebrachten [50], trotz dem aber noch bis auf unsere Tage bei Vielen in Gunst gebliebenen Gedichte Friedrich Matthissons. Schlagende Warheit der Naturschilderungen ist den meisten Gedichten Matthissons nicht abzusprechen, und das Mondscheingemälde, der Abend und andere werden, wenn

man einmal zugegeben hat, daß bloße Naturschilderung ein würdiger Gegenstand der Poesie sei, in ihrer Art immer als Muster gelten müßen. Jedenfalls aber ist diese Dichtungsgattung eine der untergeordnetsten unter allen, und kann kaum auf den Rang Anspruch machen, welchen die Landschaftsmalerei in der Malerkunst einnimmt; an sich dürfte sie nicht viel höher stehen als die Decorationsmalerei. Ihr höchster Triumph — und Matthisson hat ihn allerdings zum Theil erreicht — ist der, in dem Leser dieselben Empfindungen zu erregen, welche der Anblick der geschilderten Landschaft hervorruft. Gewissen Jugendperioden pflegen Gedichte, wie die Matthissonschen, ungemein zuzusagen, doch können sie auch leicht den Geschmack an aller beßeren Poesie verderben.

Höher als Matthisson steht Johann Gaudens Freiherr von Salis-Sewis; ein Naturschilderer wie Matthisson, von gleicher Warheit, aber von etwas größerer Kräftigkeit in seinen Schilderungen als jener. Höher steht er indes hauptsächlich darum, weil er seine landschaftlichen Gemälde an menschliche Empfindungen anknüpft, für welche jene nur den Vordergrund abgeben. Eins seiner berühmtesten Lieder: „Das Grab ist tief und stille" gehört übrigens nicht zu seinen besten, denn die nackte Hoffnungslosigkeit ist, wie alle reine Negation, kein würdiger Gegenstand der Poesie[51].

Weit bedeutender als die hier aufgeführten Nachfolger Klopstocks ist der an ihn mit heftiger Opposition gegen Wieland angeschloßene Göttinger Dichterbund oder Hainbund, als dessen Mitglieder, Angehörige und Verwandte genannt werden müßen Bürger, Hölty, die beiden Grafen Stolberg, Johann Heinrich Voß mit seinen Nachfolgern, Miller, Leisewitz und sodann Claudius und Göckingk. Fast alle diese Dichter gehören in der Zeit, als sie den Hainbund in Göttingen ausmachten, der Genieperiode an: ja es hat sich fast bei keinem der übrigen Genies so bestimt und so energisch das Bestreben kund gethan, als bei ihnen: der ganzen Poesie unter Klopstocks Aegide, Shakespeares und der Griechen Vorbilde eine neue Aera zu geben, dagegen alles Alte, Abgelebte, Undeutsche, Schwächliche, Unwahre zu verbannen. Zu

diesem Undeutschen, Unwahren, Entnervenden aber rechneten diese jungen Männer, und gewis mit dem vollesten Rechte, vor allem die Gedichte und die gesamte schriftstellerische Thätigkeit **Wielands**. Die Bedeutung des Bundes an sich geht über eine gewöhnliche jugendliche Spielerei nicht hinaus, überdauerte auch die Universitätsjahre der Verbündeten nicht (er währte vom 12. September 1772 bis ungefähr eben dahin 1774), die Anregung aber, welche von demselben theils für die Mitglieder selbst, theils für die Poesie überhaupt ausgieng, war von nicht geringer Wichtigkeit; ein neues Zeitalter der Poesie haben zwar die Mitglieder des Bundes nicht hervorgerufen, wie sich denn ein solches mit Bewustsein und Absicht überall nicht hervorrufen läßt, aber als die beste Pflanzschule Klopstocks, aus welcher der Same, den er ausgestreuet, auf den verschiedensten Boden getragen wurde, so daß eine Fülle der mannigfaltigsten Blüten aus diesem Samen hervorwuchs, kann dieser Bund allerdings betrachtet werden. Die Eigentümlichkeiten der Klopstockischen Sinnes- und Dichtungsweise legten sich hier in einer Reihe von sehr verschiedenen Individuen einzeln zu Tage und gleichsam auseinander, von der schwärmerischen Freundschaft und dem spielenden Bardenwesen (denn Anfangs wenigstens spielten die jungen Leute sehr ernsthaft Barden, und gaben sich insbesondere die von Klopstock fabricierten altdeutschen, oder Ossianische Namen) bis zu der weichlichen Empfindelei auf der einen und dem strengen, freilich zuletzt bis zu dürftiger Nüchternheit getriebenen Studium der Griechen auf der andern Seite. Das Organ dieses Bundes war der **Göttinger Musenalmanach**, der übrigens nicht allein Beiträge von den Mitgliedern des Bundes, sondern auch von Klopstock und Goethe in sich faßte[52].

Gottfried August Bürger gehörte dem Bunde nur äußerlich, gleichsam als Verwandter, an, da er zu der Zeit, als derselbe in seiner höchsten Blüte stand, bereits die Universität Göttingen verlaßen hatte; auch steht er verhältnismäßig in einer weit schwächern innern Verwandtschaft zu den übrigen Genoßen und Verwandten des Bundes, als auch die verschiedensten Ingenien desselben unter sich. Ja er bildet sogar, wenn nicht einen Gegensatz

gegen die Uebrigen, doch den äußersten nach Wieland vorgeschobenen Vorposten, der in guter Stunde auch mit dem Feinde sich auf das Beste zu vertragen weiß. — Bekanntlich sind Bürgers Gedichte vielfach mit seinem, fast vom Anfange an in sich zerrütteten Leben verflochten, und die große Mehrzal derselben ist ein getreuer Abdruck einer eben so unedlen als unschönen Wirklichkeit. Andere haben etwas Aufgedunsenes und Angespanntes, und die Zahl der wirklich guten Gedichte Bürgers in der That nur klein. Zum Belege dieser, heut zu Tage wol sehr allgemein zugestandenen Behauptung darf ich mich nur auf den Ritter Karl von Eichenhorst oder die Entführung berufen „Knapp sattle mir mein Dänenroß ꝛc.“, wie unnatürlich gespannt und gedehnt ist hier alles! Wie aufgedunsen ist Lenardo und Blandine (die Bearbeitung einer alten Novelle des Boccaz), wie bis zum Widrigen exaltiert des Pfarrers Tochter von Taubenhain! wie trivial die Entführung der Europa, wie gemein die Frau Schnips, mit welchen unreinen Elementen versetzt sein Dörfchen (eine Bearbeitung des Hameau von Bernard), der zalreichen ganz unreinen Producte nicht zu gedenken. Was aber Bürger auch in diesen schwachen und verwerflichen Gedichten für sich hat, ist eine Leichtigkeit der Darstellung, eine Gefügigkeit und Geschmeidigkeit der Erzälung, besonders aber ein Wollaut der Sprache, ein Fluß der Verse, wie wir sie selbst in vielen Dichtungen unserer grösten Meister umsonst suchen, so daß wir neben manche Strophen und Lieder Bürgers in dieser letzten Hinsicht nur die Gedichte unserer älteren Zeit, die Minnelieder, halten können. Dieses Vorzuges war sich Bürger übrigens sehr wol, vielleicht zu wol bewust, da er durch dieses Vertrauen auf seine ungemein glückliche Versification verleitet wurde, es mit dem Stoffe nicht genau zu nehmen. Traf er aber — man muß leider sagen: durch Zufall — einen guten Stoff, so schuf er auch Gedichte, welche nicht allein die Anerkennung verdienten, die sie vor fünfzig bis sechzig Jahren fanden, sondern noch heute verdienen und sogar noch in später Zukunft verdienen werden. Zumal gilt dieß von denen, in welchen er den echten Volkston zu treffen wußte, was zu seiner Zeit etwas fast unerhörtes war, und noch immer etwas

ungemein seltenes ist. Die Anlage dazu lag in ihm, wie seine besten Gedichte fast sämtlich und oft seine schlechtesten freilich am deutlichsten zeigen; angeregt und einigermaßen ausgebildet wurde sie durch Percys Relicks und Herders Werke. In dieß Gebiet gehören denn seine besten Gedichte. Dahin dürfen wir unbedenklich, trotz einiger nicht unbedeutender Mängel, seine Lenore rechnen, welche an Klang und Wollaut bis dahin noch nicht, selbst nicht von Schiller übertroffen worden ist, und in der Volksmäßigkeit des Ausdrucks nur die Goetheschen Gedichte über sich hat[33]; sodann das Lied vom braven Mann, Robert, das Lied von der Treue und der Kaiser und der Abt. Sodann aber werden wir Bürgers Sonette nicht vergeßen, die mit zu den besten zu rechnen sind, welche jemals gedichtet worden sind, wiewol sie in unserer neuesten Dichterzeit zu den ältesten gehören; das ausgezeichnetste ist das „an das Herz“, welches er in den Tagen seines tiefsten Kummers und Elends dichtete. — Bürger hat zu den populärsten Dichtern gehört, welche unsere gesamte Literaturgeschichte aufweisen kann — seine Lenore durchflog in einem Augenblicke ganz Deutschland und wurde, was nicht stark genug hervorgehoben werden kann, im Kreise des Volks eben so wol gelesen und gesungen wie im Kreiße der Gebildeten, und thut in beiden Kreißen noch jetzt, nach achtzig Jahren, ihre Wirkung: dieß volksmäßige, Allen Zusagende war es, was Schiller in seiner bekannten Recension allein verkannte, und nach seiner Anschauungsweise verkennen mußte, während in allen übrigen Punkten die Nachwelt Schillers Urteil, welches den unglücklichen Bürger so tief kränkte, ja vernichtete, auf das Vollständigste bestätigt hat! „Bürger, sagt Goethe, wußte sich nicht zu zähmen, und darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten“. Ja es zerrann ihm beides auf die bedauernswürdigste Weise, und es hatte darum etwas fast Grauenhaftes, als fünf und zwanzig Jahr nach seinem Tode seine dritte von ihm geschiedene Gattin, Elise Bürger, das vielgenannte Schwabenmädchen, in der Welt umherzog, und die Gedichte ihres Gatten, dem sie doch zum grösten Theil sein frühes Grab bereitet hatte, mit großem Pathos declamierte.

Eine ähnliche, wenn gleich bei weitem nicht so umfaßende Popularität, wie Bürger, aber eine größere Liebe des Publicums genoß Hölty, der frühverstorbene Dichter zarter Gefühle, süßer Träume und wehmütiger Ahnungen. Alle seine Gedichte machen den Eindruck einer reinen, schnell emporgeblüheten, aber eben so schnell wieder verwelkenden Jugendlichkeit, die eben darum in der damaligen Zeit der Empfindsamkeit eine große und allgemeine Wirkung nicht verfehlen konnte. Die Sehnsucht nach einem reinen, ungetrübten Naturgenuß, nach ländlicher Ruhe und Stille, nach einem ganz der Empfindung gewidmeten und in ihr aufgehenden Dasein — eine Sehnsucht, die damals durch ganz Deutschland gieng — hat niemand reiner und zarter ausgesprochen als Hölty, niemand auch die mit dieser Sehnsucht verbundene sanfte Melancholie der Todesahnung und Todessehnsucht wahrer dargestellt als er. Seine berühmtesten und beliebtesten Gedichte waren zu ihrer Zeit die „Traumbilder“, in welchen er, hierin ganz an Klopstock angeschloßen, die zukünftige Geliebte besingt; eins der bekanntesten aber blieb „der alte Landmann an seinen Sohn: Ueb immer Treu und Redlichkeit“. Seine Romanzen sind Versuche, die neben Bürgers Romanzen weder besondern Eindruck gemacht haben noch jetzt Beachtung in Anspruch nehmen können.

Schon in Bürger, der den Homer zu übersetzen begann und Hölty zeigt sich ein glückliches Bestreben, auf Klopstocks Spur weiter zu gehn, und die antiken Formen noch inniger mit deutschem Geiste, oder dießmal richtiger: deutschem Gefühle zu verschmelzen; ein weiterer Fortschritt in diesem Bestreben offenbart sich in den Brüdern Stolberg, zumal in Friedrich Leopold Grafen von Stolberg und Johann Heinrich Voß, den innigen Freunden in der Jugend und bittern Feinden im Alter. Die Oden und Hymnen Stolbergs haben zum Theil mehr plastische Warheit, als Klopstocks, und seine Lieder mehr Einfachheit der Empfindung, wiewol ein gewisses Haschen nach Effect und sogar ein falsches Pathos darin unverkennbar sind (z. B. das letztere in „Süße heilige Natur“, „Sohn da hast du meinen Speer“); manche Naturschilderungen sind vortrefflich (z. B. „Wenn ich einmal der Stadt entrinn“).

Er ist übrigens der erste, welcher von dem thörichten Bardenspuk Klopstocks abfiel und in das wirkliche deutsche Altertum zurückkehrte, so daß er als ein Vorläufer der späteren romantischen Schule betrachtet werden muß. Berühmter als durch seine Gedichte, deren nur noch wenige heut zu Tage allgemein bekannt sind (außer den genannten kaum noch zwei oder drei) — ist er durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche geworden, welcher von den modernen Literarhistorikern mit der banalen Phrase „Abfall von dem Geiste der Freiheit" bezeichnet wird. Es mag hier, wo uns diese Verhältnisse eigentlich gar nicht interessieren, genug sein, zu bemerken, daß Friedrich Leopold Stolberg derjenige unter den Göttinger Dichtern war, welcher das christliche Element Klopstocks in sich aufnahm und pflegte, von welchem die übrigen mehr und mehr abfielen, und welches zuletzt als ein ausgesprochenes in der Dichtung völlig erlosch. Darum fühlte sich sein Dichtergemüt mehr und mehr vereinsamt: auf dem Wege der bloß subjektiven christlichen Begeisterung Klopstocks und Lavaters konnte die festere Seele Stolbergs keine Befriedigung finden, und die objectiven Grundlagen der evangelischen Kirche waren damals so sehr verschüttet, daß man es Stolberg nicht allzu hoch anrechnen darf, wenn er nicht mit dem gehörigen Ernste und Fleiße nach diesen suchte, ja daß er es wol aufgab, dergleichen zu finden, ohne gesucht zu haben.

Johann Heinrich Voß, eine tüchtige, derbe niederdeutsche Natur, unter den Mitgliedern des Hainbundes die mit der meisten Energie, wenn auch nicht mit dem bedeutendsten Dichtertalent ausgerüstete Persönlichkeit, theilte mit seinen Genoßen die Neigung zu ländlicher, das Stillleben schildernder Poesie, mit den meisten die Richtung auf die klassischen Studien und deren Ueberführung in die deutsche Dichtkunst — worin er sie sämtlich übertreffen sollte — nicht aber die Neigung zu stillen, verschwimmenden, weichen Gefühlen, gegen welche Neigung er vielmehr schon früh durch die trockene, feste Verständigkeit seines Wesens, als Mensch und Dichter, einen sehr merklichen Gegensatz bildet, der sich zuletzt bis zur schreienden Dissonanz steigern sollte. Es ist ihm eine gewisse, wenn nicht Gottschedsche, doch Ramlersche Regelfestigkeit und Handwerksmäßig-

keit nicht abzuleugnen, eine Lebhaftigkeit, eine Richtung auf das Brauchbare, Nützliche, dem gewöhnlichsten Menschenverstand Zusagende und sofort Begreifliche, auf das Nüchtern-Beschreibende und sogar das Platt-Gewöhnliche, bei welcher die Poesie nicht gedeihen kann. Auf der andern Seite aber wird nur der blindeste Undank es vergeßen, daß Voß es war, welcher uns zuerst nicht etwa allein den Homer zugänglich gemacht — sondern welcher zuerst, nächst Ramler, auf dessen Schultern er allerdings steht, die Kunst des Uebersetzens aus Poesie in Poesie gelehrt hat, mag man auch seiner Uebersetzung des Homer mancherlei Mängel und Fehler mit Recht vorwerfen, seine Uebersetzung des Virgil nur zur Hälfte gelungen, seine meisten späteren Uebersetzungen mislungen und die des Shakespeare insbesondere, an welche sich der Greis durch einen scheinbar unbegreiflichen, in der That aber wol erklärlichen Misgriff wagte, für eine Carrikatur halten. Ohne Ramler kein Voß, aber ohne Voß kein Solger und kein Droysen. Ein neues, kräftiges Leben unserer poetischen Sprache, eine neue Gewandtheit derselben bei neuer Festigkeit ist von Voß ausgegangen: von ihm sind ausgegangen die strengeren Maße unserer neuern Poesie, für welche er die Fähigkeit unserer Sprache nachwies und documentierte, so irrtümlich auch oft die Regeln sein mögen, welche er in seiner „deutschen Zeitmeßung" aufstellte; hat Ramler das Odenmaß gelehrt, Voß lehrte den Hexameter bilden, den Klopstock nur eingeleitet hatte, und wie mit der ersten Einführung des Hexameters eine neue Fülle und Geistigkeit in die Sprache zurückkehrte, welche seit Jarhunderten aus derselben verschwunden schien, so kehrte mit der Vollendung des Hexameters durch Voß eine neue Gefügigkeit und Gesetzmäßigkeit in die Sprache ein. Diese formalen Verdienste Voßens sind die grösten, weit geringer sind die materialen, da seinen Gedichten ein höherer, bleibender Wert nicht zugesprochen werden kann. Dieß gilt zunächst von seiner Lyrik, in welcher er, vom wahren Volkston durch seine nüchterne Verständigkeit von Grund aus abgewendet, fast zuerst den nachher von so Vielen verfolgten unseligen Weg betrat, Lieder für das Volk zu dichten, d. h. sich zu dem Volke in plattverständigen oder kindisch-spielenden Gedichten herabzulaßen, wodurch die

Dichtkunst entwürdigt, und der poetische Sinn des Volkes, treibt man dergleichen Producte gewaltsam, z. B. in Schulen, in das Volk hinein, vernichtet wird. Die bunte Schilderung, die trockene breite Beschreibung, der nachgeahmte Heu- oder Kartoffeljubel in Voßens Liedern sind allesamt geradezu Antipoden von aller volksmäßigen Dichtung. Auch seine übrigen, nicht volksmäßig sein sollenden Gedichte sind mit ganz geringen und doch noch näher zu bedingenden Ausnahmen (wie z. B. seines Neujahrliedes: des Jahres letzte Stunde ertönt mit ernstem Schlag) nur schwach, voll Reflexionen, voll Didaktik und sogar einer oft sehr dürftigen, nüchternen Polemik. In seinen Idyllen sind zwar mehr volksmäßige Züge getroffen, und namentlich dürfen Geßners Idyllen auch nicht von fern mit Voßens Idyllen verglichen werden, doch ist es zu einer durchgeführten, an einer Handlung verkörperten Darstellung des Volkslebens eigentlich nur in einer einzigen Idylle „der siebenzigste Geburtstag“ gekommen. Selbst dieser aber nimmt in der Poesie doch nur den Rang ein, den die niederländischen Stillleben und die Gerard Dows in der Malerei einnehmen: es ist sehr geschickte Detail- und Kleinmalerei, aber ohne höhere, belebende Idee, und insbesondere ist viel zu viel Gewicht auf die Schilderung der Behaglichkeit gelegt, so daß diese, die doch gar kein Gegenstand der Poesie ist, als Hauptobject der ganzen Dichtung erscheint. Die drei, auf die Leibeigenschaft sich beziehenden Idyllen haben im Einzelnen gerade die wahrsten Züge des Volkslebens und der Naturschilderung; ihr gar zu grell zu Tage liegender didaktischer Zweck raubt ihnen jedoch, theils alle und jede, theils die besten Elemente der poetischen Wirksamkeit. Die weiblichen Figuren einiger andern Idyllen (der Kirschenpflückerin, der Bleicherin, der Heumad) sind schon wieder in der Manier der lyrischen Poesie Voßens — größtenteils unwahr; noch andere, wie z. B. der Riesenhügel sind gänzlich verfehlt zu nennen. Manche beßere Züge als sonst irgendwo vorkommen, enthalten seine beiden plattdeutschen Idyllen; schade, daß sie gar zu gelehrt-künstlich componiert sind, wodurch wieder das echt Volksmäßige ihres Inhalts in seiner Wirkung geschwächt wird. — Das hohe Entzücken der Lesewelt war mehrere Jarzehnde lang die

„Luise, ein ländliches Gedicht", welches den ersten Anstoß zu dem dreizehn Jahr später erschienenen bürgerlichen Epos, Goethes Hermann und Dorothea, gegeben hat. In der ersten, einfacheren Abfaßung hat wirklich dieses Gedicht manches sehr Ansprechende, was in der späteren Zerdehnung auf unbegreifliche Weise geschwächt worden ist. Indes auch hier ist, ungeachtet der größeren Frische, welche die Luise vor dem siebenzigsten Geburtstage auszeichnet, gerade wie in dieser Idylle ein augenscheinlicher Hauptzweck die Schilderung der Behaglichkeit, welcher ganz und gar kein tieferer Hintergrund gegeben ist, so daß wir, wenn schon auf einem andern und etwas höheren, wenigstens wahreren Standpunkte dennoch mit der Luise in Gefahr sind, in die alte Faullenzerpoesie der Geßnerschen Idyllen zurückzufallen. Hat Voß, wie die Anlage der Luise allerdings zeigt, und zum Ueberfluß Ernestine Voß ausdrücklich berichtet, die Absicht gehabt, in dem Pfarrer von Grünau das Ideal eines Landpfarrers aufzustellen, so gehört die Luise von dieser Seite zu den allerunglücklichsten Gedichten, die wir haben — zu den verunglücktesten und zu den schädlichsten. Wie schädlich sie bloß von poetischer Seite her betrachtet, gewirkt hatte, sehen wir daraus, daß man Goethes Hermann und Dorothea, mit welchem sich Luise weitaus nicht meßen kann, nur als eine unglückliche Nachahmung der Luise betrachten wollte[54]. Kann man sich jedoch entschließen, alle höheren Anforderungen, zu denen Voß freilich nur zu deutlich herausfordert, aufzugeben, und das Ganze eben nicht als Ganzes, sondern als eine Folge von ländlichen Bildern, von Bildern eines behaglichen, gedankenlosen Stilllebens zu betrachten, so ist die Darstellung des Einzelnen allerdings zu loben: die Naturschilderungen und gröstenteils auch die Schilderungen menschlicher Empfindungen haben Warheit, ohne in das gar zu Gewöhnliche und Platte herabzusinken, und die Person der Luise selbst erregt Theilname, da bei ihr wirklich weitere Forderungen aufgegeben und vergeßen werden können, und das Liebesverhältniß auf einfache, natürliche und zarte Weise geschildert ist. Auf die Jugend pflegt die Luise übrigens stets den lebhaftesten Eindruck zu machen, weil sie eben sich selbst, der Forderungen, die das Leben

an sie macht, noch unbewuſt oder sich entschlagend, in dem ganzen Gemälde auf bequeme und behagliche Weise dargestellt findet.

Die Nachahmer, welche Voß fand, Goethe abgerechnet, können hier kaum mehr als dem Namen nach bezeichnet werden; viele sind bloße Copisten, die mit Voßens Farben in das Bunte malten, so z. B. Reuffer mit seinem Tag auf dem Lande; Kosegarten mit seiner Jucunde; der einst vielgenannte und erst vor wenigen Jahren verstorbene Pfarrer Schmidt zu Werneuchen bei Berlin, der auf die derbste Art die gewöhnlichste Natur abschrieb, und auf der andern Seite zuweilen an die alten Naturschilderungen der Pegnitzschäfer erinnert; ihn hat bekanntlich Goethe in seinem Gedichte: „Musen und Grazien in der Mark" gezüchtigt. Weit beßer, wenn auch bei weitem nicht vom ersten Range der Dichtungen, wozu man sie hat erheben wollen, sind die in Schweizerdialect abgefaßten Idyllen von Martin Usteri (dem Verfaßer von Freut euch des Lebens), in den die Didaktik, welche bei Voß ganz nackt heraustritt, an die Charaktere und die Handlung geknüpft ist; es sind Sittengemälde, Charakterschilderungen, mitunter voll Laune und aus einer tüchtigen, ernsten, den höchsten Fragen zugewendeten Gesinnung.

Der bedeutendste unter diesen Nachfolgern Vossens, der jedoch auch nur ein Nachfolger, kein Nachahmer ist, und schon in der Idylle sowol Voß als die übrigen, sogar Usteri zum Theil übertrifft, auf dem Gebiete des Volkstümlichen aber die Meisterschaft erreichte, welche Voß völlig umsonst erstrebte, ist Johann Peter Hebel. Seine Idyllen sind zwar am wenigsten reine Volkspoesie, im Gegenteil haben sie nicht selten etwas Gelehrtes, Geschmücktes, wo nicht gar Geziertes, wie z. B. die Wiese; dagegen gehören die Naturschilderungen derselben bei weitem zu dem Besten, was wir besitzen; in der Idylle „die Vergänglichkeit" ist dem volksmäßigen Vordergrunde ein Hintergrund gegeben, welcher bei allen hier genannten Idyllendichtern völlig umsonst gesucht wird, und seine „Sonntags Frühe" gehört in Hinsicht auf die Warheit der Schilderung des wirklich poetischen Landlebens zu dem allerbesten unserer ganzen Poesie. Auch in den übrigen lyrischen Stücken seiner alle-

mannischen Gedichten finden sich die besten volksmäßigen Züge, wiewol freilich nicht in allen gleich viele und gleich gute. — Viel wichtiger ist Hebel als Volksschriftsteller in der Prosa; denn hier ist in der That der Volkston im höchsten und besten Sinne getroffen, der Volkston, welcher den Gebildeten und den Ungebildeten der modernen Zeit, diese beiden unseligen, von keinem andern Schriftsteller und Dichter vollständig versöhnten Gegensätze, in gleicher Weise befriedigt. Die Erzälungen des rheinischen Hausfreundes, von denen die besten in dem „Schatzkästlein“ gesammelt sind, sind an Laune, an tiefem und wahrem Gefühl, an Lebhaftigkeit der Darstellung vollkommen unübertrefflich und wiegen ein ganzes Fuder von Romanen auf. Zu diesen anspruchslosen Erzälungen ja sogar zu den eigens didaktischen Stücken kehren wir, wehet nur noch ein Hauch echten deutschen Volkslebens in uns, unzälige Mal im Leben mit neuem Vergnügen zurück: sie sind die Freude der Jugend und die Unterhaltung des Alters, und wie alle echte Natur- und Volksdichtung eigentlich niemals durchzulesen und auszuschöpfen. Uebrigens darf es nicht unbemerkt bleiben, daß die meisten Hebelschen Erzälungen dem Stoffe nach alt, und aus den seiner Zeit erwähnten volksmäßigen Scherz- und Anekdotenbüchern des 16. Jarhunderts entlehnt sind[55].

Mit Voß in der biedern Treuherzigkeit, mit ihm und seinen Nachfolgern wenigstens zum Theil in der Neigung zur Naturschilderung, mit Hölty in dem Melancholisch-Sanften, mit den Stolbergs in der Richtung auf ernste, christliche Poesie, mit allen bisher genannten Genoßen, Verwandten und Nachfolgern des Hainbundes in der erstrebten Volksmäßigkeit seiner Darstellung verwandt ist Matthias Claudius, dem Göttinger Bunde zwar nicht unmittelbar, wol aber durch Theilname an dem Musenalmanache angehörig. Sein „Täglich zu singen“ (Ich danke Gott und freue mich, wies Kind zur Weihnachtsgabe), seine „Reise Urians“, sein „Rheinweinlied“ (Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher), auf dessen Autorschaft übrigens in der neuesten Zeit von anderer Seite her unbegründete Ansprüche gemacht worden sind[56], und vor allem sein „Abendlied“ (Der Mond ist aufgegangen) sind

mit dem vollesten Rechte allgemein bekannt und noch heute, so weit sie singbar sind, allgemein gesungen. In seinen volksmäßigen Darstellungen trifft er zwar zuweilen den rechten Ton, aber auch nur eben zuweilen; schon seine älteren Lieder, die meistens vom Glück des Landmannes handeln, haben etwas von der unnatürlichen Färbung der Voßischen Lieder gleiches Inhalts; noch mehr ist dies an seinen prosaischen Darstellungen zu bemerken, in welchen zuletzt eine förmliche Manier zu herschen anfängt, welche bis in das Pedantische und Unleidliche geht; durch abgebrochene Silben und zugestutzte Sätze soll der Volksstil erreicht werden, wird aber in Wirklichkeit nur karrikiert, so daß man oft Mühe hat, unter der unangenehmen, geschmacklosen Schale den edlen Kern des Wandsbecker Boten hervorzusuchen. Ein edler Kern aber liegt in ihm; er ist einer von den Wenigen, welche sich von dem flauen Zeitgeist der Revolution und Irreligion, von dem religiösen Indifferentismus und dem Handeln und Markten mit den geschichtlichen Warheiten des Christentums auch nicht einen Augenblick bestechen ließen; und wenn er auch nicht überall das Gesundeste und Kräftigste des kirchlichen Lebens erfaßte und geltend machte, niemals ist er doch auch ganz und gar in die Dienste eines gemachten Gefühlschristentums, einer bloß subjectiven Gläubigkeit geraten. Ihm ist es eine nicht geringe Ehre, daß heut zu Tage die meisten Historiker, z. B. Schloßer, ihn schmähen und als einen Verkommenen, ja zuletzt des gesunden Verstandes nicht mehr Mächtigen darstellen.

Den weichen Ton, der in der Göttinger Schule einzeln durchklingt, und unter den bisher genannten am meisten von Hölty cultiviert wird, hielt einer der Genoßen des Hainbundes ausschließlich und einseitig fest, und wurde dadurch der Hauptrepräsentant der schon früher vorhandenen, in Goethe zum künstlerischen, in ihm aber erst zum vollen pathetischen Durchbruch gekommenen Empfindsamkeit: Johann Martin Miller. Sein Siegwart, der nächste Nachfolger von Goethes Werther (letzterer erschien 1774, Siegwart 1776), verbreitete die Empfindsamkeit, welche schon an Werther sich angeschloßen und gleichsam consolidiert hatte, in viel weiteren Kreißen, zumal in solchen, wohin Werther nicht dringen konnte oder

wo er Anstoß erregte, indem es Miller im Siegwart darauf anlegte, eine „tugendhafte“ Liebe zu beschreiben, welche demnach auch nicht mit einem Selbstmorde, sondern mit dem Verschmachtungstode Siegwarts auf dem Grabe seiner Marianne endigt. Daß dieser Roman einst das beliebteste Buch der Lesewelt habe sein können, vermögen wir heute so wenig zu begreifen wie nach siebenzig Jahren es wird begriffen werden, wie die heutige Lesewelt an ihren Romanen Geschmack habe finden können; wir erklären ihn für unausstehlich langweilig, für platt und alltäglich, und in vielen Punkten für unnatürlich und verschroben. Gerade aber die Plattheit und Gewöhnlichkeit erwarb dem Siegwart zu seiner Zeit einen Vorrang vor Werther: im Siegwart konnte viel eher Jeder sich selbst in voller handgreiflicher Wirklichkeit wieder finden als in dem geistigeren Werther, und dieß Interesse ist ja bei dem Romanlesen noch immer das vorwiegende. Die Zahl der Nachahmungen, welche Siegwart hervorrief, ist sehr groß: Miller selbst ließ noch einige Romane gleichen Schlages, jedoch noch weit langweiligere, ausgehen: der bekannteste ist die „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau“. Uebrigens gewannen besonders noch die Lieder Millers, theils die im Siegwart enthaltenen, theils seine früheren, die allgemeinste Gunst des Publicums: wie lange Zeit sind die beiden Siegwartslieder gesungen worden: „Alles schläft nur silbern schallet Mariannens Stimme noch“ und „Es war einmal ein Gärtner der sang ein traurigs Lied“; in diesem letzteren ist das liebessieche Hinwelken mit so großer Warheit ausgedrückt, daß man nur dieß einzige Lied zu lesen braucht, um sich mit einemmale in die ganze Stimmung jener empfindelnden Zeit zu versetzen.

Ein, wenn auch nicht dem Göttinger Bunde unmittelbar angehöriger, doch mit den Mitgliedern desselben, namentlich mit Bürger, nahe befreundeter, übrigens aber auch sowol Gleim als Nicolai persönlich nahe stehender Dichter ist Leopold Friedrich Günther Göckingk. Seine satirischen Jugendversuche, in denen er Rabener kopierte, sind von keinem Belange; weit beßer sind seine Epigramme, die zwar zum Theil auch nur gute Einfälle sind, zum Theil aber auch sehr scharfe Stacheln haben. Sehr gut sind

dagegen mehrere seiner poetischen Episteln; unter ihnen will ich nur die „an Auguste“, sodann die „an seinen Fritz, am Geburtstage desselben“, und besonders die an seinen Bedienten gerichtete erwähnen, in welchen letztern beiden eine edle, fast patriarchalische Gesinnung einen sie vollkommen bezeichnenden Ausdruck gefunden hat, mag man auch gegen den lockern, flockigen Stil dieser Poesieen manche gegründete Einwendung zu machen haben. Vor allem aber ist Göckingk nebst seiner Geliebten (und nachherigen, frühverstorbenen Gattin) berühmt geworden durch seine Lieder zweier Liebenden; in diesen herscht ein wahres, unverkünsteltes, wenn auch nicht von aller Leidenschaft freies Gefühl, welches von der Weinerlichkeit der schon in voller Blüte begriffenen Siegwartsperiode weit absteht, und so schließen sie sich an die Klopstockschen Gedichte, in welchen auch zuerst wieder wahre Herzensempfindungen geschildert wurden, so wie an die Goethischen lyrischen Stücke als die würdigsten Nachfolger an[57].

Endlich wird noch der Dramatiker dieses Kreißes zu nennen sein, Leisewitz, welcher durch seinen Julius von Tarent einer der beßeren Nachfolger Lessings wurde. Der Stoff dieses Trauerspieles ist derselbe, den auch Klinger in den Zwillingen wählte (die Geschichte des Herzogs Cosmus von Florenz und seiner Söhne); beide Stücke waren durch eine und dieselbe Veranlaßung hervorgerufen: Schröder in Hamburg hatte 1774 einen Preis auf die beste in Prosa geschriebene Tragödie gesetzt. Den Preis erhielt Klinger, dessen Stück die Leidenschaft der Genieperiode athmete, wogegen Leisewitzens Drama sich in den strengeren Lessingschen Formen hielt, die freilich bei ihm einige Unbeholfenheit und Breite erzeugen. Lessing erkannte das Bedeutende dieser Tragödie übrigens so stark und bestimt an, daß er bei dem ersten Lesen dieselbe für Goethes Arbeit hielt.

Hiermit gehen wir von den zunächst an Klopstock angeschloßenen Gruppen und Schulen unserer neueren Dichter zu den Nachfolgern Lessings über, zu welchen eben schon Leisewitz gezält werden müßte.

Lessings alter, fast ältester Genoße, und bis auf einen gewissen Grad auch ein wirklicher Geistesverwandter war der Buchhändler

Nicolai in Berlin. Die Geistesverwandtschaft mit Lessing bestand in der klaren, verständigen Anschauung der Dinge, die bei Lessing zur durchdringenden, siegenden, künstlerischen Kritik, bei Nicolai aber zur platten Nüchternheit und oft armseligen Dürftigkeit wurde. Nicolai ließ nichts gelten, als was dem gemeinsten Hausverstande zusagte, der alltäglichen Brauchbarkeit anheim fiel, ganz in weiland Gottschedscher Weise: alle höhere Erhebung der Poesie, ja alle wahre Poesie war ihm ein Gräuel, wie er denn gleich vom Anfange und bis an das Ende ein oft erbitterter aber freilich ohnmächtiger Gegner von Goethe war, wie er Herder um seines Volksliedes willen auf lächerliche, ihn selbst schlagende Weise bekämpfte; ein Gräuel war ihm eben sowol alles was Philosophie hieß — woher die armselige Bestreitung der Kantischen Philosophie, die ihm fast wie ein Monstrum erschien, ein Gräuel war ihm alle tiefere Religiosität, alles warhafte Christentum; alles dieß ein Gräuel eben darum und um so mehr, weil und je weniger er von allen diesen Dingen etwas begriff. Er war der eigentliche Heros der Aufklärung und Geschmacklosigkeit des letzten Vierteils des vorigen Jarhunderts, und an ihn und seine Richtung haben sich bis in unsere Tage alle diejenigen gehalten, denen es entweder für Wißenschaft, oder Poesie, oder Glauben, oder für alle drei Dinge zusammen an Sinn und Fähigkeit fehlte. Am meisten hat er Aufsehen und bei der gleichgesinnten Welt Beifall erlangt durch seinen albernen und sogar jämmerlichen Roman Sebaldus Nothanker, in welchem es auf Verhöhnung des kirchlichen Glaubens abgesehen war; die Schalheit und Langweiligkeit dieses Buches wurde von der Welt um seines, der damaligen Opposition gegen alles was Kirchenglauben und Kirchenordnung hieß zusagenden Inhaltes willen nicht allein übersehen, sondern von sehr namhaften Stimmen als köstlicher Humor und Satire ersten Ranges gepriesen. Nur Nicolai selbst überbot die Abgeschmacktheit seines Buches durch noch abgeschmacktere selbsteigene Producte: Sempronius Gundibert und Geschichte eines dicken Mannes. Die Grundsätze seiner Alltagsweisheit und Geschmacklosigkeit predigte er an dreißig Jahre in der allgmeinen deutschen Bibliothek, nachdem

er einst in Gemeinschaft mit Lessing die erste gründlich kritische Zeitschrift herausgegeben hatte: die Briefe, die deutsche Literatur betreffend[58].

Lessings lebhafter Stil war am meisten vererbt auf Johann Jacob Engel, welcher besonders in seinem Philosophen für die Welt Stücke geschrieben hat, deren sich Lessing nicht zu schämen gehabt hätte, wenn gleich allerdings die Gedanken dieser Stücke nicht an die Lessingschen Gedanken hinanreichten; ich darf hier nur an „Tobias Witt“ erinnern. Sein Lorenz Stark, ein sogenanntes Charaktergemälde, ist vollkommen so dürr und platt, wie alles, was von den Lessingschen Epigonen ausgegangen ist, wiewol dieser Roman, der zuerst in Goethes und Schillers Horen erschien, eine Zeitlang als eine Art Musterroman gelten sollte.

Nicht viel beßeres Glück hatte Lessing mit seinen Epigonen in der dramatischen Welt. Statt daß das Nationale, was in Minna von Barnhelm lag, und was durch Goethes Götz zu dem warhaft Volksmäßigen war gesteigert worden, von den Nachfolgern und Nachahmern wäre verfolgt worden — sie begriffen es gar nicht, wie hätten sie es verfolgen können — statt daß die scharfe, feine und gemeßene Charakterschilderung in Emilie Galotti die Nacheiferung jüngerer dramatischer Dichter erregt hätte — sie hatten keine Augen für diese feinen Zeichnungen, wie war es möglich, sie nachzuahmen — so wurde aus beiden Stücken das Bürgerliche, gerade das Element, welches wenn schon eine von den Zeitverhältnissen gebotene, doch jedenfalls eine beschränkende, der Entwicklung der Poesie und des Dramas insbesondere hinderliche Zugabe war, als eigentliches Element des Dramas aufgegriffen, und die platte Alltäglichkeit, in aller Nacktheit, in ihrer ganzen dürren nüchternen Warheit herschte seitdem auf unseren Bühnen, ist selbst durch Schiller nicht verbannt worden, und beherscht die Bühne grösttenteils bis auf diesen Tag. Statt der hohlen Phrasen und der hohlen Puppen der alten Gryphiusschen Dramen, der Gottschedschen, Schlegelschen, Cronegkschen Stücke bekamen wir nun Warheit und Wirklichkeit vollauf in unzäligen Oberförstren und Förstern, Sekretärs (die beliebteste Figur), Kriegs- und Justiz-

räthen, in wirtschaftlichen Hausfrauen, die in Verzweiflung geraten, wenn die Magd ihnen eine Torte in den Sand wirft, und wenn der Bediente die Birnen anders auf den Teller legt, als sie sie gelegt haben, in verfolgten, tapfern, siegenden und unterliegenden Mädchentugenden u. s. w., so daß man, könnte man nicht zu Goethe und Lessing zurückfliehen, beinah Lust hätte, sich die alten Phrasen der Gottsched und Schlegel zurückwünschen. Schlimmer noch war es, daß mit der Periode der Empfindsamkeit auch das rührende Element in diese hausbackenen Dramen eindrang, und die Wirkung eines Stücks unbedenklich nach der Anzal der naßgeweinten Taschentücher berechnet wurde.

Noch weniger Glück hatte Goethe mit seinen Nachfolgern, deren hier im Vorbeigehen zugleich gedacht werden muß, da die von Lessing ausgegangene Schule der dramatischen Dichter sich im Verlauf der Jahre vielfach von Goethischen, sogar auch von Wielandischen Elementen inspirieren läßt: Goethes Götz rief statt warhafter nationaler Dramen die abenteuerlichsten Misgeburten an das Tageslicht, welche jemals auf die Breter gekommen sind, und die an poetischem Wert tief unter A. Gryphius, tief unter Hans Sachsens Stücken stehen: die mittelalterlichen, die Ritterschauspiele und Banditenstücke (Schillers Räuber ist selbst eins dieser Art, wie Kabale und Liebe eins von der erstgenannten Gattung); in den Ritterschauspielen waren die ungeheuerlichen Redensarten, die gewaltsamen Entführungen, die grausen Burgverließe, die Vehmgerichte, vor allem aber die vollen Humpen und die Burgpfaffen stehende, und die zuschauende Theaterwelt leider nur allzusehr entzückende Ingredienzien. Aus der älteren Zeit sind des Grafen Törring Agnes Bernauerin und Kaspar der Thoringer, so wie Babo's Otto von Wittelsbach noch jetzt nicht ganz vergeßen, übrigens auch immer etwas beßer, als Crauers Berthold von Zähringen, Maiers Fust von Stromberg, Möllers Graf von Waltron, Hahns Robert von Hohenecken und dergleichen sinnlose Spektakelstücke. War das Drama in jenen Lessing folgenden Stücken bis zur Nüchternheit und Plattheit wahr, so war es hier bis zur widrigsten Verzerrung unwahr.

Der Repräsentant jener bürgerlichen Alltäglichkeit, welche als traurige Nachfolge Lessings auf die Bühne gebracht wurde, ist August Wilhelm Iffland. Seine Stücke gehen zuweilen noch jetzt über die Breter, so daß ich kaum nötig habe, sie näher zu bezeichnen. Sie sehen sich allesamt ähnlich bis zum Verwechseln, so daß es schwer hält, wenn man eine Reihe Ifflandischer Dramen hinter einander gesehen oder gar gelesen hat, die einzelnen Personen nach ihren Charakteren in den einzelnen Stücken fest zu halten; auch kann man gleich nach den ersten Scenen seine unfehlbare Rechnung darauf stellen, welches Laster sich, um mit Schillers Worten zu reden, erbrechen und welche Tugend sich darauf zu Tische setzen werde — ob zuletzt der arme Onkel sich durch den Kopf geschoßen hat, oder der böse Mathes von dem alten Fritze eine tödtliche Verwundung erhält, ob der Amtmann fortläuft oder der Sekretär Falbring auf die Festung kommt, das ist ziemlich eine und dieselbe Geschichte, und daß die eine in den Jägern, die andere in der Dienstpflicht vorkommt, ist nur ein Unterschied im Titel. Großer Edelmut und große Niederträchtigkeit, sonnenhelle Unschuld und schwarze Verbrechen stehen immer nebeneinander wie Laufer und Springer im Schachspiel, und die Verwickelung beruht oft auf so unbegreiflich klaren Dingen, daß man, wie eben in dem zweitberühmten Stücke Ifflands, in der Dienstpflicht, sich besinnen muß, ob das auch wirklich eine Verwickelung gewesen ist, die man mit angesehen hat: daß der alte Kriegsrath Dallner um der Pension willen entlaßen wird, die der alte Invalid verdient hat, und wegen der „Schurkerei" des Kriegsraths Dosilz nicht erhalten kann. Das lebendigste Stück ist allerdings das unzäligemal auf allen deutschen Theatern aufgeführte „die Jäger", aber es bleibt doch auch für den Geduldigsten unbegreiflich, wie sich aus diesem Stoffe fünf Akte haben spinnen laßen[39].

Alles, was in den bisherigen Richtungen im Einzelnen Tadelnswertes lag, die nüchterne Darstellung der nüchternen Wirklichkeit, das Weinerlich-Rührende, das Bombastisch-Aufgeschwellte und Unwahre, die bürgerliche Plattheit, die sentimentale Zimperlichkeit und den ritterlichen Humpenspuk, zusammenzufaßen war August

von Kotzebue berufen, nur daß er noch die Ingredienzien der Wielandschen Lüsternheit, der Nicolaischen Frivolität, der zugleich Wielandischen und Nicolaischen Ideenlosigkeit, und einer weder Wielandschen noch Nicolaischen sondern eben Kotzebueschen Immoralität hinzuzuthun, dieß alles aber mit einer gewandten Unverschämtheit und mit einer anmutigen Frechheit, die völlig unvergleichlich war, als köstliche poetische Gabe aufzuschüßeln wußte. Es ist oft gesagt worden, es sei eigentlich nur kleinlicher Neid des geborenen Weimaraners gegen die großen Geister gewesen, welche sich in seiner Vaterstadt angesiedelt, Neid gegen Goethe und später gegen Schiller, der den talentvollen, aber eitlen und leeren Kotzebue getrieben habe, Dinge zu producieren, mit denen er über Goethe und Schiller siegen könne. Es ist ihm nur zu gut gelungen; alle alten Gottschedianer, alle schwachmütig Empfindsamen, alle Nicolaiten, alle Wielandianer endlich — und diese allesamt mochten weder von Goethe noch von Schiller etwas wißen — zog er in langem Schleppe vierzig Jahre lang hinter sich drein. Unbegreiflich, und ein nicht zu löschender Fleck auf der Ehre unserer Nation ist es, daß diese Nation, mochte sie auch das ästhetisch Verwerfliche der Kotzebueschen Stücke nicht fühlen, doch sogar für die moralische Nichtswürdigkeit derselben keine Empfindung verraten hat. Sein Menschenhaß und Reue, ein Stück in welchem die frivolste Nichtswürdigkeit durch bloße Rührung, durch Krokodilthränen wieder gut — ja nicht allein wieder gut, sondern zu einem Gegenstande der Theilname und Bewunderung gemacht wird, füllte seit dem Jahre 1789 alle Theater Deutschlands. — Leidlicher, als Kotzebues Schau- und Rührstücke, unter denen die Hussiten vor Naumburg und Johanna von Montfaucon nebst den Kreuzfahrern noch jetzt von wandernden Truppen gespielt werden, sind seine Possen, wie z. B. der Wirrwarr, der Wildfang, der Schauspieler wider Willen; aber es sind eben nur Späße, Späße, die von echter Komik himmelweit entfernt sind. Es ist hier die wohlberechnete Speculation auf den Lachkitzel, wie in den andern Stücken auf den sentimentalen Kitzel, die sich in diesen Stücken offenbart, und oft auf eine gar armselige Weise offenbart, wie in dem Pachter Feldkümmel. „Er

schmierte wie man Stiefel schmiert, vergebt mir diese Trope, und war ein Held an Fruchtbarkeit, wie Calderon und Lope" — zwei hundert und elf Stücke hat der Mensch zusammengeschrieben, und dazu noch Romane als würdige Seitenstücke seiner Dramen, wie seine nichtswürdige „Leontine„ [60].

Hiermit sind wir schon in das Gebiet der Wielandschen Schule übergeschweift, und haben für sie nicht viel mehr zu thun übrig, als nur einige Namen zu nennen.

Nicht in dem Umfange, wie Wieland, auch nicht mit dem Einfluße, wie er, dennoch aber mit einem gewissen Geschick, mit Sicherheit und Selbstgefühl vertrat den französischen Geschmack Friedrich Wilhelm Gotter zu Gotha, in welcher Stadt die französischen Einflüße wol am längsten unter allen Residenzen und Städten Deutschlands in Geltung geblieben und gepflegt worden sind. Gotters geistige Verwandtschaft erstreckte sich sehr weit: mit der Gleimschen Schule war er ein französierender Anakreontiker, mit Weiße ein Verfaßer französierender Operetten, mit Göckingk hat er Aehnlichkeit in der Nachahmung horazischer Episteln, mit Boie hatte er sich 1770 verbunden zur Herausgabe des Göttinger Musenalmanaches, dessen sich nachher der Göttinger Dichterbund bemächtigte; was er am meisten als sein Eigentum ansprechen konnte, war die Bearbeitung französischer Theaterstücke für die deutsche Bühne, welcher er auf diese Weise die in den Augen der französierten und französierenden Hofwelt gefährdete Feinheit und Vornehmheit zu retten suchte. Eine Zeitlang in gewissen Kreißen in Ansehen, wurde er doch gar bald in den Hintergrund gedrängt, schon bei seinen Lebzeiten unbeachtet gelaßen, und nach seinem Tode (1797) völlig vergeßen.

Directere Einwirkung als auf Gotter hatte Wieland auf den Wiener Dichter Alxinger, dessen Doolin von Mainz und Bliomberis unmittelbare Nachahmungen von Wielands Oberon waren und nächst dem Oberon selbst längere Zeit in einem gewissen Rufe standen; mit ähnlicher Gunst wurde von dem wielandisch gesinnten Publikum Müllers Adelbert der Wilde aufgenommen; doch leiden diese Gedichte eben so sehr und zum Theil noch stärker

an der Willkürlichkeit der Erfindung und Darstellung, welche uns in Wielands Gedichten ermüdet. Geringere Versuche, deren es in der schreib- und leselustigen Zeit vor und während der französischen Revolution sehr viele gab, sind billig mit völligem Stillschweigen zu übergehen.

Wielands Ironie, mit welcher er alle seine poetischen Schöpfungen behandelte, und wodurch er den Eindruck, den manche gute Schilderungen seiner Dichtungen machen könnten, auf eine fast unbegreifliche Weise schwächt, war übergegangen auf den Wiener Jesuiten und nachherigen Buchhändler Aloys Blumauer, welcher dieser untergeordneten poetischen Laune in seiner Travestierung eines Theils der Aeneide Virgils einen nur allzu ungehemmten Lauf ließ. Daß in diesem nur von Halbgebildeten und Unreifen gern gelesenen Werke, in welchem mit geringen Ausnahmen, in denen wirkliche Komik zum Vorschein kommt, Späße das Regiment führen, das nicht zu suchen sei, was wir Poesie nennen dürfen, ist als bekannt vorauszusetzen. Auch ein Theil der Gedichte Blumauers, welche sich durch eine sehr glatte Sprache und leichten Fluß auszeichnen, ist in diesem burlesken Stile geschrieben, doch ist nicht zu leugnen, daß hier mehr wirkliche Komik vorhanden ist, als in der travestierten Aeneide. Die Ideenlosigkeit theilt Blumauer mit Wieland, die inhaltsleere Opposition gegen Kirche und Geistlichkeit mit Josephs II. Zeitalter, dessen Repräsentant er eben so ist, wie in seinen Späßen der Repräsentant der Wiener Gebacken-Harbl-Behaglichkeit.

Von denen welche Wielands Ueppigkeit nachahmten, mag es genug sein, den Verfaßer des Ardinghello, Wilhelm Heinse zu nennen. Es soll dieser Roman ein Kunstroman sein, dergleichen wir später und noch bis auf die neueste Zeit mehrere erhalten haben; die Kunst aber, welche im Ardinghello verkündigt wird, ist die Rückkehr zur gemeinsten Sinnlichkeit; ein Losbinden aller Lüste ist für Heinse die Bedingung der Kunst, während die Geschichte der Kunst gerade das Gegenteil lehrt: in dem Bewustsein der Schranken und in der Einhaltung derselben liegt die letzte und einzige Bedingung einer schöpferischen Kunstfertigkeit[61]. Die Emancipatoren des Fleisches unserer Tage witterten richtig die innere Verwandtschaft ihrer

zerfahrenen Gemüter mit den Heinseschen Liederlichkeiten heraus, und einer derselben (H. Laube) hat sich durch Wiederherausgabe der Werke Heinses wer weiß welches Verdienst zu erwerben gemeint. Die übrigen Nachfolger Wielands und der Franzosen auf diesem Pfade verlieren sich zuletzt, gegen das Ende des Jarhunderts, in einem Pfuhle, den wir auch nicht mit der leisesten Berührung antasten dürfen. Wieland erschrak selbst vor dem Gesindel, welches sich an ihn anzuschließen wagte, und gestand sich nur ungern, daß er diesem nichtswürdigen Volke nur zu viel Recht zu der Fraternität eingeräumt habe, die sie sich gegen ihn herausnahmen.

Mit seinen früheren Schriften stehet ganz auf Wielandischem Boden Moritz August von Thümmel, während er mit seinen späteren Werken zugleich in den Kreiß der Humoristen, der Hamann-Herderschen Schule hinüberspielt. Sein einst vielgelesenes kleines Werkchen Wilhelmine ist in Stoff und Form eine Misgeburt — dem Stoffe nach, da es läppische Späße und Frivolitäten ohne einen einzigen poetischen Gedanken enthält; der Form nach, da es in einer widerlichen poetischen Prosa geschrieben ist; man hat dieselbe zuweilen für ironische Form erklärt: dann ist aber die Ironie so gut geraten, daß sie sich gegen sich selbst gewendet und sich selbst verzehrt hat. Nicolais Sebaldus Nothanker macht sich als Fortsetzer der Wilhelmine geltend. Nicht beßer ist die Inoculation der Liebe, eine poetische Erzälung im ordinärsten Wielandischen Stile. — Weit berühmter wurde Thümmel durch sein, zwanzig und mehr Jahre später als die genannten Stücke geschriebenes Werk: Reise in die mittägigen Provinzen Frankreichs, in welchem zum Theil Yoriks empfindsame Reisen nachgeahmt wurden; doch ist es eben nur eine theilweise, sich auf die allgemeine Grundlage beschränkende Nachahmung, die Ausführung ist selbständig, und durch Glätte und Eleganz der Darstelluung wie des Stils ausgezeichnet[82]. Thümmel hat lange an diesem Buche geschrieben; es läßt sich darum nicht sagen, ob der Plan, nach welchem es ausgeführt worden, ursprünglich bei ihm festgestanden habe — ich meines Orts muß es bezweifeln. Ein in Büchern und gelehrter Einsamkeit ver-

kommener Hypochondrist wird durch eine lange Reihe galanter Abenteuer zu einem behaglichen Sinnlichkeits-Menschen umgeschaffen: so weit ist der Roman wielandisch und dem Stoffe nach widerlich (Schiller hat ihn auf das härteste be- und verurteilt): nachher wird dieser Weg als ein verfehlter nachgewiesen, doch eigentlich nur auf didaktischem Wege, nicht durch Entwicklung der Handlung. Das Werk ist somit künstlerisch nicht vollendet, und läuft auf die Moral hinaus, die es wegen seiner ersten größeren Hälfte doch wol schwerlich jemals lehren wird. Das Gegenüberstellen aber des Ichs gegen die Welt und der Welt gegen das Ich, und die Wirkung der Welt auf das Ich ist in einer nicht geringen Anzal von geistreichen Reflexionen in dem Werke auf wirklich künstlerische Art vollzogen, und es führt uns dasselbe auf diesem Wege über zu der Hamann-Herderschen Schule (oder vielmehr nur Gruppe), welcher wir einige Augenblicke werden widmen müßen.

Es mußte schon bei Hamann hervorgehoben werden, daß die Anerkennung seiner Bedeutung zum Theil von der Anerkennung seiner Individualität, seines Charakters abhänge: es sind bei ihm nicht große und bedeutende Dinge, über die er Großes und Bedeutendes sagt; es ist vielmehr die Art und Weise, wie er auch die kleinen Dinge durch die eigentümliche Richtung und Stimmung seines Wesens bedeutend und groß zu machen und zu zeigen weiß, es ist gerade die Beschäftigung mit scheinbar kleinen, mit alltäglichen Gegenständen, die ihn bedeutend macht, dadurch bedeutend, daß er eine Welt von Gedanken und Anschauungen in den kleinsten Raum zu bannen versteht; es ist der Contrast, der absichtliche Contrast des Kleinsten und des Grösten, des Alltäglichen und des Ungewöhnlichsten, durch welchen er theils so ungemein anzieht, theils freilich auch auf die Dauer ermüdet. Eben diese Fähigkeit, ich möchte sagen, zu elektrisieren, auch aus den todtesten Stoffen Funken zu locken, die plötzlich erleuchten und einschlagen, die Fähigkeit, für die Dinge nicht an und für sich, sondern um der Art und Weise der Auffassung und noch mehr um der Person des Auffaßenden und Darstellenden willen Interesse zu erwecken, besaß auch Herder, wenn gleich in einer allgemeineren, durchsichtigeren, überhaupt

edleren Form; — nach ihm, unter den von ihm und von Hamann Angeregten trat immer deutlicher wieder die kaleidoskopische Betrachtungsweise Hamanns hervor, in welcher durch das ganz eigentümlich geschliffene Glas der Dichterseele die Dinge eine Gestalt und Beleuchtung annehmen, die ihnen an sich nicht zugehört und die sie eben so wenig festzuhalten im Stande sind — eine Gestalt, die von der Anregung des Augenblicks ausgehet und mit dem Augenblick auch unwiederherstellbar verschwindet. Die Theilname wird durch eine solche Darstellungsweise wenigstens zwischen dem poetischen Product und der Person des Urhebers getheilt, oft und in den meisten Fällen allein auf die letztere gezogen, von dem Ganzen abgelenkt, dem Einzelnen fast ausschließlich zugewendet, und es ist darum die in der neueren Zeit lange beliebt gewesene Humoristik — denn von dieser ist die Rede — nur eine der untergeordnetsten Formen der poetischen Darstellung. Den Namen haben wir, wie die Sache selbst wenigstens zum Theil, von den Engländern erborgt; aus England ist wenigstens das „bei allem seine eigenen Gedanken haben" bereits durch die Richardsonschen Romane, sodann durch Yorick herüber gekommen, einen fruchtbaren Boden fanden aber diese englischen Whims bei uns in einer Zeit, welche mit sich selbst nicht einig war, die das Gefühl über die That setzte, an die wißenschaftliche oder poetische Ergründung der Dinge zu gehen weder Spannkraft noch Mut hatte, und sich mit einer gewissen Gereiztheit und einer Art von Dünkel bei ihrer Subjectivität zu beruhigen und in derselben festzusetzen suchte; in einer Zeit, welche auf das Originelle einen so hohen Wert legte, weshalb denn auch noch jetzt Humor und Originalität im verwirrenden Sprachgebrauch des gemeinen Lebens beinahe für identisch gelten. Der Humor ist eine Mittelgattung dichterischer Anlage, die zur Satire zu unentschieden und zu weich, zur elegischen Darstellung zu gereizt ist; eine eigentümliche Mischung von Wehmut und Mutwillen, von tiefen, wahren Gefühlen und grillenhaften Einfällen, von Warheit und Einbildung, eine Mischung, welche, in der poetischen Darstellung durch Einzelnes oft hinreißen, im Ganzen aber wenigstens auf die Dauer nicht befriedigen kann,

vielmehr ermüden und erkälten muß, und im wirklichen Leben gar oft ein wolfeiler Deckmantel der Trägheit eines Talentes ist, welches sich auszubilden weder Energie noch Fleiß genug besitzt. In keiner Dichtungsgattung gibt es darum eine so große Menge gänzlich verunglückter und armseliger Productionen, wie in der Humoristik, da jeder unreife Kopf sich gut genug dünkte, etwas der Art zu producieren — oft gerade um so eher, je unreifer er war — jeder Flachkopf, der Einfälle hatte (und bekanntlich stehen diese den Flachköpfen oft am ersten zu Gebot) und Wortwitze machen konnte, sich für einen geborenen Humoristen ausgab. Es kann darum hier nur der hervorragendsten Erscheinungen, und dieser doch nur in aller Kürze Erwähnung geschehen.

Der nächste Nachfolger Hamanns, und ihm an Energie des Geistes am nächsten verwandt, ist Theodor Gottlieb von Hippel, dessen „Lebensläufe in aufsteigender Linie“, und „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z“ hierher gehören. In dem ersteren Werke hat die elegische Stimmung die Oberhand, und bringt es mitunter zu vortrefflichen Darstellungen; wiewol die uns abgeforderte Theilname an dem Individuellen, an den kleinen Verhältnissen, den eigenen Erlebnissen des Verfaßers uns zuweilen nicht wenig abspannt — eine Eigentümlichkeit, welche Hippel mit Hamann und mit den meisten übrigen Humoristen theilt und die dem Humoristen überhaupt eigen ist und sein muß. In dem zweiten Werke ist mehr der Spott herausgekehrt, der es jedoch nie zur eigentlichen Satire bringt, da er unvermögend ist, sich über die Gegenstände, die er bespricht, zu erheben; gegen die Lebensläufe gehalten, sind die Kreuzzüge ermüdend und fast langweilig zu nennen[63].

Näher an den Satiriker grenzt Georg Christoph Lichtenberg, der berühmte Erklärer der Hogarthischen Kupferstiche, welcher in kleineren Stücken wie z. B. in den gegen die Physiognomik Lavaters, gegen den Taschenspieler Philadelphia gerichteten Schriftchen oder vielmehr nur Aufsätzen wirkliche Satire produciert, es aber eben wegen des innern unaufgelösten Conflicts niemals zu einem umfaßenden satirischen Werke gebracht hat, so lange er sich auch mit dem

Entwurfe zu einem solchen herumtrug. Daß ihm aber nichts recht und nichts genug war, daß er sich mit keiner Erscheinung seiner Zeit befreunden, über keine entschieden erheben konnte — eine Stimmung, die er selbst bestimmt genug als die seinige angegeben hat — das eben hat seine Wirksamkeit gelähmt; fast traurig ist es anzusehen, wie er, unbekümmert um die Lösung, die längst vollbrachte Lösung der höchsten Probleme, dennoch an denselben hinanspringt und die verbrauchtesten Dinge als unerhört neue, witzige Einfälle vorträgt. An seiner Stelle war er aber in der Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, da er hier das Einzelne, das Versteckte, das Gesuchte, wieder suchen und in ein glänzendes Licht stellen konnte; in Glätte der Diction, Lebhaftigkeit der Darstellung und schlagenden Effect können wenig beschreibende Erzeugnisse unserer Literatur mit diesem Werke Lichtenbergs verglichen werden [64].

Der erklärte Liebling derjenigen Lesewelt, welche sich in ähnlicher Weise, wie vorher von den Humoristen selbst erwähnt wurde, eingeklemmt fühlte zwischen dem Grösten und dem Kleinsten, zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, zwischen elegischer Stimmung und Spott, für die der rauschende Flug des Goetheschen und Schillerschen Genius etwas Ueberwältigendes und Beängstigendes hatte, und die es darum vorzog, sich in die weichen silbernen Fäden des individuellen Gefühls einzuspinnen, der erklärte Liebling dieser Lesewelt am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jarhunderts war Jean Paul Friedrich Richter. In seine Darstellungen spielen nun schon viel mehr Elemente hinein, als in die Erzeugnisse der frühern Humoristen — namentlich ist die empfindsame Periode auf ihn vom entschiedensten Einfluße gewesen, so daß er die süßen, weichen Klänge derselben durch sein ganzes Leben hin mit sich getragen und sie noch in seinem letzten Werke, der Selina, sehr deutlich hat durchklingen laßen. Ueberhaupt ist an ihm das zu bemerken, was freilich bei einem eigentlichen Humoristen nicht anders sein kann, daß er keine Entwickelungsphasen seines poetischen Daseins gehabt hat — hätte ein Humorist diese, dränge er zur vollen Klarheit und künstlerischen Vollendung durch, er würde eben aufhören ein Humorist zu sein; Jean Pauls früheste Werke, die sogenannten Satiren

nicht ausgenommen, sind im Wesentlichen seinen spätesten Werken vollkommen gleich. Er ist — oder war — der Schriftsteller der noch unentwickelten, in seligen Träumen und wunderlichen Zweifeln, in idyllischer Befriedigung und weitaussehenden Entwürfen, in kleinlichen Spielen und großen Gedanken zugleich befangenen Jugend, und noch immer haben gewisse Jugendzeiten etwas Verwandtes mit Jean Pauls Zuständen, die niemals aus der Jugend zum Mannesalter herangereift sind — noch immer fühlen sich darum jene Jugendzeiten von Jean Paul angesprochen, noch immer fühlen diejenigen, denen es entweder natürlich ist, oder welche es behaglich finden, den Standpunkt ihrer poetischen Receptivität, den sie im zwanzigsten Jahre hatten, durch das ganze Leben festzuhalten, zu Jean Paul hingezogen. Diejenigen dagegen, welche auch in ihrer poetischen Genußfähigkeit aus der Jugend zum Mannesalter fortschreiten, werden regelmäßig gegen Jean Paul später gleichgültig oder sogar aus seinen Lobrednern seine entschiednen Tadler; es ist schon sonst bemerkt worden, daß es sehr viele gebe, welche aus Jean Pauls Verehrern seine Gegner, aber nicht einen Einzigen, welcher aus seinem Gegner sein Verehrer geworden wäre. Seine Satire wird Niemand, welcher jemals eine echte Satire gelesen hat, für Satire gelten zu laßen versucht werden; schon die Langsamkeit der Exposition, das Zögernde und Hinhaltende der Darstellung, welches sich in den Grönländischen Processen und in der Auswahl aus des Teufels Papieren bereits eben so findet wie im Katzenberger und im Feldprediger Schmelzle, schon dieß schwächt und zerstört alle satirische Wirkung, wäre auch der satirische Standpunkt wirklich erreicht, an den der Dichter stets hinanlangt, ohne jemals hinaufzugelangen.

Doch durch die satirischen Elemente seiner Schriften hat sich Jean Paul wol sein Publicum überhaupt nicht erworben — es ist das Unschuldige, das Herzliche, das Sehnsuchtsvolle, das Wehmütige seiner Schilderungen, es sind die Lichtblicke, die Meteore, die Blitze die er uns entgegenwirft, oder richtiger gesagt, es ist das bunte Feuerwerk, welches er in dem milden Dunkel der Sommernacht in tausend sprühenden, springenden, gaukelnden Büschen, Garben und Rädern vor uns spielen läßt. Es sind die vielen einzelnen

schönen Stellen, die uns in unserer, zunächst an das Einzelne gewiesenen Jugend so ungemein angesprochen haben, und die unsern Blick so feßelten, daß wir es vergaßen, das Ganze mit sicherm, festem Blicke zu überschauen und die Einheit desselben zu suchen; daß wir es vergaßen, es sei eben kein Ganzes und es laße sich eine Einheit überhaupt nicht finden. Wir vergaßen, daß in allen Schriften Jean Pauls, so viele vortreffliche, theils überraschend wahre, theils ungemein zarte Einzelheiten auch die einzelnen Charaktere besitzen, welche er zeichnet, doch vielleicht nicht ein einziger Charakter durchgeführt, geschweige denn poetisch vollendet sei. Wir vergaßen, daß es in allen Schriften Jean Pauls über dem Empfinden und Fühlen und Schauen eigentlich auch nicht einmal zum Handeln komme; wir übersahen, daß neben der einen glänzenden durchschlagenden Stelle zwei, drei und mehr andere unverständliche lagen, wir hatten kein Auge für das fast ungeheure Material, welches der Dichter über uns zusammenhäuft, und welches doch eben nur zusammengehäuft, nicht verarbeitet ist. Ja es ist vielleicht nicht zu viel behauptet: wie die Jugend sich an halbgefaßten Sentenzen, halbbegriffenen Urteilen, halb angeeigneten Lehren nicht selten am meisten begeistert, so war uns damals gerade das Dunkle, Ahnungsreiche, Unverständliche in Jean Pauls Werken der gröste Reiz und ein überwältigender Zauber. Und das Lachen und Weinen in einem Zuge, wozu uns Jean Paul so oft hinriß, dieses so ganz eigene Jugendvermögen, diese kindische Schwäche zugleich und kindische Stärke, war nicht der geringste Reiz, den wir in seinen Schriften suchten; — ja bei vielen hat der ganz materielle Stachel der Neugier, den Rätseln, welche der Dichter uns aufgibt, nachzugehen und ihre Lösung zu versuchen, einen sehr bedeutenden Theil an dem Wolgefallen, welches sie für Jean Pauls Werke bewahren. Alles dieß nun ist nicht geeignet, ein günstiges Kunsturteil über Jean Pauls dichterische Wirksamkeit zu erzeugen.

Alles was zuzugestehen ist, besteht darin, daß er zu gewissen Zeiten anregend wirken, auf das Verständnis und den Genuß wirklicher Kunstwerke vorbereiten könne; sehr schlimm ist es aber, wenn er, wie oft geschehen ist, eine ausschließliche und bleibende

Herrschaft gewinnt: der gesunde ästhetische Geschmack wird dann unausbleiblich verkümmert, wo nicht verdorben. Am augenscheinlichsten läßt sich dieß an der schon berührten ungeheuern Masse von Stoff nachweisen, die er in seinen Werken zusammentrug, und dessen er niemals und nirgends künstlerisch Herr geworden ist; es werden sich wenig Seiten in den Büchern Jean Pauls nachweisen laßen, auf denen nicht das Mühevolle, Gesuchte, Gekünstelte der Verarbeitung sehr auffallend in das Auge spränge, gesetzt auch wir wüßten nicht, wie seltsam und fast kindisch es mit dem Ansammeln und Einspeichern dieses Stoffes zugegangen ist. Und hiermit hängt endlich die äußere Form, sein Stil, eng zusammen; wer die Prosa des klassischen Altertums, die Prosa Luthers, die Prosa Schillers, Lessings und Goethes kennen gelernt hat, dem ist es völlig unmöglich, bei Jean Paul zu verweilen: er wird seinen Stil um des immer wiederkehrenden Innehaltens, Abspringens, Hin- und Herfahrens, um des Manierierten überhaupt willen nur unschön nennen können. Wer diese unverarbeitete Stofffülle, diesen verwickelten, in sich selbst zusammenkriechenden und alsbald wieder auseinanderfallenden, zerbröckelten Stil schön finden kann, der möge wol zusehen, wie er sein Urteil den anerkannten Mustern der Darstellung gegenüber rechtfertigen wolle.

Dabei soll jedoch nicht vergeßen werden, welche Bedeutung Jean Paul für seine Zeit gehabt und welche materiell woltätige Wirkung seine schriftstellerische Thätigkeit auf die der Trivialität, der Rohheit, der Unsittlichkeit preis gegebenen, zumal mittleren Schichten der Gesellschaft am Ende des vorigen und am Anfange des jetzigen Jarhunderts geäußert hat. Manche unserer älteren Zeitgenoßen verdanken es Jean Paul noch heute mit tiefer Bewegung, daß sie von der Fieberhitze und Fieberkälte des revolutionären Treibens jener Zeit an Jean Pauls milder Wärme genesen, daß sie von Jean Paul gerettet worden sind; die deutsche Herzlichkeit und Innigkeit, die deutsche Herzensunschuld und die deutsche treue Liebe hat sich beinahe ein halbes Menschenalter lang allein zu Jean Paul geflüchtet. Und kehrten ähnliche rohe, kalte, öde Zeiten wieder — vielleicht dürfte Jean Paul zum zweiten

Male eine Heimat werden, in welcher zartere, dem Weltkampfe nicht gewachsene Seelen sich vor den vorüberbrausenden Wettern bergen könnten, um für beßere Zeiten unverletzt aufbewahrt zu bleiben[65].

Ursprünglich nahe mit Jean Paul verwandt — wie dieser selbst angibt — war Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann, gewöhnlich Amadeus Hoffmann genannt, nachher aber wurde er ausschließlich auf die Bahn des Schauerlichen, Ungeheuren, Wilden und Zerrißenen geworfen. Während Jean Paul bei dem Idyllischen stehen blieb, und Ideale des weichen Gefühls, Ideale der Wehmut und Zartheit in das Alltägliche zu verweben, dasselbe dadurch gleichsam zu verklären strebte, so suchte Hoffmann, welcher allerdings auch von dem Alltäglichen ausgieng, alle Schauer und alles Grausen einer finstern Tiefe in diese Alltagswelt hineinzuschleudern, und sie zu einem sinneverwirrenden Zerrbild zu machen. Daß nicht manche seiner Darstellungen gelungen seien, wie namentlich in den Phantasiestücken und in den Serapionsbrüdern, kann und soll nicht geleugnet, daß aber seine Werke noch weit weniger als Jean Pauls Werke künstlerischen Genuß gewähren und den Ruhm künstlerischer Vollendung errungen haben, muß auf das nachdrücklichste behauptet werden. Wer seinem Kater Murr, seinen Teufelselixieren, seinem Nußknacker und Mäusekönig Geschmack abgewinnen kann, für den ist schwerlich Schiller und Goethe noch vorhanden, geschweige denn ein Nibelungenlied oder ein Homer[66].

Die lange Reihe der übrigen Humoristen, welche für die Geschichte der Poesie fast gar keine Bedeutung haben, übrigens auch zum Theil an die Richtung des philosophischen Tendenzromans, zum Theil an die meist nicht besonders glücklich cultivierte Komik, zum Theil an die noch weniger gelungene Satire sich anschließen, übrigens aber das miteinander gemein haben, daß sie sämtlich gleich weit von Goethe und zum Theil von Schiller abstehen, kann kaum andeutungsweise und dem Namen nach erwähnt werden; dem bei weitem grösten Theile nach sinken sie zu der Klasse der gewöhnlichen Unterhaltungsschriftsteller herab, wie die Schummel, Meißner (ein Humorist zunächst aus Wielands Schule), v. Knigge

(eine Mittelgattung zwischen Wieland und Nicolai und von dem untergeordnetsten Werte), Gottwerth Müller (ein Ideal der Geschmacklosigkeit in seinem einst viel gelesenen Siegfried von Lindenberg), Benzel-Sternau, Langbein und andere. Eine merklich hervorragende Figur ist Ernst Wagner mit seinem einst beliebten Werke: Wilibalds Ansichten des Lebens und seinem weniger bekannten aber bedeutenderen: Reisen aus der Fremde in die Heimat; sein Reichtum ist weit geringer als Jean Pauls, aber seine Fähigkeit, poetisch zu gestalten, hin und wieder größer; am Meisten leiden seine Werke durch die praktischen Tendenzen und Pläne, an die er seine poetischen Schöpfungen anknüpft. Auch Gottfried Seume kann wenigstens in so weit hierher gerechnet werden, als er alle seine Darstellungen an das eigne Ich anknüpft und dieses in den Vordergrund stellt; dieses Ich ist aber nichts weniger als geistig-reich, liebenswürdig und poetisch, im Gegenteil gar arm und trocken, und nun pocht und trotzt es noch auf diese Armut und Trockenheit; sein Humor ist mehr Verbißenheit und Ingrimm.

Gehen wir auf die um Goethe und Schiller sich sammelnden Gruppen und die Schulen über, welche aus ihrer Dichterwirksamkeit sich bildeten, so nehmen den ersten Rang billig diejenigen ein, welche neben Goethe in der Sturm- und Drangperiode literarisch thätig waren, wenn auch ihr literarischer Rang keinesweges der erste ist.

Das bedeutendste unter diesen Kraftgenies ist Friedrich Maximilian Klinger, der seine wilden Dramen in den siebziger Jahren schrieb, und dessen Ton oft so stark mit dem später auftretenden Schiller zusammentrifft, daß man in den Räubern fast nur einen zweiten Klinger zu hören glaubt und auch oft behauptet worden ist, Schiller habe Klinger nicht allein im Allgemeinen, sondern durch Erborgung bestimter Charaktere nachgeahmt. Auch er hatte es, wie Schiller, darauf abgesehen „tugendhafte Ungeheuer" oder „edle Canaillen" zu schildern; seine Charaktere sind durchgängig bis ins Fratzenhafte unwahr, voll einer titanischen, völlig bewustlosen Naturkraft, die sich in furchtbaren Phrasen und gräulichen Handlungen bloß gibt. Das Stück, durch welches er

sich berühmt machte, sind die schon bei der Anführung von Leisewitzens Julius von Tarent erwähnten Zwillinge, vom Jahre 1774; damals gewann er den Preis, heut zu Tage wird niemand Lust haben, mehr als die ersten Seiten desselben zu lesen; das bekannteste seiner Dramen aber ist Sturm und Drang, ein aus der schottischen Königsgeschichte entlehnter oder wol mehr dahin verlegter Stoff; von diesem Stücke bekam die ganze Genieperiode den noch heute in der Literaturgeschichte üblichen Namen Sturm- und Drangperiode. Nachdem Klinger bereits 1778 das Theater verlaßen hatte und wenig später in russische Dienste getreten war, wurde er nüchtern: er fuhr fort, das Schreckliche, das Zerstörende, die unverbeßerliche Bosheit und das hoffnungslose Unglück zu schildern — nur nicht mehr in Dramen, sondern in Romanen — er fuhr fort, die Titanenkraft des Menschen im Zerstören und Vernichten, in der Verübung der Bosheit und im Ertragen des Unglücks darzustellen, aber mit der Kälte der Menschenverachtung, mit der unerschütterlichen Ruhe des Stoicismus, der in den gräulichsten Begebenheiten eben nichts als Alltagsgeschichten sieht. Unter diesen seinen Werken, die fast durchgängig in das Gebiet des philosophischen Romans gehören, steht Fausts Leben, Thaten und Höllenfart oben an (und man sieht daraus, wie nahe jenem Geschlechte die Idee dieser alten Volksfigur lag, da außer Lessing drei Glieder der Genieperiode sich diesem Stoffe hingaben) — doch ist dieser Faust nichts weniger als ein Goethescher Faust, welcher den gewaltigen Kampf in sich selbst erlebt und durchkämpft; es ist eigentlich nichts mehr als ein Zeitspiegel, bei dem das Dämonische lediglich in der Welt liegt und bei welchem Faust nur äußerlich betheiligt ist. Beliebter als sein Faust war der Schreckensroman Geschichte Rafaels de Aquillas, der schon 1793 erschien, aber noch fünf und zwanzig Jahre später gern gelesen wurde, und die ähnliche spätere Geschichte Giafars des Barmaciden. — Klinger, der einst in der Genieperiode in Weimar als Genie zerlumpt und fast nackt gieng, und von dem Wieland sagte, er sehe aus, als wenn er Löwenblut saufe und rohes Fleisch freße, starb als russischer Generallieutenant und Curator

der Universität Dorpat ein Jahr vor seinem Landsmann Goethe, am 25. Februar 1831.

Außer Klinger ist hierher zu rechnen der Maler Müller, welcher sein Genie gleichfalls dem Faust zuwendete, und diesen Stoff nun in aller Gewöhnlichkeit der Genieperiode behandelte: Faust soll zwar als eine „königliche Seele“ dargestellt werden, hat jedoch nur die Unersättlichkeit des Genußes mit dem Goetheschen Faust gemein, steht aber sonst in allem was poetisches Leben heißt, weit von ihm ab; das Stück sieht ungeachtet einiger gelungener Züge aus, wie eine verunglückte Satire. Eins seiner besten Werke ist die Genoveva, die ihm, dem lange Vergeßenen (Müller lebte in Rom und starb daselbst 1825) zuerst wieder die Aufmerksamkeit der romantischen Schule zuwendete; die besten aber seine Idyllen, das Nußkernen und die Schafschur, in welchem er das wirkliche ländliche Leben, ganz im Gegensatze gegen die Geßnerschen Idyllen, und weit markiger noch als der etwas spätere Voß, ja in nicht wenigen Zügen vollkommen volksmäßig, schildert[67].

Dreier anderer Genies möge nur dem Namen nach gedacht werden; der eine ist Philipp Hahn, welcher die Tollheit der Genieperiode durch sein monströses, widerwärtiges Stück: der Aufruhr in Pisa, am besten charakterisiert; der zweite ist Reinhold Lenz, der in Rohheit, Elend und Wahnsinn gleich dem neuerlich verstorbenen Grabbe untergieng, mit welchem er auch in der halb wüsten, halb genialen Zusammenwürfelung ganz heterogener Stoffe manches Aehnliche hat — er war einer von Goethes Freunden in Straßburg, und eine fast in jeder Beziehung unedle Natur; — das dritte noch übrige Genie ist das einzige unter diesen, dem mit Sicherheit Unsterblichkeit kann verheißen werden: es ist der Straßburger Leopold Wagner, gleichfalls einer von den falschen Freunden Goethes aus der Straßburg-Zeit; er schrieb eine Satire gegen Nicolai in dessen Kampf mit Goethe über Werthers Leiden, zugleich aber auch ein Drama: die Kindesmörderin, dessen Stoff er Goethe entwandt hatte. Dafür hat sich Goethe bekanntlich dadurch gerächt, daß er Wagner als Fausts Famulus auftreten läßt.

Die von Goethe und Schiller ausgegangenen, noch in die Gegenwart hineinreichenden Schulen und Richtungen erlauben noch zur Zeit keine geschichtliche Darstellung — noch weniger als die Häupter selbst; ich muß mich daher darauf beschränken, um die mir gesteckte Aufgabe nicht zu überschreiten, und aus einem Geschichtserzäler ein Besprecher der Tagesnovitäten zu werden, diese Schulen nur in kürzester Uebersicht vorzuführen.

Daß diese Schulen noch keine geschichtliche Darstellung zulaßen, zeigt sich sofort an der ersten und vornehmsten, der romantischen Schule, nicht allein darin, daß das eine ihrer Häupter kaum erst verstorben ist, sondern noch mehr in dem Umstande, daß diese romantische Schule in der neuesten Zeit in die heftigen Parteifragen des Tages hineingezogen worden ist; wurde doch vor wenig Jahren es ernstlich darauf angelegt, den Ausdruck „romantisch" geradezu zum Schimpfworte zu machen; es sollte derselbe eine neue, bequeme Parteilosung sein für alles das, was man sonst Frömmelei, Scheinheiligkeit, Jesuitismus, Pfaffenherschaft — was man sonst Obscurantismus, Geistestyrannei, Gewißenszwang und politischen Despotismus genannt hatte. Diesem Parteihader würde auch unsere friedliche Geschichtserzälung, sollte dieselbe bis auf unsere Tage herabgeführt werden, notwendig anheimfallen, und meine Leser würden mir es gewis wenig Dank wißen, wenn der Mißton des literarischen Tagesgezänkes der Scheidegruß wäre, den ich ihnen nach einer so geduldigen und freundlichen Begleitung auf einem so langen Wege zurufen wollte. Laßen wir auch das letzte Wort unserer Unterhaltungen ein Wort des Friedens sein, des Friedens der Poesie, die unter dem Streit und Hader niemals gediehen ist, und am wenigsten, wo sie Streit und Hader hervorrufen sollte — die vielmehr, wo sie echte Poesie war, mildernd und versöhnend, beruhigend und heilend gewirkt hat.

Die Zeit der höchsten Blüte Goethes und Schillers rief in ihren Umgebungen, in Weimar und Jena, ein so belebtes, aufgeregtes und warhaft geniales Zusammensein der verschiedensten Geister hervor, wie nach Schillers eigener Bemerkung, ein solches vielleicht in Jarhunderten nicht wiederkehrt: die Poesie drang mit

Macht in die Wißenschaft, in die bildende Kunst, in das Leben. Von der Vermischung der Poesie mit dem Leben, welche damals in Weimar und besonders in Jena Statt fand, wird uns allerdings nichts Rühmliches berichtet — noch weniger Rühmliches, als der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein unter fast gleichen Umständen von sich selbst erzält; es war aber doch der Gedanke lebendig geworden, es müße die Poesie wieder aus den Büchern, aus der Papierwelt hinaus in die wirkliche Welt strömen, sich in den Verkehr des Lebens mischen, die Gesellschaft durchdringen und sie von allem Niedrigen, Gemeinen, Philisterhaften säubern — es mußte dieser Gedanke da lebendig werden, wo das Leben schon wirklich zur Poesie geworden war, wo der seltenste Verein einer großen Zahl geistig bedeutender, wißenschaftlich hochstehender, dichterisch begabter Männer in ihren frischen Jugendjahren auf einem verhältnismäßig so engen Raume zusammengedrängt war, in Jena, wo zu gleicher Zeit Reinhold und Fichte, Schelling und Hegel, Woltmann, Thibaut und Hufeland, Voß, die beiden Humboldt und die beiden Schlegel, Steffens und Brentano — und wer nennt und zählt die Namen alle — lehrend und lernend, anregend und strebend sich zusammengefunden hatten. Und dieser Gedanke, die Einheit der Poesie mit dem Leben zu begreifen, zu verkündigen, herzustellen — dieser Gedanke ist in der That einer der allgemeinsten Grundgedanken der neuen Schule, die bald, und zumeist von ihren Gegnern, die romantische Schule genannt wurde; ein Gedanke, welcher mit der zu gleicher Zeit emporblühenden Naturphilosophie auf das Genaueste verwandt war. Der Dichter wurde gleichsam zur höchsten Potenz, gleichsam zum Ideal der Zeit gemacht — alle die mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens, der Kunst, der Wißenschaft sollte er in sich aufnehmen, in sich sammeln und in der reinsten Gestalt aus dem eignen Ich wiederstrahlen laßen — ein Satz, gegen den schwerlich viel einzuwenden sein wird, und der nur an Herder, Goethe und Schiller, vor allen an Goethe, gelernt werden konnte. Aus diesem Gedanken der Einheit der Poesie und des Lebens erklärt sich am ungezwungensten und einfachsten, erklärt sich fast notwendig, wie diese neue Schule so eines

Sinnes dem Mittelalter ihre Liebe zuwandte: mit Recht pries sie die Zeit des Volksepos und der Minnesänger des 13. Jarhunderts als eine solche, in welcher ihr Ideal, wenn nicht ganz und gar, wenigstens in bei weitem höherem Grade verwirklicht war, als in der Zeit, in welcher sie lebte und in welcher wir leben; hier eine dem todten Papiere angehörende, dem stummen Lesen anheimfallende Dichtung, dort der lebendige, fröliche Gesang, welcher das bunte, heitere, farbenreiche Leben mit seinen hellen Klängen nach allen Seiten hin begleitete und durchtönte. Daher erklärt sich die bei so vielen Gliedern dieser neuen Schule so stark ausgeprägte und zu so köstlichen Früchten in Arnim und Brentano und in den Brüdern Grimm gereifte Neigung für das Volkslied, das Volksmährchen, die Volkssage und das Volksmäßige überhaupt. Mit diesem Gedanken war notwendig verknüpft und sogar eine notwendige Bedingung der Existenz desselben, die Fähigkeit, alle poetischen Stoffe gelten zu laßen, sich anzuempfinden, denselben sich anzuschmiegen — eine Fähigkeit, die wieder vor allem an Goethe, und weiter rückwärts an Herder gelernt werden konnte; daher begreift sich das von der romantischen Schule als eigentlicher Beruf geübte Aufschließen der bis dahin noch verborgenen Schätze der älteren romanischen Poesie und das Verschmelzen der Formen derselben mit dem deutschen Geiste, in eben der Weise, wie bisher die antike Form mit dem deutschen Dichtergeiste sich vermählt hatte; so daß geradezu behauptet werden muß: liegt der Charakter unserer zweiten klassischen Dichterperiode in ihrer Universalität, in dem innigen Verschmelzen des deutschen Geistes mit dem fremden, so ist diese neue, sogenannte romantische Schule ein notwendiges Ergänzungsglied derselben. Es mußte aber ferner eben jener Gedanke der Einheit des Lebens mit der Poesie, als der höchsten Vollendung der letztern, diejenigen, welche denselben faßten und verfolgten, dahin führen, die Bedingungen dieser Einheit aufzusuchen, und sehr bald mußte sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß zu einer solchen Einheit der Poesie und des Lebens auch Einheit der Sitte, Einheit der Sprache, der Lebensanschauungen, des Strebens, und vor allem Einheit des Glaubens im Volke erfordert werde: das ist es,

was die Häupter der romantischen Schule mit ihrer „symbolischen Weltansicht“ bezeichneten, welche sie der neueren Zeit ab- und der älteren zusprachen; das ist es, was einen Novalis so entschieden zurück zum christlichen Glauben drängte, das ist es, was einen Friedrich Schlegel, welcher diese symbolische Weltansicht, diese innere Einigkeit und Befriedigung seit den Zeiten der Reformation verloren, zerstört, vernichtet wähnte, der katholischen Kirche zuführte; das ist es, wodurch die romantische Schule, aus rein poetischem Bedürfnis, zurückgeleitet wurde zu der Anerkennung der alten Staatsformen, zur Anerkennung der altehrwürdigen Königsherrschaft und der Vasallentreue, als dem feststehenden Symbol aller weltlichen Würde, Ehre und Größe; — Dinge, welche freilich nicht ihrer Zeit, noch weniger den späteren Geschlechtern zusagen wollten.

Berücksichtigen wir dieß, so wird die so oft wiederholte Behauptung: es habe die romantische Schule eigentlich gar keine positive, sondern nur eine negative, kritische Wirksamkeit geäußert, als habe sie sich von dem Streben der Zeit losgesagt, ja sich demselben entgegengesetzt, sich als eine völlig unhaltbare darstellen. Wenn auch die poetische Schöpferkraft mehrerer ihrer Häupter und vieler ihrer nächsten Anhänger nicht bedeutend gewesen ist, so ist doch so viel allgemein zugestanden, daß seit dem Auftreten dieser Schule bis auf den heutigen Tag die gesamte Lyrik mit einziger Ausnahme der allerjüngsten, der Tendenzlyrik, sich in den Formen, und zum weit überwiegenden Theil auch in den Stoffen dieser Schule bewegt hat; es ist allgemein zugestanden, daß von ihr und von ihr allein die neue Wißenschaft der Literaturgeschichte ausgegangen ist; zugestanden, daß einzig und allein aus den Bestrebungen der romantischen Schule die neue Blüte unserer bildenden Kunst, vor allem unsere Malerei, hervorgesproßt — zugestanden endlich, daß die neue großartige, eine Welt von niegeahnten Ideen erschließende deutsche historische Sprachforschung Jacob und Wilhelm Grimms allein auf dem Boden dieser Schule gewachsen ist. Allerdings liegen diese Resultate zum großen Theil auf andern Gebieten, als auf dem der Poesie — gerade dieser Umstand aber scheint eine nicht ganz zu verschmähende Bestätigung des Grundsatzes zu sein,

auf dem die romantische Schule ruhete: sie hat in eben jenen Künsten und neuen Wißenschaften die Poesie mit einer Energie und Fruchtbarkeit in das Leben geworfen, wie es bis dahin vielleicht noch niemals der Poesie vergönnt gewesen ist.

Aber allerdings hat diese Schule auch ihre und zwar sehr bedeutende kritische Seite. Es war das Bestreben lebendig geworden, sich der großen Erscheinungen in der Poesie bewust zu werden — sich vor Allem Goethes Poesie zum vollen Verständnis zu bringen — mithin strebte man, diese Erscheinung von den andern Erscheinungen abzusondern, und die letztern in ihrer Ungleichartigkeit mit dem Höchsten und Reifsten was vorhanden war, in ihrer Abweichung von der lebendigen obersten Regel, in ihrem Gegensatze gegen das Musterbild und Ideal aufzuweisen. Man strebte dahin, die Dichtung Goethes in die Welt einzuführen, dieselbe geltend und zwar allein geltend zu machen, und, was hiermit notwendig verknüpft war, die falschen Richtungen des Geschmackes, in welchen damals die weit überwiegende Masse des Publicums begriffen war, nachdrücklich und von allen Seiten zu bekämpfen. Dieser verkehrten Geschmacksrichtungen aber fanden sich in jener Zeit nicht wenige: so herschte schon damals nicht etwa allein die Lesesucht, welche durch die Literatur lediglich unterhalten sein will, und weder an sich noch an den Dichter ernstliche Kunstforderungen stellt, ja sich von diesen Forderungen absichtlich wegwendet, als unbequemen Störungen des behaglichen Nichtsdenkens — es herschte nicht allein diese Sucht, denn diese war schon älter, und seit den letzten Decennien nur stärker geworden, sondern auch das Wolgefallen an den allergeringfügigsten, an den allerunschönsten und widrigsten Producten. Aus der reizbaren Ueberschwenglichkeit und krankhaften Empfindelei, die zehn bis zwanzig Jahre früher geherscht hatte, und doch nur kaum, nur zum Theil überwunden war, hatte man sich in die Weichheit der Gefühle des Haus- und Privatlebens, in die eigentliche Sentimentalität und Rührung zurückgezogen: es war der Haus- und Familienroman, welcher damals mit Lafontaine zu herschen begann, wie auf der Bühne die weichliche Rührung des bürgerlichen Schauspiels herschte. Gegen

diese Sentimentalität, diese weichliche, inhaltsleere, unwahre Rührung, die sich dem Leben entfremdet, und schon darum nach dem Grundsatze der romantischen Schule das gerade Gegenteil von echter Poesie war, richtete sich diese neue Schule ganz besonders; die Weichheit der bloßen Naturschilderungen eines Matthisson wurde von ihr verspottet, und die Erbärmlichkeit des Kotzebueschen Bühnenwesens schonungslos aufgedeckt und mit den schärfsten Streichen verfolgt. Kotzebue und sein geistiger Anhang, der leider nur zu groß war und lange Zeit hindurch nur zu groß blieb, und von welchem ein Hauptrepräsentant erst vor Kurzem (1850) verstorben ist (der ehedem bekannte, jetzt vergeßene Garlieb Merkel) bildete das der romantischen Schule eigentlich gegenüberliegende feindliche literarische Feldlager: die romantische Schule versammelte sich in der Zeitung für die elegante Welt, die Kotzebuianer in dem Freimütigen, einer Zeitschrift, die an Flachheit und Leerheit kaum übertroffen werden konnte, sich aber den Anstrich zu geben wußte, als verteidige sie die höchsten Interessen des freien Denkens, ja des Protestantismus, gegen die angeblich katholisierende Richtung der Romantiker, weshalb sie denn auch Ulrich von Huttens Bild zu ihrem Emblem wählte. Außerdem herschten wo möglich noch ärgere Elemente in der Lesewelt als die Kotzebueschen Sachen: es waren neben den Ritter-, Räuber- und Banditenstücken, die durch Götz von Berlichingen und Schillers Räuber hervorgerufen waren (ich nenne als eins für alle nur Zschokkes Abällino), auch die Ritter- und Räuberromane aufgekommen: die Löwenritter und Rinaldo Rinaldini mit ihrem zallosen Gefolge, die monströsen und widrigen Producte eines Cramer, Spieß und Schlenkert, denen man noch zu viel Ehre anthut, wenn man sie Schmierereien nennt (deren Wurzel übrigens zum guten Theil in Wieland zu suchen ist). Diese allen guten Geschmack rein vernichtenden Subeleien herschten am Ende des vorigen Jarhunderts in den mittlern Schichten der Lesewelt so allgemein, daß neben denselben Goethes und Schillers Dichtungen kaum gekannt, gewis nicht gelesen wurden; und diesen rohen, widerwärtigen Auswüchsen unserer Literatur stellte sich die Schule der Schlegel und Tieck entgegen — insbesondere hat es

Tieck bekanntlich sehr oft und sehr angelegentlich mit den Ritter- und Räuberromanen, den Spieß und Cramer und Schlenkert zu thun.

Doch blieb allerdings die Kritik der romantischen Schule nicht bei diesen untergeordneten Erscheinungen stehen, an denen sie der Lesewelt den Geschmack zu verleiden suchte und den Besseren wirklich verleidet hat; sie richtete sich auch gegen höher stehende Dichtungen, wie namentlich A. W. v. Schlegel auch gegen Schiller, dessen dramatische Figuren ihm, und nicht ganz mit Unrecht, der lebendigen Warheit, der Wärme, der Fülle zu ermangeln schienen: die Einheit der Poesie mit dem Leben, um auf diesen Satz nochmals zurückzukommen, schien in ihnen nicht vollzogen. Daß auf diesem Wege nachher unter manchen unbefähigteren Anhängern der Schule es für eine ausgemachte Warheit galt, Schiller sei gar kein Dichter, war eine der beklagenswerten Uebertreibungen, wie sie jede neue, energisch auftretende Zeitrichtung erzeugt, und die sich zuletzt selbst vernichten. Daß diese Schule überhaupt sich überschätzte, und selbst Goethe, von dem sie doch ausgegangen war, zu überfliegen dachte, daß sie in Novalis und Tieck die eigentliche Offenbarung der Poesie proclamierte, war eine Vermessenheit, die sich an ihr selbst am meisten gerächt hat.

Ein allgemeinerer Fehler, welchen man der kritischen Thätigkeit der romantischen Schule oft, und nicht mit Unrecht, vorgeworfen hat, ist der, daß sie zu wenig einfache Natürlichkeit, zu wenig unmittelbare Warheit in sich getragen habe, daß ihre Kritik zu sehr ein bloß geistreiches Spiel, zu viel Ironie gewesen sei. Und es läßt sich allerdings nicht leugnen: sehr oft dringt sich uns die Ueberzeugung, wenigstens die Warscheinlichkeit auf, daß die Romantiker das Volksmäßige, das Heilige, überhaupt das Positive, von dem sie reden, weniger selbst besessen, weit mehr als etwas Fremdes anerkannt, gelobt und gepriesen — daß sie an diesen Dingen ihre Freude gehabt hätten, aber nur in so weit, als sie sich nicht selbst unmittelbar und ganz daran betheiligten. Es scheint mitunter, als suchten sie das Alte, das Volksmäßige, das Heilige nicht um sich in die alten, volksmäßigen, heiligen Gesinnungen voll und ganz hineinzutauchen, sondern um des neuen Reizes willen,

den eben das Alte, um des Contrastes willen, den das Volksmäßige gegenüber unserer modernen Cultur gewährte, um des Geheimnißvollen und Wunderbaren willen, mit dem das Heilige geschmückt war. Ist auch der Vorwurf „sie hätten eigentlich an alle Stoffe ihrer Schule selbst nicht geglaubt" ein ungerechter, so ist doch nicht zu leugnen, daß z. B. in Tiecks Phantasus die Naturkraft der Märchenpoesie durch die nebenhergehende künstlerische Reflexion, durch die eingestreueten geistreichen Conversationen einer vornehmen, die Märchen sich nur anempfindenden, modernen Gesellschaft sehr bedeutend geschwächt, wo nicht gelähmt wird. Auf dem Boden einer solchen, wenn gleich halb unbewußten Ironie können keine gesunden, kräftigen, lange Lebensdauer in sich tragenden und reiche Fruchtbarkeit in sich schließenden Dichtungsbäume emporwachsen, und der Mangel an poetischer Productivität, den man der romantischen Schule so oft vorgehalten hat, findet in dieser Richtung ihrer kritischen Thätigkeit zum großen Theile seine Erklärung.

Die dichterischen Erzeugnisse der beiden Schlegel kommen in einer Geschichte der Poesie nur in untergeordneten Anschlag; August Wilhelm v. Schlegels Verdienst, welches sehr groß bleiben wird, mag auch der Neid noch so stark daran zupfen, besteht in der ungemeinen Fähigkeit, Fremdes sich anzueignen und nachzuempfinden, wovon er in der Uebersetzung des Shakespeare den bedeutendsten Beweis abgelegt hat; seine eigenen Gedichte zeichnen sich weniger durch bedeutenden Gehalt als durch reine, durchsichtige, überall vortreffliche Formen aus. Friedrichs Verdienste liegen mit Ausnahme einer, an äußerem Umfang nicht bedeutenden, an Ursprünglichkeit und frischer Kraft die seines Bruders übertreffenden Lyrik fast ganz auf dem Gebiete der Literärgeschichte, in welcher er zuerst tiefere Ansichten und eine geistigere Auffaßung geltend machte — ja die er erst eigentlich geschaffen hat. Sein aus der sich selbst überspringenden genialen Jenaischen Zeit entsproßener Roman Lucinde, zu dessen Vertheidigung sich sogar Schleiermacher hergab, ist ein Werk, an welchem echte Poesie nur geringen Anteil hat. Die dramatischen Versuche beider Brüder — der Jon des älteren, der Alarcos des jüngeren — liegen beide außerhalb des

Kreißes, in welchem das deutsche Drama sich bewegen soll, und blieben wirkungslos; können wir schon Goethes Iphigenie eben nur als formelles, freilich in so weit auch vollendetes Muster anerkennen, so war eine materielle Nachfolge auf diesem Wege noch weniger geeignet, irgend welche Erfolge zu erzielen[68].

Dem Umfange nach geringer, aber der Wirkung nach bedeutender als die poetischen Werke der Schlegel waren die ihres frühverstorbenen Freundes Novalis (Friedrich von Hardenberg). Bleibenden und höheren poetischen Wert können wir allerdings nur seinen geistlichen Liedern zuschreiben; sein unvollendeter Roman Heinrich von Ofterdingen ist künstlerisch mislungen — er besteht weit weniger in einer lebendigen Charakterzeichnung oder in einer Reihe kunstvoll verknüpfter Handlungen als in Räsonnements, die oft auf die seltsamste Art angebracht sind (wie z. B. die Unterhaltungen mit dem alten Grafen Zollern in der Höhle) — und sein übriger Nachlaß ist nichts mehr, als eine Sammlung von abgerißenen Sentenzen, welche oft tief und scharf, mitunter jedoch parador, nicht ganz selten auch unklar sind. Die Wirkung aber, welche gerade diese Sentenzen und Aphorismen hervorgebracht haben, ist von erheblichem Belange: besonders die Jugend hat bis in unsere Tage hinein aus ihnen eine tiefere und ernstere Lebensansicht und zwar weit unmittelbarer geschöpft, als aus den besten poetischen Werken unserer grösten Geister: sie dienten gewissermaßen zur Einleitung und zum Commentar des Beßeren und Besten in der Poesie und in der Literatur überhaupt, und werden diese Wirkung auch noch auf längere Zeit hinaus zu äußern im Stande sein.

Weit schöpferischer als seine drei hier genannten Freunde ist Ludwig Tieck, dessen schriftstellerische Laufbahn mehr als funfzig Jahre umfaßt hat. Von der Novelle ausgegangen, wandte er sich nachher dem Drama zu, um später und zuletzt zur Novelle zurückzukehren. Seine ältesten Werke, Abdallah und William Lovell, die vor zwei und sechzig Jahren erschienen, gehören noch mehr einer unentwickelnden strebenden Zeit an, tragen, nicht unähnlich seinem letzten Werke, Vittoria Accorombona, einen düstern Charakter,

und bewegen sich in der drückenden Atmosphäre ungemildeter und unversöhnter Leidenschaft. Das etwas spätere Werk, Franz Sternbalds Wanderungen, welches man bisher ihm und seinem frühverstorbenen Freunde Wackenroder gemeinschaftlich zuschrieb, während dasselbe zufolge einer neuerlichen ausdrücklichen Erklärung Tiecks diesem allein zugehört — ist wenn schon unvollendet doch auch in dieser Gestalt einer der besten Kunstromane, welche wir besitzen, und hat den Sinn für wahre Kunst in den weitesten Kreißen mit großem Erfolge angeregt. Seine Polemik gegen die verkehrten Tendenzen der Zeit, gegen die Mishandlung des Mittelalters durch die plumpen Ritterdramen und Ritter- und Räuberromane, gegen die weichliche Sentimentalität und die spießbürgerliche Plattheit der Familiendramen und Haus- und Familienromane ist im Peter Lebrecht, im gestiefelten Kater, im Prinzen Zerbino oder in der verkehrten Welt, auf höherer Stufe in den vortrefflichen Dramen: Leben und Tod der heiligen Genoveva, Fortunatus und Kaiser Octavianus enthalten, in welchen letztern Werken er nach allgemeinem Zugeständnis die feinste und duftendste Blüte der sogenannten Romantik erschloßen hat. Von kaum geringerem Werte und vielleicht beliebter als alles geworden was Tieck geschrieben hat, sind die Sagen und Märchen im Phantasus, in welchem er in der zartesten und geschicktesten Einkleidung die trefflichen alten Volkssagen von der Magelone, vom getreuen Eckart, vom Rotkäppchen und andere erzält. In den letzten zwanzig Jahren seiner Dichterthätigkeit wendete sich Tieck zur Novelle zurück, in welcher er wie in dem Aufruhr in den Cevennen, im Dichterleben und andern so vortreffliche, aus dem reinsten und reichsten Quell des Lebens geschöpfte Darstellungen gegeben hat, daß bei vielen unserer Zeitgenoßen diese Tieckschen Novellen in höherem Werte stehen, als seine früheren poetischen Schöpfungen; ein Urteil, welchem die Nachwelt schwerlich beistimmen wird. Durch die letzten Novellen, seinen jungen Tischlermeister und die vorher schon genannte Vittoria Accorombona hat Tieck, wie wol schon jetzt allgemein zugestanden wird, seinem Ruhme auf keinen Fall einen bedeutenden Zuwachs verschafft. — Daß er für das Theater durch seine dramaturgischen Blätter, durch sein deutsches Theater

und durch die Theilnahme an der von A. W. Schlegel begonnenen Uebersetzung des Shakespeare sehr bedeutend gewirkt hat, kann nur diese einfache Erwähnung finden, eben so wie das Verdienst Tiecks, den Geist des Minnegesangs durch seine Uebertragungen und Bearbeitungen uns zuerst wieder nahe gebracht zu haben**.

In einer andern Weise wirkten für einen ähnlichen Zweck Ludwig Joachim (oder Achim) von Arnim und Clemens Brentano, indem sie, wie früher an seinem Orte ist angeführt worden, die Volkslyrik, zunächst des 16. Jarhunderts, durch Herausgabe, Umkleidung und Nachdichtung wieder in das volle Bewustsein der Gegenwart zurückführten. Es muß ihr Wunderhorn als das bedeutendste ihrer Werke, aber auch als ein nicht allein überhaupt wirklich bedeutendes, sondern als eine der allerwichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren Poesie betrachtet werden. Ihre übrigen, ganz ihnen selbst zugehörenden, gröstenteils prosaischen Werke leiden sämtlich an einer gewissen Formlosigkeit, welche einen vollen und reinen Genuß des Inhaltes nicht zuläßt; selten hat Arnim, noch seltener Brentano die angefangene Erzälung in dem Geiste fortgesetzt und vollendet, in welchem sie, vielversprechend und oft die reizendsten Aussichten gewährend, beginnt. Das Beste, was Brentano geschrieben hat, ist sein letztes Werk: Gockel, Hinkel und Gackeleia, welches, um nur eine Seite hervorzuheben, an zarter, seelenvoller Auffassung des Naturlebens zu dem Vorzüglichsten gerechnet werden muß, was unsere Literatur besitzt. Unsere Zeit ist zu unruhig, als daß die tiefe Innigkeit und Einfalt dieses „Märchens" das rechte Verständnis bei den Mitlebenden hätte finden können**. Auf eine eigentümliche und glückliche Weise hat Brentanos Schwester und Arnims Gattin, Bettina, die alte Lehre der Schule, die Einheit der Poesie mit dem Leben herzustellen, in ihrem Roman „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" verwirklicht: das Ganze ist so innig durchhaucht von dem Geiste heiterer lebendiger Poesie, das hier geschilderte Leben ist so ganz ein poetisches Leben, daß man sich in die Zeiten der Minnesänger versetzt glaubt, in welchen das Leben Poesie und Poesie das Leben war. Daß man das Buch als Erzälung geschichtlicher Begebenheiten nahm, hat ihm, wie das

wol öfter geschehen ist, in der Meinung mancher Zeitgenoßen unverdienten Abbruch gethan.

Den Geist des alten Rittertums in edleren Gestalten als die ungeschickten Verfaßer der früheren Ritterromane darzustellen, versuchte Friedrich Baron Fouque, auf welchen zu schimpfen, heut zu Tage Mode geworden ist. Ich kann in diesen Ton nicht nur nicht einstimmen, sondern muß im Widerspruch mit demselben behaupten, daß es außer Fouque noch Niemanden gelungen ist, eine wenn auch hin und wieder allerdings phantastische, zuweilen sogar formlose, aber im Ganzen doch vollkommen getreue poetische Wiedergeburt der alten heitern Ritter- und Sängerzeiten aus dem Ende des 12. Jarhunderts zu bewerkstelligen. Allerdings sind bei weitem nicht alle seine Werke in dieser Beziehung von gleichem Werte: das Gesagte gilt zunächst nur vom Zauberring und von Thiodolfs des Isländers Farten, so wie von dem ausgezeichneten, alter Volkssage angehörigen Märchen Undine. Seine Poesieen enthalten viel in demselben Sinne Gelungenes, doch reichen sie sämtlich an die eben genannten prosaischen Werke nicht hinan; zum Theil darum, weil er sich hiermit in Regionen wagte, welche für ihn zu hoch lagen, wie z. B. in Sigurd dem Schlangentödter[71].

Die übrigen eigentlichen Glieder der romantischen Schule sind bis auf Wenige schon jetzt vergeßen; ihre dichterische Kraft trug nicht weit und füllte kaum den Augenblick aus. Wer denkt jetzt noch an Tiecks, mit ihm auch literarisch verbundenen, Schwager und Geistesgenoßen A. F. Bernhardi, dessen Verdienste auf einem ganz andern Gebiete liegen als auf dem der Posie, an Wilhelm Neumann, Alexander von Blomberg, Friedrich Krug von Nidda? Zwar hat man in der neueren Zeit die Erinnerung an den einen und andern dieses Kreißes zu erneuern versucht, indes haben diese Versuche keine dichterische Teilnahme erregt noch erregen können, sondern höchstens der literarischen Kunde einige Dienste geleistet. Kaum wird jetzt noch des weit länger und allgemeiner, als die eben Genannten, beliebt gewesenen Karl Borromäus von Miltitz, kaum Ernsts von der Malsburg, des Uebersetzers spanischer Dramen gedacht. Und in die tiefste Vergeßenheit ist —

freilich mit vollem Rechte — einer aus dieser Schule gesunken, aus welchem wenigstens seine Altersgenoßen eine Zeit lang mit seltsamer Verkennung aller dichterischen Kraft und Ursprünglichkeit, von welcher dem so hoch gefeierten gar nichts inwohnte, ein neues Haupt dieser Schule zu machen gedachten: Otto Heinrich Graf von Löben, der frauenhaft weiche und frauenhaft innige aber überschwengliche und eben so stoffleere als formlose „Isidorus Orientalis". Nur zwei unter diesen älteren Gliedern der romantischen Schule ragen nächst denen, welche ich alsbald besonders hervorheben muß, merklich hervor: Karl Lappe und Joseph von Eichendorff, wiewol die bedeutendsten Erzeugnisse des Letztern schon jenseits der eigentlichen Blüte der romantischen Schule liegen, so daß er, wenn gleich den Jahren nach einer der Aeltern, doch der Wirksamkeit nach zu den später zu erwähnenden Jüngern zu rechnen ist. Gedichte und Erzälungen von so seelenvoller Warheit, wie Eichendorffs Poesieen und sein „Leben eines Taugenichts" hat die ältere romantische Schule nicht zu schaffen vermocht[72].

Unter denen, welche weniger als eigentliche Glieder und Jünger dieser Schule, mehr nur im Geiste derselben vorzugsweise die Lyrik pflegten, möge es zunächst vergönnt sein, zweier frühverstorbener zu gedenken, des frühzeitig in der Nacht des Wahnsinns untergetauchten, spät erst auch leiblich aufgelösten Friedrich Hölderlins und des Dichters der bezauberten Rose und der Cäcilie, Ernst Schulzes. Hölderlin, zwar zunächst an Schiller angeschloßen, und in seinen früheren Gedichten ihn augenscheinlich nachahmend, bekennt sich theoretisch im vollesten Maße zu den Sätzen der Schlegelschen Schule, zu den Sätzen der Naturphilosophie „die Vereinigung und Versöhnung der Wißenschaft mit dem Leben, der Kunst und des Geschmacks mit dem Genie, des Herzens mit dem Verstande, des Wirklichen mit dem Idealischen, des Gebildeten mit der Natur" zu bewerkstelligen, und nicht wenige seiner Gedichte geben von diesem Ziele seines Dichtens Zeugnis. Was er Eigentümliches besitzt, ist, daß er nicht, wie die übrigen sogenannten Romantiker, auf das ältere Nationalleben der Deutschen, sondern in idealer Ueberspannung auf das alte Griechentum, den hellenischen

Geist, zurückgeht, um durch ihn jene Versöhnung zu bewirken. Die versuchte Verschmelzung dieser beiden weit auseinander liegenden Dinge, der Wirklichkeit des griechischen Lebens und der Wirklichkeit des modernen Lebens, gibt schon deutliche Kunde von der Spaltung in dem Innern des Dichters, welche in seinem zwei und dreißigsten Jahre in unheilbaren Wahnsinn ausschlug. Eine reine, zum Theil warhaft vollendet antike Form zeichnet seine Dichtungen aus, die uns oft auch durch ihren Stoff, durch die klare, liebliche Schilderung und durch die tiefe Wehmut des Suchenden und Nichtfindenden anziehen. Aehnlichkeit im äußeren Geschick, — unglückliche Liebe — verbindet Hölderlin mit Ernst Schulze, welcher vielleicht weniger dem Stoffe, entschieden der Form nach der Schlegelschen Schule näher steht, als Hölderlin. Ein leiser, weicher Klagelaut geht durch alle Gedichte Schulzes hin, ein Laut, welcher zuletzt fast zum Säuseln und Hauchen wird, so daß man den frühen Tod des Dichters aus seinen Gesängen leicht zum voraus ahnen konnte, und ihn jetzt leicht überall vorbedeutet sieht. Was die Form betrifft, so gehört er zu denen, welche die wolklingendsten Verse der neueren Zeit gedichtet haben, so daß er nicht mit Unrecht mit den Minnesängern ist verglichen worden; hinsichtlich des Stoffes verdienen seine eigentlich lyrischen Gedichte durch ihre Warheit entschiedenen Vorzug vor seinen romantischen Erzälungen, der bezauberten Rose und Cäcilie, welche durch die Künstlichkeit der Empfindung und den Mangel an Handlung und Leben, auch wol durch ihre Eintönigkeit, Weichheit und Süße, etwas Ermüdendes und beinahe Einschläferndes haben.

Den geborenen Franzosen, welcher als ein noch unerhörtes Beispiel, ein vortrefflicher deutscher Dichter geworden, Chamisso, darf ich wol nur nennen, um ihm die gebürende Stelle in unserer neuesten Literatur anzuweisen. Der Form nach gehört er als Lyriker ganz der Schule an, von der wir reden, und daß seine Gedichte zu den edelsten und duftendsten Blüten unserer neueren Lyrik zu zählen sind, werde ich nachzuweisen nicht nötig haben; dem „Schloß Boncourt“ dürfen sich nur sehr wenige unserer neueren lyrischen Producte an die Seite stellen. Auch daran darf ich kaum erinnern, daß Chamisso die Richtung der Schlegelschen Schule, das Fremde

sich anzuempfinden und nachzubilden, oder vielmehr als ein neues Eigentum des deutschen Geistes wiederzugeben, mit Glück verfolgt hat: besitzen wir doch von ihm Gedichte in malaiischer Form: — eben so wird es nur einer Hindeutung darauf bedürfen, daß er die lange vernachläßigte oder unglücklich cultivierte poetische Erzählung durch sein großartiges Muster „Salas y Gomez“ wieder belebt hat — ein Weg, auf dem ihm übrigens bis jetzt außer Annette Droste noch niemand zu folgen wagte. In aller Hände ist sein Peter Schlemihl, in welchem der Dichter auf eine vollkommen klassische Weise den eignen Schmerz, das Weh des aus dem Vaterlande, aus der Nation gestoßenen Verbannten, aus sich herausgelöst, poetisch gestaltet, und was weit höher in Anschlag kommt, poetisch versöhnt hat[73].

Hier werde ich nun den Chor der jüngeren Lyriker einzureihen haben, die sich zunächst an Justinus Kerner, Ludwig Uhland und Gustav Schwab angeschloßen, in den letzten fünf und zwanzig Jahren mit ihren Liedern haben vernehmen laßen. Ich würde jedoch meiner Aufgabe untreu werden, wenn ich aus der Geschichte in eine Beschreibung der Gegenwart übergehen wollte; kaum laßen sich jetzt die allgemeinen Richtungen und die Gruppen, nicht mit geschichtlicher Sicherheit, nur nach Warscheinlichkeit angeben. Immerhin aber mögen die Gruppen so, wie sie das Auge des noch mitten unter ihnen stehenden Beobachters auffaßt, mit einigen flüchtigen und nur die allgemeinsten Umriße bezeichnenden Strichen dargestellt werden; ihr geschichtlich festes und, wenn man so will, ihr treues Abbild dürfen sie erst von dem nächsten Menschenalter erwarten.

Hier kann es nur darauf ankommen, anzudeuten, daß die Geschichte unserer neueren poetischen Nationalliteratur nichts weniger als ein abgeschloßenes Gebiet, der Wald unserer Poesie kein zum Kohlengebirge erstarrter, sondern ein lebendiger, fort und fort grünender Wald ist, der aus dem Dunkel seiner Schatten seine Samen und Pflänzlinge, seine Schößlinge und Ausläufer nach allen Seiten entsendet und sie unter unsern Augen, vor unsern Füßen aufkeimen läßt. Können wir auch nicht jeden Ausläufer zu seiner

Wurzel, nicht jeden Pflänzling zum Mutterbaum zurück verfolgen, wißen wir nicht zu sagen, ob die Pflanzen zu unsern Füßen sich dereinst zu schlanken und starken Bäumen erheben oder Strauchwerk, vielleicht nur niederes Gestrüppe bleiben werden — es sei uns genug, daß wir freudig rufen dürfen: Noch grünet unser Wald!

Der erste der so eben Genannten, der älteste, Justinus Kerner, schlägt mehr als seine Altersgenoßen die echten Töne des Volksliedes, zunächst die wehmütigen und sehnsüchtigen Töne desselben an; es sollen wol wenig deutsche Lieder die Wandersehnsucht und Heimatsliebe des deutschen Herzens mit gleicher Innigkeit aussprechen, wie Kerners Lied „Wolauf noch getrunken den funkelnden Wein“! wenigen auch fühlt man auf der Stelle das Melodische, Singbare und Sangreiche in gleichem Grade an, wie seinen Dichtungen; wenige sind, wenn auch die Sehnsucht welche sich in denselben ausspricht, zu unbestimt, beinah ziellos scheint, gleich anziehend und herzbewegend. Uhland, mit Kraft und Entschiedenheit auch in der Dichtkunst dem wirklichen Leben zugewendet, hat zuerst wieder die deutsche Sage und die vaterländische Geschichte mit durchdringenden, oft erschütternden Tönen in die Gemüter der Jugend hinein gesungen; daß wir von den Sagen der Väter nicht bloß wißen, sondern sie als geistiges Eigentum haben, besitzen, das verdanken wir ihm. Ausgegangen von der vaterländischen Richtung der romantischen Schule, hat er das Schwärmerische und Träumerische, eben darum aber auch Gespannte und Unwahre, welches dem Deutschtum der älteren Romantiker anhieng, vollständig überwunden: seine Gesänge haben wie seine Gesinnung Warheit, die Gestalten seiner Dichtungen Wirklichkeit. Gleichfalls dem Vaterländischen, doch nicht mit Uhlands Entschiedenheit, zugewendet ist Gustav Schwab; nach einer Seite hin nahe mit Justinus Kerner verwandt, hat er gleich diesem auch die dichterischen Klänge der Legende uns wieder nahe gebracht und lieb zu machen verstanden. Wenn gleich hierin nur Nachfolger von Herder, so haben doch beide, Kerner und Schwab, in dieser Dichtungsart dieselben Vorzüge vor der älteren romantischen Schule, welche ich so eben an Uhlands

deutschen Dichtungen rühmen mußte: die Warheit der Gesinnung, die Einfachheit der Darstellung. Außerdem hat Schwab mit unter den Ersten den Ton einer ernst sinnenden christlichen Poesie angeschlagen, welche nachher von Vielen, oft mit allzu großer Fruchtbarkeit, jedenfalls mit sehr verschiedenem Talente cultiviert worden ist; es möge hier genügen, nur an Grüneisen, Knapp, Stier, sodann aber besonders an Spitta und Victor Strauß zu erinnern. Zum eigentlichen evangelischen Kirchenliede hat sich indes diese neue Dichtung christlicher Frömmigkeit nicht zu erheben vermocht; sie ist bei dem geistlichen Liede, dem sogenannten Hausliede, stehen geblieben.

Die vaterländischen Elemente, welche in diesem Nachwuchs der romantischen Schule lagen, wurden verhältnismäßig nur von Wenigen mit Glück, von einer noch geringeren Anzal mit ausgeprägter Eigentümlichkeit, und am allerseltensten auf eigentlich volksmäßige Weise weiter gebildet. Mit überwiegendem Talente bemächtigte sich Karl Simrock, den ich schon öfter zu nennen Gelegenheit hatte, des alten volksmäßigen Heldengedichtes, theils um uns dasselbe neu zu erzälen, theils um aus den längst verklungenen Sagen neue Heldengedichte nach dem Vorbilde der alten erstehen zu laßen (Wieland der Schmied u. a.). Volksmäßige Liedertöne schlug, wenn schon mit etwas jugendlicher, sentimentaler Stimmung, der früh verstorbene Wilhelm Hauff an; weit überragt wurde er von August Heinrich Hoffmann (von Fallersleben), welcher besonders in seinen Liedern der deutschen Landsknechte die besten Elemente des alten deutschen Volksliedes auf eine fast bewunderswerte Art neu produciert hat, und von dem man es nur schmerzlich beklagen kann, daß er diesem seinem entschiedenen Berufe nicht treu hat bleiben wollen.

Der vaterländische Grundton fehlt auch der großen Anzal unserer Gefühlsdichter oder Lyriker im engeren Sinne nicht, wenn auch derselbe weit weniger als bei den bisher Genannten, ihre Dichtungen beherscht und durchdringt. Dahin gehören die Schwaben (von einer „schwäbischen Schule" hat wol nur Misverstand, wo nicht Uebelwollen gesprochen) Mayer, Gustav Pfizer, Mörike

und viele Andere, deren Dichterfrühling mit ihrem Lebensfrühling geendet zu haben scheint (wie der Buchdrucker Nicolaus Müller), die Elsaßer, und an deren Spitze das sinnige Brüderpaar August und Adolf Stöber, die fruchtbaren, aber wenig bedeutenden Oestreicher, wie Vogl, Seidl, sodann Dräxler-Manfred u. s. w.

Entschiedene Eigentümlichkeit und Fähigkeit zu gestalten besitzen Wilhelm Wackernagel, dessen bedeutendes Talent von der deutschen Dichtung alter Zeit genährt und erzogen ist, Kopisch, der launige, humoristische und gleichsam improvisierende Lyriker, Robert Reinick, dem wie Wenigen das naive und schalkhafte Liebeslied gelungen ist, Franz Gaudy, dessen „Kaiserlieder“ von seinen Liebesliedern weit übertroffen werden, Freiligrath, der Dichter der modernen Schilderung mit meist klarer und scharfer Anschaulichkeit, oft mit brennenden Farben, aber doch zu häufig in das Grelle und Bunte malend, der Rhetoriker mit bedeutender Reimfülle und doch nicht selten mit großer Herbigkeit des Ausdrucks, so wie endlich Emanuel Geibel. Die feinen, zarten und edlen Gestalten, die tiefen, innigen und vollen Töne des Letzteren machen ihn zu einer der hervorragendsten Dichterpersönlichkeiten der neueren Zeit. An Eigentümlichkeit des Gehalts wie der Form werden die meisten Dichter der Neuzeit jedoch übertroffen von einer Dichterin, vielleicht der ersten Dichterin von wahrem Berufe, welche Deutschland aufzuweisen hat: Anna Elisabet Freiin von Droste-Hülshoff. Die tiefsten Erlebnisse der menschlichen, zunächst der reinen weiblichen Seele verstand sie mit dem scharfen Accent der unmittelbarsten Warheit in ihren lyrischen Dichtungen auszusprechen, und ihre poetischen Erzälungen gehören weitaus zu dem Besten, was die neueste Zeit erzeugt hat. In der Form nicht überall den Stoff bewältigend, vielleicht nicht überall hinreichend klar, hat sie stets dichterisch wirksame, stets die edelsten, sehr oft großartige Stoffe ergriffen. Wenigen zugänglich im Leben, ist sie bis dahin auch durch ihre Gedichte nur einer kleineren Anzal von Lesern zugänglich, vielleicht verständlich gewesen [74].

Näher, als die bisher erwähnten, und zum Theil noch unmittelbar an die alte romantische Schule angeschloßen, darum

auch in bestimterer Eigentümlichkeit als das Chor der jüngeren Lyriker auftretend, sind die Dichter Giesebrecht, der Sänger der treuen und frommen, eben so ernsten und heiligen wie innigen und warhaftigen Gesinnung des deutschen Hauslebens; Zedlitz, der Dichter der modernen Elegie, in seinen, zuweilen, aber mit Unrecht, allzu gering geschätzten „Todtenkränzen“, welcher indes mit unter den ersten war, die ihre Lieder für die Verherrlichung Napoleons erklingen ließen, und in seinem Waldfräulein noch ganz auf dem alten romantischen Boden steht; Wolfgang Menzel, welcher in seinem „Rübezahl“ gleichfalls noch ganz ein Romantiker der früheren Art, aber einer der formgerechtesten und in der Beherschung der Sprache, die ihm die woltönendsten Verse zu höchst gelungenen Schilderungen leihen mußte, bedeutend ist, so wie endlich der Sänger der Griechenfreiheit, Wilhelm Müller; den lieblichen Tönen des „reisenden Waldhornisten“ folgten bald die tiefen und einschneidenden Klänge der Griechenlieder, welche damals Begeisterung in alle Herzen goßen, weil sie selbst aus einer damals seltenen wahren Begeisterung gefloßen waren.

Die Uebergänge aus diesen älteren Zuständen mit ihrer Ruhe und ihrem Fürsichsein, mit ihrer Freude an des Vaterlandes vormaliger Größe in That und Lied und an dessen Befreiung von der Fremdherschaft in die neuen Zustände der Erwartung, des Unbefriedigtseins, der Tendenzen bilden die in der Hauptsache nach doch noch immer auf den alten Fundamenten stehen bleibenden Oestreicher Anastasius Grün (Anton Alexander Graf Auersberg) und Nikolaus Lenau (Nikolaus Nimbsch von Strehlenau). Der erstere, anfänglich in seinen „Blättern der Liebe“ halb in der gewohnten Weise der östreichischen Dichter, halb in einer Heine nachgeahmten Weise tändelnd, schritt von da bald zu vaterländischen Dichtungen (der letzte Ritter) und hierauf zu den ersten Anklängen einer politischen Poesie (in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ und im „Schutt“) vor, überall in edlem Stil und festen, wenn auch nicht überall gefügigen Formen. Als Humorist von Bedeutung zeigt er sich, nachdem schon die Spaziergänge die entschiedene Anlage dazu verraten hatten, in den „Nibelungen im Frack“. Weit

weniger fest in Gedanken und Formen ist Lenau, dessen Lyrik viel mehr durch die Gunst des Augenblicks als durch inneren Wert getragen wurde, dessen „Faust“ verworren und dessen Savonarola und Albigenser nur in einzelnen Partieen gelungen sind[75].

Ausgegangen von der romantischen Schule ist endlich auch Heinrich Heine, der indes bald ganz neue, aber für die Poesie nichts weniger als heilbringende Töne anschlug. Eine ungemein tiefe dichterische Anschauung neben der oberflächlichsten Frivolität, ein dem Gegenstand sich zwanglos und oft mit der anmutigsten Bequemlichkeit anschließender Ausdruck neben nachläßigen nur zu oft schlottrigen und unschönen Formen charakterisierten ihn von seinem ersten Auftreten an, und diese Eigenschaften haben ihn nicht verlaßen. Zu einem alles Einzelne umfaßenden und in so fern abschließenden Urteile über ihn und seine schnell vorüber gegangenen Schule der Weltschmerzdichter ist jetzt die Zeit noch nicht gekommen; aber im Ganzen wird das unerbittliche Urteil der Nachwelt kein anderes sein, als das, welches sie über Bürger gefällt hat, nur daß Heine noch einer weit stärkeren Verurteilung unterliegen wird, als Bürger: ein vortreffliches Talent, vielleicht sogar ein schöpferisches Dichteringenium, welches sich durch Maßlosigkeit zerrüttete.

Die politische Dichtung darf ich nicht einmal berühren, ohne den Standpunkt der Geschichtserzälung völlig zu verlaßen; ihre Zeit ist vorüber, aber das Urteil über sie ist unsere Zeit eben erst im Begriffe zu bilden.

Das Drama der Schlegelschen Schule wird vertreten durch Matthäus von Collin, den früh durch Selbstmord untergegangenen Heinrich von Kleist und den Dänen Adam Oehlenschläger. Die Stücke des ersteren ermangeln jedoch, bei aller Anerkennung, welche die versuchte Aufstellung großer historischer Charaktere und sogar eines großartigern historischen Hintergrundes verdient, zu viel des Lebens und der Beweglichkeit — es sind eben zu viel historische Stücke, die sich mit Lessings Minna oder Goethes Götz nicht meßen können, und an Schillers Wallenstein nicht hinanreichen. Kleists Kätchen von Heilbronn und Prinz von Homburg sind auf unseren Bühnen bekannt — sie zeugen von einem

trefflichen, aber auch von einem noch unausgebildeten, seiner selbst noch nicht gewissen Talente.

Die Nachfolger der romantischen Schule haben sehr wenig Bedeutendes geleistet. Ein entschiedener Fehlgriff war es, unserer Bühne durch Uebersetzungen oder Bearbeitungen spanischer Dramen empor helfen zu wollen; wenn außer dem Epos irgend ein Zweig der Literatur aus dem Herzen des Nationallebens hervorwachsen muß, um gut, geschweige denn vorzüglich und mustergültig zu sein, so ist es das Drama. Aber selbst die vaterländischen Dramen dieser späteren Jünger der Romantiker haben nur sehr beschränkte Wirksamkeit geäußert. Eins der ältesten und besten ist Uhlands Ernst von Schwaben, welches eine alte, schon Jarhunderte hindurch wirksame Sage vom Herzog Ernst, deren ich früher Erwähnung that, behandelt, und dem gemäß gröstenteils gute deutsche Färbung hat, insbesondere aber die alte Treue zwischen Ernst und Wernher mit dramatischer Anschaulichkeit hervortreten läßt. An Individualisierung der übrigen Charaktere, an gehöriger Motivierung der Begebenheiten und selbst an Handlung fehlt es — die Reden haben ein merkliches Uebergewicht. Viele der späteren, wie z. B. Immermanns Hofer, fehlt es an der rechten poetischen Ferne, in welche die Begebenheiten, um dramatisch wirksam sein zu können, gestellt werden müßen; die Thatsachen sind uns zu nahe gerückt, beengen und erdrücken uns. — Von Opern darf in einer Literaturgeschichte füglich nicht die Rede sein, doch sei es mir gestattet, auf den Ausläufer der Romantik, den Freischütz Kinds, zu verweisen, welcher ziemlich die ganze Verschrobenheit gewisser späterer Nachahmer der Romantik an den Tag legt, indes auch noch immer an die guten Seiten der romantischen Schule erinnert; in seiner Composition ist er nichts anderes, als eine Karrikatur, zugleich aber wird, und nicht überall ganz unglücklich, eine gewisse Volksmäßigkeit erstrebt.

Das Mittelglied zwischen den Dramatikern der romantischen Schule und einer andern, in unglücklicher Nachahmung an Schiller angeschloßenen Gruppe von Dramatikern ist Zacharias Werner, der in seinen früheren Dramen, „die Söhne des Thales“ —

wenigstens in dem ersten Theil dieses Stückes: die „Templer auf Cypern“ genannt, „das Kreuz an der Ostsee“ und „Martin Luther“ die Grundsätze der neuen Schule zu nicht zu verachtenden poetischen Thaten werden zu laßen verhieß[76]. Doch stehen schon die beiden letztgenannten, das Kreuz an der Ostsee und noch mehr Martin Luther dem ersten Theile der Söhne des Thales weit nach, und besonders im Luther ist die völlige Unklarheit, in welcher der Dichter hinsichtlich seines Stoffes und noch mehr der poetischen Behandlung desselben befangen ist, sehr auffallend, so daß das Stück wol eher einen widrigen als einen günstigen poetischen Eindruck hinterläßt. Weit berühmter wurde sein späteres Drama: der vier und zwanzigste Februar, mit welchem Werner die einst so sehr beliebten und nunmehr berüchtigten Schicksalstragödien eröffnete, die nach ihm Houwald, Müllner und Grillparzer in Fülle auf die Bühne brachten. Daß die Schicksalsdramen (Müllners Schuld, von der einst alle Welt entzückt und bezaubert war, Grillparzers Ahnfrau u. dgl.) das Widerspiel aller Poesie seien, habe ich gewis nicht nötig zu beweisen: nach Platens verhängnisvoller Gabel würde es nur in den Strom getragenes Waßer sein. Kotzebue wurde allerdings durch diese Schicksalsdramen und ihr hohles Pathos verdrängt, aber auch dem beßeren Geschmacke auf dreißig Jahre der Zugang versperrt. Selbst bis auf diesen Tag scheint man sich zu Lessing, Goethe und Schiller nicht wieder zurückfinden zu können; denn manche Bühnenproducte der neueren Zeit scheinen — abgesehen von dem verderblichen Opern- und Decorationsgeschmack, welcher das Theater gerade wie jetzt vor hundert Jahren zerrüttet hat — zu den allermassenhaftesten Rühr- und Spectakelstücken der älteren längst überwundenen Zeit zurückkehren zu wollen, wie z. B. die nicht allein unpoetische, sondern antipoetische Griseldis des Herrn von Münch-Bellinghausen. Andere haben den Weg der Tendenzen verfolgt, welcher im Lustspiel zuläßig, im Trauerspiel unbedingt verwerflich ist, wie das jüngere Geschlecht unserer Theaterdichter billig schon von Schiller in seiner früheren Periode hätte lernen sollen. Dazu kommt, daß diese Tendenzen unklar sind, folglich der Rhetorik einen mehr als ungebührlichen Raum verstatten,

und noch schlimmer ist es, daß manche Personen dieser Dramen, aus denen sich wirkliche dramatische Figuren hätten bilden laßen, durch einen seltsamen Misgriff der Dichter zu Zerrbildern verunstaltet sind, wie z. B. König Friedrich Wilhem I. in „Zopf und Schwert“. Zu vaterländischen Schauspielen gehört vor allem eine unbefangene, großartige Auffaßung der historischen Verhältnisse, es gehört aber dazu auch Liebe zu diesen Gegenständen, wie sie ein Shakespeare, ein Lessing, ein Goethe, ein Schiller hatten, es gehört endlich dazu, daß man selbst etwas, nicht allein äußerlich, sondern innerlich erlebt, und zwar mit den Besten und Edelsten der Nation zusammen erlebt habe. An Veranlaßung, wenigstens an reichlicher Veranlaßung dazu hat es bisher unserer Zeit gefehlt; hoffen wir, daß die Zukunft mit den politischen Erlebnissen uns auch deren dichterische Früchte darreichen werde! Und diese werden, wohin alles weiset und drängt, vor allem Früchte der dramatischen Poesie sein.

Nächst der romantischen Schule und zum Schluße des Abrißes der Geschichte unserer Literatur ist noch der Gruppe der Vaterlandsdichter von 1813 zu gedenken, da ihre Bahn sehr bald völlig durchlaufen war und sie mehr noch als die romantische Schule — geschweige denn die aus der romantischen Schule entsproßenen, vorhin aufgezälten Zweige, die zum Theil noch jetzt im Grünen und Treiben begriffenen — der Geschichte anheimgefallen ist. Aber ein Zweig der Romantik sind auch sie, und einer der kräftigsten und edelsten, wie denn auch die meisten unter ihnen, die einen mehr und die andern weniger, die einen am Anfang, die andern am Ende ihrer Laufbahn, sich nicht bloß durch das Mittelglied der romantischen Schule und Anschauung, sondern unmittelbar an Goethe und Schiller angelehnt haben. Sie bilden eine von den lyrischen Gruppen, von welchen vorher die Rede war, und zwar die älteste, aber dafür auch die abgeschloßenste, so daß es angemeßen scheint, eben mit ihnen, nicht mit den noch der Gegenwart angehörigen Dichterschulen unsere geschichtliche Darstellung zu beschließen. Daß sie in vielfacher und ganz naher Verwandtschaft mit letztern, wie namentlich mit Kerner, Uhland, Schwab stehen, habe ich gewis nicht nötig auseinander zu setzen.

An die Spitze dieser Vaterlandsdichter stellt sich der Sängerheld von der Insel Rügen, der alte Arndt, dessen kräftige Lieder zu ihrer Zeit alle Herzen erhoben und entflammten, und hoffentlich auch noch in der Zukunft manches deutsche Herz erheben und entzünden werden. Zeitlieder, wie Arnds „Was ist des Deutschen Vaterland“, „Der Gott der Eisen wachsen ließ“, „Was schmettern die Trompeten? Husaren heraus“ haben wir seit dem 16. Jarhundert nicht wieder, und selbst in jener Zeit kaum gehabt; ihr unsterbliches Verdienst ist das, daß sie die beste Stimmung der Zeit in voller Warheit, ohne Uebertreibung und Phrase, poetisch aussprachen, — die beste Stimmung einer großen Zeit, wie sie auch Deutschland seit dem 16. Jarhundert nicht wieder gesehen hatte. Seit den Liedern von der Pavierschlacht waren mit so freudigen starken Herzen und mit so hellen Siegesstimmen keine Kriegslieder wieder durch ganz Deutschland erklungen, als die Lieder des alten Arndt; seit drei Jarhunderten war Deutschlands Siegesehre und Siegesgröße nicht mehr besungen worden: Ernst Moritz Arndt hat sie gesungen, und so lange das Andenken an den Sieg und die Ehre und die Freude von 1813 dauern wird, so lange wird man auch der Siegs- und Freudenlieder gedenken, die damals sind gesungen worden, so lange wird auch das Gedächtnis und die Ehre des alten Sängers von Rügen dauern.

Nächst Arndt werden wir auch Theodor Körners nicht vergeßen, des Dichters von Leier und Schwert. Auch seine Lieder — von Lützows wilder Jagd, von den Männern und Buben und vom Schwerte, der Eisenbraut, welches er wenige Augenblicke vorher dichtete, ehe ihn bei Wöbbelin die tödtliche Kugel des noch jetzt lebenden Musketiers Franz traf — erklangen damals in den Reihen der Vaterlandskämpfer durch alle deutschen Heere, und werden auch als Zeichen ihrer Zeit noch späteren Geschlechtern die Herzen bewegen, wenn sie gleich nicht die poetische Kraft, ja nicht einmal überall die Warheit haben, durch welche Arndts Lieder sich auszeichnen, wenn gleich in ihnen das rhetorische Element, welches alsbald nach den Freiheitskriegen in das praktische Leben der deutschen Jugend eindrang, schon sehr vernehmlich durchklingt.

Von Körners Dramen können wir schweigen, da sie nichts mehr sind, als Copien von Schiller, doch nicht unglückliche Copien, die im Gegenteil, wie Zriny, trotz aller Uebertreibungen wenigstens den großartigen erhebenden historischen Hintergrund besitzen, welcher für eine Tragödie unerlaßlich ist, woher es denn kommt, daß der fremdländische und geschichtlich nicht einmal tadelfreie Nicolaus Zriny fast zu einem vaterländischen Helden geworden ist.

Einen leiseren, aber innigeren, und oft rührend ergreifenden Ton stimmt Max von Schenkendorf an, in welchem nicht so sehr die laute Kampfes- und Siegesfreude, als vielmehr die Vaterlands- und Heimatsfreude lebendig ist, und welcher entschiedener als Körner und selbst als Arndt auf die innere Reinigung des deutschen Sinnes durch den christlichen Glauben hinweist, worin er viele Anklänge an Novalis hat. Sein Lied von den deutschen Städten, sein Bauernlied, sein Lied: „Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer aus der Ruh“, und vor allem seine Lieder auf die Kaiserin Maria Ludovica Beatrix von Oestreich müssen für alle Zeiten als treffliche Poesieen gelten[77].

Ausgegangen von der Vaterlandsdichtung ist auch Friedrich Rückerts Poesie, der besonders in seinen geharnischten Sonetten einen Ton anstimmte, den man bis dahin aus Sonetten erklingen zu hören nicht gewohnt war. Später wandte er sich hauptsächlich zu Goethes spätester Dichtungsweise, zum Orient, zurück, wohin ohnedem seine Studien ihn trugen, und in diesen fremden Formen hat er eine Meisterschaft der Sprache bewiesen, in welcher es ihm Niemand gleich thut, wenn man gleich über die Wahl der Stoffe anderer Meinung sein kann, vielleicht sein muß, als der Dichter. Doch auch seine übrigen Gedichte, deren Zahl nur fast allzugroß erscheint, haben eine Lebendigkeit und Gestaltenfülle, eine Zartheit und Innigkeit, oft eine Tiefe und einen Ernst, der sie zu den bedeutendsten poetischen Erzeugnissen unserer späteren Zeit stempelt.

Der gröste Meister in der Form, welchen unsere zweite Blütezeit unter den Epigonen hervorgebracht hat — und ihnen ist dießmal eben so wie in der früheren Glanzperiode die Meisterschaft der Form aufbehalten — ist der nahe an Rückert angeschloßene

Graf August Platen[78]. Schwerlich wird seinen Gedichten der Erfolg zu Theil werden, welchen er selbst als den reichsten Lohn des rechten Dichters bezeichnet hat „daß nach Aeonen noch, was sein Gemüt erstrebet, im Mund verliebter Jünglinge, geliebter Mädchen lebet“; dazu sind sie zu absichtlich nicht allein von dem Volksleben, sondern von dem deutschen Sinne, dem deutschen Lieben und Leben überhaupt, abgewendet, ja sogar demselben entgegengesetzt, oft zu gereizt — bis zum Uebellaunigen — fast immer zu kalt und marmorglatt, zu bewust künstlich, zu sehr auf die Form oder auf einen gleichsam eigensinnig festgehaltenen Gedanken gerichtet. Neben großen poetischen Schönheiten zeigen diese Fehler sich am häufigsten und auffallendsten in seinen Sonetten und Oden. So viel wird jedoch unbestritten bleiben, nicht allein, daß Platen, wie keiner vor und neben und bis jetzt auch nach ihm, ein Meister der dichterischen Form, des Versbaues und Versmaßes ist, sondern auch, daß seine Gedichte zu den an großen Gedanken reichsten der neueren Zeit gehören, und daß seine Dramen (der Schatz der Rhampsinit, die verhängnisvolle Gabel, der romantische Oedipus) mit einer Entschiedenheit und Ueberlegenheit die poetischen Verkehrtheiten der Zeitgenoßen gegeiselt haben, welche Bewunderung verdient. Die übrigen Dramen, wie der gläserne Pantoffel, in welchem in noch beinahe Tieckscher Weise die Märchenwelt zugleich verherrlicht und ironisiert, übrigens aber durch Verschmelzung der beiden Märchen vom Aschenbrödel und vom Dornröschen die Wirkung beinah vernichtet wird, da keiner der beiden Stoffe zur selbständigen Entwicklung und Geltung kommt, der Thurm von sieben Pforten, Berengar, und Treue um Treue ragen allerdings durch ihre Form sehr bedeutend vor allen gleichzeitigen, selbst vor allen spätern Dramen bis auf unsere Zeit hervor, weniger durch ihre Stoffe und deren Behandlung. Die Liga von Cambrai aber, das letzte Drama des Dichters, zeigt, daß er den Höhepunkt seiner dramatischen Production schon im Jahre 1832 längst überschritten hatte; es ist dasselbe eine Skizze voll Reden und ohne Handlung, und soll sogar nach der eigenen, beinahe unbegreiflichen Erklärung des Dichters stofflich, als Tendenzstück, wirken. Den unvergänglichsten Wert

unter Platens übrigen Gedichten werden einige seiner Balladen und seine „Eklogen und Idyllen“ behaupten, wogegen das allerdings liebliche und formgerechte Märchen, die Abbasiden, welches der Dichter seltsam genug für das beste seiner Werke hielt, nicht mehr ist als ein Phantasiespiel, und auch nur die spielende Phantasie auf Augenblicke zu ergetzen vermag. Zu bedauern bleibt es aber auch in seinem besten Werke, dem romantischen Oedipus, daß er sich durch das Spiel der literarischen Phantasie oder richtiger, der literarischen Laune zu einem schweren, den Eindruck des Stückes beeinträchtigenden Irrtum verleiten ließ, indem er die Satire dieses Stückes gegen eine dichterische Persönlichkeit richtete, welche den scharfen Pfeil der Platenschen Satire nicht verdient hatte: gegen Karl Immermann, der ihm fünf Jahre später im Tode nachfolgte. — Immermanns Name möge denn der letzte sein, der hier genannt wird, da er der letzte ist, welcher ein größeres poetisches Werk von höherem Range geschaffen hat, den Münchhausen, den einzigen Roman von wirklichem Kunstwerte, den unsere Zeit aufweisen kann[70].

Wie wenig möglich es ist, auf dem Gebiete der neuesten Zeit eine geschichtliche Betrachtung festzuhalten und zu begründen, können schon die Erscheinungen beweisen, welche ich so eben flüchtig aufgezält habe; mehr noch beweist es der Umstand, daß es vor zwanzig Jahren den Anschein hatte, als würden die Weltschmerz-Dichter eine Schule von nicht geringem Umfange und vielleicht ansehnlicher Wirkung begründen, während sie sich heute als eine vorübergehende Erscheinung darstellen, und daß etwa zehn Jahre später die politischen Tendenz-Poeten eine Bedeutung in Anspruch nahmen, über welche das nächste Jarzehnd schwerlich anders richten wird, als das jetzige über die Dichter des Weltschmerzes urteilt.

Daß wir in einem Epigonen-Zeitalter, in einer Periode der Abnahme der poetischen Schöpferkraft leben, wird nur der bestreiten, dessen Blick an die Gegenwart fest gebannt ist; es kann dem nicht zweifelhaft sein, welcher mit freiem und sicherem, an den literarischen Ereignissen der Vorzeit geübtem Blicke den Verlauf des poetischen Lebens der alten wie der neuen Zeit verfolgt hat. Daß aber

ein gänzlicher Verfall unserer Dichtkunst drohend bevorstehe, und ob derselbe nur dadurch verhütet werden könne, daß die Jugend unserer Zeit aller Poesie entsage und sich den Thaten zuwende, wie Gervinus geraten hat, wage ich nicht zu behaupten. Das jedoch weiß ich gewiß: ein gänzlicher Verfall der deutschen Dichtkunst ist nur dann möglich, wenn die Nation sich selbst, ihre Kraft und ihre Thaten, ihren Beruf und ihre Geschichte vergißt; er ist unmöglich, so lange ein starkes Bewußtsein von einer großen Vergangenheit und eine volle, hingebende Liebe für die Gesänge der Väter und Altväter in den Herzen der Jugend lebendig sein wird. Vielleicht daß, wenn dieses Bewußtsein erhalten, diese Liebe gepflegt wird, früher oder später, im nächsten Menschenalter oder nach einer Reihe von Generationen — denn wer will die Zeiten der Zukunft ausmeßen? — vielleicht, daß dann ein drittes Blütenalter unserer Poesie eintritt, in welchem die tiefe Glaubensbefriedigung und das starke Nationalgefühl der älteren mit dem vollendeten Weltbewußtsein der jüngeren Zeit sich zur leuchtenden Sternenkrone über den Häuptern einer glücklichen Nachwelt vereinigt.

Anmerkungen.

1. S. 8. Es sind dieß Hofmannswaldaus Worte, in der Vorrede zu seinem Buche: Deutsche Übersetzungen und Gedichte. Breslau 1679.

2. S. 13. (Karl Gustav v. Hille, unter seinem Gesellschaftsnamen: der Unverdroßene) der Teutsche Palmenbaum. 1647. S. 196. Aus dieser Schrift, so wie aus des Mitstifters, Ludwigs Fürsten von Anhalt Buche: Der Fruchtbringenden Gesellschaft Namen, Vorhaben, Gemälde und Wörter u. s. w. Frankfurt bei Merian 1646. 4., entstand später das Hauptwerk über die fruchtbringende Gesellschaft: (George Neumark, unter seinem Gesellschaftsnamen: der Sproßende) Der neusproßende deutsche Palmbaum, oder ausführlicher Bericht von der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft Anfang, Absehen, Satzungen u. s. w. 8. Nürnberg 1668 (erst 1673 erschienen). Die neuesten Werke über diese Gesellschaft sind: Barthold Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft. 1848. (Nach dem, was Barthold S. 110 angibt, war weder Kospoth noch Werder bei der Stiftung des Ordens betheiligt, wol aber ein zweiter Krosigk, Bernhard) und Krause Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein. Briefe, Devisen und anderweitige Schriftstücke von den Fürsten Ludwig, Christian (und einer großen Menge anderer Gesellschaftsmitglieder). Herausgegeben nach den Originalien der Herzoglichen Bibliothek zu Cöthen. 1855.

3. S. 14. Ueber die Nürnberger Dichterschule gibt ausführliche Auskunft: Johann Herdegen (Amarantes) Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang. Nürnberg 1744. 8.

4. S. 14. Andreas Gödeke, Zimbrische Kriegs- und Siegeslieder. Hamburg 1667. 8. Die sehr unbedeutende Geschichte des Schwanen-

ordens ist zu schöpfen aus Konrad von Hövelen (Candorin) deutscher Zimber-Swan. Lübeck 1666—67.

Uebrigens ist hinsichtlich sämtlicher Dichtergesellschaften dieses Jarhunderts zu vergleichen Otto Schulz die deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jarhunderts. Berlin 1824.

5. S. 16. Gervinus Urteil über Opitz s. Geschichte der poet. Nationalliteratur 3, 213 u. w., Hoffmanns in dessen politischen Gedichten der deutschen Vorzeit. 1843. S. 217 u. w.

6. S. 18. Martin Opitz war geboren am 23. December 1597 zu Bunzlau, und dichtete bereits während er die Universität Heidelberg (1619) besuchte; seit 1620 schloß er sich an Daniel Heinsius in Leiden an, und scheint auf diesem Wege seine poetische Lebensrichtung bekommen zu haben. Während einer kurzen Zeit (1622—1624) war er Lehrer der Philosophie zu Weißenburg in Siebenbürgen, welchem Aufenthalte sein Gedicht „Zlatna" seine Entstehung verdankt. Von 1626 an war er Secretar des Burggrafen von Dohna, und wurde als solcher 1629 von dem Kaiser als „Opitz von Boberfeld" geadelt. 1636 wurde er königl. polnischer Secretar und Historiograph, und starb zu Danzig an der Pest am 20. August 1639. Die erste Ausgabe von Opitzens Gedichten erschien 1624 zu Straßburg, von J. W. Zinkgref zwar nicht ohne sein Vorwißen, aber doch ohne seine Zustimmung zu der Aufnahme aller abgedruckten Stücke, besorgt; manche derselben sind in die späteren Ausgaben nicht aufgenommen worden. Die erste von Opitz selbst besorgte Ausgabe erschien in Breslau 1625; außer dieser sind nur noch zwei von ihm selbst besorgte Ausgaben (Breslau 1629 und 1637—38) vorhanden, und noch eine wichtige Ausgabe ist die nach seinem Tode, 1641 in Danzig erschienene. Die Frankfurter und Amsterdamer Ausgaben sind Nachdrücke der Breslauer Originale. Die späteren Breslauer Ausgaben, datierte und undatierte, sind zwar vollständiger als die früheren (die vollständigste ist die von 1690) und enthalten namentlich auch, wenigstens in den meisten Exemplaren, das Werkchen über die deutsche Poeterei, sind jedoch im hohen Grade incorrect. Eine gute, jedoch in der Orthographie nachteilig veränderte Ausgabe begannen Bodmer und Breitinger 1745; es erschien indes nur der erste Theil. Eine mit ziemlicher Willkür behandelte Ausgabe veranstalte Dan. Wilh. Triller, Frankfurt 1746. Eine vollständige kritische und correcte Ausgabe bleibt noch immer sehr wünschenswert.

7. S. 19. Paul Flemming war am 5. October 1609 zu Hartenstein im Vogtlande (in der Herschaft Schönburg) geboren, widmete sich der Arzneikunde, und begleitete als Arzt die Gesandschaft des Herzogs von Gottorp nach Persien, welche Reise er 1634 antrat und von der er 1639

zurückkam. Er starb zu Hamburg nach kurzer Krankheit am 7. April 1640. Seine Gedichte erschienen zuerst 1642 zu Jena; die bekannteste und gegen die erste Ausgabe bedeutend vermehrte Ausgabe ist die 1685 zu Merseburg erschienene.

8. S. 23. Andreas Gryphius war geboren am 11. October 1616 zu Großglogau, wurde nachdem er fast zehn Jahre auf Reisen zugebracht hatte, 1647 Landsyndicus des Fürstentums Glogau, und starb am 16. Juli 1664. Seine Gedichte, Dramen und Epigramme erschienen einzeln seit 1647, einige Dramen, wie Leo der Armenier, noch bei seinem Leben in wiederholten Ausgaben 1639, 1650 und 1663, der Horribilicribrifax 1661, die Epigramme 1663, und es sind diese Ausgaben sämtlich sehr selten geworden. Die erste Gesamtausgabe seiner Werke besorgte er selbst 1657, eine zweite, welche auch die nach 1657 entstandenen Dichterwerke umfaßt, sein Sohn Christian Gryphius 1698; in derselben fehlt jedoch gerade eins der zwar nicht künstlerisch aber literarisch bedeutendsten seiner Werke: das Gesangspiel, das verliebte Gespenst. Dasselbe ist (mit der „geliebten Dornrose“, einem in schlesischem Dialect abgefaßten Intermezzostück des verliebten Gespenstes) 1855 von Palm in Breslau wieder herausgegeben und mit Erläuterungen versehen worden.

9. S. 24. Friedrich von Logau, dessen Bedeutendheit wenigstens von der fruchtbringenden Gesellschaft noch bei seinem Leben anerkannt wurde, so unbekannt er auch sonst blieb, war 1604 bei Nimptsch in Schlesien geboren, Kanzleirath in Diensten des Herzogs von Liegnitz, und starb 1655. Die vollständige Ausgabe seiner Epigramme führt den Titel: Salomons von Golaw deutscher Sinn-Getichte Drey Tausend. Dem zweiten Tausend ist eine Zugabe von zweihundert, dem dritten Tausend eine gleiche Zugabe von hundert und ein weiterer Anhang von 257 Epigrammen beigegeben.

10. S. 26. Johann Michael Moscherosch, geboren zu Wilstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, im Elsaß, am 7. Merz a. St. 1600, war in Diensten der Grafen von Leiningen, der Grafen von Kriechingen, der Herzoge von Croy, des Königs von Schweden, und zuletzt seit 1656 seines Landesherrn, als Geheimrath und Kanzleipräsident zu Hanau, welche Stelle er jedoch mehrere Jahre vor seinem Tode aufgab. Er starb zu Worms am 4. April 1669. Die erste Ausgabe seines Werkes fällt in das Jahr 1640, und es enthält dieselbe sieben Gesichte: Schergenteufel, Weltwesen, Venusnarren, Todtenheer, Letztes Gericht, Höllenkinder und Hofschule. Die zweite Ausgabe besteht aus zwei Theilen, deren erster, 1642 erschienen, die eben genannten sieben Gesichte, der zweite, 1643 erschienen, vier Gesichte: Alamode Kehrauß, Hans hinüber Gans herüber,

Weiberlob und Turnier enthält. In demselben Jahr oder 1644 erschienen einzeln die beiden Gesichte: Pflaster wider das Podagram und Soldatenleben. Eine dritte, 1646 oder 1647 erschienene Ausgabe enthält sämtliche bisher genannte dreizehn Gesichte. In der vierten Ausgabe, von 1650, ist dem zweiten Theil ein siebentes Gesicht, Reformation genannt, beigegeben. Diese vierzehn Gesichte erschienen abermals, aber mit mancherlei Zusätzen 1665, und diese Ausgabe wurde 1677 wiederholt. — Im Jahr 1645 erschienen unechte Gesichte (Ratio status; Rent-Kammer; heimlicher Proceß u. s. w., zehn oder eigentlich elf Stücke) in Verbindung mit den echten, zu Frankfurt am Main; ihr Verfaßer ist unbekannt. Möglich übrigens, daß noch mehr Ausgaben der echten Gesichte als hier angegeben worden, vorhanden sind; v. Hille weiß wenigstens im Palmbaum (1647) von fünf Ausgaben zu reden. 1830 sind die echten Gesichte von Dittmar, nebst einer Biographie Moscherosch's, wieder herausgegeben worden.

11. S. 27. Robert Roberthin, der sich Berintho nannte, lebte bis 1648 als brandenburgischer Rath in Königsberg; Heinrich Albert, Organist in Königsberg bis 1668, gab Roberthins Gedichte mit Hinzufügung eigener Lieder mit musikalischen Noten 1638—1650 heraus. Simon Dach war bis 1659 Professor der Dichtkunst in Königsberg; die vollständigste Gesammtausgabe seiner Gedichte erschien 1696.

12. S. 29. Eine Würdigung der Nürnberger Dichterschule hat Julius Tittmann in der Schrift versucht: Die Nürnberger Dichterschule. Harsdörfer, Klay, Birken. 1847.

13. S. 31. Ein Register dieser wunderlichen Verdeutschungen hat Zesen selbst als Anhang zur adriatischen Rosemunda gegeben. S. 366—367.

14. S. 31. Philipp von Zesen war 1619 in Priorau bei Dessau geboren und starb, nachdem er sich an verschiedenen Orten, namentlich lange Zeit in Amsterdam aufgehalten hatte, zu Hamburg 1689. Seine frühesten Werke sind: Adriatische Rosemund 1645, und die Uebersetzungen aus dem Französischen: Ibrahim und Isabella 1645 und Sophonisbe 1646. Den späteren und spätesten Perioden seines Lebens gehören die biblischen Romane an: Assenat 1670, Moses und Simson 1679. Eine Samlung seiner lyrischen Gedichte erschien 1670 unter dem Titel: Dichterisches Rosen- und Lilienthal. Am berühmtesten wurde Zesen durch seine Anleitung zur deutschen Dichtkunst, welche unter dem Titel: Hochdeutscher Helikon seit 1640 in einer langen Reihe von Ausgaben erschien.

15. S. 35. Johann Heermann war geboren zu Rauden 1585, seit 1612 Pfarrer zu Köben, und starb, nachdem er die ebengedachte Pfarrstelle wegen Krankheit niedergelegt hatte, zu Lissa am 17. Februar 1647. Außer den im Text genannten Liedern Heermanns sind noch allgemein

verbreitet gewesen „So wahr ich lebe spricht dein Gott“, „Jesu deine tiefen Wunden“, „Zion klagt mit Angst und Schmerzen“ und „Treuer Wächter Israel“ (dessen 7. Strophe Clemens Brentano zu seinem Gedicht „die Gottesmauer“ benutzt hat). Die meisten Lieder finden sich in seinem Buche: Devoti Musica Cordis, Haus und Herzensmusik. 1630. Ph. Wackernagel hat 1856 seine geistlichen Lieder in einer mehr noch innerlich als äußerlich vortrefflichen Ausstattung wieder herausgegeben.

Johann Rist, geboren zu Ottensen 1607, war Pfarrer zu Wedel an der Elbe (in Stormarn), und starb 31. August 1667. Seine geistlichen Dichtungen (Geistliche Hausmusik; Sabbathische Seelenlust; Himmlische Lieder) sind den Dichtungen Paul Gerhards gleichzeitig, theilweise etwas älter, als diese; die älteren, 1637—1644 gedichteten Lieder sind die besten.

Paul Gerhard, geb. zu Gräfenhainchen 1606, starb am 27. Mai 1676 als Diaconus zu Lübben, nachdem er im Jahr 1667 genötigt worden war, seine Stelle als Diaconus an der Nicolaikirche zu Berlin zu verlaßen. Seine Lieder erschienen zum Theil zuerst einzeln in geistlichen Liedersammlungen (Crügers Kirchenmelodieen, Müllers Erquickstunden) von 1649—1659, gesammelt durch Ebeling 1667 (1707 auch durch Feustking) und fanden im Anfange des 18. Jarh. allgemeine Verbreitung in den kirchlichen Gesangbüchern. In der neueren Zeit sind sie von Langbecker 1841, O. Schulz 1842 und Ph. Wackernagel 1843 wieder herausgegeben worden.

Martin Rinckart war Archidiaconus zu Eilenburg, wo er 8. Dec. 1649 starb; George Neumark, Bibliothekar und Archivsecretar zu Weimar, wo er 8. Juli 1681 starb; Joh. Georg Albinus, Pfarrer zu St. Othmar vor Naumburg († 25. Mai 1679), Samuel Rodigast († 1708) Rector des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin.

Ob die beiden im Text genannten Lieder der Kurfürstin von Brandenburg (Luise Henriette, geborne Prinzessin von Naßau-Oranien, Gemalin des großen Kurfürsten, geb. im Haag 17. Nov. 1627, gestorben 18. Juni 1667) ihr als Verfaßerin im vollen Sinne angehören, und nicht vielmehr dem Minister Otto von Schwerin, ist wiederholt, auch noch in neuester Zeit, zum Gegenstande des Zweifels gemacht worden.

Zu den ausgezeichneteren Liederdichtern dieser Periode gehören noch Johann Frank, Bürgermeister in Guben († 1677), dessen Lieder „Jesu meine Freude“, „Herr Jesu Licht der Heiden“, „Schmücke dich o liebe Seele“ mit Recht sehr zeitig allgemeine Verbreitung fanden und behalten haben (seine Lieder sind 1846 durch Pasig wieder herausgegeben worden); Christian Keymann (Rector zu Zittau † 1662), von welchem das Lied „Meinen Jesum laß ich nicht“ herrührt, der aber in andern Liedern

auch schon das Tändelnde und Spielende blicken läßt, durch welches sich die zweite Hälfte dieser Periode kenntlich macht; Justus Gesenius, Generalsuperintendent zu Hannover († 1671); Michael Dilherr zu Nürnberg, dessen Lieder indes einen concreten Inhalt nicht selten vermissen laßen, und Andere. Repräsentanten des weicheren, zuletzt aus dem Kirchenstil herausfallenden Tones sind z. B. Christian Knorr von Rosenroth, Matthäus Apelles von Löwenstern, Adam Drese (dessen Lied „Seelenbräutigam" ganz den Arienton trägt, welcher in der Spener-Frankischen Schule durch Freylinghausen, Richter, Allendorf, so wie durch Schmolke, Deßler, Reuß, Lampe, vertreten wird); sodann die Gräfin Emilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt geborne Gräfin Barby, der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig und Andere.

In der neuesten Zeit sind außer den Liedern Johann Heermanns und Johann Franks die Lieder mehrerer anderer Dichter dieser Periode theils vollständig theils mit Auswahl herausgegeben worden: so die Lieder Gottfried Arnolds, welche sich vom kirchlichen Leben mit Bewustsein abwenden, die Lieder der Gräfin Ludämilia Elisabeth von Schwarzburg (die Stimme der Freundin 1687; neue Ausgabe von Wilhelm Thilo 1856, eine Auswahl daraus von Sarnighausen 1856), welche nur geistliche Lieder, nicht kirchliche Lieder sind und sein wollen; der Prinzessin Anna Sophie von Hessen-Darmstadt (von Stromberger 1856), des Herzogs Anton Ulrich (eine Auswahl von Wendeburg 1856). Eine Literargeschichte des Kirchenliedes dieser Periode fehlt noch gänzlich.

16. S. 36. Friedrich von Spee war geboren zu Kaiserswert im Jahre 1591, trat 1610 zu Köln in die Gesellschaft Jesu, hielt sich von 1624—1626 in Paderborn, von 1627—1629 in Würzburg auf, 1630—1631 zu Falkenhagen im Paderbornischen, von wo aus er 1631 seine Cautio criminalis in Rinteln drucken ließ, seitdem in Trier, wo er am 7. August 1635 den Anstrengungen, welchen er sich bei der Verpflegung der verwundeten Soldaten (nach der Erstürmung von Trier durch die Spanier am 6. Mai 1635) unterzogen hatte, erliegend, starb. Die Trutz-Nachtigall erschien zuerst Cölln 1649. 12. Außerdem befinden sich Reime und Lieder von ihm in dem Güldenen Tugendbuch 1649 (einer Erbauungsschrift). Die Trutz-Nachtigall (mit Hinzunahme der poetischen Stücke aus dem güldenen Tugendbuch (gab Clemens Brentano 1817 heraus, jedoch mit veränderter Orthographie. Nach dem ersten Drucke, aber doch wieder mit erneuerter Orthographie gaben die Trutz-Nachtigall 1841 heraus B. Hüppe und W. Junkmann.

17. S. 37. Zesen Rosemunde S. 311: „Der Wäfferlein süngt

mit, so vihl als ihm vergönnt". Das Gedicht aus welchem diese Zeile entlehnt ist, enthält ein langes lobpreisendes Verzeichnis der meisten damals blühenden Dichter und Dichterinnen; von Buchner heißt es daselbst: „der grosse Buchner — der hocherleuchtte Mann, dehm sich kein Zizero, noch Maro gleichen kan".

18. S. 38. Johann Scheffler war geboren zu Breslau 1624 und starb daselbst 1677. Ursprünglich Mediciner und als solcher herzogl. württemberg-oelsischer Leibarzt, trat er nach seinem Uebergange zur katholischen Kirche in den geistlichen Stand, und war geistlicher Rath des Bischofs zu Breslau. Seine geistlichen Hirtenlieder (nachher auch unter dem Titel: Heilige Seelenlust) erschienen in einem Jahr mit dem Cherubinischen Wandersmann, 1657.

19. S. 39. Wachler über Schuppius: Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur 1818—19. 2, 64; und in Eberts Ueberlieferungen 1826, I. 2, S. 140—168. Fast alle bedeutenderen deutschen Schriften (durchgängig kurze Abhandlungen) hat Schuppius in den letzten Jahren seines Lebens, 1656—1660 geschrieben. Schuppius war geboren zu Gießen im Jahr 1610 und starb zu Hamburg am 26. October 1661.

20. S. 41. Christian Hofmann von Hofmanswaldau, geboren zu Breslau 1618, starb daselbst als kaiserlicher Rath und Präses des Ratscollegiums 1679. Seine Gedichte kamen nur zum kleinsten Theil während seines Lebens, und zwar erst im Jahre seines Todes zum Drucke (Deutsche Übersetzungen und Gedichte. 1679); manche derselben wurden wider seinen Willen und die meisten kleineren Poesieen erst, zum Theil lange, nach seinem Tode in einem Sammelwerke (Herrn von Hofmannswaldau und anderer Deutschen außerlesene und bißher ungedruckte Gedichte. Sieben Theile, von 1697—1727) veröffentlicht.

21. S. 43. Daniel Kaspar von Lohenstein, geboren zu Nimptsch 1635, starb als kaiserlicher Rath zu Breslau 1683. Seine Dramen erschienen, außer Ibrahim Bassa, welches 1650 und Ibrahim Sultan, welches 1673 erschien, zwischen 1661 und 1665; seine lyrischen Gedichte (Blumen; Rosen; Hyacinthen; Geistliche Gedanken; Thränen) sammelte er erst 1680, und in dem Anm. 20 genannten von Benj. Neukirch veranstalteten Sammelwerke ist mancher Nachlaß von ihm, unter andern seine „Venus", zu finden.

22. S. 47. Christian Weise der grünenden Jugend notwendige Gedanken 1675. (1690) no. XXVII. S. 72—73.

23. S. 47. Hunold lebte seit 1708 (bis zu seinem Tode) in Halle, wo er 1718 eine, geradezu gegen die obscöne Haltung der Hofmannswaldauischen Poesie gerichtete Sammlung unternahm: Auserlesene und noch nie gedruckte

Gedichte unterschiedener berühmter und geschickter Männer zusammengetragen und nebst seinen eignen an das Licht gestellet von Menantes. 27 Stücke. Hier finden sich Gedichte von Joachim Lange, Bogazky, Knorr von Rosenroth, die frühesten von J. J. Rambach u. a. Hunold selbst spricht sich (S. 745) auf das nachdrücklichste gegen die unreine Poesie, der er früher auch gehuldigt hatte, aus, wie er dieß schon früher (1713) in der Vorrede zu seinen akademischen Nebenstunden gethan hatte.

24. S. 47. Von den im Texte genannten Personen waren Heinrich Postel (nicht zu verwechseln mit dem gleichzeitigen aus Stade gebürtigen Nicolaus von Bostel, dessen Gedichte erst nach seinem frühzeitigen Tode, 1708 herauskamen, und weit mehr Natürlichkeit besitzen, als die seiner meisten Zeitgenoßen) und Barthold Feind Hamburger; Feind befaßte sich, nicht ganz ohne Talent, besonders mit Singspielen, besaß auch, als eine für Deutschland damals große Seltenheit, Kenntnis von Shakespare. Henrici, unter dem Namen Picander durch seine in drei Bänden herausgegebenen flachen, zum Theil albernen und frivolen Gedichte in gewissen Kreißen noch weit über Gottscheds Zeit hinaus beliebt, Corvinus (unter dem Namen Amaranthes) und Hanke waren Sachsen. Letzterer ist übrigens der Verfaßer des noch jetzt bekannten und vielen andern Liedern zur Grundlage dienenden Jagdliedes: Auf auf, auf auf zum Jagen, auf in die grüne Haid u. s. w. (siehe Gottf. Benj. Hankens weltl. Gedichte, 1, S. 144). Unter den eigentlichen Schlesiern der zweiten Schule war jedoch der beliebteste für die große Schaar der aus ihm schöpfenden Gelegenheitsdichter der Breslauer Reimer Mühlpfort, ein Zeitgenoße Lohensteins, welcher sein Ansehen bei den Kindtaufs- und Hochzeits-Poeten und deren Gönnern weit länger als hundert Jahre behauptet hat.

25. S. 47. Diese Lobreime Trillers auf Brockes finden sich in dessen Bethlehemitischem Kindermord S. 62. Triller, zu der Nachkommenschaft des aus der Geschichte des sächsischen Prinzenraubes bekannten Köhlers Schmid, nachher genannt Triller, gehörig, beschrieb auch den sächsischen Prinzenraub 1743 in einem nach Gottschedischem Muster eingerichteten, in vier Bücher abgeteilten Gedichte.

26. S. 48. Adelung Magazin für die deutsche Sprache. 1783. 1, S. 98.

27. S. 53. Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz, geb. 27. Nov. 1654, gestorben als Geheimerath zu Berlin 11. Aug. 1699, gehört nicht zu den fruchtbaren Dichtern, und unterscheidet sich schon hierdurch merklich von dem Dichterhaufen seiner Zeit. Ueber die damals herschende Poesie spricht er sich in seiner sogenannten „Satyre über die

Poesie" aus; sehr lange bekannt blieben zwei seiner geistlichen Gedichte: „Unser Heiland ist gebunden" und „Wenn Blut und Lüste schäumen", und fast eben so lange war sein Trauergedicht auf den Tod seiner ersten Gemahlin beliebt und bekannt, aus welchem eine Redensart „was für Wellen und für Flammen schlagen über mir zusammen" sogar volksmäßig geworden ist. Seine Gedichte erlebten von 1700 bis 1727 neun Auflagen; die beste ist die zehnte 1727, nach welcher sich die zalreichen folgenden Ausgaben gerichtet haben.

28. S. 54. Barthold Heinrich Brockes war geboren 1680 und starb 1747. Sein irdisches Vergnügen in Gott erschien nach und nach von 1723 bis 1748, der letzte (neunte) Theil nach seinem Tode; die ersten fünf Theile erlebten wiederholte, der erste in zwanzig Jahren sogar sieben Auflagen.

29. S. 55. Der Roman von Pontus und Sidonia, einer der gelesensten und berühmtesten, ist zugleich der einzige, welcher auf deutscher Grundlage ruhet: es ist die auch mit Veränderung der Namen romanisierte altenglische, noch dem 14. Jahrh. angehörige und sogar theilweise alliterierende, Erzälung von Hornchilde and maiden Rimenild (*Ritson* ancient romances 3, 295); vgl. J. Grimm in v. d. Hagens altd. Museum 2, 284—316. Aus dem Französischen wurde Pontus und Sidonia in der Mitte des 15. Jarhunderts übersetzt durch Eleonore, geborne Prinzessin von Schottland, vermält an den Erzherzog Sigmund von Oestreich; gedruckt wurde diese Uebersetzung 1485 und dann sehr oft.

Der Hugschapler (Hugo Capet, dessen fabelhafte Geschichte der Roman enthält) ist zu Anfange des 15. Jarh. von Margarethe, Herzogin von Lothringen, verfaßt. Von derselben Verfaßerin rührt auch der Roman Lother und Maller her, welcher zum kerlingischen Sagenkreiß gehört: geschrieben wurde derselbe 1405, von der Tochter der Verfaßerin, Elisabeth, vermälten Herzogin von Nassau-Saarbrücken 1437 in das Deutsche übersetzt, 1514 gedruckt, und 1805 von Fr. Schlegel neu bearbeitet (er findet sich im 7. Bande seiner Werke).

Fierabras stammt, gleich Lother und Maller, aus dem kerlingischen Sagenkreiße und ist seit 1533 in Deutschland bekannt. Er bildet nebst Tristan und Isolt und Pontus und Sidonia den Inhalt von v. d. Hagens Buch der Liebe 1809. Die Melusine wird keltischen Ursprungs sein: aus dem Französischen wurde dieses Buch 1456 durch Düring von Ringoltingen (Ruggeltingen) aus Bern übersetzt und diese Uebersetzung schon 1474 gedruckt; die Magelone ist erst später, 1535, gleichzeitig mit dem Kaiser Octavianus, in das Deutsche übersetzt worden (Octavianus durch Wilhelm Salzmann, die Magelone durch Veit Warbeck).

30. S. 55. Woher der Amadis eigentlich stamme, ist noch immer nicht ganz klar; vermutlich jedoch ist er portugiesischen oder spanischen Ursprungs, und schon im 14. Jarh. abgefaßt. In seiner ältesten Gestalt hatte er vier Bücher; späterhin wuchs deren Anzal auf 24. Nach Deutschland wurde er kurz vor 1569 gebracht, und 1569—1570 von dem Buchhändler Sigismund Feierabend in deutscher Uebersetzung herausgegeben.

31. S. 66. Der Name des Verfaßers des Simplicissimus war bis vor Kurzem unbekannt, da er ihn unter mancherlei Anagrammen (z. B. Samuel Greifnson vom Hirschfeld, oder German Schleifheim von Sulsfort wie er eben auf dem Titel des Simplicissimus sich nennt) zu verstecken beflißen war. Erst 1838 deckte Echtermeyer (Hallische Jarbücher 1838 Nr. 52—54) den wahren Namen auf. Auch glaubte man an das Vorgeben als sei der Simplicissimus der Nachlaß eines Verstorbenen; wir wißen jetzt, daß Grimmelshausen erst am 17. August 1676 gestorben ist. Vgl. die Aufsätze von Passow in den Blättern für lit. Unterhaltung 1843 Nr. 259—264; 1844 Nr. 119; 1847 Nr. 273.

32. S. 71. Die von Gottsched herausgegebenen Zeitschriften sind: Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit (von 1732—1744); Neuer Büchersaal der schönen Wißenschaften von 1745—1754) und das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit von 1751—1762).

33. S. 80. Albrecht von Haller war geboren zu Bern 1708, von 1737 bis 1753 Professor der Medicin zu Göttingen, von 1753 bis zu seinem Tode, 12. December 1777, zu Bern als Director der Salzwerke zu Bex.

34. S. 81. Friedrich von Hagedorn, geboren zu Hamburg 1708, gestorben daselbst 28. October 1754, lebte in ansprechender Muße, ähnlich wie später Klopstock, welcher für viele der späteren Dichter ein nur allzu verführerisches Ideal wurde. Eine gründliche literarische Abhandlung über Hagedorn von K. Schmitt steht in Henneberger's Jahrbuch 1855 S. 62—110.

35. S. 82. Die Urteile über Liskow widersprechen einander noch heute, wie vor funfzig und vor hundert Jahren. Gervinus (Neuere Geschichte der poetischen Nationalliteratur 1, 60) sagt von ihm, daß er Rabener „an Männlichkeit, Mut, Gediegenheit und Gesinnung weit übertreffe“, und daß seine Schreibart „zwar nach französischer Art correct, präcis, phantasielos, aber eigentümlich rein und keck sei“ — ein Urteil, welches ich, der ich Liskows Schriften oft und zwar in der Originalausgabe (der von 1739, in welcher die früheren Einzeldrucke treu wiedergegeben werden) gelesen habe, ohne Einschränkung unterschreibe; W. Wackernagel erklärt

dagegen (deutsches Lesebuch III, 2. S. IX.) Liskows Schriften für „langweilige Pasquille". Von Pasquillen habe ich nichts, von Langweiligkeit nur sehr wenig bei Liskow gefunden.

Ueber Liskows Lebensumstände herschte lange Zeit ein fast rätselhaftes Dunkel; erst in der neuesten Zeit ist dasselbe aus archivalischen Quellen aufgeklärt worden; vgl. Helbig Christian Ludwig Liskow 1844; und Lisch Christian Ludwig Liskows Leben 1845.

36. S. 84. Christian Fürchtegott Gellert war geboren am 4. Juli 1715 zu Hainichen bei Freiberg in Sachsen, war in Leipzig Magister und seit 1751 außerordentlicher Professor der Philosophie, als welcher er am 13. Dec. 1769 starb. Seine Fabeln und Erzälungen erschienen zuerst in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes" seit 1743, verbessert in einer 1746 (1748, 1751 und ferner) herausgegebenen Samlung; wiewol mehrere auch in dem Werke Lehrgedichte und Erzälungen (1754) zuerst erschienen, wie z. B. der Informator, Hans Nord u. a. Diese Fabeln und Erzälungen verbreiteten sich in kurzer Zeit durch die ganze gebildete Welt: man hat fünf bis sechs französische Uebersetzungen derselben, außerdem aber sind sie in das Italienische, Dänische, Russische u. s. w. übersetzt worden. — „Die schwedische Gräfin" erschien gleichzeitig mit der ersten Samlung seiner Fabeln; seine (vier und funfzig) geistlichen Oden und Lieder gab er 1757 heraus, und es ist belehrend, aus der Vorrede zu derselben die tiefe Verehrung und den richtigen kirchlichen Geschmack Gellerts für das alte Kirchenlied kennen zu lernen, da diese Eigenschaften ihn dennoch an der Zusammensetzung seiner eigenen geistlichen Dichtungen nicht zu hindern vermochten. Die neueste Gesamtausgabe von Gellerts Schriften erschien 1840.

37. S. 89. Magnus Gottfried Lichtwer, geb. zu Wurzen 1719 und gestorben zu Halberstadt 1783, gab seine Fabeln zuerst 1748, verbessert zuerst 1758 und sodann 1762 heraus. Eine neue Ausgabe seiner Werke erschien 1828. Johann Gottlieb Willamov, aus Mohrungen in Ostpreußen, starb 1777 zu Petersburg: seine dialogischen Fabeln erschienen 1765. Johann Benjamin Michaelis starb 26 Jahr alt 1772 zu Halberstadt; seine Gedichte (Fabeln, Lieder und Satiren) erschienen bereits 1768, und zeugen von einem bedeutenden aber noch unreifen Talente. Gottlieb Wilhelm Burmann aus Hirschberg in Schlesien, lebte in Berlin das Leben eines Sonderlings. Gottlieb Konrad Pfeffel aus Colmar, wo er längere Zeit ein Erziehungshaus leitete, seit seinem 21. Jahre blind, gestorben 1809, schrieb seine frühesten Fabeln gleichzeitig mit Willamow und Michaelis, von 1762—1774, gab aber auch 1783 und später noch einzelne Samlungen seiner, selten erfundenen, meist dem Französischen nachgeahmten Fabeln heraus. Er war ein Repräsentant der

allerdürftigsten und trockensten sogenannten Aufklärung jener Zeit. Seit Pfeffel schlummerte die, naturgemäß nur der Vorblüte und der Nachblüte der klassischen Dichtung angehörende Fabel längere Zeit, bis Abraham Emanuel Fröhlich (zu Brugg im Aargau 1796 geboren, dermalen Pfarrer zu Aarau) durch seine 1825 erschienenen Fabeln dieser bisher nur der untergeordneten Lehrpoesie angehörigen Dichtungsgattung die Seele wahrer Dichtung einhauchte. — (Auch durch seine übrigen Gedichte gehört Fröhlich zu den wahrsten und tiefsten Sängern der neuern Zeit).

38. S. 90. Gottlieb Wilhelm Rabener, geb. zu Wachau in Sachsen 1714, gestorben 1771 zu Dresden, begann seine satirische Laufbahn bereits 1737 (mit dem einzigen metrischen Stück, welches er hervorgebracht hat: „Beweis daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind", womit er sich der neuen Zeit anzuschließen schien). Seine übrigen Satiren erschienen meistens von 1742 bis 1748 in den Belustigungen des Verstandes und Witzes und in den Bremischen Beiträgen. Gesammelt gab er dieselben 1751 heraus und sie erlebten bis zum Jahre 1777 bereits acht Auflagen.

39. S. 90. Justus Friedrich Wilhelm Zachariä war geboren 1726 zu Frankenhausen, gestorben als Professor zu Braunschweig 1777. Seine Dichterzeit währte von 1744 bis 1763. Nur seine „Fabeln und Erzälungen in Burcard Waldis Manier" erschienen später, 1771.

40. S. 100. Christian Felix Weiße, geb. 28. Januar 1726 zu Annaberg, starb als Obersteuersecretär zu Dresden am 16. Decb. 1804. Seine Dichterzeit fällt zwischen die Jahre 1750 bis 1770; auf dieselbe folgte seine pädagogische Wirksamkeit. Seit 1760 (bis 1795) war Weiße aber auch Herausgeber der Bibliothek der schönen Wißenschaften und freien Künste (seit 1766: Neue Bibliothek), einer Zeitschrift, welche neben dem deutschen Merkur Wielands und der allgemeinen deutschen Bibliothek Nicolais das ästhetische Urteil der deutschen Mitwelt besonders jedoch derjenigen Kreiße beherschte, welche sich zu der nüchternen, auf Gottschedschem Boden stehenden, sächsischen Poesie hielten.

41. S. 119. Klopstock war am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren und starb am 14. Merz 1803 zu Hamburg. Während seines Aufenthalts zu Schulpforte (1739—45) wurde ihm die dichterische Eingebung, aus welcher (während seines Aufenthalts in Leipzig, 1746—48) ein Messias hervorgieng. Aus der Zeit seines Hauslehrerlebens in Langensalza (1748—1749) stammen seine Oden an Fanny (Friederike Schmidt). 1750 hielt er sich einige Zeit bei Bodmer in Zürich auf, von 1751—1771 meist in Kopenhagen, wohin er durch den dänischen Minister Bernstorff mit einer dänischen Pension gerufen war, um in Muße seinen Messias zu

vollenden. Von 1771 bis zu seinem Tode lebte er mit einer kurzen Unterbrechung, indem er 1775 als Hofrath nach Karlsruhe gieng aber bald zurückkehrte, in Hamburg. Sein langes Leben war ein Leben der völligsten Freiheit von jedem äußern Beruf und Geschäft, ein Leben der „glücklichen Muße“, welcher keine Arbeit vorausgegangen war, gleichsam das Ideal, welchem die Dichter der Sturmperiode wie die der Empfindsamkeit mit sehnsüchtiger Leidenschaft entgegenstrebten. Von den Leiden und Freuden des Haus- und Freundschaftslebens war sein Dasein ausschließlich angefüllt, woraus sich Vieles nicht allein in seinen Dichtungen und in seiner ganzen Richtung, sondern auch in den Erzeugnissen seiner Nachfolger und Jünger hinreichend erklärt. Ein ansprechendes Zeugnis dieses sehr ausschließlichen und sehr weichen aber sehr innigen Privatlebens gewährt die Schilderung des geistigen Verkehrs in welchem seine Gattin (Meta Moller, in seinen Oden: Cidli, verheiratet 1754, gestorben 1758) mit ihm stand, und zumal die Erzälung von ihrem Tode, im 11. Bande seiner Werke (Klopstocks Werke. Leipzig, Göschen 1798—1817, 12 Thle. 4.)

42. S. 132. Lessings Werken ist bis jetzt unter allen der neueren Zeit allein eine vollständige und kritische Ausgabe zu Theil geworden, durch welche nicht allein die letzte Gesammtausgabe (1771—1794 in dreißig Bänden), sondern auch die früheren Samlungen (Schriften, 1753—1756, sechs Theile) und die Originalausgaben entbehrlich geworden sind: Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften. Berlin, Voß 1838—1840. 8. 13 Bände (von Lachmann besorgt). Sehr weniges nur dürfte nachzutragen oder zu berichtigen sein. Vgl. Gottlieb Mohnike Lessingiana. 1843 (bezieht sich hauptsächlich nur auf Lessings Epigramme). — Ein seltsamer Versuch war es, „die Erziehung des Menschengeschlechts“ Lessing ab- und Thaer zusprechen zu wollen, welchen Körte in Thaers Biographie wagte. Die völlige Haltlosigkeit desselben hat Guhrauer nachgewiesen. Lessing wurde geboren zu Camenz am 27. Januar 1729 und starb als Bibliothekar zu Wolfenbüttel am 15. Februar 1781.

43. S. 168. Herder, am 25. August 1744 zu Morungen in Ostpreußen in ärmlichen Verhältnissen geboren, aus denen er sich mühsam emporarbeitete, war mehr als Klopstock und Lessing auf das Streben und Ringen im äußeren Leben gewiesen, woraus sich manche später an ihm hervortretenden und oft voreilig getadelten Charakterzüge erklären und rechtfertigen laßen. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er 1765 als Lehrer an der Domschule in Riga, später war er (zum Theil als Begleiter eines Prinzen von Holstein) auf Reisen, von 1770—1775 Hofprediger in Bückeburg, von 1776 an Hofprediger und Generalsuperintendent in Weimar, wo er am 18. December 1803 starb. Die neueste Gesamtausgabe seiner

Werke ist die von Cotta 1827—1830 unternommene, 60 Bände in drei Abteilungen.

44. S. 198. Das tiefere dichterische Geheimnis, welches Goethe in sich trug, mag den Reiz erzeugt haben, allen nur irgend denkbaren Einzelheiten seines Lebens nachzugehen, um dieses Geheimnis der dichtenden Seele, welches doch nur die Seele aufschließen kann, sich von der Welt aufschließen zu laßen — einen Reiz, der sich keinem andern Dichter gegenüber, selbst Schiller nicht ausgenommen, in gleicher Stärke gezeigt hat, der aber zuletzt zu einem fast lächerlichen Kitzel geworden war. Meinte man doch wer weiß was damit gewonnen zu haben, als man ermittelt hatte, daß Goethes Urgroßvater, Johann Christian Goethe, Hufschmied zu Artern in der Grafschaft Mansfeld, sein Großvater Friedrich George Goethe der Schneidermeister und nachher Wirt zum Weidenhof in Frankfurt gewesen war. Verfolgte man doch nicht allein jede noch so leise Spur seiner Liebesverhältnisse, nicht allein derer, welche unmittelbaren, wirklichen und offenkundigen Einfluß auf sein Leben und Dichten gehabt haben, und deren Persönlichkeit deshalb allerdings auch an und für sich ein Interesse gewährt, wie des zu Gretchen (die eines Wirtes Tochter zur Rose in Offenbach gewesen sein soll, wie Bettina von der „Frau Rath“ erfahren haben will), zu Friederike (Friederike Brion aus Sesenheim, gestorben im November 1813 zu Meißenheim im Badischen), zu Lotte, zu Lili (Elisabet Schönemann, nachher verheiratete von Türkheim). sondern auch solcher Verhältnisse, deren Zusammenhang mit Goethes Dichtungen sehr locker war, vielleicht gar erst geraten oder kaum vermutet werden konnte, wie zu dem Leipziger Stubenmädchen Aennchen, zu Charitas Meixner und andern. Widerwärtig aber geradezu waren die Fabeleien und Klatschereien über Friederike (Näke Wallfahrt nach Sesenheim 1840. Fr. Pfeiffer Goethes Friederike 1841. Vgl. dazu Augsb. Allgemeine Zeitung 1840. Beilage No. 182—183. 1841 Beil. No. 211. 1842 Beil. No. 23; desgleichen A. Stöber Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. 1842). Dergleichen literarische Forschungen nach dem äußeren Goethe haben keinen höheren Wert, als das Anstarren des jetzt modern und völlig unkenntlich gewordenen Goetheschen Hauses auf dem großen Hirschgraben, womit die Fremden ihre Teilnahme für Goethe in Frankfurt zu bezeigen pflegen, wogegen die, welche den innern Goethe in Frankfurt suchen, sich aus dem modernen Hirschgraben in dessen nächste Nachbarschaft, in das „goldne Federgäßchen“ und dessen seit fast einem Jarhundert unverändert gebliebene Umgebungen wenden, um hier in dem wirklichen alten Frankfurt auch den wirklichen alten Goethe wieder zu finden und die Kinderspiele und Kinderräume des Dichterknaben in der eigenen Seele nachbeben zu laßen. Auch

die Samlungen von Goethes Briefen (Briefwechsel mit Schiller, Zelter u. a.) gewähren fast nur ein literarisches und culturhistorisches Interesse; einen tiefern Einblick in Goethes Inneres gewähren die, sonst und im Ganzen freilich sehr unbedeutenden Briefe an Frau von Stein, so wie die wenigen mit Gräfin Auguste Stolberg gewechselten Briefe. Hervorhebung verdient indes der Briefwechsel mit Friedrich Heinrich Jacobi, und alle diese Samlungen werden überragt von dem Briefwechsel mit Charlotte Buff und deren Gemahl Kestner, welcher 1855 erschienen ist und gezeigt hat, daß das wirkliche Leben, das Verhältnis zwischen Goethe, Charlotte und Kestner, nicht allein edler sondern auch dichterischer gewesen ist als die Dichtung. Goethe war geboren zu Frankfurt am Main am 28. August 1749, und starb zu Weimar am 22. Merz 1832.

45. S. 222. Schiller war geboren am 11. (nach früheren Angaben am 10.) November 1759 zu Marbach bei Stuttgart und starb zu Weimar am 9. Mai 1805. Ueber sein Leben gibt einen ansprechenden, doch bei weitem nicht vollständigen Aufschluß die von seiner Schwägerin, Caroline von Wolzogen, verfaßte und 1830 in zwei Bänden erschienene, aus Erinnerungen der Familie hervorgegangene Biographie. Eins der vollständigsten, aber auch der einseitigsten Werke über ihn ist das von Karl Hoffmeister (Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke, 4 Bde.); eins der compendiösesten und verläßlichsten sein Leben von Gustav Schwab. Zu einer vollständigen Charakteristik Schillers sind die Briefwechselsamlungen (mit Goethe, mit Dalberg, mit Humboldt, mit Körner) freilich nicht zu entbehren, doch ist hier, und namentlich in dem Briefwechsel mit Körner, auch sehr viel beschwerliches Material aufgeschichtet, welches nur dem minutiösen Detail einer speziellsten Literaturgeschichte zu Gute kommt. Schiller als Dichter hat durch diese Samlungen wenig oder nichts gewonnen, Schiller als Mensch namentlich durch die Publication des Körnerschen Briefwechsels Manches verloren. Eine willkommene Gabe waren die zwischen Schiller und seiner nachherigen Gattin, Charlotte von Lengefeld in den Jahren 1788—1789 gewechselten Briefe, welche Schillers Tochter (Frau von Gleichen-Rußwurm) 1856 unter dem Titel herausgegeben hat: Schiller und Lotte, 1788. 1789.

46. S. 237. Johann Heinrich Jung, von dem Namen den er sich in seiner Lebensgeschichte gab: Heinrich Stilling, gewöhnlich Jung-Stilling genannt, war geboren in dem Dörfchen Grund bei Hilchenbach im Fürstentum Nassau-Siegen am 12. September 1740 und starb zu Heidelberg am 2. April 1817.

47. S. 238. Dieses Urtheil ist von Jördens, Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten 3. Bd. (1808) S. 106. Die „Barden“ waren

Vorläufer und zum Theil Zeitgenoßen der Genieperiode, wol eigentlich sogar eine besondere Art Genies. Ihre Dauer war kurz und erstreckte sich nicht weiter als etwa von 1765—1775.

48. S. 240. Christian Friedrich Daniel Schubart war am 20. Merz 1739 zu Obersontheim in Württemberg geboren und starb 1794 zu Stuttgart. Seine eigentliche Dichterzeit ist der Genieperiode parallel und manche seiner Eigenschaften zeigt ihn uns sogar als eine Art von süddeutschem Repräsentanten dieser aufstrebenden und unklaren Dichtergattung. Seine Haft auf dem Hohen-Asberg fällt in die Jahre 1777—1787; seine Lebensbeschreibung gab er noch selbst (1791—1792) heraus.

49. S. 240. Salomo Geßner war 1730 zu Zürich geboren und starb daselbst als Mitglied des Rates und Buchhändler, 1787. Sein etwas jüngerer Zeitgenoße und Geistesverwandter, Franz Xaver Bronner, war geboren zu Donauwert 1758, wurde frühzeitig Kapuzinermönch, verließ jedoch nachher den Orden, und starb, als Ruine einer uns fremd gewordenen Vergangenheit, zu Aarau in dem Alter von 92 Jahren am 12. Aug. 1850.

50. S. 240. Bekannt ist insbesondere A. W. v. Schlegels Beurteilung der Matthissonschen Gedichte (Matthisson, Voß und F. W. A. Schmidt; eine Zusammenstellung; zuerst 1800 im Athenäum, jetzt in den sämtlichen Werken 12, 55 u. w.)

51. S. 241. Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis, geboren zu Seewis in Graubündten 1762, gestorben zu Malans 28. Januar 1834, war zur Zeit seiner nur wenig Jahre umfaßenden Dichterzeit Hauptmann der Schweizer-Garde zu Versailles. — Sein Zeitgenoße Matthisson war 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren und starb 1831. Auch dessen Dichterzeit war, wenn gleich länger als die seines Freundes Salis, doch nur kurz; was er nach 1796 gedichtet hat, ist kaum des Nennens wert.

52. S. 242. Die Blüte des Göttinger Dichterbundes ist der Genieperiode und dem ersten Auftreten Goethes gleichzeitig, und die dichterische Thätigkeit fast keines einzigen seiner Glieder und Angehörigen hat das neunzehnte Jarhundert, die Wenigsten haben das letzte Jarzehnd des achtzehnten Jarhunderts erreicht; selbst Voß macht keine Ausnahme, da seine dichterische Productivität mit dem Jahre 1802, als er seine Gedichte sammelte, bereits völlig erloschen war. Ueber diesen Dichterbund vergleiche man Prutz der Göttinger Dichterbund. 1841. Der Musenalmanach, durch welchen die hierher gehörigen Dichter besonders wirkten, wurde 1770 durch Gotter und Boie begründet, und die ersten neun Jahrgänge desselben sind für die Geschichte der Dichtkunst dieser Periode von Wichtigkeit (die folgenden völlig unbedeutend). Bürger war geboren am 1. Januar 1748 und

starb 8. Juni 1794; Hölty, gleichfalls 1748 geboren, starb bereits am 1. September 1776; Friedrich Leopold Graf Stolberg, geb. 1750 starb 1819; Voß, geb. 1751, starb 1826; Miller, geb. 1750, gestorben zu Ulm 1814, hat nur bis 1785 seine schriftstellerische Thätigkeit fortgesetzt und Boje vollends, ohnehin kaum ein Dichter, mehr ein Kritiker und Literator geb. 1744, gest. 1806, nachdem er die Herausgabe des Musenalmanaches mit 1776 aufgab, kaum noch etwas gedichtet. Außer den im Texte Genannten könnten übrigens noch einige andere Angehörige und Verwandte dieses Kreißes genannt werden, wie z. B. der Bürgermeister von Lübeck, der einst mit seinen Kinderliedern und gemütlichen Hausdichtungen gern gehörte Christian Adolf Overbeck (geboren 1755, gestorben 1821).

53. S. 244. Eine treffliche Literärgeschichte von Bürgers Lenore und von dem ganzen verwandten Dichtungskreiße hat W. Wackernagel in den Altdeutschen Blättern von Haupt und Hoffmann 1, 174—204 gegeben. Die ziemlich ausgedehnte und nicht in allen ihren Erscheinungen erfreuliche Literatur über Bürgers Leben und Dichten ist neuerlichst vermehrt worden durch eine zwar nicht alles Erhebliche umfaßende und manches Unwesentliche besprechende aber doch im Ganzen dankenswerte Schrift von Heinrich Pröhle: G. A. Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. 1856.

54. S. 249. So urteilte über Hermann und Dorothea, der Luise Voßens gegenüber, der Literarhistoriker Koch in seinem Compendium der deutschen Literaturgeschichte 1798. 2, S. 187.

55. S. 251. Hebel war geboren 11. Mai 1760 zu Basel, ein Sohn armer Bauernleute im badischen Oberlande, Lehrer am Lyceum zu Karlsruhe und Consistorialrat, zuletzt Prälat, und starb 22. Septbr. 1826. Seine dichterische Wirksamkeit als Volksschriftsteller fällt in das erste Jarzehnd des gegenwärtigen Jarhunderts.

56. S. 251. Matthias Claudius, geb. 1740, gestorben 1815, schrieb seit 1774 seinen Asmus omnia sua secum portans oder sämtliche Werke des Wandsbecker Boten, (eine Samlung seiner in der Zeitung „der Wandsbecker Bote" enthaltenen Aufsätze), eine Volksschrift welche zwar den späteren volksmäßigen Schriften Hebels nicht gleich kommt, indessen für den sächsischen Norden Deutschlands doch ziemlich dieselbe Bedeutung gehabt hat, wie die Hebelschen Schriften für den Süden. Nach einer in Hebels „Ehrengedächtnis" (von Kölle, in Hebels Werken 1843. I. S. XXVII.) enthaltenen, von Hebel selbst herrührenden Angabe soll zwar das berühmte Rheinweinlied von Sander in Karlsruhe gedichtet worden sein, indes ist diese Angabe unbezweifelt falsch, indem dasselbe nicht in dem Wandsbecker Boten (wie Kölle in der angeführten Stelle aus Hebels

Munde erzält), sondern mit Claudius Namen im Vossischen Musenalmanach von 1776 zuerst erschienen ist. Eine ansprechende Schilderung von Claudius Leben gibt das Buch von Wilhelm Herbst: Matthias Claudius der Wandsbecker Bote. 1857.

57. S. 254. Göckingk war geboren 1748 und starb 1828 in Berlin. Seine Dichterzeit reichte kaum bis in die achtziger Jahre des vorigen Jarhunderts.

58. S. 256. Friedrich Christoph Nicolai war geboren zu Berlin 1733 und starb daselbst 1811. Schon 1754 versuchte er sich in literarischer Kritik durch seine Briefe über den Zustand der schönen Wißenschaften, begann 1758 in Leipzig die Bibliothek der schönen Wißenschaften, gab 1761—1765 mit Lessing, Abbt und Mendelsson die Briefe, die neueste Literatur betreffend heraus (24 Theile) und gründete 1765 die allgemeine deutsche Bibliothek, welche er bis 1792 fortsetzte (128 Bände). Seine geschmacklosen Romane erschienen im achten Jarzehend des Jarhunderts. Bekannt ist seine Samlung von Anekdoten von Friedrich II. und war seine Reise durch Deutschland; beides so flach und unbedeutend wie möglich. Merkwürdiger ist sein Kleyner feyner Almanach u. s. w. von Volksliedern 1775 und 1776, wodurch er das Volkslied lächerlich machen wollte, aber den ersten Anstoß zu einer gründlichen Erforschung und Kenntnis desselben gab.

59. S. 258. August Wilhelm Iffland, zu Hannover 1759 geboren, starb zu Berlin 1814. Seine dramatischen Werke füllen 16 Bände (Leipzig 1798—1802); im Jahre 1844 erschien eine Auswahl in zehn Bänden, aus welcher man ihn genügend kennen lernen kann.

60. S. 260. August von Kotzebue, 1761 zu Weimar geboren, 1781—1797 in Rußland, nachher in Wien, 1800 nach Sibirien geschickt, später 1800—1806 in Weimar und Berlin, 1806—1813 abermals in Rußland, 23. Merz 1819 in Mannheim ermordet, schrieb die berühmtesten seiner Stücke von 1785—1795, seine Fruchtbarkeit aber dauerte bis fast zu seinem Tode. Sie füllen in der Gesamtausgabe von 1827 vierundvierzig, in der neuesten von 1840 vierzig Bände.

61. S. 261. Heinse, geb. 1749, gestorben 1803, gehört in gewisser Weise mit zu den Genies der Sturmperiode und war in den siebenziger Jahren eng mit den Jacobi zu Düsseldorf verbunden, obgleich er in diesem Kreiße nur eine sehr untergeordnete Rolle spielte. Aus dieser Zeit stammen seine schlimmsten Produkte; der doch schon etwas erträglichere Ardinghello erschien 1787; aus derselben Zeit oder noch älter, aber später erschienen, sind „Anastasia“ und „Hildegard von Hohenthal“.

62. S. 262. Moritz August von Thümmels (geb. 1738, gestorben 1817) Reisen in die mittäglichen Provinzen Frankreichs erschienen in zehn Theilen von 1795—1805, seine Wilhelmine und die Inoculation der Liebe aber zwanzig Jahre früher. Seine gesammelten Werke erschienen zuletzt 1839; dieselben enthalten auch seine von Gruner verfaßte Biographie.

63. S. 265. Theodor Gottlieb (von) Hippel war 1741 geboren und starb 1796; die „Lebensläufe“ erschienen 1779—1781, die Kreuz- und Querzüge 1793; seine gesammelten Werke 1827—1838 in 14 Bänden.

64. S. 266. George Christoph Lichtenberg, geb. 1742 zu Oberramstadt bei Darmstadt, gestorben 1799 als Professor zu Göttingen, schrieb seine kleinen, hierher gehörigen Aufsätze von denen die älteren, von 1775—1785 geschriebenen die besten sind, meist für Zeitungsblätter; erst nach seinem Tode wurden sie gesammelt. Seine, unvollendet gebliebene, Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche ist sein letztes Werk; sie erschien 1794—1799.

65. S. 270. Johann Paul Friedrich Richter war geboren 21. Merz 1763 zu Wunsiedel und starb zu Baireuth am 24. Nov. 1825. Sein literarisches Auftreten fällt in das Jahr 1782 (Grönländische Prozesse); nach dem Jahre 1808 hat er kaum noch etwas Bedeutendes geschrieben (etwa mit Ausnahme des „Kometen“), und sein literarischer Nachlaß ist unerheblich. Die satirischen Werke sind die Grönländischen Prozesse, die Auswahl aus den Teufels Papieren (1788), des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz (1805) und Katzenbergers Badereise (1808), von welchen das letzte verhältnismäßig das beste ist. Die übrigen bedeutenden Werke sind: die unsichtbare Loge (1793), Hesperus (1795), Quintus Fixlein (1796), Titan (1800—1803), Flegeljahre (1803—1805). Sehr unbedeutend sind die am meisten gelesenen Blumen-Frucht- und Dornenstücke (1796). Jean Pauls sämtliche Werke erschienen 1826—1828 in sechzig Theilen, wozu später ein Nachtrag von fünf Bänden erfolgte; sodann 1840 in 33 Bänden. Sein Leben ist Gegenstand vielfältiger und bis zum Ueberdruß spezieller Besprechung geworden (s. namentlich R. O. Spazier Warheit aus Jean Pauls Leben, 1826 u. f., 8 Bände; desselben Biographie Richters 1833 u. f., 5 Bände), von welcher die Nachwelt schwerlich irgend eine Notiz nehmen wird.

66. S. 270. Hoffmann war 1776 zu Königsberg geboren, von 1800 an preußischer Beamter in Südpreußen, (Polen) bis 1806, nachher bis 1814 Musikdirektor in Bamberg und Dresden, von 1814 bis zu seinem Tode 1822 Kammergerichtsrat in Berlin. Seine literarische Thätigkeit

füllt das letzte Viertel seines Lebens aus, welches von Hitzig (1823, 2 Bände) geschildert worden ist, und nichts weniger als ein erfreuliches Bild gewährt.

67. S. 273. Friedrich Müller war 1750 zu Kreuznach geboren und starb zu Rom am 23. April 1825. Seine Werkchen erschienen einzeln von 1773 bis 1781 und wurden damals wenig beachtet. Gesammelt wurden sie 1811. Neuerdings ist eine umständlichere Bearbeitung des Faust aus seinen nachgelaßenen Papieren veröffentlicht worden (Frankfurter Konversationsblatt, belletristische Beilage zur Oberpostamtszeitung, 1850, No. 238, 5. October, und folgende), durch welche jedoch die poetische Bedeutung Müllers nicht erhöhet worden ist.

68. S. 282. August Wilhelm von Schlegel war geboren zu Hannover 5. September 1767, lebte in der Zeit der aufblühenden romantischen Schule in Jena, nachher in Berlin, später wiederholt in Gesellschaft der Frau von Stael, dann in Paris, wo er sich der indischen Literatur zuwandte, welche ihn in der zweiten Hälfte des Lebens fast ausschließlich beschäftigte, seit 1818 in Bonn als Professor, wo er am 12. Mai 1845 starb. Seine Werke wurden 1846 u. flg. gesammelt.

Friedrich von Schlegel war geboren am 10. Merz 1772, befand sich in der Zeit als die s. g. romantische Schule begann, gleichfalls als Docent in Jena, lebte nachher aber, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten war, meist in Wien, und starb zu Dresden 11. Januar 1829. Seine Werke wurden noch bei seinem Leben (1822, 10 Bände) gesammelt und später wiederholt herausgegeben.

Die dichterischen Werke beider Brüder fallen in die letzten Jahre des 18. und in die ersten des 19. Jarhunderts.

69. S. 284. Ludwig Tieck war am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, und starb daselbst am 28. April 1853. Seine Anfangswerke (Abdallah 1795 und William Lovell 1795) erinnern noch an die fast zwanzig Jahre rückwärts liegende Genieperiode, theilweise an Heinse; seine Polemik gegen die unpoetische Richtung der gemeinen literarischen Welt fällt in die Jahre 1797—1799 (Peter Leberecht, gestiefelter Kater); darauf folgen seine Romantischen Dichtungen (1799—1800, enthaltend Zerbino, den getreuen Eckart, die Genovefa, die Melusine und das Rotkäppchen), in denen noch Manches wie z. B. die Melusine, völlig unverarbeitet blieb, und darauf erst „der Kaiser Octavianus"; später (1812) der Phantasus. 1803 erschien seine Auswahl deutscher Minnelieder, 1812 seine Bearbeitung von Ulrich von Liechtensteins Frauendienst. Seine Lyrik ist dieser romantischen Periode parallel.

70. S. 284. Ludwig Achim von Arnim war geboren 26. Jan. 1781 in Berlin und starb zu Wiepersdorf 21. Januar 1831. Clemens

Brentano, geboren zu Frankfurt am Main 1777, starb zu Aschaffenburg 28. Juli 1842; die nach seinem Tode von G. Görres herausgegebenen nachgelaßenen Werke stehen an Bedeutung wenigstens nicht über den von ihm selbst veröffentlichten; namentlich möchte der erhobene Anspruch, als sei der Entwurf des Gockel Hinkel Gackeleia der Ausführung vorzuziehen, sich als Teuschung erweisen.

71. S. 285. Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geboren zu Brandenburg 1777, starb zu Berlin 23. Januar 1844. Sein Zauberring erschien 1815.

72. S. 286. Zur Charakteristik der bedeutenderen Personen der romantischen Schule ist neuerlich ein nicht unwichtiger Beitrag geliefert worden durch die Briefe an Fouqué (herausgegeben von Albertine v. Fouqué mit Vorbericht und Anmerkungen von Kletke) 1847.

73. S. 288. Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt oder wie er sich nannte: Adalbert von Chamisso, war auf dem Schloß Boncourt in der Champagne, welches er durch sein schönstes Gedicht gefeiert hat, am 27. Januar 1781 geboren; durch die Revolution vertrieben, kam er nach Berlin, und zwar zehn Jahre lang in preußischen Militärdiensten. Nachdem er später in Berlin studiert hatte machte er die Entdeckungsreise der Romanzowischen Expedition als Naturforscher (am Bord des Rurik) mit, war nachher Custos des botanischen Gartens zu Berlin, und starb am 21. August 1838. Vor seiner Reise gehörte er ganz dem Kreiße der romantischen Schule an, welcher damals in Berlin bestand. Erst durch Peter Schlemihl, 1814, nahm er einen selbständigen Standpunkt ein, und die Fruchtbarkeit seiner Lyrik fällt in noch spätere Zeiten, größtentheils in die letzten zehn Jahre seines Lebens. Seine gesammelten Werke, 6 Bände, wurden 1838 von Hitzig herausgegeben; der 5. und 6. enthalten sein Leben und seine Briefe.

74. S. 291. Anna Elisabet Freiin von Droste-Hülshoff war geboren zu Münster, und starb am 24. Mai 1848 zu Meersburg am Bodensee, 51 Jahre alt. Ihre Gedichte, sämtlich der späteren Zeit ihres Lebens angehörig, erschienen zuerst gesammelt 1838, dann 1844. Von den im Text genannten Dichtern sind seitdem (außer dem schon früher, 5. Febr. 1840, verstorbenen Gaudy) verstorben Robert Reinick (7. Februar 1852) und August Kopisch (6. Februar 1853).

75. S. 293. Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau (Nikolaus Lenau), 1802 in Ungarn geboren, gehörte zu den edlen aber unvollkommenen dichterischen Naturen, welche eine beßere Zeit im Bereiche dieses Lebens mit Hast und Unruhe suchen, den wirklichen Frieden ahnen, aber ihn zu ergreifen außer Stande sind. Er verfiel gleich Hölderlin in

Wahnsinn, und starb, zu tiefster thierischer Stumpfheit herabgesunken, in einer Irrenanstalt zu Wien am 22. Aug. 1850. Seine Gedichte sammelte er zuerst 1834; Faust erschien 1837, Savonarola 1838, die Albingenser 1842.

Heinrich Heine starb zu Paris am 17. Februar 1856.

76. S. 295. Friedrich Ludwig Zacharias Werner, geb. 1768 zu Königsberg, gestorben 1823 zu Wien, schrieb seine früheren Werke (bis 1811) während seines Aufenthaltes in Südpreußen (Warschau) und eines in hohem Grade ungeregelten Lebens. 1811 trat er in Rom zur katholischen Kirche über, und schrieb wenig später seinen vierundzwanzigsten Februar. 1814 wurde er Priester und war ein beliebter Prediger in Wien; nicht lange vor seinem Tode trat er in den Orden der Redemptoristen. Ein Lebensabriß von Hitzig erschien 1823. Seine Werke sind, jedoch nur in einer Auswahl, 1841 gesammelt erschienen.

77. S. 298. Friedrich Gottfried Maximilian von Schenkendorf, geboren zu Tilsit 11. December 1784, starb zu Coblenz am 11. December 1819. Seine besten Gedichte finden sich in seinen Vaterlandsliedern (1815) und in seinem poetischen Nachlaß 1832. Eine Samlung seiner Gedichte erschien 1837.

78. S. 299. August Graf von Platen-Hallermünde, geboren 1796 zu Ansbach, war früher ohne Neigung und Geschick baierischer Officier, studierte nachher Philosophie und Philologie und hielt sich seit 1826 meistens in Italien auf. Er starb zu Syrakus am 5. Dec. 1835. Die Gesamtausgaben seiner Werke sind nicht ganz vollständig, z. B. fehlen in denselben die einst viel genannten und in Straßburg gedruckten „Polenlieder“ welche indes zu jener Zeit nur wegen ihres Stoffes gefeiert wurden; als dichterische Erzeugnisse stehen sie unter Platens Gedichten ohne Frage auf der untersten Stufe.

79. S. 300. Karl Leberecht Immermann, geb. 1796 zu Magdeburg, starb zu Düsseldorf 26. August 1840. Der Roman „Münchhausen“ (4 Bände) ist sein letztes vollendetes Werk (Tristan und Isolde blieb unvollendet und ist poetisch wenig bedeutend). Neben Platen ist er der Einzige, welcher wenigstens einige Zustände unserer Zeit satirisch aufzufaßen vermochte, wovon neben einigen frühern Schriften sein Münchhausen den Beweis liefert; bedeutender ist Immermann durch den tiefen und feinen Sinn für das deutsche Naturleben, welcher ihm die künstlerisch vollendeten Gestalten des Hofschulzen mit seiner Umgebung im Münchhausen gelingen ließ.



Register.

Wenn die römische Ziffer fehlt, so gibt die arabische die Seitenzahl des zweiten Bandes an.

A.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

L.

M.

N.

V.

W.

Y.

Z.